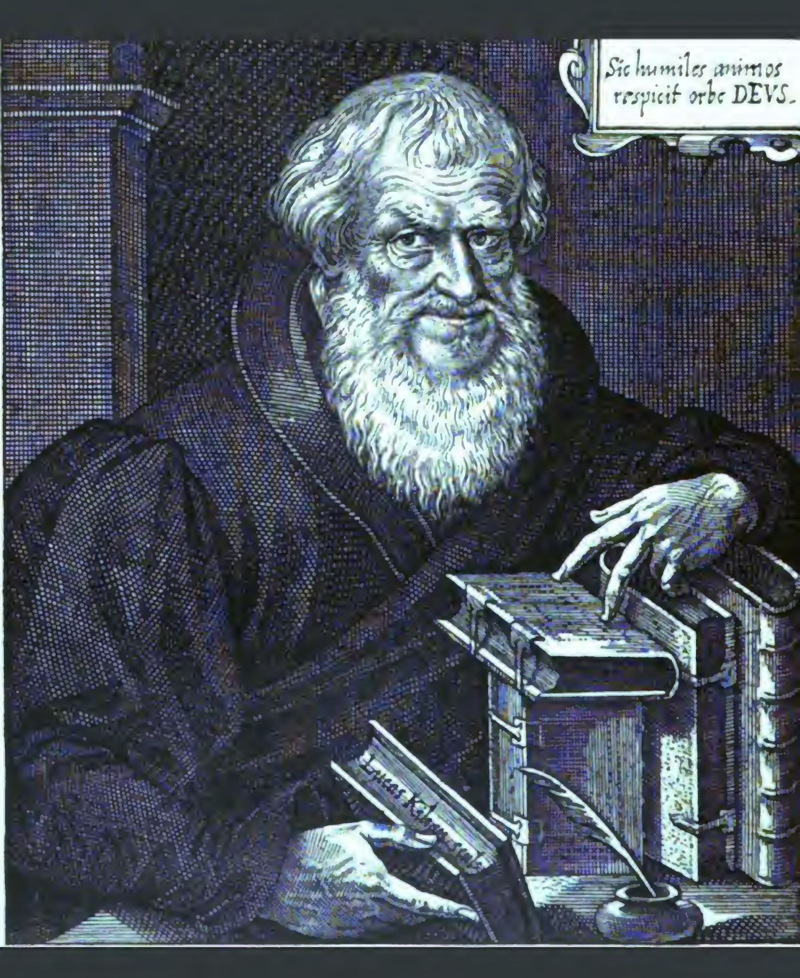
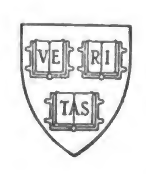


Hans Sachs und seine Zeit

Rudolf Genée





Hans Sachs und seine Zeit.

H. S. White

May 1904.

Cambridge



Nach einem Kupferstiche von L. Kilian, aus dem Jahre 1623.

Hans Sa[illegible]

und seine [illegible]

[illegible] Lebens- und Kulturbild [illegible]

Rudol[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Leipzig

[illegible]

[illegible]



Hans Sachs

und seine Zeit

Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation

Von

Rudolph Genée

Zweite, durchgesehene Auflage

Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Faksimiles nach den Handschriften und Notenbeilagen von Meisterliedern

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1902

Vorwort zur ersten Auflage.

Hoch droben in den Wolken schwebt
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.

Goethe, Hans Sachsens poetische Sendung.

Wenn es je geboten war, den Dichter eines früheren Zeitalters nur im Zusammenhange mit seiner Zeit zu schildern, so ist dies bei Hans Sachs der Fall. Aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, dem er auch bis gegen das Ende seines langen Lebens treu anhänglich blieb, war er berufen, in der Geschichte der Reformation eine hervorragende Rolle zu spielen, den ganzen Verlauf der Reformationsbewegung, von den ersten begeisternden Anfängen bis zu ihrer Zersplitterung und ihrem Niedergang, in seinen Dichtungen zu begleiten. Er ist zwar nur in wenigen seiner Gedichte ein Schilderer der Ereignisse; aber wir vernehmen doch aus allen die Tonart, die ihm die Richtung gab, und aus der sein tiefes und reiches Gemüt zu uns spricht, in klarer, nie gestörter Harmonie.

Um ihn in diesem Sinne ganz zu verstehen, müssen wir ihn nicht allein in dem Zusammenhang mit seiner Zeit ins Auge fassen, sondern auch in den Beziehungen zu seiner Vaterstadt, dem damals in allen Landen hochgepriesenen Nürnberg, das zur Zeit der Geburt des Hans Sachs bereits auf die höchste Stufe der Entwickelung gelangt war und in des römisch-deutschen Reiches Grenzen eine fast unvergleichliche Bedeutung hatte. Neben der in Nürnberg zu höchster Blüte gelangten Kunst und seinem in allen Landen berühmten Kunstgewerbe, neben dem großen Welthandel und der Wissenschaft war auch gerade der Handwerkerstand zum kraftvollsten Dasein gekommen, und in den Handwerkerkreisen war als ihr religiös-künstlerisches Ideal der Meistergesang

gepflegt worden, um dann in Hans Sachs den hervorragendsten Vertreter zu finden. Bei dem starken Bildungstrieb, der in jener Zeit auch in den arbeitenden und geringeren Ständen herrschte, hatte die Volksdichtung aus den naivsten Anschauungen über Kunst und Dichtung mit bewunderungswürdigem Eifer sich emporgerungen. So erkennen wir besonders auch bei Hans Sachs, wie er in seinem freudigen Schaffensdrang bestrebt war, die Schätze der Bildung, die der Humanismus erst seit kurzem aufgedeckt hatte, zusammenzuraffen, um sie zu fördern und fruchtbar zu machen.

Die große Bedeutung, die Hans Sachs für seine Zeit hatte, mußte naturgemäß in den folgenden Jahrhunderten sich vermindern. Dazu war der Dreißigjährige Krieg mit seinen auf allen Gebieten sich geltend machenden Zerstörungen gekommen, und aus Rauch und Trümmern, im schroffsten Gegensatze zur rauhen Wirklichkeit, stiegen die gelehrten Dichterschulen empor, um auf neuem Boden etwas Neues zu schaffen. Der Volksdichter, wie die ganzen dichterischen Formen des 16. Jahrhunderts wurden mit Geringschätzung betrachtet, die Ursprünglichkeit und Gesundheit galt als Roheit, und Hans Sachs geriet in Mißachtung, dann in Vergessenheit.

Als endlich im vorigen Jahrhundert die Einsichtsvolleren an ihn wieder erinnerten, waren die Verbindungsfäden nur schwer wieder zu knüpfen. Als Gottsched mit seinem nationalen Empfinden und seinem unschätzbaren Sammelfleiße wieder vieles von Hans Sachs ans Licht brachte, konnte er zwar den „ungelehrten Mann“, der (wie der Nürnberger Poet von sich selber sagte) „weder Latein noch Griechisch kann“, nicht gerade besonders hochstellen, aber er mußte doch erstaunen, was der schlichte Handwerker alles hatte leisten können. Der Altenburgische Professor Salomon Ranisch konnte mit seiner grundlegenden „historisch-kritischen Lebensbeschreibung“ des Hans Sachs, als des „ehemals berühmten Meistersängers zu Nürnberg“, nur auf engere Kreise eine Wirkung ausüben. Aber selbst nachdem zehn Jahre später ein Dichter wie Goethe in seinem ihn verherrlichenden Gedicht von „Hans Sachsens poetischer Sendung“ ein so treues Bild des liebenswerten Volksdichters gegeben hatte, wobei er mit zornigem Kraftwort „in Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt“,

kam man mit der Würdigung des vernachlässigten Dichters nur sehr langsam vorwärts.

In den Litteraturgeschichtswerken unseres Jahrhunderts ist ihm schon seit Gervinus der ihm gebührende Ehrenplatz angewiesen worden. Mit umfassender Kenntnis des seitdem angewachsenen Materials ausgerüstet, hat ihn dann Karl Goedeke in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", diesem Musterwerke deutschen Fleißes und Wissens, zu würdigen gewußt. Während die vom Stuttgarter litterarischen Verein schon 1870 begonnene Ausgabe eines Neudruckes aller poetischen Werke des Hans Sachs auch durch die bis dahin ungedruckt gebliebenen Gedichte vervollständigt wurde, haben sich auch die Einzelschriften über ihn sowie verschiedene ihm gewidmete Studien in den Litteraturblättern von Jahr zu Jahr vermehrt.

Zu den Umständen, welche trotz alledem einer dauernden Verbreitung seiner Werke und der Erkenntnis seines ganzen Wertes im Wege waren, gehört auch die außerordentliche Menge seiner dichterischen Schöpfungen, selbst wenn wir dabei von den mehr als viertausend Meisterliedern und anderen ungedruckt gebliebenen Gedichten absehen. Man hatte deshalb schon seit etwa einem Jahrhundert begonnen, mit einer geeigneten Auswahl seiner Dichtungen in größere Kreise zu dringen, und gewiß kann nur dadurch für weitere Verbreitung der Kenntnis des Dichters gesorgt werden. Aber es ist dabei auch nicht zu verkennen, welche Schwierigkeiten gegenwärtig bei einer geeigneten Auswahlausgabe zu überwinden sind. In dem alten Gewande seiner Sprache würde er den meisten unverständlich bleiben, denn nicht nur seine Orthographie, auch sein Stil und seine Sprache verlangen zunächst ein Studium, das aber den unmittelbaren Genuß beeinträchtigt. Mit einer Modernisierung seiner Sprache aber würde man ihn schwer schädigen, denn der Inhalt seiner Dichtungen ist meist von dem äußern Gewande derselben, von der Sprache seiner Zeit untrennbar. Zwischen dem Höhepunkte seiner Thätigkeit und unserer Gegenwart liegt ein Zeitraum von 350 Jahren. Das ist eine sehr lange Zeit für einen Dichter der eigenen Nation, der in seiner uns fremd gewordenen Sprache nicht wie ein ausländischer Dichter früherer Jahrhunderte durch Uebersetzungen uns näher gebracht werden kann. Die Grundsätze, nach

denen er meines Erachtens sprachlich behandelt werden dürfe, habe ich in meiner vor Jahren erschienenen Auswahl seiner vorzüglichsten Schwänke und Fastnachtspiele (Berlin 1888) durchzuführen gesucht, indem ich mich auf eine bloße Veränderung seiner Orthographie und einige Kürzungen beschränkte, ohne ihm von der Farbe seiner Zeit, von der strotzenden Fülle und Kraft seiner Sprache etwas zu rauben. Freilich lernt man durch eine auf solch bescheidenes Maß sich beschränkende Auswahl ihn noch nicht in seiner vollen Bedeutung, in der Ganzheit seines Wesens kennen. Auch bedarf Hans Sachs ebenso wie Dante und Shakespeare, so wenig er auch als dichterische Größe mit diesen zu vergleichen ist, einer vermittelnden Thätigkeit, um die große Kluft zwischen ihm und unserer Zeit auszufüllen. Dichterische Tiefen und Probleme kommen bei ihm nicht vor, wie bei den Genannten, denn was er dachte, empfand und wollte, das sprach er alles deutlich und klar genug aus. Aber für ihn, der in allen seinen Dichtungen uns so ganz und gar als ein Kind seiner Zeit entgegentritt, ist es nötig, ihn auch in dem Zusammenhange mit seiner Zeit zu erklären und in dem Dichter auch zugleich den Menschen in seinem ganzen Wesen deutlich und anschaulich hinzustellen. Je mehr ich dem Dichter nachspürte, um so mehr stieg bei mir auch die Bewunderung und Liebe für diesen in der Geschichte des deutschen Volkes unvergleichlichen Menschen. Da aber in der Geschichte seiner Zeit besonders Nürnberg eine so hervorragende Stellung einnahm, so wurde der Wunsch in mir erweckt, für die lebendigere Anschaulichkeit der alten Reichsstadt auch die bildlichen Darstellungen zu Hilfe zu nehmen, um so auch äußerlich den steten Zusammenhang des Dichters und seiner Schöpfungen mit seiner herrlichen Vaterstadt zum Ausdruck zu bringen.

Nur wenige Worte noch über die sprachliche Behandlung der teils in Auszügen, teils vollständig abgedruckten Dichtungen. Bei allen jenen kleineren und größeren Auszügen, die ich in den Haupttext des Buches eingeflochten habe, hielt ich es für zweckdienlich und für gestattet, die Sprache des Dichters durch Umwandlung der Orthographie leichter verständlich zu machen, ohne dem Charakter und dem Reize seiner Sprache etwas zu nehmen. Dagegen habe ich bei den im Anhang mitgeteilten ganzen Dichtungen und Schriftstücken, aus seinen Handschriften oder auch

mit Benutzung derselben, an der buchstabengetreuen Wiedergabe der Originale festgehalten. Die Buchdrucker seiner Zeit hatten ihre eigene Orthographie, die, so willkürlich man auch dabei verfahren mochte, doch dem Auge des Lesers nicht so große Schwierigkeiten bereitet wie die von den Drucken wesentlich abweichende Orthographie des Dichters, in der er übrigens keineswegs auf niedrigerer Stufe stand als alle seine Zeitgenossen. Von dem Unterschied zwischen seiner eigenen Schreibweise und der Orthographie in den alten Drucken wird man sich überzeugen können, wenn man die Stücke des Anhangs II, III, IV, V u. VIII, in denen mir die Handschrift ausschließlich maßgebend war, mit dem unter VI mitgeteilten Gedichte vergleicht. Ueber die Noten-Handschriften findet man einige Erläuterungen im Anhang I.

Die Anmerkungen, die als Ergänzungen und Nachweise dienen, sind an den Schluß des Buches verwiesen, so daß der Leser in stand gesetzt ist, über die eine oder andere Frage genauere Auskunft zu finden, ohne dadurch in der Lektüre des Buches zu viel auf die litterarhistorischen und geschichtlichen Spezialitäten abgelenkt zu werden.

Rudolph Genée.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Den vorstehenden einleitenden Worten, die ich meinem Buche bei seinem ersten Erscheinen vorausschickte, habe ich für die gegenwärtige neue Auflage nur wenig hinzuzufügen. Das Werk ist ist im ganzen, bis auf die Austilgung einzelner weniger Versehen, unverändert geblieben.

Als mein Buch vor acht Jahren erschien, ging es der großen Hans-Sachsfeier, bei der vierhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, voraus. Wenn auch diese Feier in Nürnberg, der Vaterstadt und dem Nährboden des Dichters, ihren glänzenden Höhepunkt fand, so wurde sie doch gleichzeitig in fast allen Städten des deutschen Vater-

landes begangen und gab Zeugnis dafür, daß man im deutschen Volke für die Bedeutung des Dichters und für seinen sittlichen Wert ein gesteigertes Empfinden hatte. Bei jener Feier hatten die in zahlreichen Städten veranstalteten Aufführungen der besseren Fastnachtspiele des Dichters bewiesen, daß auch diese Schwänke mit ihrer Fülle von Lebenskraft und gesundem Humor wohl ein Anrecht haben, in gewissen Zeitpunkten auf den deutschen Bühnen fortdauernd wieder zu erscheinen, ohne daß es dafür des Anlasses einer neuen Gedächtnisfeier bedürfte.

Bei der so günstigen Aufnahme, die das Buch beim Publikum wie in den zahlreichen kritischen Besprechungen gefunden hat, war es mir besonders erfreulich, daß man fast allenthalben erkannte, aus welchem Gesichtspunkte ich es betrachtet zu sehen wünschte: nicht allein als ein Stück Litteraturgeschichte, sondern mehr noch als das Lebensbild eines in seiner Art einzigen deutschen Mannes und zugleich als das Kulturbild einer ereignisvollen Zeitepoche, in der das Leben und Wirken des fruchtbarsten und liebenswertesten deutschen Volksdichters aller Zeiten den durchgehenden Faden bildet. Möchte die neue Auflage des Buches, in der Würdigung dieser seiner Bestimmung, einer gleichen Zustimmung und Teilnahme sich erfreuen!

Rudolph Genée.

Inhalt.

Zwölftes Kapitel.

Anhang.

Verzeichnis
der für das Buch zu Rate gezogenen Werke.*)

Joannis ab Indagine Wahre und grundlegende Beschreibung . . . Erfurt 1750. — Singularia Norimbergensia . . . Nürnberg 1739. — G. A. Will, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon. Nürnberg und Altdorf 1755—1758. — G. A. Will, Histor. diplomat. Magazin. Nürnberg 1781. — G. A. Will, Nürnberg. Münzbelustigungen. 4 Bände. Altdorf 1764—1766. — J. D. Köhler, Historische Münzbelustigungen, 22 Bde. Nürnberg 1729. u. f. — A. Würfel, Histor. genealog. und diplomat. Nachrichten zur Nürnbergischen Stadt- und Adelsgeschichte, Nürnberg 1766 u. 1768. — M. Trudenbrodt, Nachrichten zur Geschichte der Stadt Nürnberg, 2 Bde. 1785—1786. — Siebenkees, Materialien zur Nürnberg. Geschichte, 4 Bde. Nürnb. 1792—1795. — J. C. S. Kiefhaber, Monatl. histor. Anzeigen . . . Nürnb. 1797—1802. — Ch. G. Murr, Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten . . . 2. Aufl. Nürnb. 1801. — Scharrer, Die Blütezeit Nürnbergs von 1480—1530. Nürnb. 1828. — Mannert, Überblick von Nürnbergs Aufkeimen, Blüte und Sinken. Nürnb. 1828. — M. M. Meyer, Des alten Nürnbergs Sitten und Gebräuche. Nürnb. 1831—1836. — (Will) Die kleine Geschichte des Nürnb. Schönbartlaufens, Altdorf 1761. — F. W. Ghillany, Nürnberg historisch und topographisch nach den ältesten Quellen und Urkunden, München 1863. — Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert: Nürnberg, 5 Bde. Leipzig 1862—1874. — F. L. Frhr. v. Soden, Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg. 1860—1862. — Würdinger, Kriegsgeschichte von Bayern, Franken 2c. von 1347—1506. München 1868. — Fr. L. Frhr. v. Soden, Kaiser Karl V. in Nürnberg, Nürnb. 1858. — Joh. Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades. Berlin 1852. — Fr. Meyer u. Lochner, Nürnberg und seine Merkwürdigkeiten. Nürnb. 1861. — G. W. K. Lochner, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg zur Zeit Kaiser Karls IV. — K. Kamann, Nürnberg im Bauerkrieg. Schulprogramm. Nürnb. 1878. — L. W. Marx, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. 1872 und 1873. — J. F. Roth, Geschichte des Nürnberg. Handels, 3 Teile.

---

*) Nicht mit angeführt sind hier die sämtlichen Originaldrucke und Handschriften des Hans Sachs. — Für besondere Fälle findet man Hinweise auf die Quellen in den „Anmerkungen und Ergänzungen" S. 469—520.

Leipzig 1800. — K. L. Roth, Zur Geschichte des Nürnberg. Schulwesens im 16. und 17. Jahrhundert, Nürnberg 1839. — J. Baader, Der Handel Nürnbergs im Mittelalter (Jahresbericht d. hist. Ver. für Mittelfranken) 1871. — Joh. Müllner, Kurzgefaßte Reformationsgeschichte . . . Nürnbergs. Nürnb. 1770. — G. W. K. Lochner, Die Reformationsgeschichte der freien Reichsstadt Nürnberg. Nürnb. 1845. — Dr. Fr. Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg. Würzburg 1885.

G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter. Frankfurt 1868. — D. G. Beyschlag, Über die Meistersinger in Augsburg. (Gelegenheitsschrift.) Augsburg 1807. — H. Bocke, Das Burggräfliche Schloß zu Nürnberg, illustr. v. Dammer. Nürnb. 1882. — Frhr. v. Stillfried u. Dr. Maerker, Hohenzollerische Forschungen. Berlin 1847. — Doppelmayer, Histor. Nachrichten von den Nürnberg. Mathematicis u. Künstlern . . . Nürnb. 1730. — Joh. Neudörffers Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten . . . 1546. Nebst Fortsetzung von Andr. Gulden, 1661. Herausgeg. v. Campe. Nürnb. 1828. — C. Ch. Hirsch und Andr. Würfel, Lebensbeschreibung der Geistlichen in Nürnb. Nürnb. 1756—1763. — J. Fr. Roth, Gesch. u. Beschreib. d. Nürnb. Karthause. Nürnb. 1790. — J. Fr. Roth, Lebensbeschreibungen von merkwürdigen Nürnbergern. Nürnb. 1796. — M. M. Mayer, Spengleriana. Nürnb. 1830. — Dr. Rud. Hagen, Willibald Pirkheimer u. sein Verhältnis zum Humanismus und zur Reformation. (Mittheil. d. Ver. f. d. Gesch. Nürnbergs. 4. Heft.) — Ernst Münch, Charitas Pirkheimer . . . Nürnb. 1826. — Dr. Rud. Markgraf, Kaiser Maximilian und Albrecht Dürer. Nürnb. 1840. — Fr. Campe, Reliquien von Albrecht Dürer. Nürnb. 1828. — Fr. Wanderer, Adam Krafft u. seine Schule. Prachtwerk mit Holzschnitten. Nürnb. 1869. — C. Becker, Jost Amman . . . Leipzig 1854. — J. D. F. Sotzmann, Ältere Geschichte der Xylographie und Druckkunst. (Histor. Taschenbuch von Raumer.) 1837.

Salomon Ranisch, Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens. Altenburg 1765. — Lützelberger, Hans Sachs, sein Leben u. s. Dichtung. Nürnb. 1876. — E. Weller, Der Volksdichter Hans Sachs. Eine Bibliographie. Nürnb. 1868. — Frommann, Versuch einer grammatischen Darstellung der Sprache des Hans Sachs. Nürnb. 1878. — Odebrecht, Hans Sachs, ein Mahner und Warner der Deutschen. Berlin 1860. — W. Sommer, Die Metrik des Hans Sachs. Halle 1882. — Rudolph Genée, Lehr- u. Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Berlin 1882. — Edm. Goetze, Hans Sachs. (Allg. Deutsche Biographie.) — Edm. Götze, Verschiedene Mitteilungen im Archiv für Litt.-Gesch. Bd. 7, 8 u. 11. — Edm. Goetze, Monographie Adam Puschmanns in Görlitz. (Lausitzer Magazin, Bd. 53.) — Charles Schweitzer, Un poète allemand au XVI Siècle. Étude sur la vie et les oeuvres de Hans Sachs. Paris 1887. — J. Sahr, Zu Hans Sachs. (Zeitschrift für deutschen Unterricht.) 1892.

Hans Sachs.

Erstes Kapitel.

Die Reichsstadt Nürnberg
im fünfzehnten Jahrhundert.

Wer heutzutage in Nürnberg den Gang hinauf zur alten Burg gemacht hat und von der „Freiung" hinabblickt auf die Häusermassen mit den mannigfach geformten Dächern und mit den zahlreichen Türmen der Stadt sowie der alten Befestigungen, der wird den Eindruck haben, daß dies noch dieselbe Stadt ist, wie sie Hans Sachs in seinem Lobspruch der Stadt Nürnberg 1530 beschrieben hat —: die „unzählig Zahl" von Häusern mit ihren Giebelmauern, dem köstlichen Dachwerk mit Zinnen u. s. w. Die Übereinstimmung der alten Zeit mit der neuen kann sich freilich nur auf die Gesamtheit des Eindrucks beziehen, und ganz besonders von dem hier bezeichneten Standpunkt aus. In den Straßen und an den Häusern hat sich begreiflich im Laufe der Jahrhunderte gar Vieles verändert, Vieles wohl zum Bessern. Aber groß und herrlich muß auch damals die Stadt gewesen sein, welche — wie in dem Gedichte gesagt wird — fünfhundert und achtundzwanzig (??) Gassen hatte, „wohl gepflastert", mit zwölf Röhrbrunnen und hundertundsechzehn Schöpfbrunnen, elf steinernen Brücken, mit ihren dreifachen Ringmauern und hundertunddreiundachtzig Türmen, sowie mit allen

den gemeinnützigen Anstalten und Einrichtungen, für die das „fürsichtige" Regiment der Republik väterlich sorgte. Was die ganz unglaubliche Zahl von Gassen betrifft, so wird der Dichter darunter nur die kürzeren Straßenteile verstanden haben, nicht aber die bei uns durchgehenden längeren und mit einheitlichen Namen versehenen Straßen; und auch in solchem Sinne klingt die Angabe des sonst so gewissenhaften Dichters bedenklich. Dagegen wird die Zahl von 183 Türmen der Befestigungsmauern kaum zu hoch gegriffen sein. Schon mehr als achtzig Jahre vor Hans Sachs hatte der Nürnberger Volksdichter Hans Rosenplüt, „der Schnepperer", die Stadt mit ihren Herrlichkeiten beschrieben und von den starken Befestigungen mit ihren 187 Türmen zu erzählen gewußt. Rosenplüts Gedicht fällt in die Zeit, da Nürnberg sowohl in seiner politischen und gewerblichen Bedeutung wie auch als schöne und reichgezierte Stadt den höchsten Aufschwung genommen und dann bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts sich weiter entwickelt hatte. Die gewaltigen alten Befestigungen der freien Reichsstadt und die starke Rüstung, mit der die Bürgerschaft sich gegen allerlei Feinde sicherte, geben uns ein Bild jener mittelalterlichen Städte, die nur unter der fortdauernden starken Rüstung für den Krieg und für die Verteidigung auch die Segnungen ihres Gewerbfleißes, des Handels und der Künste, zu schützen vermochten. Aber keine andere Stadt giebt uns zugleich das Bild einer so erstaunlichen Vielseitigkeit ihres Wertes, wie das alte Nürnberg.

Die schon unter den Fränkischen Kaisern der Stadt verliehenen Freiheiten, darunter auch das Münz- und Marktrecht, wurden ihr unter dem Hohenstaufen Friedrich II. nicht nur bestätigt, sondern auch wesentlich erweitert. Über der reichsstädtischen Regierung stand der Kaiser als einziges Oberhaupt und als Schutzherr. Dem Burggrafen aber hatte die Stadt eine jährliche Abgabe von zwanzig Pfund Heller zu zahlen; und da ihm außerdem jedes dritte Stück Wild und der dritte Baum aus dem Reichswalde zuerkannt war, so hatte er seinen eigenen Forstmeister auf der Sebalder Seite, und durch die Beaufsichtigung von Wald und Jagd entsprangen zwischen ihm und der Stadt mancherlei Streitigkeiten. Ein Einfluß aber auf die städtischen Angelegenheiten kam ihm nicht zu; denn für diese ward vom Kaiser der Schultheiß bestellt, der in früherer Zeit von außerhalb kam, späterhin aber auch aus der Bürgerschaft berufen wurde. Unter den ältesten Schultheißen treffen wir auch schon die Namen aus den noch

in spätern Jahrhunderten angesehenen Geschlechtern der Stromer, Pfinzing und noch Anderer. Der Schultheiß hatte in alter Zeit vor allem die Majestät des Kaisers zu vertreten und er war in dieser seiner Eigenschaft dem Bürgerausschuß der „Consules“ beigegeben, denen die eigentliche Verwaltung zukam.

Das schnelle und üppige Emporblühen der Stadt und ihres Landgebietes hatte in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer heftigen Krisis geführt, in welcher das sich seiner Kraft bewußte Handwerkertum sich gegen die zunehmende Macht der „Geschlechter“ richtete. Es kam zu einer mit großer Keckheit unternommenen Verschwörung und zu einem Aufstand, der für Nürnberg ein Ereignis von geschichtlicher und folgenreicher Bedeutung wurde. Im Juni des Jahres 1348 hatten die Handwerkszünfte, an ihrer Spitze das Schmiedegewerk, sich gegen die Stadtregierung verschworen, sie zu stürzen. Wenn auch dabei größere politische Motive — die im Reiche herrschenden Parteistreitigkeiten um die Kaisermacht — mitwirken mochten, so wurde doch die Unzufriedenheit von jenen Bürgern genährt, welche sich zu gunsten einzelner Geschlechter benachteiligt glaubten, die im Rate festen Sitz behielten und, nach der Meinung der Unzufriedenen, die Angehörigen mehrerer Zünfte von der Teilnahme an den Ratsgeschäften ausschlossen. Das Rathaus wurde gestürmt, die Mitglieder des Rates wurden verjagt und flüchtig und ein neues Regiment ward von der siegreichen Partei eingesetzt.

Die Revolution war dem Rate so überraschend gekommen, daß er mit einem Schlage sich überwunden sah und den Aufrührern das Rathaus überlassen mußte.

Eben zu dieser Zeit war im deutschen Reiche der Zwist um die Kaiserwürde entbrannt, indem Ludwig dem Baier als Gegenkönig der Markgraf Karl von Mähren von den Kurfürsten erwählt und zu Aachen zum König gekrönt ward. Da bei den Parteistreitigkeiten der Nürnberger Rat sich für Karl IV. erklärt hatte, so trat nun auch der neue König und Kaiser für den vertriebenen Rat ein. Im Herbste 1349 zog Karl IV. mit einer Streitmacht in Nürnberg ein, um Ordnung zu stiften, was übrigens jetzt nicht schwer war, denn die neue Stadtregierung hatte bereits abgewirtschaftet und die Bevölkerung sehnte sich nach anderen Zuständen. Der Kaiser hielt in Nürnberg strenges Gericht, die Hauptanstifter des Aufruhrs wurden enthauptet und viele wurden vom Nürnbergischen Gebiete verbannt. Der alte Rat aber wurde aufs neue eingesetzt und mit aller Macht ausgerüstet.

In der Geschichte Nürnbergs war diese Episode der einzige Fall, in welchem der Friede der Stadt durch innere Zwistigkeiten in so gewaltthätiger Weise gestört ward. Geschützt durch die Kaiserliche Gunst und Autorität befestigte sich schnell das Ansehen der städtischen Regierung wieder und von der stürmischen Episode blieb nichts übrig als eine daraus hergeleitete Volksbelustigung, welche ein paar Jahrhunderte lang sich erhalten hat. Es war das Fest des „Schembartlaufens“ (später korrumpiert in Schönbart), für welches den unter den Zünften allein treu gebliebenen Metzgern ein Privileg erteilt wurde.



St. Sebaldus.

Jene heftige Krisis des Jahres 1348 scheint übrigens die gute Folge einer Klärung der Verhältnisse und einer dauernden Befestigung der reichsstädtischen Regierung gehabt zu haben. Allerdings waren es zunächst die älteren Patriziergeschlechter, welche dadurch gewonnen hatten, und die seitdem im Besitze der aristokratisch-republikanischen Regierung sich zu erhalten wußten.

Mehr und mehr erweiterten sich jetzt Nürnbergs Handelsbeziehungen zu andern Ländern. Nürnberg und Augsburg waren bereits die Hauptlagerplätze für die Produkte aus Italien geworden. Aber für den Handel mit dem Norden war Nürnberg durch seine Lage mehr begünstigt, als die Schwesterstädte Augsburg und Regensburg, und es wurde diesen auch durch seine eigene so mannigfaltige Fabrikation in Handelsartikeln überlegen.

Die Zahl der verschiedenen Handwerke war schon in dieser Zeit bedeutend. Die Tuchscherer, Wollenschläger, Gold-

schmiede, Klingenschmiede, Messerer, Schwertfeger und Messingschmiede hatten ihre Zünfte. Nächst ihnen erscheinen dann die Drahtschmiede, Flaschner u. s. w. Die Stadt nahm an Ausdehnung und an Fülle der Bevölkerung schnell zu und es entstanden auch bereits stattliche Wohnhäuser mit guten Einrichtungen.

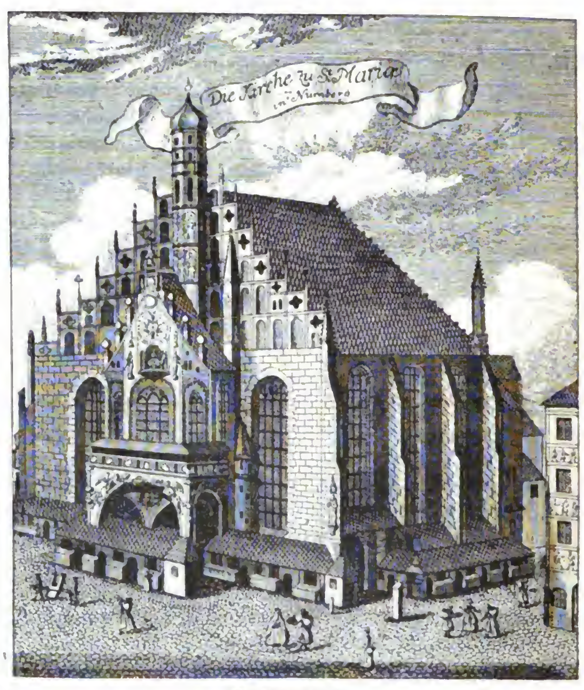
Das um 1340 erbaute Rathaus hatte noch bei weitem nicht den Umfang des jetzigen Rathauses, indem es zuerst im Anfange des 16. Jahrhunderts, dann aber besonders im 17. Jahrhundert bedeutend erweitert wurde. Auch die schönsten Kirchen Nürnbergs, St. Sebald und St. Lorenz, standen zwar schon, und die dem Schutzheiligen Sebald geweihte war die ältere, aber zu ihrer jetzigen Herrlichkeit waren beide erst im folgenden Jahrhundert gediehen. Außer diesen beiden Hauptkirchen standen schon: die Dominikaner- oder Predigerkirche, die St. Jakobskirche (auch erst 1500 vergrößert), die Spitalkirche, die Kirchen St. Katharina und St. Clara und endlich die Salvatorkirche der Carmeliter, wie auch einige kleinere Kapellen.

Eine der reizendsten unter den Kirchen Nürnbergs, die St. Marien- oder Frauenkirche, wurde erst 1361 vollendet, und sie erstand aus Anlaß eines Ereignisses, das nicht wenig zur Verschönerung der Stadt beigetragen hatte. Der jetzige Hauptmarkt war ehemals von zahlreichen Häusern bebaut, welche den mit dem wachsenden Handel schnell emporgekommenen Juden gehörten, die auch daselbst alle Fleischbänke, Fischerstände und Pfragnersläden besaßen und denen die Verkäufer dafür zinspflichtig waren. Im Jahre 1349, gleich nach Beendigung der erwähnten Revolution, gestattete der Kaiser dem Rate von Nürnberg, damit ein größerer Marktplatz für die Stadt gewonnen werde, alle jene im Besitz der Juden befindlichen Häuser, die sich zwischen den Patrizierhäusern Franz Hallers und Friedrich Behaims befanden, abzubrechen, um dadurch zwei an einander grenzende Plätze zu schaffen, die unbebaut bleiben sollten. Dadurch entstanden der jetzige Hauptmarkt und der Obstmarkt. Die Juden wurden angewiesen, auf einer großen Brandstätte zwischen dem Heumarkt und der Pegnitz sich anzubauen. Zwischen den durch den Abbruch frei gewordenen Territorien lag die Judenschule. Auch diese sollte abgetragen werden, damit an ihrer Stelle eine Kirche erbaut werde. So entstand die Marien- oder Frauenkirche*); und

*) Die beigefügte Abbildung (S. 8) nach einem alten Kupferstich läßt bei weitem nicht die Schönheit der wundervollen Architektur erkennen, aber sie zeigt uns noch die in früherer Zeit herrschende Unsitte, die schönsten Kirchen durch häßliche Anbauten zu verunstalten.

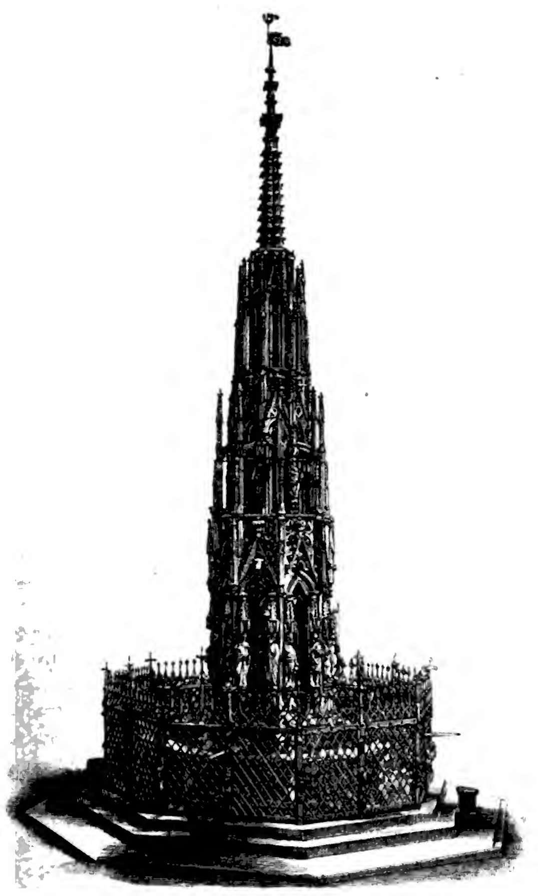
gleichzeitig ward auf der Lorenzer Seite die von Konrad Waldstromer gestiftete St. Marthakirche erbaut.

Um diese Zeit entstand auch bereits auf dem frei gewordenen Hauptmarkte der „schöne Brunnen“. Hans Rosenplüt, in seinem erwähnten



Die Frauenkirche.

Lobgedicht auf Nürnberg, schilderte ihn als einen Brunnen, wie man seinesgleichen nirgends findet, „so weit leuchten mag die Sunnen“. An seinem gotischen Zierwerk war er mit den steinernen Bildnissen der „drei frömmsten Heiden“ (Julius Cäsar, Trajanus und Hektor), der drei frömmsten Juden (König David, Josua und Judas Makkabäus)



Der schöne Brunnen.

und der drei frömmsten Christen (König Chlodwig, Gottfried von Bouillon und Karl der Große) geschmückt, dazu auch mit den sieben Kurfürsten, als Zeugen, „daß es wahr sei“.

Wenn schon in früherer Zeit Nürnberg in besonderer Gunst der Kaiser gestanden hatte, deren häufige Besuche der Stadt auch stets willkommenen Anlaß zu prunkvollen Festlichkeiten boten, so war es doch besonders Kaiser Karl IV., welcher Nürnberg in jeder Weise unter den deutschen Städten auszeichnete. So war es auch bei Gelegenheit eines im Jahre 1355 in Nürnberg gehaltenen Reichstages, als der Kaiser den daselbst versammelten Kurfürsten bereits das neue Reichsgesetz, die „Goldene Bulle" genannt, vorlegte, deren erste 23 Artikel hier schon festgestellt wurden.

Aber mit dem wachsenden Ansehen und besonders mit dem zunehmenden Reichtum Nürnbergs vermehrten sich nun auch die Gefahren und Belästigungen, denen die Stadt durch habsüchtige und neidische Nachbarn wie durch die raublustigen Stegreifritter ausgesetzt war. Das 14. Jahrhundert ganz besonders wurde auch für Nürnberg die Zeit der Fehden, welche entweder von einzelnen Städten angekündigt wurden, oder — in häufigeren Fällen — von jenen Plackern und Raubrittern, die von ihren Burgen aus die Kaufleute überfielen, um ihnen ihre Warenladungen abzunehmen. Diese Ritterburgen, welche meist in der Nähe der von den Handelsleuten vorzugsweise besuchten Verkehrsstraßen lagen, wurden die furchtbarste Plage des Handels. Größere Waren-Transporte, die entweder nach anderen Handelsplätzen gingen oder zu einer Messe bestimmt waren, mußten starke Bedeckung haben, und auch unter solchem Schutze konnte man nur in steter Sorge diese Straßen passieren. Besser konnte man sich bei jenen Fehden vorsehen, welche gegen die Stadt und das Landgebiet gerichtet waren, bei denen es aber den adeligen Plackern auch nur darauf ankam, Beute zu machen. Nürnberg hatte bei solchen Fehden, die unter irgend einem Vorwand der Stadt angekündigt waren, sich immer trefflich zu wehren gewußt, aber es mußte auch jederzeit kriegsgerüstet dafür sein. In der Stunde der Gefahr sandte es seine Streitkräfte hinaus, um entweder den Feind zu treffen, oder das Brennen und Plündern der Feinde auf deren Gebiete zu vergelten. In dem Wegtreiben von Vieh und dem Anzünden von Dörfern bestanden die hauptsächlichen Thaten bei diesen mittelalterlichen Fehden. Der schlimmste und gefährlichste der räuberischen Ritter jener Zeit war Eppelin von Gailingen, der eine ganze Rotte aus dem niedern Adel als Helfershelfer bei seinen Raubzügen gesammelt hatte. Auch die Nürnberger hatten von ihm schwer zu leiden, bis er endlich im Jahre 1381 mit zweien seiner Ritterbrüder gefangen und mit dem Rade hingerichtet wurde.

Einige Jahre später trat auch Nürnberg dem schwäbischen Städtebund bei, der sich gegen die Willkür der Fürsten gebildet hatte. Aber es konnte deshalb sich um so weniger der Teilnahme bei neu ausgebrochenen Fehden entziehen. Im Jahre 1388 hatte die Stadt Rothenburg einen Streit mit dem Bischof Gerhard von Würzburg, und dieser wurde dabei nicht nur durch den Bischof von Bamberg, sondern auch durch den Burggrafen von Nürnberg unterstützt. Die Stadt Nürnberg war infolge des Bündnisses aufgefordert worden, den Städten Rothenburg und Windsheim Hilfe zu senden. Nürnberg schickte dem Burggrafen den Absagebrief und sandte ein stattliches Kriegsvolk — wie es heißt mit tausend Pferden! — hinaus. Beinahe ein ganzes Jahr zog sich dieser Krieg hin, bis er endlich durch König Wenzel und durch die Lossagung der fränkischen Städte vom Städtebund beendet wurde.

Auch dieser letztere Kriegsfall zeigt, wie eigentümlich das Verhältnis zwischen dem Burggrafen und der Stadt Nürnberg war. Schon um 1375 war ein heftiger Zwist zwischen dem Burggrafen und der Stadt entstanden. Wenn der Burggraf abwesend war, trieben seine Leute wohl häufig Unfug in der Stadt. Diese beschloß deshalb, eine Mauer gegen die Burg aufzurichten. Der Burggraf erhob bei seiner Rückkehr dagegen Einspruch und verlangte die Niederreißung der Mauer. Der daraus entstandene Hader wurde erst bei Anwesenheit Kaiser Karls IV. geschlichtet, indem der Kaiser durch gütliches Zureden die Bürger veranlaßte, die Mauer wieder zu entfernen, wogegen der Burggraf alle Verantwortung übernehmen mußte, wenn von seinen Leuten den Nürnbergern irgend welche Unbill zugefügt werde.

Schon Ende des 11. Jahrhunderts werden in alten Dokumenten die Burggrafen von Nürnberg erwähnt, und im Jahre 1100 wird als solcher ein Graf Pogen (oder Bogen) genannt. Nachdem Graf Friedrich III. vom schwäbischen Geschlecht der Hohenzollern 1191 mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt worden und er seine Herrschaft als Burggraf Friedrich I. angetreten hatte, blieb die Burg im Besitz der Hohenzollern. Friedrich IV., der schon 1323 die Stadt Onolzbach (Ansbach) durch Kauf erworben hatte, überließ laut eines Dokumentes im Jahre 1331 dem Nürnberger Konrad Groß die Wiese, auf welcher dann das Spital nebst Kirche erbaut wurde.

An der alten Burg, die ihren Ursprung in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts haben soll, waren zwei Hauptteile zu unterscheiden: der kleinere Teil, welcher den Burggrafen gehörte, und die nach Westen

zu gelegene Kaiserliche oder Reichs-Burg, die von den Kaisern, wenn sie nach Nürnberg zum Besuche kamen, bewohnt wurde, zu anderer Zeit aber nur unter der Obhut der Burggrafen stand. Diese Reichsburg enthielt außer dem (jetzt Königlichen) Schloß die Margarethenkapelle und die um 1190, also um Beginn der hohenzollernschen Burggrafen,

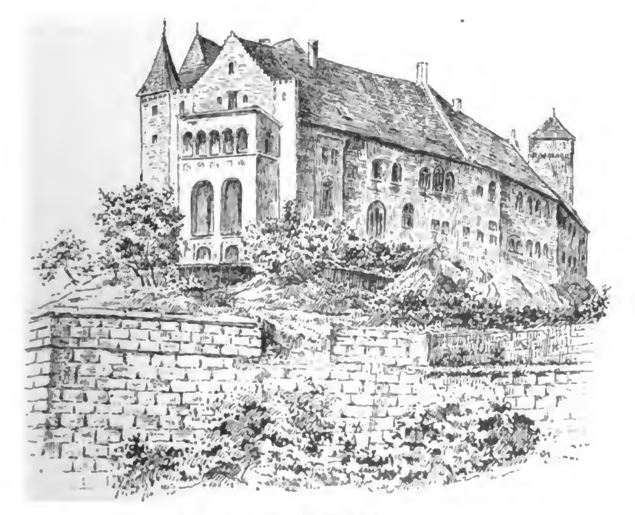


Burggraf Friedrich IV.

erbaute Kaiser-Kapelle. Daran grenzt der sogenannte „Heidenturm", mit romanischen Bogenfriesen und mit kleinen an der Mauerfläche seltsam angebrachten Heiligenstatuen, die man ehedem — wegen ihres wunderlichen Aussehens — für Götzenbilder hielt, wovon der Name des Turmes herrührt. In der Mitte des ganzen Burggebietes steht der schöne runde Turm, der den höchsten Punkt bildet. Von dem kleineren Teile der Burg, der sich von dem runden Turm bis zum fünfeckigen

Turm erstreckt, und der der Sitz der Burggrafen war, ging das Meiste bei der Zerstörung von 1419 verloren, dabei auch die Ottmarskapelle. Doch blieb von den anderen Teilen der merkwürdige fünfeckige Turm erhalten, an dessen Felsen ehedem noch keine Häuser angebaut waren.

Unter den Kaisern, welche zeitweilig auf der Reichsburg wohnten, wird als frühester schon Heinrich III. genannt; und Heinrich IV. war in dem Zeitraum von 1061—1097 siebenmal auf der Burg gewesen,



Die Burg von Süd-West (Kaiserburg).

die auch in den folgenden Jahrhunderten von den deutschen Kaisern gern und oft besucht wurde, am häufigsten aber von Karl IV., der dann auch zuweilen Streitigkeiten zwischen der Stadt und den Burggrafen (wie in dem erwähnten Jahre 1375) zu schlichten hatte.

In demselben Verhältnis, wie die Stadt an Wohlhabenheit und Ansehen wuchs, nahmen auch die Burggrafen durch Landbesitz in der Nähe der Stadt an Macht zu. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß zwischen beiden Teilen Mißtrauen und Eifersucht genährt wurde, so daß

bei allerlei Anlässen der Hader losbrach, welcher meist durch die beiderseitigen Ansprüche wegen der Gebietsgrenzen erregt wurde.

Bald nach Beginn des 15. Jahrhunderts trat in dem Verhältnis zwischen der Burg und der Stadt eine Veränderung ein, welche mit einem für die spätere Entwickelung der deutschen Verhältnisse höchst bedeutsamen Ereignis zusammenhing. König Sigismund, der



Der Heidenturm auf der Burg.



Der runde Turm auf der Burg.

Sohn Karls IV., war nach dem Tode seines Vaters auch in den Besitz der Markgrafschaft Brandenburg gekommen und hatte 1411 den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zum Verweser und Hauptmann der Mark eingesetzt. Als Burggraf Friedrich VI. war derselbe bereits 1389 nach dem Tode seines Vaters zur Herrschaft in den fränkischen Besitztümern des Hohenzollernschen Hauses gelangt und hatte sich dann bei verschiedenen Gelegenheiten große Verdienste um den König

Sigismund erworben; besonders hatte er auch dessen Kaiserwahl aufs kräftigste unterstützt und durchgesetzt. Seine Belehnung mit der Mark Brandenburg war nicht allein ein Dank für seine Verdienste, sondern



Burggraf Friedrich VI., erster Kurfürst von Brandenburg *).

galt auch als Pfandbesitz für die Wiedererstattung der vom Burggrafen im Interesse des Kaisers aufgewendeten erheblichen Geldsummen. Burggraf Friedrich, ein Mann von hervorragendem Verstand und von Thatkraft, stand damals erst in seinem neununddreißigsten Lebens-

---

*) Ueber obiges Bild siehe Anmerkungen S. 470.

jahre. Vier Jahre nach seiner Einsetzung als Verweser wurde ihm die Mark Brandenburg erb- und eigentümlich mit der Kurwürde übertragen. Als er bereits 1414 einen Teil seines nürnbergischen Landesgebietes verkauft hatte, kam ein großer Teil davon in den Besitz eines Nürnberger Bürgers Otto Hayden. Andere Teile verblieben dem Burggrafen Johann, Friedrichs älterem Bruder, welcher schon 1403 Bayreuth erworben hatte*).

In einer Fehde mit dem Herzog zu Bayern-Ingolstadt wurde die Burg durch den herzoglichen Pfleger Christoph von Leiningen überfallen, angezündet und ausgeplündert. Ein Jahr darauf (1420) starb der letzte der Burggrafen, welche daselbst residiert hatten. Zu einem Wiederaufbau mochte sich der Markgraf Albrecht nicht verstehen, und nachdem die vielfach zerstörte Burg längere Zeit verlassen dagestanden hatte, wurde der ganze Besitz derselben zu Gunsten der Stadt aufgegeben. Doch behielt der Markgraf für sich und seine Nachkommen ausdrücklich seine in der Nähe von Nürnberg gelegenen geistlichen und weltlichen Lehen, wie auch so manche Rechte und Güter des Burggrafentums. Welche wiederholte Reibungen und ernste Kämpfe aus diesem Verhältnis entstanden, wird bald zu erwähnen sein.

Eine allgemeinere Not für Deutschland erregten jetzt die Kriegszüge der Hussiten. Dieselben waren bereits allenthalben in die deutschen Lande eingedrungen, und sie erschienen nun auch wenige Meilen von Nürnberg. Die Stadt selbst hätte bei ihrer guten Befestigung und mit ihren ansehnlichen Streitkräften sich dieser überall gefürchteten Gäste sehr wohl erwehren können. Da man aber auch das ländliche Gebiet von dieser Plage befreien wollte, so verstand man sich dazu, den Abzug der Hussiten mit einer beträchtlichen Geldsumme zu erkaufen. Bald darauf aber war Nürnberg dazu ausersehen, der von König Sigismund im

*) Es ist schon bemerkt worden, daß die eigentliche Burggrafenburg von jenem hoch hervortretenden westlichen Teile, der sogen. Kaiser- oder Reichsburg, scharf getrennt war. Die Nürnberger Burggrafen erschienen dort nur als Gäste bei den häufigen Besuchen, welche die Kaiser ihrer Lieblingsstadt Nürnberg machten. Hieraus ist es auch zu erklären, daß die Burggrafen häufiger und länger auf ihrem Schlosse Kadolzburg mit dessen weitem Jagdgebiete verweilten, als auf der Nürnberger Veste. Friedrich I. war sogar, als er lange vor seinem Ende die Regierung des Markgrafentums Brandenburg seinem Sohne übertragen hatte, wieder nach Kadolzburg, dem Orte seiner Geburt, zurückgekehrt und ist dort auch (1440) gestorben. — Seit mehreren Jahren ist der Marktflecken Kadolzburg von Fürth aus durch eine Eisenbahn mit Nürnberg verbunden.

Bündnisse mit mehreren Fürsten organisierten allgemeinen Bekämpfung der Hussiten den Segen zu geben, denn hier, in der Sebalduskirche, wurde der zum Oberfeldherrn des großen Heeres ernannte ehemalige Burggraf und jetzige Kurfürst von Brandenburg feierlichst eingesetzt und geweiht.

Aber noch eine andere Ehre wurde Nürnberg infolge der Hussitenkriege erwiesen. Denn die Stadt wurde nunmehr auch zur Hüterin der Reichskleinodien und der dazu gehörenden Heiligtümer ausersehen. Dieselben waren anfänglich wegen des Hussitenkrieges vom Schlosse Karlstein in Böhmen auf das Schloß Blindenburg in Ungarn gebracht worden. Nunmehr aber beschloß Kaiser Sigismund das seinem Vater



Siegmund Stromer.

Karl IV. gegebene Versprechen zu erfüllen und sie der Reichsstadt Nürnberg zu ewiger Aufbewahrung anzuvertrauen.

Mit ihrer Überführung im Jahre 1425 waren zwei hochangesehene Nürnberger, Sebald Pfinzing und der kaiserliche Rat Siegmund Stromer, beauftragt worden. Unter den größten Vorsichtsmaßregeln und in geheimnisvoller Weise hatten dieselben die Kostbarkeiten in Ofen in Empfang genommen. Als sie mit ihrem Wagen sich Nürnberg näherten, kam die ganze Clerisei ihnen in feierlicher Prozession entgegen, um den Schatz bis zur Spitalkirche zum heiligen Geist zu geleiten. In der ersten Zeit wurden die Reichskleinodien nebst den Heiligtümern in Nürnberg an einem bestimmten Tage des Jahres öffentlich auf dem Markte vor allem Volke ausgestellt. Später aber blieben sie in einem

dafür abgeschlossenen Raume in der Spitalkirche und wurden dann am Tage ihrer Ausstellung unter feierlichen Zeremonien auf dem Altare dem Volk gezeigt. Die Reichskleinodien bestanden aus: der Reichskrone, ganz von Gold und mit ungeschliffenen Edelsteinen besetzt; dem Reichsscepter und Reichsapfel; dem Schwert Karls des Großen; dem Schwert des heiligen Mauritius; der Dalmatica (einem Unterkleid von violetter Seide); der roten Gugel (einer auf die Schultern fallenden Chorkappe), sowie aus verschiedenen anderen Kleidungsteilen, goldenen Sporen, Arm- und Achselspangen. Zu diesen eigentlichen Reichskleinodien kamen die Heiligtümer: der heilige Speer und ein Nagel aus dem







Die Krone Karls des Großen — Der Reichsapfel

von den im Jahre 1424 nach Nürnberg zur Aufbewahrung gebrachten Reichskleinodien.

Kreuze, ein Stück vom Tischtuch, das beim heiligen Abendmahl gebraucht worden, ein Stück vom Rocke des Evangelisten Johannes und ein Span von der Krippe Christi. Bei Weisung der Reichskleinodien und Reliquien wurde eine darauf geprägte Denkmünze ausgeteilt, der sogenannte Klippenschilling, auf dessen einer Seite fünf Stücke von den Reliquien geprägt waren. Auf dem Marktplatz wurden sie das letztemal im Jahre 1523 gezeigt, in Gegenwart des brandenburgischen Kurfürsten Joachim und vieler Reichsfürsten. In der Zwischenzeit waren sie auch zu verschiedenen Kaiserkrönungen nach Aachen, Frankfurt und Speier geschickt worden.

Keine andere Stadt hat so lange die Auszeichnung dieses Wächteramtes genossen. Aber auch keine andere Stadt hatte sich dieses Ver-

trauens so würdig gemacht. Wie sehr Kaiser Karl IV. den Wert Nürnbergs erkannte und die Stadt bei jeder sich bietenden Gelegenheit auszeichnete, erhellt auch daraus, daß dieser Kaiser in dem Zeitraum von dreißig Jahren zehnmal in Nürnberg seinen Aufenthalt genommen hatte. Und von den nächstfolgenden Kaisern hatte Friedrich III. fünfmal und Maximilian I. viermal in Nürnberg Hoflager gehalten.

Das Schwert Karls des Großen

Das Szepter

von den im Jahre 1424 nach Nürnberg zur Aufbewahrung gebrachten Reichskleinodien.

Mit dem wachsenden Ansehen der freien Reichsstadt, mit ihren ausgezeichneten gemeinnützigen Einrichtungen, ihrem blühenden Handel und der schon jetzt fast unvergleichlichen Handwerks- und Gewerbthätigkeit mußte auch das freudige Selbstbewußtsein der Nürnberger sich steigern. Der wohlberechtigte Stolz auf alle die mannigfachen Vorzüge Nürnbergs und die Freude daran erhielten einen vollen dichterischen Ausdruck in dem großen Gedicht, welches Hans Rosenplüt als „Spruch von Nürnberg" im Jahre 1447 geschrieben hatte. Hans Rosenplüt, gewöhnlich auch der „Schnepperer" (soviel wie loser Schwätzer) genannt, verfaßte viele sehr derbe Fastnachtspiele, sowie andere Gedichte, und er wird auch als „Wappendichter" bezeichnet, das heißt: als fahrender Sänger, der auf den Burgen der Ritter und an Höfen der Fürsten Verse auf deren Wappen, auf ihre Zeichnung und deren Farben machte. In einem seiner Gedichte sagt er von sich selbst:

Ich bin ein fremder Abenteurer
zu Fürsten, zu Herren, zu Künig und Kayser,
und bin ihrer Wappen ein Nachreiser,
nach Adams Ehre zu plasonniren
und auch ihr Farb zu difidiren
und such an ihren Hofen mein Nahrung . . .

Seinen Spruch von Nürnberg beginnt Rosenplüt mit dem hochtönenden Lobe der Stadt im allgemeinen. Als wohltätige Anstalten zählt er dann fünf „Almosen" her, worunter er die Armen-, Siechen- und Findelhäuser versteht. Dann folgt das Lob der sieben Kleinode —

Die Stat zu Nürnberg hat sieben Kleinet,
dieweil sie sein mit Gott vereinet,
so kan ihn'n die Kleinet niemand nehmen
der groß Chan dorft sich ihr nicht schämen —.

Das erste Kleinod ist die dreifache Mauer und der Graben, in welchem fünf Wägen neben einander fahren können, und hundertundsiebenundachtzig Türme,

die sein mit Püchsen zugerüst
darnach manchen Püchsenmaister gelüst
daß er die Feind daraus sollt empfahen —.

Das zweite Kleinod ist der Reichswald; das dritte der Steinbruch, aus dem manch hübsche Kemnate erbaut wird; das vierte ist ein Kornhaus, das für zwei Jahre Vorrat enthalten kann; das fünfte der schon erwähnte schöne Brunnen; das sechste der Pegnitzfluß und endlich das siebente die genannten Heiligtümer. — Danach werden die vielen Wissenschaften gepriesen, die in Nürnberg gepflegt werden. Von dem Handel berichtet er, daß die Waren nach Ländern mit sieben verschiedenen Sprachen geführt würden. Unter den Handwerken hebt er ganz besonders das der Rotschmiede rühmend hervor und berichtet, was alles für Dinge („was kreucht, was läuft, schwimmt oder schwebt") aus Messing gegossen werden können. Bei Erwähnung der Künste gedenkt er mit höchster Bewunderung nur eines Mannes mit seinem Namen, und zwar des blinden Musikers Konrad Paumann, Organist bei St. Sebald, dessen Kunst als eine unvergleichliche gerühmt wird.

Bei allen den gepriesenen Vorzügen und Schätzen der Stadt gab es aber in Nürnberg noch etwas, das den allerhöchsten Wert für das Ganze habe: das sei die weise Regierung des fürsichtigen Rates, der unaufhörlich Tag und Nacht die Stadt hüte und der über alle Bewohner

ohne Unterschied als ein guter Hirt wache, wie er auch nach außen hin durch seine Klugheit der Stadt den Frieden erhalte.

Schon zwei Jahre später, nachdem Rosenplüts Gedicht geschrieben war, hatte jedoch Nürnberg es nicht vermeiden können, auf einen schweren Krieg einzugehen. Dieser wurde ihm durch den benachbarten Markgrafen Albrecht (genannt Achilles) von Brandenburg-Ansbach aufgenötigt. Wenn auch Nürnberg schon in manchen Fehden seine Wehrhaftigkeit bewiesen hatte, so wurde diese doch nunmehr auf eine härtere Probe gestellt.

Jeder zünftige Bürger Nürnbergs hatte gleich dem Patrizier seine Rüstkammer im Hause, um bei jedem Angriff und Waffenruf gerüstet hervortreten zu können. Eben in jenem Jahre (1449) wurde der Kriegsrat von Fünfen aus dem Rate der Stadt und Einem aus der Gemeinde gebildet. (Später, nach der bedeutenden Vergrößerung des Nürnberger Gebietes, wurden außerdem fünf Landpfleger eingesetzt.) Die Befehlshaber der bewaffneten Macht, wie die Hauptleute der Bürgerschaft wurden vom Rate bestellt und meist aus diesem erwählt. In der Stadt selbst wachten die Viertel- und Gassenhauptleute für die Ordnung und Sicherheit.

Schon 1440 hatte der Markgraf Albrecht das Fürstentum Onolzbach (Ansbach) erhalten. Unter einem nichtigen Vorwand begann er mit Nürnberg Streit, indem er willkürliche Forderungen stellte, die er aus dem ehemaligen Besitze der Burg und aus gewissen fortbestehenden Rechten ableitete. Markgraf Albrecht galt ganz allgemein als einer der kriegstüchtigsten deutschen Fürsten, und es war für Nürnberg keine geringe Sache, mit diesem in offene Feindschaft zu geraten und auf eine Bekriegung der Stadt es ankommen zu lassen. Da aber die reichsstädtische Regierung nach wiederholten Begütigungs- und Rechtfertigungsversuchen erkennen mußte, daß es zur Erhaltung seiner Freiheiten nicht anders ging, so nahm es den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Mehrere Fürsten- und Städtetage, welche zur Schlichtung des Streites angeordnet waren, blieben fruchtlos. Nürnberg erhielt zwar von den schwäbischen Städten, wie auch vom Bischof von Würzburg und einzelnen Fürsten Unterstützung zugesagt. Aber die in Wirklichkeit ihm geleistete Hilfe war nur gering. Trotzdem wußte die Stadt sich so tapfer zu wehren, daß dieser Krieg mit dem Markgrafen ein volles Jahr dauerte. Nach wiederholten vergeblichen Friedensvermittelungen und nachdem von beiden Seiten nach Möglichkeit gebrannt, verwüstet und geplündert worden war, kam endlich im Sommer 1450 ein Abschluß

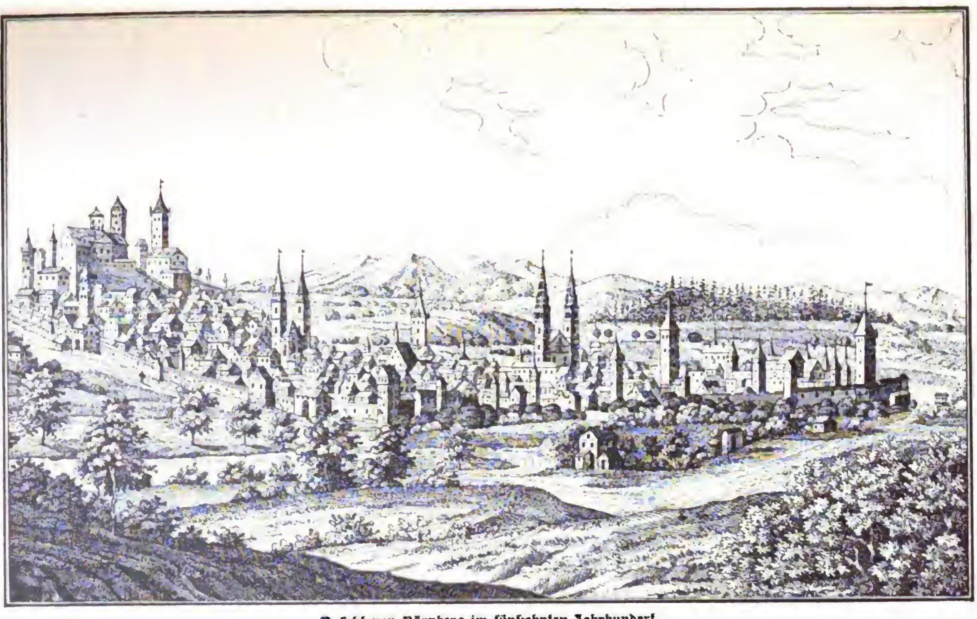
zu stande, bei welchem sich Nürnberg zur Zahlung einer beträchtlichen Geldsumme verstand, ohne aber von seinem Landgebiet etwas einzubüßen.



Markgraf Albrecht Achilles*).

Einige Jahre später kam Markgraf Albrecht selbst als Freund nach Nürnberg, bei welcher Gelegenheit daselbst ein großes Turnier und andere Festlichkeiten stattfanden.

*) Ein zuverlässiges Bildnis des Albrecht Achilles dürfte schwerlich aufzufinden sein. Das hier beigegebene ist nach einem alten ziemlich schlechten Kupferstich vom Jahre 1601, aus Schrenck von Notzings Porträts verschiedener Kaiser, Könige, Fürsten und berühmter Männer. Deutsche Ausgabe 1603.



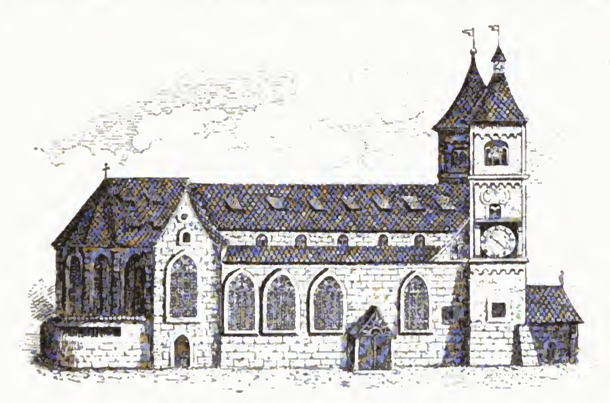
Ansicht von Nürnberg im fünfzehnten Jahrhundert.

Neben den Kriegen und mancherlei Fehden war es noch eine andere schwere Plage, welche die Städte immer mehr beunruhigte und ihre angesehensten Bürger an Leib und Eigentum schädigte. Das waren die westfälischen Freigerichte, welche gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer Macht und Willkürherrschaft angelangt waren. Ganz besonders waren es Köln und Nürnberg, welche der wachsenden Willkür jener Freigerichte sich entgegenzustellen wagten und es durchsetzten, daß 1442 unter dem Vorsitz König Friedrichs zu Frankfurt am Main eine Reform der Vehmgerichte beschlossen wurde. Trotzdem hielten die Freigerichte an ihren angemaßten Rechten fest und fuhren mit ihren „Ladungen“ fort, welche dann Gegenladungen und sehr schwierige Verhandlungen zur Folge hatten, die sich zuweilen Jahre lang hinzogen. Auch in dieser Sache erfuhr Nürnberg die kaiserliche Gunst, indem im Jahre 1459 Kaiser Friedrich III. der Stadt ein Privileg erteilte, welches sie für immer von allen fremden Gerichten, namentlich den westfälischen, befreien sollte. Noch bis 1480 kommen deshalb zahlreiche Fälle vor, in denen Einzelne, die sich gegen Nürnberg des westfälischen Rechtes angemaßt hatten, mit schweren Strafen belegt wurden.

Maximilian I. war 1486 zu Aachen als römischer König gekrönt worden und kam nach dem Tode Friedrichs III. 1493 zur Kaiserwürde. Obwohl er sogleich entschlossen war, den rechtlosen Zuständen im Reich ein Ende zu machen, so dauerten doch die Plackereien einzelner Raubritter noch fort. Namentlich war es ein gewisser Kunz Schott, Burggraf auf dem Rothenberg, welcher die Straßen in der Umgegend unsicher machte und auch, nachdem er in die Acht erklärt worden, seine Räubereien noch fortsetzte.

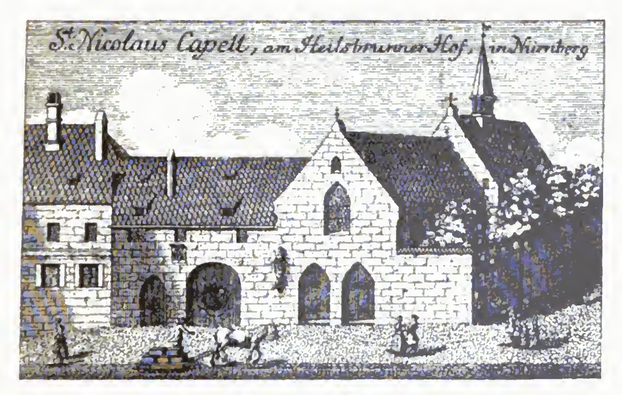
So nahte das 15. Jahrhundert seinem Ende; für Nürnberg unter mancherlei Unruhen und Störungen, denn auch mit dem Markgrafen Friedrich begannen wieder neue Zwistigkeiten. Aber dessenungeachtet war Nürnbergs Handel und Wohlstand in stetem Wachsen geblieben. Um die Mitte des Jahrhunderts hatte die Stadt etwa 18000 Einwohner, für jene Zeit schon eine recht ansehnliche Zahl, und im Jahre 1478 zählte man in Nürnberg schon 4354 Herdstätten, wovon auf den Stadtteil am Salzmarkt die größte Zahl kam, nächstdem auf das Karthäuser Viertel, auf St. Egydien, St. Elisabeth u. s. w. Im Jahre 1483 zählte die Stadtrechnung an Einnahmen 421926 Pfund Heller und an Ausgaben 157680 Pfund, wonach dem Stadtschatz ein Überschuß von 264246 Pfund Heller blieb, welche Summe, wie es in der alten Stadtrechnung heißt, „die Stube den Burgern schuldig war“.

Die zahlreichen Kirchen Nürnbergs hatten im Laufe des Jahrhunderts viele und zum Teil bedeutende Verschönerungen erhalten.



Die ältere (1696 abgebrannte) Egydienkirche.

Die ältere Egydienkirche war schon 1418—1430 zu einem stattlichen Baue erweitert worden. (Sie brannte 1696 vollständig nieder, wonach die neue Kirche ihre jetzige Gestalt erhielt.) In der zweiten Hälfte des



Die St. Nicolaus-Kapelle.

15. Jahrhunderts wurden die beiden Hauptkirchen St. Sebald und St. Lorenz erweitert. An der Sebalduskirche wurden die beiden Türme erhöht und an der Lorenzerkirche wurde der schon 1439 in Angriff genommene Bau des Chors vollendet. Von den kleineren dem Gottes-dienste geweihten Häusern ward die schon 1332 erstandene und dem Kloster Heilsbrunn gehörende St. Nicolauskapelle am Heilsbrunner Hof 1482 erneuert.

Die Sebalduskirche.

Aber auch die neue große Kultur-Epoche, welche an der Pforte des folgenden Jahrhunderts stand, hatte ihre Vorboten schon längst auch nach Nürnberg gesandt. Bereits im Jahre 1471 war Regiomontanus nach Nürnberg gekommen, und mit ihm sollte eine neue Epoche der mathematischen Wissenschaft beginnen. Anton Koberger hatte 1470 schon eine Buchdruckerei in Nürnberg errichtet, in welcher mehr als hundert Personen als Setzer, Drucker und Illuministen beschäftigt waren. Martin Behaim, der große Seefahrer, aus einem der ältesten und angesehensten Nürnberger Geschlechter, war von seinen letzten Reisen aus West-Afrika 1491 zum Besuche seiner Verwandten nach Nürnberg gekommen. Der Entdecker der Azorischen Inseln und der Insel Fayal beschäftigte sich nunmehr in seiner Vaterstadt damit, seinen ersten großen Globus anzufertigen, und zwar auf Anregung hervorragender Männer des Nürnberger Rates. Er hat dies selbst auf seinem Globus unter dem „Circulus antarkticus" durch eine längere Inschrift bestätigt: daß er diesen „Apfel" auf den Wunsch der Herren Gabriel Nützel, Paul Volkamer und Nicolaus

Groland im Jahre 1592 „gemeiner Stadt zu Ehren“ gemacht und dieser hinterlassen hat, als er im Begriffe war, wieder nach Hause „zu seiner Gemahel“ zu reisen*). Dieser „Apfel“ (wie er den Globus wiederholt bezeichnet) hat einen Durchmesser von 55 Centimeter. Über ein Gestell von Holzreifen war eine dünne Pappe gespannt, die dann mit einer Gipsmasse bedeckt wurde, welche wieder einen Überzug von Pergament erhielt. Einen sehr großen Raum der Rundfläche nehmen die vielen und zum Teil langen schriftlichen Bezeichnungen, geschichtlichen und ethnographischen Erläuterungen, sowie zahlreiche bildliche Darstellungen von Menschen und Tieren ein.



Die Lorenzkirche.

*) Der Globus ist trotzdem nicht Eigentum der Stadt geblieben, sondern war schon frühzeitig in den Besitz der Nürnberger Behaimschen Familie gekommen und wird in einem am Egydienplatz gelegenen Behaimschen Stiftungshause (das bei meinem Besuche desselben ganz leer stand) in einer Kammer aufbewahrt. Doch ist Aussicht, daß die historische Merkwürdigkeit demnächst im Germanischen Museum einen geeigneteren Platz erhalten wird.

(Die ursprünglichen Farben sind aber mit der Zeit sehr gedunkelt und unbestimmt geworden.) Behaim hatte für sein Werk die Schriften des Altertums wie des Mittelalters verwertet und dabei auch das viele Sagenhafte aus ihnen aufgenommen. Auf den nebenstehenden kleinen Abbildungen der beiden Seiten sind nur die von Behaim konstruierten Formen der Länder angedeutet, mit Weglassung aller Schriften, Legenden, Fähnchen und Bilder. Aus den Begrenzungen der Erdteile ersieht man, daß auf der westlichen Halbkugel Asien mit dem viel begehrten Indien den Platz des noch nicht entdeckten Amerika einnimmt. Von Europa und Afrika kann man die Formen, wenn sie auch von den uns bekannten

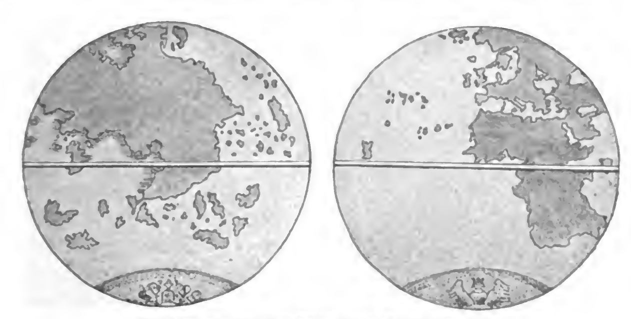


Martin Behaim.

sehr abweichen, doch wenigstens erkennen. So unvollkommen aber die kosmologische Wissenschaft auch auf diesem Globus sich noch zeigt, so war dennoch dieser Versuch eine That von großer historischer Bedeutung.

Für Schulwesen und Pflege der Wissenschaften war schon vor Ablauf des Jahrhunderts in Nürnberg Vieles geschehen, und es war nur als eine Anerkennung dieser Bestrebungen anzusehen, daß der Gelehrte Konrad Celtes, der sich wiederholt in Nürnberg aufhielt, hier vom Kaiser Friedrich III. zum Dichter gekrönt ward. Schon der ältere Pirkheimer hatte für ihn einen Lehrstuhl für klassische Litteratur und Poesie errichtet, den aber Celtes nicht annehmen konnte, da er gleichzeitig einen Ruf nach Wien erhalten hatte.

Der Humanismus hatte schon begonnen, in Nürnberg auf den Schulunterricht seinen mächtigen Einfluß zu üben, wenn es auch anfangs noch Schwierigkeiten machte, die Scholastiker ganz zu verdrängen. Pirkheimer wurde in Nürnberg die Hauptstütze für die Anhänger der humanistischen Lehren. Nachdem er aus Italien zurückgekehrt war und sich in Nürnberg vermählt hatte, wurde sein gastliches Haus bald der Sammelpunkt aller seiner Richtung anhängenden Geister. Durch seine rastlose und energische Thätigkeit wußte er für Nürnberg Vieles durchzusetzen, was anderswo noch nicht möglich war. Mit Erasmus von Rotterdam stand er im lebhaftesten brieflichen Verkehr und mit Ulrich von Hutten hatte er ein vertrautes Freundschaftsbündnis geknüpft. In Nürnberg wurde sein intimster Umgang der junge Albrecht Dürer.



Die Länderumrisse des Behaimschen Globus von 1492.

Die Malerei hatte in Nürnberg ihren Hauptvertreter in Michael Wohlgemuth, zu welchem Dürer 1486 als Schüler gekommen war. Im Jahre 1471 geboren, war Dürer das dritte von nicht weniger als achtzehn Geschwistern, und bei seiner Taufe hatte Anton Koberger, der die Buchdruckerkunst in Nürnberg zu so hoher Bedeutung bringen sollte, Gevatter gestanden. Dürer hatte zuerst in der Werkstatt seines ausgezeichneten Vaters, Albrecht Dürer des Ältern, die Goldschmiedekunst erlernt. In seiner kurzen Selbstbiographie sagt er darüber: „Da ich nun sauberlich arbeiten konnte, trug mich meine Lust mehr zu der Malerei, denn zu dem Goldschmidwerk; das hielt ich meinem Vater für. Aber er war nicht wol zufrieden, denn ihm reuete die verlorne Zeit, die ich mit Goldschmidtslehr hatte zugebracht, doch ließ er mirs nach,

und da man zählt nach Christi Geburt 1486 am S. Andreas Tag, versprach mich mein Vater in die Lehrjahr zu Michael Wohlgemuth, drei Jahr lang ihm zu dienen. In der Zeit verlieh mir Gott Fleiß, daß ich wol lernete, aber viel von seinen Knechten leiden mußte".



Michael Wohlgemuth *).

Nachdem er bei seinem Lehrmeister „ansgedient" hatte, begab er sich nach dem Willen seines Vaters 1590 auf Reisen durch Dentschland und kam erst nach vier Jahren zurück.

Wenn Dürer seine Vervollkommnung in der Malerei erst später — in dem Kunstland Italien — erlangen konnte, so begann er doch auch jetzt schon, auf verschiedenen Gebieten seiner künstlerischen Thätigkeit sich hervorzuthun. Schon sein Lehrer Wohlgemuth hatte neben der Malerei auch die Holzschneidekunst eifrig gefördert und dieselbe für mehrere der ältesten in Nürnberg gedruckten Bücher nutzbar gemacht. Besonders war es die von Koberger gedruckte Schedel'sche Chronik, welche die umfassendste Mitwirkung des Holzschnittes durch Wohlgemuth erfuhr; und bei Dürers vielseitiger Begabung war es also ganz begreiflich, daß er auch auf diesem Gebiete seinem Meister nachstrebte.



Albrecht Dürer der Vater, Goldschmied **).

Der Holzschnitt ging mit dem Bücherdruck nicht nur Hand in

---

*) Nach einer Medaille von seinem Schüler A. Dürer.

**) Nach einer Medaille seines Sohnes Albrecht, die aber erst zwölf Jahre nach dem Tode des älteren Dürer gefertigt wurde.

Hand, sondern kann sogar als der Wegweiser für diesen gelten. Schon aus dem Jahre 1423 kennt man einen Holzschnitt, der aus Ulm oder aus Nürnberg stammt. Nächst Mainz, Straßburg und Basel waren es im südlichen Deutschland besonders Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo der Bücherdruck die schnellsten Fortschritte machte. Als der Mathematiker Regiomontanus nach Nürnberg kam, hatte ein begüterter und den astronomischen Studien ergebener Mann, B. Walther, ihm eine eigene



Johannes Regiomontanus.

Druckerei errichtet, in der er bereits 1474 sein Werk „Ephemerides astronomicae" selbst im Druck herstellte. Aus dieser seiner Druckerei ging u. a. auch ein von ihm hergestellter Kalender hervor, dessen Formen samt der Schrift vollständig in Holz geschnitten waren. Vor allem aber vermehrte nun Anton Koberger den Ruhm des Nürnberger Bücherdruckes durch eine große Anzahl von Werken, darunter die lateinischen Bibeln von 1475 und 1481, die neunte der deutschen Bibeln (1483), ferner die sogenannte „Reformation" der Stadt Nürnberg (1484) und die erwähnte Schedelsche Chronik.



Odysseus kommt zur Insel der Circe.
Facsimile aus Hartmann Schedels Welt-Chronik, Nürnberg 1493.



Die Zerstörung von Sodom.

Facsimile aus Hartmann Schedels Welt-Chronik, Nürnberg 1493.

Diese Chronik, welche alle Länder der Erde, von der Erschaffung der Welt an, umfassen sollte, und um deren Herstellung sich auch zwei Nürnberger Patrizier, Sebald Schreyer und Sebastian Kamermeister, verdient gemacht haben, war eines der ersten Nürnberger Werke der noch jungen Buchdruckerkunst, die in so großem Umfang und mit so reichen Mitteln ausgestattet unternommen wurden. Der Stadt-Chirurg Dr. Hartmann Schedel hatte sich dazu mit dem Maler Michael Wohlgemuth verbündet, der mit Unterstützung seines Schülers Pleydenwurff die Chronik mit Illustrationen versah. Das merkwürdige Werk war von dem gelehrten Chirurgen ursprünglich lateinisch geschrieben, ward aber gleichzeitig von dem Losungsschreiber Georg Alt ins Deutsche übersetzt und erschien Ende 1493 gleichzeitig in lateinischer und deutscher Ausgabe, jede in einem gewaltigen Bande von gegen 600 Druckseiten im größten Folioformat und mit über tausend Holzschnitten. Der historische und wissenschaftliche Wert dieser Welt-Chronik mochte nur ein geringer sein; die Holzschnitte, deren eine große Anzahl eine ganze Folioseite einnehmen, sind meist noch ziemlich roh und die Zeichnungen belustigen oft durch die große Naivetät in der Auffassung der Dinge. Die Darstellungen von Städten und Ländern sind meist Fantasiebilder; nur bei wenigen der Städteansichten vermag man einzelne Spuren ihrer wirklichen Beschaffenheit zu erkennen. Bei den äußerst zahlreichen Abbildungen der historischen wie mythologischen Personen, aus dem Alten Testament wie aus der mittelalterlichen Geschichte, ist von einem Zeitkostüm keine Rede*). Den beiden hier in genauer Kopie wiedergegebenen Bildnissen der Minerva und des Apollo möge hier auch die Texterläuterung beigegeben werden:

> „Minerva dz aller berümtist weib ist im lviij. iar des alters ysaac bei dem see Tritondem erschinen . vnd auß desselben sees namen darnach das land Tritonia genant worden . dasselb weib hieß auch pallas von pallante der insel Tracie darin sie ernert war . oder von pallante dem risen den sie ertödtet . . . . . Dise hat dz wollwerck das vormals meniglichem unbekant was zu erst erfunden . vnd die ordnung die wollen zerainigen unnd mit eysnin zenen zekemmen . und alßdenn zespinnen angezeigt . und also die weberey erdacht . . . . . Sie wirdt auch (als Cicero sagt) ein göttin der weißheit vnd ein erfinderin d'kunst genant."

---

*) Bei den hier aus dem Originaldruck gegebenen Holzschnittproben konnte nur auf solche Rücksicht genommen werden, die dem gegenwärtigen Buchformate angemessen sind.

Über Apollo heißt es im Texte:

„Apollo hat die harpffen erfunden . und die kunst der ertzney erdacht . die darnach sein bruder Esculapius erweytert hat . der auch mit einem wetterplitzn verginge . derselb Apollo delphicus genant wardt für einen erleuchten und hochachtpern man geachtet . uund nach seinem tod für einen got gehalten . und ein got der warsagung und weyßhait gehayssen . und er wy ein erfinder d'kunst d'ertzney . vnd d'erst erkenner d'krewter krafft . als ovidius von im schreibt."



Minerva.



Apollo.

Illustrations-Proben aus Schedels Welt-Chronik, Nürnberg 1493.

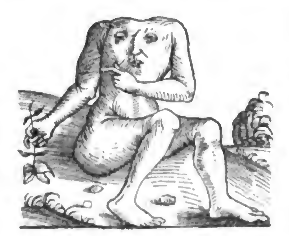
In dem Kapitel vom „ander Alter der Welt" werden den phantastischen Berichten „von mancherlei gestaltnus der menschen" mit Berufung auf Plinius, Augustinus und Isidorus zweiundzwanzig Abbildungen solcher merkwürdigen Gestalten von Menschen in Holzschnitten beigefügt, von denen hier nur drei als Beispiele (S. 36) gelten mögen. Im Text heißt es dabei:

„In dem land libia werden ettlich on haubt geporn und haben mund und augen . . . . in ethiopia sind leut mit einem preyten fuß, und so schnell das sy die wilde thier verfolgen . . . . in dem land Sicilia haben etlich so große orn dz sie den ganzen leib damit bedecken.·.·."

Trotz der vielen Wunderlichkeiten in dem inhaltreichen Werke war dasselbe doch für jene Zeit von Bedeutung und zugleich ein neuer Triumph für des trefflichen Koberger Buchdruckerkunst; auch die Mitwirkung des Holzschnittes war bis dahin noch nicht in so großem Umfang einem Werke zu teil geworden.

Die frühesten Erscheinungen des Holzschnittes waren die schon Mitte des 14. Jahrhunderts angewendeten Spielkarten, welche nach

den geschnittenen Formen schwarz gedruckt und dann mit Farben ausgemalt wurden. In Nürnberg wird der Stand der Formenschneider und Kartenmaler schon 1438 erwähnt und 1448 kommen neben den Formenschneidern auch die „Briefmaler“ als Gewerbe vor. Unter Brief (von dem lateinischen breve, das ja auch im Englischen brief — kurz — heißt) verstand man zunächst alle solche Erzeugnisse, die im Gegensatz zu Büchern aus einer kürzeren Schrift, einem einzelnen Blatt bestanden, an welchem außer der Schrift auch die Zeichnung und vor allem die Anwendung von Farben Anteil hatten, auch bei solchen Blättern, für die bereits wegen leichterer Vervielfältigung die Umrisse nach den in Holz geschnittenen Formen gedruckt wurden. Noch bis Ende des 16. Jahrhunderts zählten die „Briefmaler“ zu den in Nürnberg betriebenen zahlreichen Gewerben.



Ellich menschen aus libia.



Ellich menschen aus ethiopia.



Ellich menschen aus Sicilia.

Illustrations-Proben aus Schedels Welt-Chronik, Nürnberg 1493.

Wenn man auf die so außerordentlich reiche Thätigkeit blickt, welche Nürnberg auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens, der Kunst und des Kunsthandwerks entwickelte, so wird es begreiflich, daß eine solche Vielseitigkeit auch beim einzelnen Manne sich zeigte, wie es zum Beispiel bei Albrecht Dürer und bei mehreren seiner Zeitgenossen der Fall war.

Daß späterhin Männer wie Dürer und Pirkheimer sich auch mit der Aufgabe beschäftigten, zu dem Schutze ihrer Vaterstadt durch Ergründung einer systematischen und wirksamen Befestigung derselben beizutragen, dazu war ihnen hinlänglicher Anlaß gegeben worden durch

die wiederholten Kriege, mit welchen Nürnberg bedroht und geschädigt wurde, und von denen gerade Pirkheimer denjenigen, welcher für die Stadt ziemlich unglücklich ausfiel, auch als Kriegsmann im Felde mitzumachen hatte. Wir überschreiten hier, mit Erwähnung desselben, schon die Grenze vom 15. zum 16. Jahrhundert; aber die Keime zu dem Ereignis liegen um mehrere Jahre weiter zurück. Schon 1498 hatte der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Onolzbach den Nürnbergern das Recht streitig machen wollen, bei der Kirchweih von Affalterbach, einem Weiler in der Nähe von Burgthann, die Abgaben der dorthin



Markgraf Casimir.

ziehenden Krämer zu beanspruchen. Da die Nürnberger dieser Einrede des streitlustigen Nachbars nicht achteten, schien die Sache anfänglich keine Folgen zu haben, nur daß der Markgraf die adeligen Placker, welche jetzt an dem schon genannten Kunz Schott eine sehr gefährliche Unterstützung erhalten hatten, nicht hinderte, Gewaltthätigkeiten gegen Nürnberger Kaufleute zu verüben. Da die Nürnberger das Recht der Wiedervergeltung bis auf das markgräfliche Gebiet ausdehnten, so wurde das Verhältnis des Markgrafen zur Stadt ein immer gespannteres. Noch während die Streitigkeiten auf einem zu Erfurt gehaltenen Tage geschlichtet werden sollten, ergriff der unterdes zur Herrschaft gelangte

und sehr kriegslustige Markgraf Casimir die Affalterbacher Kirchweih des Jahres 1502 aufs neue als günstige Gelegenheit, gegen Nürnberg kriegerisch vorzugehen. Die kriegsgerüsteten Nürnberger aber säumten nicht, den Feindseligkeiten nachdrücklichst zu begegnen. Sie sendeten ihren Kriegshauptmann Georg Haller mit zweitausend Mann und zwölf Feldschlangen gegen Affalterbach hinaus, um die Kirchweih zu schützen. Außerdem aber ließ der Rat achthundert Bürger zum Schutze der Stadt bewaffnen und stellte seinen obersten Hauptmann Ulman Stromer an ihre Spitze. In Folge der zum Schutze der Kirchweih in so ausgedehnter Weise und so schnell ergriffenen Maßregeln änderte Markgraf Casimir seinen Plan. Er ließ die nach Affalterbach gezogene Streitmacht der Nürnberger unberücksichtigt, um gegen die Reichsstadt selbst seinen Angriff zu richten. Nachdem das markgräfliche Heer, unter Führung Ewalds von Lichtenstein, von Schwabach gegen Nürnberg vorgerückt war, nahm es im westlichen Teile des Laurenzer Waldes Stellung und machte von dort aus verschiedene Überfälle gegen die Umgegend mit ihren Dörfern. Ulman Stromer führte ihnen nun seine achthundert Mann nebst einer Wagenburg entgegen. Bei dem markgräflichen Heere befand sich auch der bei den Nürnbergern übel berüchtigte Placker Christoph von Giech. Er war der Sohn des wegen seiner Räubereien von den Nürnbergern hingerichteten Friedrich von Giech, und der Sohn setzte das Handwerk seines Vaters mit um so größerer Erbitterung gegen Nürnberg fort. Auch der noch jugendliche Götz von Berlichingen hatte dem Markgrafen seine Dienste angeboten und stand in der Reiterei unter der Führerschaft des Paulus von Absberg. Götz von Berlichingen hat uns in seiner eigenen Lebensbeschreibung auch über den Kampf vor Nürnberg einen getreuen Bericht hinterlassen, worin er unter anderem über seinen Anteil daran erzählt:

> „Die von Nürnberg waren von Stund an mit einem großen Haufen und dem Geschütz, und schossen ein Schuß in ein andern zu uns. Da zog Herr Paulus (v. Absberg) und wir die wir bei ihm waren, wieder hinter sich als wären wir flüchtig und wollten wiederum wegeilen, wie wir dann nit wol im Wald auskommen könnten. Da waren aber die von Nürnberg an uns mit dem Geschütz und der Wagenburg und ließen es dermaßen daher gehen, daß uns zum theil die Weil nit kurz war; denn es kann nit ein jeglicher das Gepölder leiden."

Die Nürnberger, welche also dem nach dem Walde sich zurückziehenden Feinde mit ihrer Wagenburg folgten, hatten ihm mit ihren Geschützen bald so großen Schaden zugefügt, daß das Fußvolk der

Markgräflichen die Flucht ergriff. Ulman Stromer, der oberste Hauptmann der Nürnberger, ließ sich dadurch verleiten, in großer Hitze die Feinde zu verfolgen, und bemerkte zu spät, daß die Reiterei des Markgrafen gegen ihn anrücke. Die Nürnberger traten nun schleunigst ihren Rückzug an und hatten auch ihre Wagenburg bereits erreicht. Da aber dieselbe sich schließen wollte, sprengte Götz auf den ersten Wagenführer ein und stieß ihn vom Pferde. Hierdurch wurden die anderen Wagen ebenfalls aufgehalten, und da die feindlichen Reiter in die Lücken drangen, war schnell alles in Verwirrung gebracht und in Schrecken gesetzt. Diejenigen, welche nicht niedergestochen wurden, ergriffen die Flucht und ihre Ankunft vor der Stadt setzte diese in solche Bestürzung und Verwirrung, daß man anfangs den Flüchtigen die Thore nicht öffnete.

Jener Kriegszug und Götzens erfolgreicher Angriff auf die Wagenburg war eine der frühesten siegreichen Thaten des abenteuernden Ritters, der übrigens selber im Kampfe sein Pferd verlor. Erst am anderen Tage erfuhr er in Schwabach, nach seinem eigenen Berichte, welch ein Schrecken in Nürnberg wegen der Flucht der Reichsstädter geherrscht, sodaß man die Fliehenden anfänglich für die Feinde gehalten. „Aber Herr Gott!“ fährt Götz in seinem Berichte fort, „wir waren müde und hatten hart gearbeitet mit dem Geschütz und der Wagenburg, bis wir sie in unser Lager brachten, und glaub ohne dasselbig, wann wir fort hätten gedrückt und wären geruhet gewesen, wir wollten Nürnberg auf solchmal erobert haben.“

Übrigens hatte auch die Ankunft des von Affalterbach zurückkehrenden Wolf Haller dazu beigetragen, daß die Markgräflichen ihren Sieg nicht weiter verfolgen konnten. Für Nürnberg aber war die Niederlage schwer genug, denn es hatte in diesem Kampfe außer vielem Geschütz dreihundert seiner Bürger verloren. Zu den flüchtigen Nürnberger Hauptleuten gehörte auch der Gelehrte und Ratsherr Willibald Pirkheimer, und es wurde von seinen Gegnern in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß er in dem verhängnisvollen Augenblick zuerst den Seinigen das Zeichen zur Flucht gegeben und dadurch den unglücklichen Ausgang verschuldet habe.

Je mehr Nürnberg durch solche Kriege sowohl wie durch die vielen plötzlich eintretenden Fehden geplagt wurde, um so mehr vervollkommnete sich seine Wehrkraft. Was die Stadt und ihr Gebiet an wehrhafter Mannschaft zu stellen vermochte, werden wir in dem nur ein paar Jahre

später eintretenden bairischen Erbfolgekrieg sehen. Die stets lauernden Gefahren gaben der Bürgerschaft eine erhöhte Energie und Spannkraft; und nach erlittenen Schäden suchte man um so eifriger einen Ausgleich in erhöhter Thätigkeit, sodaß trotz aller Beunruhigungen das Handwerk und die Industrie fortdauernd zu immer größerer Blüte sich entwickelte. Kanonen und Handrohre fertigte die Stadt nicht nur zum eigenen Bedarf; schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war Nürnberg ein Handelsplatz für Geschütze und Pulver geworden, und später — im Jahre 1517 — wurde in Nürnberg die Erfindung des Feuerschlosses für Handrohre und Musketen gemacht. Um 1500 erfand ein



Willib. Pirkheimer,
in seinen jüngeren Jahren (nach einer Medaille).

Nürnberger, Peter Hele, die Taschenuhren, auch Sackuhren und in der ersten Zeit auch „Nürnberger Eierchen" genannt. So unvollkommen auch anfänglich diese Taschenuhren noch waren, so ist doch der Nürnberger Peter Hele der Erste gewesen, der es unternahm, ein Uhrenräderwerk auf einen so kleinen Raum anzuwenden.

Der Handel und die Wissenschaft, die verschiedenen Handwerkszweige und Künste wuchsen in ihrer sich gegenseitig fördernden Wechselwirkung. Sowie die zahlreichen Kompaßmacher in Nürnberg zugleich im Dienste der Wissenschaft und des Handels standen, so bildeten sie auch für die Stadt einen einträglichen Gewerbszweig. Im Anfange des 16. Jahr-

hunderts, nach der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des neuen Seeweges nach Ostindien, hatte Nürnberg eine Zeitlang nicht weniger als dreißig Kompaßmacher. Wie innig Handwerk und Kunst in einander wirkten, sehen wir nicht allein in den hervorragenden Erscheinungen eines Peter Vischer und Adam Krafft, sondern auch in der so überaus vielfältigen Thätigkeit eines Dürer. Ganz besonders in der Goldschmiede- und Rotschmiedekunst hatte sich das Handwerk zu hoher künstlerischer Bedeutung erhoben. Wiederum wirkte auch der große Handel in jeder Beziehung fördernd auf die Industrie-Thätigkeit, denn er brachte die Produkte ferner Länder nach Nürnberg: edle Metalle, Perlen und Edelsteine, wertvolle Holzarten und Elefantenzähne, welche zu den mannigfachsten Erzeugnissen in erfinderischer und kunstvoller Weise verwendet wurden. Mit den fremden Produkten trieb man nicht nur Handel nach außen, sondern man verstand es auch, das eigene Leben damit zu schmücken und zu verschönen. Namentlich war es das Pelzwerk verschiedenster Art, welches in der Kleidung der Nürnberger beiderlei Geschlechts mannigfach und mit Geschmack verwertet wurde.

Von dem Nürnberger Markt und dem Handel innerhalb der Stadt selbst giebt uns ein Nürnberger Dichter, der sich selbst als Meistersinger bezeichnet, Kuntz Haß, ein sehr vollständiges Bild. Aus diesem „neuen Gedicht der loblichen Stadt Nürnberg“, welches im Jahre 1490 geschrieben ist, erhalten wir über alle Besonderheiten des städtischen Marktverkehrs viel genauere und vollständigere Mitteilungen, als in dem nahezu fünfzig Jahre früher geschriebenen „Lobspruch“ von Hans Rosenplüt. Wir erfahren auch daraus, wie jegliche Ware, die in Nürnberg zum Kauf feilgeboten wurde, zuerst einer vom Rate eingeführten gesetzlichen „Schau“ unterliegen mußte. Darüber heißt es zunächst:

Des ersten red' ich von den Tuchen;
Damit treibt man großen Handel;
Die müssen sein ohn all Wandel,
Die das Siegel haben sollen —

— — — — — — — — — — — —

Die Woll auch von dem besten Kern,
Muß sie ganz auserlesen sein,
Eh daß man sie dann dunket ein;
Danach schauend sie die Menger,
Ist's nicht schwarz, so färbt man's länger
Bis sie wird schwärzer, denn ein Pech — —

Für den großen Tuchhandel in Nürnberg war schon 1430 ein Gewandhaus errichtet und eine „Ordnung“ dafür gemacht worden. Seit 1370 saß einer aus der Tuchmacherzunft auch im Rate. Da viele Tuche, namentlich die holländischen, roh und ungefärbt nach Nürnberg kamen, so bildeten hier auch die Färber eine ansehnliche Zunft. Jedes Jahr aber wurden dieselben vereidigt, daß sie keinen Indigo, sondern nur Waid zum Färben gebrauchen wollten.

Nach dem Tuchhandel werden in dem Haßschen Gedicht die zahlreichen Arten von Gewürzen und Spezereien aufgeführt. Wenn man bei der Schau gefälschten Safran fand, so wurde derselbe öffentlich verbrannt, wie es in dem Gedicht heißt:

Oder man straft sie mit dem Feuer,
Die Straf hat mannig Mann gesehn.

Danach kommen die anderen Gewürze an die Reihe: Ingwer, Muskat, Pfeffer, Negelein; hierauf der Handel mit verschiedenen Seifen, mit Leinwand und Seide. Die älteste Wage in Nürnberg wurde 1497 abgebrochen und in kürzester Frist ward an ihrer Stelle eine neue und größere errichtet. Hier wurden Zinn, Messing, Kupfer und Blei geprüft, ebenso Vitriol, Wolle, Flachs, Hanf und Wachs. Der Bienenzucht wurde schon frühzeitig große Aufmerksamkeit zugewendet. Umständlich wird dann in dem Gedicht der Obst- und Weinmarkt beschrieben. Wo bei dem in Fässern herbeigebrachten Wein bei der Schau Fälschungen durch schädliche oder schlechte Zusätze erkannt wurden, da ward dem Faß der Boden ausgeschlagen und die Flüssigkeit mußte ins Wasser der Pegnitz hinab. Um den Fälschungen des Weins bei den Wirten vorzubeugen, mußten die Kändel auf ihrem Boden den Namen des Wirts tragen wie auch den Preis des Weines, und die gefüllten Kändel wurden zur Schau geholt und geprüft. Kornhäuser, in denen das Getreide aufgeschüttet wurde, hatte Nürnberg in dieser Zeit schon drei. Auch das Bierbrauergewerbe ist eines der ältesten in Nürnberg, und es erhielt schon 1477 seine eigene „Ordnung“.

Das große Lob, welches Kuntz Haß in seinem Gedichte auch dem Rat spendete, war ein verdientes, denn die Regierung war in jeder Beziehung eine musterhafte, durch kluge Politik nach außen und durch gerechtes und umsichtiges Regiment im Innern. Mit der wachsenden Bedeutung des großen Handels wurde auch durch die so außerordentlich vielseitige Thätigkeit des Handwerks und des Gewerbes

ein allgemeiner Wohlstand geschaffen, der jedem einzelnen Bürger zu gute kam.

Auch der bildenden Kunst mußten diese glücklichen Verhältnisse zum Vorteil gereichen. Wenn schon durch den lebhaften Handelsverkehr mit Italien der Kunstgeschmack auch der nürnbergischen Patrizier gesteigert wurde, so ließen diese sichs auch angelegen sein, die Kunst in Nürnberg selbst zu fördern, durch Aufträge für den Schmuck des eigenen Hauses oder durch Stiftungen für Kirchen. Das künstlerische Genie des Steinbildners Adam Krafft lernt man nur in Nürnberg kennen, aus seinen Meisterwerken in der Lorenzer, Sebaldus- und Frauenkirche, aus den zum Johanniskirchhof führenden „Stationen", wie auch aus sehr zahlreichen Verzierungen an öffentlichen und Privatgebäuden. Peter Vischer sollte mit seinen Schöpfungen besonders die Sebaldus- und Frauenkirche verherrlichen; Gemälde von Wohlgemuth, wie später von Dürer, schmückten die Lorenzer, Sebalder, Johannis- und Heiligkreuz-Kirche, ebenso die Holzskulpturen von Veit Stoß. An viele dieser Schöpfungen sowie an zahlreiche Erzeugnisse des Kunsthandwerks knüpfen sich die Namen ihrer Stifter, welche den vornehmsten und ältesten „Geschlechtern" der Holzschuher, Behaim, Imhof, Paumgärtner, Tucher, Stromer, Ebner und anderer angehören.

Diese sogenannten „Geschlechter" bildeten das Nürnberger Patriziertum. Christoph Scheurl erklärt einmal die Bezeichnung „Geschlechter" kurz und bündig also: Alles Regiment in der Stadt und zum gemeinen Nutzen sei in den Händen derer, „so man Geschlechter nennet; das sein nun solche Leute, deren Ahnen und Urahnen vor langer Zeit her auch im Regiment gewest und über uns geherrscht haben".

In der That behielten die Geschlechter ihre Herrschaft fest in Händen; aber sie wußten auch unter allen Umständen das Gesamtwohl der Stadt und ihres Gebietes zu schützen und zu fördern. Durch musterhafte städtische Einrichtungen, durch Weisheit und Gerechtigkeit gab Nürnberg das Beispiel einer aristokratischen Republik, wie sie im neueren Zeitalter bei einem verhältnismäßig kleinen Gemeinwesen kaum jemals so glücklich sich bewährt hat. Die Regierungsgewalt lag in den Händen des aus 42 Mitgliedern bestehenden „kleinen Rates", an dessen Spitze die beiden „Losunger" standen, welche aus den „elteren Herren" oder „alten Burgermeistern" gewählt waren, und denen als dritte Spitze der Kriegshauptmann zur Seite stand. Eine besonders wichtige Stelle war die des ersten Ratsschreibers, und es wurde bei Besetzung dieses

Amtes vorzugsweise auf vielseitige gelehrte Bildung gesehen. Das höchste Amt war das des obersten Losungers, der die Finanzen zu verwalten hatte, und einzelne der Geschlechter, wie z. B. das der Imhof, konnten sich rühmen, daß dieses höchste Ehrenamt ein paar Generationen hindurch in ihren Händen geblieben war. Ihre Macht und ihr großes Ansehen erhielten sich aber die Geschlechter vor allem auch dadurch, daß sie unter einander die größte Strenge walten ließen. Sie waren vollkommen davon durchdrungen, daß sie in dieser Strenge gegen sich

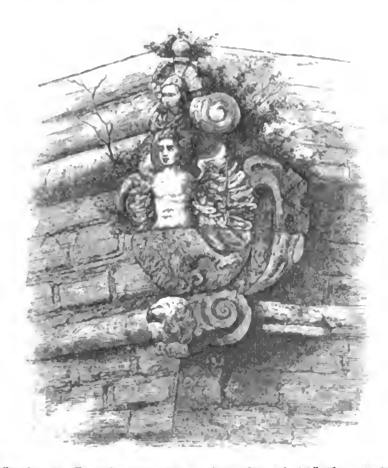


Nürnberger Stadtwappen an der ehemal. Wörther Bastei.

selbst den Bürgern ein Beispiel für Rechtlichkeit, Zucht und makelloses Leben sein mußten. Wer daher eines Vergehens im Amte sich schuldig machte, der wurde schonungslos gestraft. So ward im Jahre 1469 ein Nicolaus Muffel, der sich Veruntreuung von Stadtgeldern und Verletzung von Amtsgeheimnissen hatte zu Schulden kommen lassen, mit dem Tode durch den Strang gestraft. Und noch im Jahre 1514 ward ein anderes Mitglied der Regierung, Anton Tetzel, wegen Bestechlichkeit zu lebenslänglichem Gefängnis im Turm verurteilt, und weder die Fürsprache des Markgrafen Friedrich noch die des Kaisers selbst

konnte den Rat bewegen, das Urteil zu ändern. Dem Kaiser setzte der Nürnberger Rat „die ehrbaren, stattlichen und redlichen Ursachen“ der Einkerkerung auseinander, worauf denn auch kein weiterer Versuch zur Milderung des Urteils gemacht wurde.

Weil auch der Handwerker und kleine Gewerbtreibende die Segnungen eines gerechten und guten Regimentes empfand, so erblickte er in der Regierung seinen sichern Schutz und die Förderung seines eigenen Wohlergehens. Anderseits hatten ja in dem Rate der Republik die bedeutendsten



Nürnberger Jungfrauenadler an der ehemal. Wörther Bastei.

Handelsherren auch ihr eigenes Interesse zu fördern, wenn sie mit aller Aufmerksamkeit auf den Wohlstand der Gesamtheit bedacht waren. Die Vorteile der rastlosen Thätigkeit auf den Gebieten des Handels und der Gewerbe, sowie der verständigen und kraftvollen Stadtregierung kamen aber der freien Reichsstadt um so mehr zu gute, als ihr Regiment auch nach außen hin stets eine feste und kluge Politik befolgte. Auch in den gefahrvollsten Zeiten und schwierigsten Fragen wußte Nürnberg seine Selbständigkeit mit ebenso viel weiser Mäßigung als Energie sich zu wahren und aus allen bedrohlichen Krisen siegreich und neu gekräftigt hervorzugehen.

Die Nürnberger Kaufleute standen jetzt mit den bedeutendsten Handelsplätzen Europas in lebhaftester Verbindung. Ihre Stapelplätze hatten sie in Frankreich und den Niederlanden, ganz besonders aber in Italien. Die Söhne der ersten Kaufherren und Ratsmitglieder wurden auf weite Reisen geschickt, nicht nur um für den Handel sich weitere Kenntnisse zu erwerben, sondern auch um die Welt kennen zu lernen und dadurch den Gesichtskreis zu erweitern. Erstarkt und gehoben durch eigene Thätigkeit und Tüchtigkeit und dabei auch durch manche besondere Umstände begünstigt wurde so die freie Reichsstadt Nürnberg eine der blühendsten und glücklichsten deutschen Städte während zweier Jahrhunderte.



Zweites Kapitel.

Jugend und Wanderschaft.

Am 5. November des Jahres 1494 wurde dem Schneidermeister Jörg Sachs in Nürnberg ein Knäblein geboren. Das Haus in der Kotgasse war des Vaters eigener Besitz und die Straße, in der es lag, gehörte nicht zu den schlechtesten in Nürnberg. Sie lag auf der Lorenzer Seite der Stadt und führte zu dem Platze hin, auf welchem die herrliche Lorenzer Kirche stand.

Aber es war für Nürnberg eine schlimme Zeit, in welche die Geburt des Kindes fiel; denn eine furchtbare Seuche, die geschwinde Krankheit genannt, hatte seit dem Ende des Sommers in der Stadt arg gewütet. Aus diesem Grunde erhielt auch das Kind des Jörg Sachs noch an dem Tage der Geburt die Taufe, und es ward ihm der Name Hans gegeben.

Einige Tage nach der Geburt war im Nebenzimmer der Stube, in welchem das Kind lag, ein Freund des Schneidermeisters erschienen, der Messerschmied Andreas Sponn, welcher auch als Gevatter bei der Taufe war. Kaum hatte er den Schneider Sachs begrüßt, um nach dem Befinden des Kindes zu fragen, da erscholl dessen Geschrei aus der andern Stube in sehr eindringlicher Weise.

„Ei, der Bub hat ja eine kräftige Stimm“, sagte schmunzelnd der Messerschmied.

„O ja, es geht schon“, erwiderte der Schneidermeister, „und Gott sei Lob, er scheint auch sonst gesund zu sein.“

Jörg Sachs hatte dabei die Thür zur andern Stube ein wenig geöffnet und hineingeschaut. Dann kehrte er zu seinem Gast zurück und sprach die Hoffnung aus, daß bei dem großen Sterben in der Stadt das Kind verschont bleiben möge.

„Nun“, antwortete der Messerschmied, „seit gestern hat's ja in der Stadt mit der geschwinden Krankheit auch schon ein wenig nachgelassen und man darf hoffen. Aber 's ist auch Zeit; in dem neuen Siechenhaus sind noch nicht gar viele Kranke unterzubringen und die Räume sind voll. Die Seelnonnen thun ihr Möglichstes, aber 's geht eben schon über ihre Kräfte.“

Nach einer Pause fügte er hinzu, indem er seine Hand auf des Meisters Sachs Schulter legte: „Mit Euch geht's auch besser, wie ich seh —?“

„Ja, Gott Lob und Dank, und ich will nur hoffen, daß auch mein Weib gesund wird.“

„Wenn sie's nicht belästigte“, sagte Meister Sponn, „so möcht ich den Knaben wohl sehn.“

„Das mag schon angehn“, wurde ihm zur Antwort, und Sachs öffnete die Stubenthür, indem er hinein sprach: der Meister Sponn sei da und möchte den Hansl anschaun. Dann winkte er den Gevatter hinein, als gerade der Knabe wieder gewaltig zu schreien anfing. Der Messerschmied aber trat vor den Knaben hin, schnippte mit den Fingern zusammen und sang ihm eine eigenartige Weise vor. Da wurde das Kind still und es schien sogar, als ob es die Absicht habe, zu lachen.

Der Messerschmied nahm auch getrost an, daß dem so sei, und war sehr befriedigt über den Erfolg seiner Sangeskunst.

Der Meister Sachs aber sagte zu ihm mit mehr freundlicher als spöttischer Miene: „Nun, bis der Bub die Feilweis von Hans Folz verstehn kann, hat's wohl noch Zeit“.

„Mag sein“, erwiderte Herr Sponn, „aber wenn's so weit ist, da nehm' ich ihn in die Lehr; wer weiß, ob er es dann nicht dazu bringt, auch eigene Töne zu erfinden und ein Meister in der Singschul zu werden. Und darauf will ich ihm schon eine Verehrung dalassen.“

Meister Sponn griff in seine Tasche und sagte: „Das ist ein Klippenschilling, den ich von der letzten Weisung der Reichskleinodien heimgebracht habe. Da nimm, den schenk ich dir“.

Er hatte dem Kind ein blankes geprägtes Silberblech auf das Bett gelegt. Es war eine jener hübsch geprägten Denkmünzen, wie sie bei

der alljährlichen Ausstellung der Reichkleinodien und Heiligtümer in der Spitalkirche verteilt wurden (vergl. 1. Kap. S. 18).

Die beiden Männer ließen dem Kinde den schönen Klippenschilling zurück, und nachdem Meister Sponn noch der Frau des Sachs ein paar freundliche Worte zugesprochen hatte, begaben sich beide wieder ins andere Zimmer zurück. Meister Sponn hatte noch mancherlei Neuigkeiten zu melden, — freilich nicht viel Gutes: Der Raubritter Kunz Schott, der sich mit dem adeligen Placker Christoph von Giech verbündet hatte, und seit Jahren die Umgegend Nürnbergs unsicher machte, hatte in der Nähe von Schwabach wieder einen neuen räuberischen Überfall gegen Nürnberger Kaufleute gemacht. Auch der Markgraf Friedrich von Onolzbach bedrohte die Stadt wieder mit Streit, indem er nochmals seine früher schon erhobenen Ansprüche auf die Landgerichtsbarkeit über Gostenhof und Wöhrd geltend machen wollte.



Der Klippen-Schilling.

Jörg Sachs meinte zu diesen Nachrichten, der Kaiser Maximilian, welcher eben in diesem Jahre der Stadt eine neue Gunst erwiesen, indem er ihr das Belehnungsrecht und das Recht des Blutbannes zugesprochen hatte, möchte nur bald selbst einmal nach Nürnberg kommen und dabei den Herrn Markgrafen in seine Schranken weisen. Der neue Kaiser müsse doch einmal der Willkür dieser Reichsfürsten, sowie auch den Unthaten der adeligen Placker ein Ende machen, denn das wären die größten Wohlthaten, die er den Städten erweisen könne.

Maximilian I. war zuletzt vor drei Jahren in Nürnberg gewesen und hatte sich schon bei jenem Besuche der blühenden Stadt alle Herzen gewonnen. Damals aber war er noch nicht Kaiser, sondern war erst zu Aachen zum römischen König gekrönt worden. Nachdem aber im vorigen Jahr Friedrich III. gestorben, war Maximilian auch zur Kaiserwürde gelangt, und Aller Hoffnungen richteten sich auf ihn, daß er den mancherlei übeln Zuständen im Reiche ein Ende machen werde. Man sprach auch jetzt schon davon, daß er die Absicht habe, einen ewigen Landfrieden zu verkünden, und daß damit auch den Räubereien der Placker ein Ende bereitet werden solle. Nun, das Herz und den Geist hatte Maximilian wohl dazu, nur gutes zu schaffen. Ob er auch die eiserne Faust haben werde, um seine Absichten durchzuführen, das war freilich noch eine Frage der Zukunft.

Gerade im Jahre der Geburt des Hans Sachs war der junge Albrecht Dürer, welcher nachmals so viel Fleiß und große Kunst auf die Verherrlichung des ritterlichen Kaisers verwendete, von seiner vierjährigen Kunstreise durch Deutschland nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt. Der Künstler hatte wie der Handwerker seine Wanderjahre durchzumachen, um die Welt und auch die Kunst, der er sich gewidmet hatte, in den verschiedenen großen Städten kennen zu lernen. Als Albrecht Dürer nun als dreiundzwanzigjähriger Jüngling nach Nürnberg heimgekehrt war, um hier als Künstler seine eigene Werkstatt einzurichten, da verlangte es auch die Sitte der Zeit, daß er sich ein Ehgemahl nahm. Ein solches war ihm denn von seinem Vater, dem hochachtbaren Goldschmied, ausgesucht worden, und zwar in der Person der Jungfrau Agnes, Tochter des Hans Frey. Und nachdem die beiden Väter die „Brude“ abgeredet hatten, führte der Bräutigam sein Gespons heim und erhielt dazu (nach seinem eigenen Bericht) vom Schwieger eine Mitgift von zweihundert Gulden.

Die Hochzeit Albrecht Dürers fand im Juli des genannten Jahres statt und Nürnberg hatte nun einen großen Künstler mehr in seiner Bürgerschaft. Zunächst freilich noch nicht für lange, denn bald darauf trat er mit seinem Weibe die große Studienreise nach Italien an. Als er 1506 aus Venedig wieder nach Nürnberg zurückkehrte, begann hier erst die Glanzperiode seiner universalen künstlerischen Thätigkeit. Wie er sich in der Technik der Malerei vervollkommnet hatte, so erhob er auch vor allem die Zeichnenkunst durch das gewissenhafte Studium der Natur zu einer ganz neuen Bedeutung. Im Kupferstich und in der Holzschneidekunst entwickelte er eine von Jahr zu Jahr gesteigerte Thätigkeit, daneben betrieb er noch die Schnitzkunst in Holz und Elfenbein, arbeitete in Stein und Metall.

Wie Dürer auf mehreren seiner Gemälde sein eigenes Bildnis anbrachte, so verewigte er auf denselben — abgesehen von seinen selbständigen Porträts der Patrizier Holzschuher und Jakob Muffel, sowie seiner Angehörigen und seiner eigenen Person — auch in anderer Weise mehrere seiner nürnbergischen Zeitgenossen. In seiner für die Katharinenkirche gemalten Altartafel hatte er auf den beiden Seitenflügeln in den zwei ritterlichen Gestalten die Stifter des Werkes, die Brüder Lukas und Stephan Paumgärtner, porträtiert (S. 52 u. 53). In dem „Rosenkranzfest“, einer seiner vielen Verherrlichungen Kaiser Maximilians, hatte er als seitwärts stehende Zuschauer sich selbst und seinen gelehrten Freund und

Protektor Pirkheimer dargestellt. Pirkheimer war ihm bei seinen Arbeiten stets ein wichtiger Berater geblieben; auch in dem großen



Albrecht Dürers Selbstporträt aus dem Jahre 1498.

Wandgemälde für das Rathaus, dem Triumphzug Kaiser Maximilians, sind die mannigfachen Allegorien nach den Angaben Pirkheimers ausgeführt.

Adam Krafft, der große Steinbildner, begann 1496 seine bewunderswürdigste Schöpfung, das Sakramentshäuschen (S. 54). Das herrliche Werk, welches 1500 zur Vollendung kam, war eine Imhoffsche Stiftung und für die Lorenzkirche bestimmt, wo es an einem Pfeiler des Chors gleich einer Blume so hoch aufsteigt, daß die äußerste Spitze, in Form eines Bischofsstabes, sich herabneigt, während am Fuße des Baues derselbe von drei knieenden Figuren getragen wird, in denen der Meister Krafft sich selbst und seine beiden Gesellen darstellte.



Stephan Paumgärtner.

Auch Veit Stoß, der kunstreiche Bildschnitzer, und noch manche andere geschickte Männer verbreiteten bereits den Ruf der Stadt, den sie auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Gewerbe und des Handels sich erworben hatte.

Nur mit der Dichtkunst war es in Nürnberg noch ziemlich dürftig bestellt. Die Fastnachtspiele, Priameln und andere Gedichte des längst verstorbenen Hans Rosenplüt, einige Dichtungen des Meistersingers Kuntz Haß, sowie die derben Schwänke des Barbiers Hans Folz waren wohl in den unteren Volks-

kreisen ziemlich verbreitet, aber sie zeigten noch wenig von dem höheren Berufe der Poesie. Die Fastnachtspiele, in denen die rohesten Sitten des niederen Volkes mit wahrem Behagen am Unzüchtigen geschildert wurden, sie waren nur gut genug, um in den Wirtshäusern von herumziehenden Gesellen gespielt zu werden, die sich damit eine Zeche verdienten und froh waren, wenn außer dem ihnen gespendeten Trunke ihnen auch noch eine kleine Verehrung in barer Münze gespendet wurde.



Lukas Paumgärtner.

Höher im Ansehen standen auch jetzt noch Rosenplüts Lieder und seine größeren beschreibenden Gedichte, obwohl er bereits in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in dem Barbier und Meistersinger Hans Folz einen bedeutenden Rivalen erhalten. Folz war kein Nürnberger Kind, sondern er war von Worms, wo er bereits als Förderer des Meistersanges sich Ruhm erworben hatte, nach Nürnberg gekommen. Er hatte hier neben seiner Baderstube bereits eine eigene Druckerei angelegt, in welcher er seine Spruchgedichte, Schwänke und Kampfgespräche als fliegende Blätter selber druckte. Auch seine größeren Dichtungen,

wie sein Beichtspiegel, die Reise des Straßburger Bürgers zum Zauberer Virgilius und anderes mehr, sprechen für seine Befähigung, die wo anders hergenommenen Stoffe durch populäre Darstellung dem Volke mundgerecht zu machen. In seinen Fastnachtspielen war auch er nicht eben säuberlich, aber er zeigte doch auch schon darin einen Fortschritt, daß er den bloßen Dialogen mehr dramatische Form zu geben wußte, wie in der „Bäurischen Bauernheirat", im Salomon und Morolf und im Bauerngericht. Den dauerndsten Ruhm aber erwarb ihm neben seinen Meisterliedern, die noch lange von der Zunft in Ehren gehalten wurden, sein „Kargenspiegel", obwohl gerade diese Dichtung nichts weniger als ein Fastnachtspiel war, sondern einzig ein moralisierendes Gespräch, welches aber dadurch eine gewisse Bedeutung hat, daß wir es schon als einen Vorläufer der im späteren Reformations-Schauspiel so oft behandelten Geschichte vom „reichen Mann und armen Lazarus" ansehen können. Allerdings handelt es sich bei Folz nur um einen Dialog, der zwischen einem Armen und einem Reichen geführt wird, und worin die Frage verhandelt wird, was ein Reicher thun könne, um das Himmelreich zu erwerben. Daß aber gerade dieser simpele Dialog nur durch diese Tendenz so großen Erfolg hatte, ist auf die in den Volkskreisen herrschende Stimmung zurückzuführen, welche auch die Reformation fördern mußte.



Adam Kraffts Sakramentshäuschen.

Als Kaiser Maximilian als römischer König 1491 Nürnberg besucht hatte,

bei welcher Gelegenheit prunkvolle Festlichkeiten und Volksbelustigungen stattfanden, hatte Hans Folz in einem langen Gedicht auch das Turnier beschrieben, welches dem hohen Gaste zu Ehren gehalten wurde. Auch ein Narrenspaß war dabei, der eine Parodie des Turniers darstellte, von lauter Zwergen in lächerlicher Erscheinung, die Helme von Stroh und dergleichen.



Adam Krafft*).

Der Aufschwung, den im Anfange des 16. Jahrhunderts gerade in Nürnberg, wie schon zuvor in Augsburg, der Meistergesang unter den Handwerkern nahm, war nur unter der Voraussetzung möglich, daß der Stand der allgemeinen Bildung bereits ein sehr günstiger war. Und diese Bildung mußte wesentlich durch die gute Organisation der Schulen gefördert werden, auf welche eben in dieser Zeit die Humanisten so bedeutend einwirkten.

Willibald Pirkheimer war schon 1496 in den Rat gewählt worden und hatte bald nach seinen Bestrebungen für eine Umgestaltung

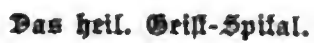
*) Nach seiner Figur als Träger des Sakramentshäuschens.

des Unterrichts vielen Einfluß und Anhang gewonnen. In der Regierung der Nürnbergischen Republik saßen Männer, welche in wissenschaftlicher Hinsicht auf der Höhe der Zeit standen. Hieronymus Ebner war erst von der Universität Ingolstadt nach Nürnberg zurückgekehrt; die meisten der Herren aus den Geschlechtern, die auch im Rate saßen, hatten auf den Universitäten Italiens studiert, Pirkheimer in Padua und Christoph Scheurl, der Rechtsgelehrte, in Bologna. Letzterer wurde 1507 Rektor in Wittenberg, und Hieronymus Paumgärtner, der jüngste unter den genannten, studierte in Leipzig und Wittenberg. Wenn Regiomontanus, für dessen Wissenschaft später das nahe Altdorf die Hauptpflanzstätte werden sollte, Nürnberg als den Mittelpunkt Deutschlands und Europas bezeichnet hatte, in geographischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht, so war damit kaum zu viel gesagt. Nürnberg hatte damals schon vier sogenannte Latein-Schulen: die von St. Sebald, welche bereits früher in Verbindung mit einer besonderen Gesangschule errichtet war; die von St. Lorenzen und St. Egydien und die Schule vom neuen Spital zum Heiligen Geist. Obwohl der Unterricht noch von Geistlichen erteilt wurde, so standen die Schulen doch unter der Verwaltung des Rates, und Pirkheimer hatte gemeinsam mit Hieronymus Ebner und Hieronymus Holzschuher die Oberaufsicht über die Schulen zu führen.

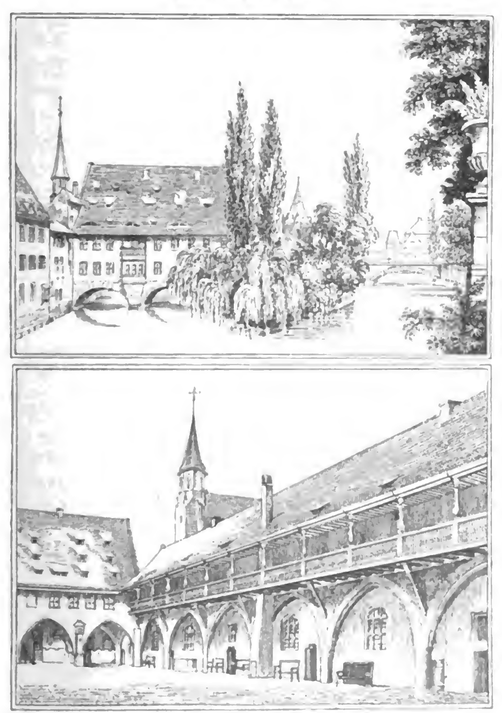
Der siebenjährige Hans Sachs, das einzige Kind seiner Eltern, wurde in die Spitalschule geschickt, wo ein Lehrer Namens Friedel zugleich Meistersinger war. Hans lernte dort nächst den Anfangsgründen auch Grammatik, Geographie und Singen, später aber auch Lateinisch und das nötigste der Astronomie.

Während seiner Schuljahre war für die politischen Verhältnisse Nürnbergs und für den Umfang seines Landgebietes eine bedeutende Veränderung eingetreten. Erst zwei Jahre waren nach Beendigung des schweren Krieges verflossen, den die Stadt gegen den Markgrafen Casimir von Brandenburg-Ansbach durchzukämpfen hatte, und aufs neue wurde sie zu den Waffen gerufen, für einen Krieg, der zwar nicht ihr eigenes Territorium berührte, der aber lange Zeit währte. Dieser Krieg fiel jedoch so glücklich für die Nürnberger aus, daß der kleinen Republik eine bedeutende Vergrößerung ihres Gebietes als Belohnung wurde. Die Veranlassung zu diesem Kriege ward durch den Herzog Ruprecht von der Pfalz gegeben, welcher eine Tochter des Herzogs Georg von Landshut-Baiern zur Gemahlin hatte. Die Erbansprüche, die er deshalb

machte, wurden ihm von den Herzögen von Baiern-München Albrecht und Wolfgang bestritten. Der schwäbische Bund wurde deshalb aufgeboten und Herzog Ruprecht als Rebell erklärt. Da auch Ruprechts



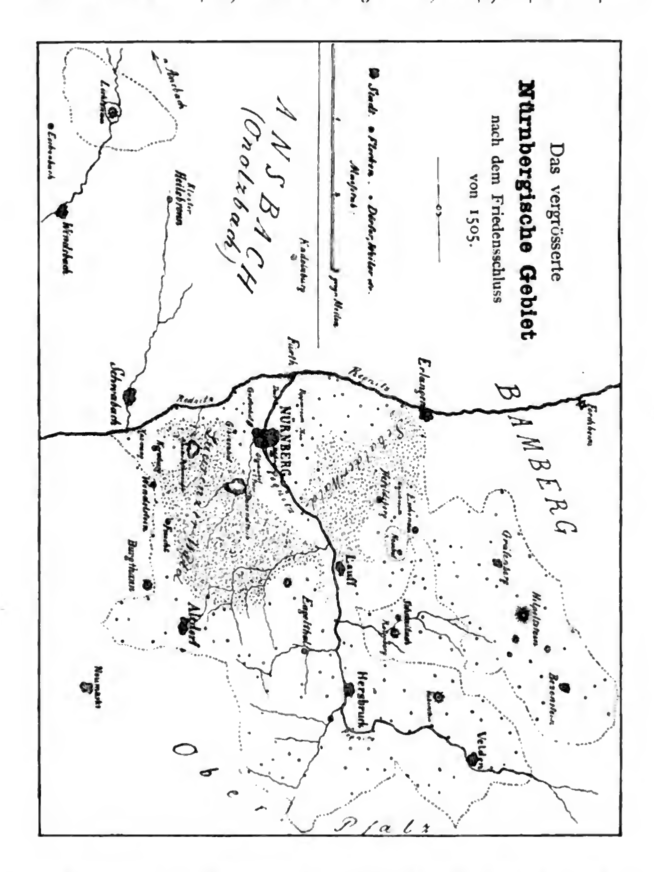
Das heil. Geist-Spital.



Hof des heil. Geist-Spitals.

Vater, der Kurfürst Philipp und Pfalzgraf bei Rhein, an dem Kriege sich beteiligte, schickte ihm Nürnberg einen förmlichen Absagebrief, stellte über dreitausend Reiter ins Feld und nahm die Städte Hersbruck und

Lauff, sowie verschiedene andere Orte mit den Waffen. | Hersbruck liegt etwa vier Meilen östlich von Nürnberg und hatte schon seit ein paar



hundert Jahren zu dem Besitztum des Markgrafen bei Rhein gehört, obwohl es schon früher einmal an einen nürnbergischen Bürger verpfändet worden war.

Dieser bayrisch-pfälzische oder Landshuter Erbfolgekrieg wurde 1505 zu Köln a. Rh. durch einen Schiedsspruch Kaiser Maximilians beendet, und in dem Friedensvertrag erhielt Nürnberg alles von seiner Streitmacht eingenommene Landesgebiet zu dauerndem Besitze zugesprochen. Außer mehreren Schlössern waren es namentlich die Städte Lauff, Hersbruck und Altdorf. Letzteres sollte später noch dadurch besondere Wichtigkeit erhalten, daß das nach Beginn der Reformation in Nürnberg begründete Gymnasium Aegidianum später nach Altdorf verlegt und endlich zur Universität der nürnbergischen Republik erhoben wurde.

Auf der beigefügten Karte des nürnbergischen Gebietes sind nur die Städte und Flecken mit ihren Namen angegeben, während die Dörfer, Weiler u. s. w. ohne Namen bezeichnet sind. Westlich von dem Hauptgebiete bildet, wie man sieht, die Festung Lichtenau mit mehreren Dörfern eine Enklave im Ansbachischen. Nachdem die Burggrafen 1427 die Nürnberger Burg an die Stadt verkauft hatten, blieb für die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach („unterhalb des Gebirges") das anderthalb Meilen von der Nürnberger Grenze gelegene Kadolzburg deren stehender Wohnsitz; doch wurde von Einzelnen, namentlich von Albrecht Achilles, auch Ansbach zum Aufenthalt erwählt. Die Markgrafen von Culmbach-Bayreuth residierten anfänglich auf der Plassenburg; später in Bayreuth.



Christoph Fürer.

Schon in diesem Kriege hatte ein Nürnberger aus altem Geschlecht durch seine Kriegstüchtigkeit sich ausgezeichnet. Es war dies Christoph Fürer, der nachmals unter Kaiser Maximilian auch in Frankreich und Italien kämpfte und später bei den Belagerungen von Padua, Vicenza und Verona sich rühmlich hervorthat. Christoph Fürer war selbst in den Waffen sehr geübt und einer der hervorragendsten Streiter auf verschiedenen nürnbergischen Turnieren, bei denen er mit viel anderen der nürnbergischen Geschlechter sich maß. (Von seiner Thätigkeit im Rate wird später die Rede sein.)

Die Vorteile, welche Nürnberg aus diesem Kriege zog, wogen um so schwerer, je weniger es durch den Krieg selbst gelitten hatte. Und um so freudiger konnte nun die Stadt an alle noch wünschenswerten Verbesserungen der städtischen Einrichtungen und der öffentlichen, dem gemeinen Wohle dienenden Anstalten gehen, zu welchen auch in erster Reihe die Lehranstalten gehörten.

Acht Jahre lang war Hans Sachs auf der Schule geblieben, und bei seiner früh sich zeigenden Lernbegierde und seinem hellen Kopf war es wohl begreiflich, daß er in dieser Zeit eine tüchtige Grundlage seines Wissens für sein ganzes späteres Leben sich erworben hatte.

Als er im Jahre 1509 die Schule verließ, galt es dem Schneidermeister, seinem für ihn treulich sorgenden Vater, als selbstverständlich, daß auch der Sohn ein gutes Handwerk erlerne, und der Bursche ward deshalb zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben. Aber schon während der zweijährigen Lehrzeit hatte er sich mit Lienhard Nunnenbeck, einem Leinweber und eifrigen Meistersinger, bekannt gemacht, um seinem Hange zur Dichtkunst nachgehen zu können, und er hatte von diesem die Grundregeln des Meistergesanges kennen gelernt. Der Messerschmied Meister Sponn, der schon jetzt seine dem neugeborenen Kinde gemachte Prophezeihung in Erfüllung gehen sah, hatte das vermittelt, denn er fühlte wohl, daß seine eigene Kunst nicht ausreiche, einen so lernbegierigen Knaben zu unterrichten. Nunnenbeck aber war damals schon gekrönter Meister, das heißt: er hatte bereits durch einen selbsterfundenen und von der Schule beim Preissingen bewährten „Ton“ einen der beiden Preise, sei es der Davidsgewinn oder der Kranz, errungen. Nur an solche pflegten die der Singekunst sich widmenden Schüler sich zu wenden, und sie erhielten den Unterricht unentgeltlich.

Unser Hans Sachs konnte nicht sogleich vom Schüler nach den anderen Graden der Genossenschaft streben, vorläufig galt ihm der Unterricht Nunnenbecks nur als Vorbereitung für eine spätere Zeit, denn zunächst hatte er seine weitere Laufbahn als Handwerker im Auge zu behalten.

Trefflich ausgerüstet mit mancherlei Kenntnissen ging der siebzehnjährige Schuhmachergesell auf die Wanderschaft, die sich auf mehrere Jahre und auf ein überaus großes Gebiet erstrecken sollte. Zunächst hatte er sich nach Regensburg gewendet, wo er nicht nur bei einem Meister seines Handwerks Aufnahme fand, sondern wohin ihm auch der

Meister Nunnenbeck Empfehlungen an die dortige Brüderschaft der Meistersinger mitgegeben hatte.

In allem, was er dort vom Handwerk wie vom Meistergesang und vom Volksleben kennen lernte, blieb wohl Regensburg hinter den Eindrücken, die er aus seiner Vaterstadt mit sich nahm, zurück. Aber er sagte sich wohl, daß es ja nicht überall gerade so wie in Nürnberg aussehen könne, sonst hätte er ja gar nicht erst zu reisen brauchen. Und bei alledem gab doch auch die freie Bewegung in der ihm offen stehenden Welt seinem Herzen frohen Mut, sodaß ein eigentliches Heimweh in ihm nicht aufkommen konnte. Regensburg stand auch damals nicht



Regensburg.

in solcher Fülle des Lebens wie sein geliebtes Nürnberg. Wohl aber konnte er dabei vor dem mächtigen Dom und vor der steinernen Donaubrücke mit Staunen verweilen, und vor allem mußte der breite Strom selbst einen ganz neuen und starken Eindruck auf sein Gemüt machen.

Nach einem Aufenthalt von ein paar Monaten wendete er sich von Regensburg zunächst nach Passau, ohne aber auch hier länger zu verweilen. Dann nahm er seinen Weg über das am Inn gelegene Braunau, Ried, Wels und Hall und kam endlich nach Salzburg, welches größere Erwartungen und Hoffnungen in ihm erregte. Auch diese alte so malerisch gelegene und hochberühmte Stadt hatte eine Meistersingschule, und auch das Schusterhandwerk daselbst stand im besten Rufe. Sein Verkehr mit den Singegenossen konnte zwar nur

ein sehr bescheidener sein, da er nur immer noch als „Schüler“ gelten durfte. Aber seine jugendfrische und angenehme Erscheinung, dabei sein offenes Wesen und sein strebsamer Sinn erwarben ihm allenthalben bald Freundschaft und Fürsprache.

So kam es, daß er in Salzburg auch einmal in eine Bücherdruckerei geführt wurde und die Technik dieses Kunstgewerbes kennen lernte, welches seit den wenigen Jahrzehnten schon einen so großen Aufschwung genommen hatte. Der Bücherdruck erregte sein Interesse so sehr, daß er große Neigung empfand, die Kunst zu erlernen. Er erzählt uns dies selbst in einem später verfaßten Gedicht, das er als „Lobspruch der Stadt Salzburg“ bezeichnete. Solche Lobsprüche auf verschiedene Städte waren damals bei den Volksdichtern der Zeit Sitte. Zuweilen wurden sie ausdrücklich bestellt, zuweilen aber auch ohne Aufforderung als Dank für genossene Gastfreundschaft gemacht. Unser Hans Sachs hat erst später, da er schon geübter in der Verskunst war, diesen Dank abgetragen. In seinem Lobspruch auf Salzburg*) sagt er unter anderem:

Von Jugend auf so hatt ich Gunst
Zur Druckerei der lobling Kunst,
Die ich lernt in mein jungen Tagen
Und ihr begehrlich nach thät fragen.
— — — — — — — — — — — —
Salzpurg so heißt mit Nam die Stadt
Die gar ein alten Ursprung hat.
— — — — — — — — — — — —
Gedacht ich mir gleich da zu bleiben,
Die Kunst der Druckerei zu treiben

Damit sollte hier aber nur ein vorübergehender Wunsch bezeichnet werden, nicht ein bestimmt gefaßter Vorsatz. Denn er hatte noch eine lange Wanderschaft vor sich, und auch dazu fehlte es ihm nicht an Lust. Vor allem aber konnte es ihm nicht ernstlich in den Sinn kommen, sein in Nürnberg erlerntes Schuhmacherhandwerk mit einem anderen Berufe zu vertauschen, wenn es wohl auch nahe lag, daß bei dem in ihm schon erwachten Drang, als Dichter sich zu versuchen, ihm auch die Vervielfältigung der Gedichte durch den Druck ein lebhaftes Interesse einflößte.

Unter den österreichischen Städten, die er besucht hatte, war es besonders Wels, welchem er eine gewisse Wichtigkeit zuschreibt. Eines

*) Das Gedicht steht in seinem handschriftlichen 6. Spruchbuch.

seiner viel später geschriebenen Gedichte (kein Meisterlied) hat er benannt: „Ein Gespräch, die neun Gab Muse oder Kunst-Göttin betreffend“. Unter dem Wort Gab-Muse verstand er die Musen, welche uns Gaben verleihen. Er erzählt darin, wie im Jahre 1513 zu Wels in ihm der Entschluß gereift sei, neben seinem Handwerk sich eine geistige Thätigkeit und Erquickung des Gemütes durch die Poesie zu schaffen. Solche Berichte pflegte er in die Form eines Traumes zu kleiden, und so geschieht es auch hier. Als er zu Wels, so berichtet er, eines Abends in Gedanken zum kaiserlichen Tiergarten wanderte, und sich an einem schönen mit Blumen umgebenen Platz niedergelassen hatte, entschlief er. Da erschienen ihm die erhabenen Kunstgöttinnen, vor denen er sich demütigst verneigte. Die eine von ihnen, keine geringere als Clio, redete ihn aber freundlich und teilnehmend an und fragte ihn, was sein Gemüt beunruhige. Er erhob sich mutig

> Und sprach: Ich hab Herz, Mut und Sinn
> Von allen Freuden abgewendt,
> Weil sie bringen ein bitter End,
> Und hab mich einsam hinterdacht
> Nach einer Kurzweil hochgeacht,
> Die mir noch Nutz und Ehre brächt . . .

Darauf läßt er sich von der Muse — die Sprecherin ist immer Clio — das ganze Programm seiner künftigen dichterischen Thätigkeit vorschreiben, indem sie zu ihm sprach:

> . . . . . o Jüngling, dein Dienst sei,
> Daß dich auf teutsch Poeterei
> Ergebst durchaus dein lebenlang,
> Nemblichen auf Meistergesang,
> Darin man fördert Gottes Glori,
> An Tag bringst gut schriftlich Histori,
> Dergleichen auch traurig Tragedi,
> Auch Spiel und fröliche Comedi,
> Dialogi und Kampfgespräch . . . .
> u. s. w.

Nachdem ihr der Dichter voll Trauer bekannt hat, daß er zu dem allen gar nicht begabt sei, erwidert ihm Clio: Dazu wäre sie ja eben mit den Musen da, um den Menschen solche Gaben zu verleihen; so wäre es schon den griechischen und lateinischen Poeten und auch manchen teutschen geschehen, wie zum Beispiel dem Meister Hans Folz,

und also wollten sie nun auch ihn damit begaben. So erhält er denn von den neun Musen nach einander alle die Gaben zugesprochen, welche ihn zum Dichter machen sollen, und welche sich hier nicht allein auf die geistigen Fähigkeiten, sondern auch auf die sittlichen Grundsätze beziehen und auf alle jene Eigenschaften, die dem Menschen im allgemeinen, ganz besonders aber dem Dichter zukommen.

Wenn auch die allegorische Form dieses Gedichtes erst eine Erfindung aus späterer Zeit ist, so werden wir doch nach seiner so bestimmten Angabe von Zeit und Ort nicht daran zweifeln können, daß es eben in Wels war, wo sein Entschluß sich befestigt hatte. In diesem Bekenntnis sowohl wie auch noch in anderen Gedichten finden wir ihn sich selbst aufs härteste anklagen, daß er anfänglich ein leichtfertiges und gedankenloses Leben geführt und daß ihm mancherlei Bekümmernisse daraus entstanden wären. Auch hierbei hat er zweifellos die Selbstanklagen mit dichterischer Freiheit übertrieben und hat sich selbst für andere substituiert, um die Wandelung, welche dann durch die edeln Ziele der Dichtkunst in ihm hervorgebracht wurde, um so stärker zu betonen und die Göttlichkeit und die segenbringenden Gaben der Musen um so mehr zu preisen.

In diese Zeit seiner Wanderschaft fällt das älteste Gedicht, das wir aus seinen handschriftlichen Liedersammlungen kennen. Es ist ein „Buhlscheidlied“ genannt und von ihm selbst mit dem Jahre 1513 bezeichnet. Der Dichter nimmt darin schmerzvollen Abschied von einem Lieb, und er schildert den Schmerz der Trennung, sowie das nun vor ihm liegende öde und elende Leben in so beredten Worten, daß dieser erste Versuch auch für die Musen von Wels schon ganz annehmbar gewesen sein mag. Der Form nach könnte das Gedicht zu den Meisterliedern gehören, aber er selbst hat es dennoch nicht als solches erkennen wollen. Brennbergers „Hofton“, in welchem es geschrieben ist, war kein eigentlicher Meisterton, sondern eine beliebte Volksweise. Vor allem spricht auch der Inhalt — als ein „Buhllied“ — gegen den Charakter des Meisterliedes, denn nach den früheren strengen Grundsätzen konnte ein solches nur biblische Stoffe oder religiöse Vorstellungen und Empfindungen behandeln, und ein „Schüler“ des Meistergesanges hatte vor allem diese strengen Vorschriften zu beachten.

Die von den Musen erhaltene Weihe ermutigte ihn aber auch, noch in demselben Jahre zwei eigene rechtschaffene Meistertöne zu erfinden. Es waren dies die „Silberweis“ und der „güldene Ton“.

Wenigstens hat er selbst in späterer Zeit das Jahr 1513 für die Erfindung derselben angegeben und als ihre Geburtsorte die oberösterreichischen Städte Braunau und Ried bezeichnet.

Je mehr sich aber nun sein Trieb zum Dichter steigerte, um so eifriger ließt er es auch sich angelegen sein, gute Bücher zu lesen. Hatte er in seinen Knabenjahren zu Nürnberg sich noch auf die Lektüre von Schedels Chronik beschränkt, die seine Fantasie lebhaft anregte und seinen Trieb nach weiterem Wissen steigerte, so lernte er jetzt Ovid in den Verdeutschungen einzelner Geschichten kennen und schaffte sich den Augsburger Druck von der Steinhövelschen Übersetzung des Boccaccio an. Mit dem Lesen dieser Bücher füllte er nun die Mußestunden aus, die dem wandernden Schuhmachergesellen noch blieben.


Münchner Kindl.

Von Salzburg aus hatte er seinen Weg über Burghausen, Ötting und Landshut nach München eingeschlagen, um hier wieder längere Zeit zu bleiben.

Über seine Ankunft daselbst berichtet er selbst in einem nicht lange danach verfaßten hübschen Meistergesang in des „Muskatblüts langem Ton“. Ohne Geld, so erzählt er darin, sei er in München angekommen, und da er den Wein, den ihm der Herbergsvater gab, nicht bezahlen konnte, so mußte er seinen Rock zum Pfand lassen. Die Frau aber mochte mit dem jungen und muntern Gesellen Mitleid haben und sagte zu ihm:

> Sohn, kannst du reimen eben
> Das Werkzeug, das ein Schuhknecht hat
> In der Werkstatt,
> Und auch dabei sein Arbeit frei,
> Will ich den Rock dir geben.

Das Anerbieten war dem Gesellen ganz recht; er machte sich an die poetische Schusterarbeit und brachte nicht nur alles Handwerkszeug in Verse, sondern dabei auch den ganzen Hergang der Arbeit und alles, was dazu gehört, — worauf die Frau mit Lachen ihm seinen Rock zurückgab.

Dies Gedicht, in welchem er als Neuling ganz gegen allen Gebrauch es wagte, einen so profanen Gegenstand in der Form des

Meisterliedes zu behandeln, ist erst 1516 geschrieben, also da er München bereits wieder verlassen hatte. Aber München war es dennoch, wo er auch wieder den strengeren Forderungen des Meistergesanges zu entsprechen suchte. Es war Gebrauch, daß der Schüler für die ersten dichterischen Versuche in den Tönen der sogenannten „alten“ Meister dichtete, unter denen Frauenlob, Mügling, Regenbogen und Marner die beliebtesten waren. (Näheres darüber im 9. Kapitel.) Demgemäß hatte Hans Sachs jetzt sein Meisterlied „Gloria patri, Lob und Ehr“ — nach seiner eigenen Angabe 1514 in München*) — „im langen Ton Marners“ gedichtet, also nach den Vorschriften des schon überlieferten Versbaues mit seiner Melodie.

In München, wo Hans Sachs ein ganzes Jahr verweilte, hatte er unter den Genossen sich schnell so viel Anerkennung erworben, daß er daselbst die „Schule“ (d. h. Singschule) verwalten half. Da er jetzt auch schon zwei eigene Töne aufweisen konnte, so war er damit, wenn sie auch noch von keiner der Singschulen anerkannt waren, doch schon einen bedeutenden Schritt weiter zur Meisterschaft gelangt. Denn nur der wurde als Meister erkannt, der nicht allein Singer und Dichter war und nach schon überlieferten Tönen sang und dichtete, sondern der auch selbst eine eigene Melodie mit dem dazu gehörigen Versbau erfand, und dessen „Ton“ von den Schulen angenommen und in die Singbücher der Schule eingetragen wurde.

Schon der erste Meisterton des Hans Sachs, die sogenannte „Silberweis“, zeichnet sich durch einen ebenso gefälligen als leichten Versbau aus und bekundet seinen guten Geschmack. Etwas Gekünsteltes und Geschmackloses erhält das Lied erst durch die dafür erfundene Melodie, welche die leichten und gefälligen Verse mit schwerfälligen Cadenzen und Figuren, den sogenannten „Blumen“, überladet und entstellt. Aber das Mechanisch-Künstliche war ja ein Haupterfordernis bei den Meisterliedern, in Wort und Ton. Wenn auch Hans Sachs bis an sein Ende der Schulkunst treu geblieben ist, so erscheint es doch begreiflich, daß eine so gesunde Natur, wie die seinige war, den Trieb empfand, in freieren und natürlicheren Formen eine Entschädigung für den Schulzwang zu finden. In diesem Sinne konnte es kaum ein bequemeres Gewand für den Dichter geben, als die das ganze Jahrhundert beherrschenden

*) Bezüglich des in seinen Angaben darüber enthaltenen Widerspruchs vergl. die Anmerkungen zu diesem Kapitel.

acht- und neunsilbigen Reimpaare. Und diese Form blieb ihm das bequeme und natürliche Gewand für die ganze Masse seiner „Spruchgedichte“, das heißt solcher, die, im Gegensatz zu den Meisterliedern, zum Sprechen, nicht zum Singen waren. Schon frühzeitig hatte er neben den Verskünsten des Meistergesanges zu dieser freieren Form sich hingezogen gefühlt, und es ist bemerkenswert, daß den direkten Anlaß zu den ersten Spruchgedichten des Hans Sachs — unglückliche Liebe gab. Es war die vollwangige Tochter eines Münchener Spenglermeisters, zu der er eine tiefe Neigung gefaßt hatte, und der freundliche Umgang der jungen Leute war es besonders, was seinen Aufenthalt in München so sehr verlängerte. Endlich aber erhielt er aus Nürnberg von seinem Vater ein Schreiben, worin dieser sehr mißbilligend sich darüber aussprach, daß der Sohn noch immer in München sitze („Gespräch der Frau Ehr mit einem Jüngling“). Entweder — so hieß es —, er möge nach Hause zurückkehren oder aufbrechen, um seine Wanderschaft fortzusetzen; denn es hatte in der Absicht des Vaters gelegen, daß Hans sein Handwerk auch in den vornehmsten Städten am Rhein treiben sollte. Auch der Vater des Mädchens hatte einmal offen zu ihm sich ausgesprochen und ihn ermahnt, seinen Weg fortzusetzen, denn bei seiner Jugend und ohne noch eine ernste Aussicht auf Meisterschaft zu haben, könne doch von einer Heirat noch keine Rede sein. Habe er aber seine Wanderjahre beendet und sei er dann noch gleichen Sinnes, so könne man ja darüber reden. Der kluge Meister wußte aber sehr wohl, daß auf der Wanderschaft das Bild einer solchen Jugendliebe bald anderen Eindrücken Platz machen würde. Auch der gute Hans Sachs schien so etwas zu empfinden, denn er nahm die Entsagung als eine dauernde und fühlte Liebeskummer.

In dieser Stimmung hatte er Steinhövels Cento novelle vorgenommen, um in den traurigsten Liebesgeschichten einen gewissen Trost zu finden. Die klägliche Geschichte des Boccaccio von der Lisabetha, die ein heimliches Liebesverhältnis mit einem Diener ihrer Brüder hatte, welche — als sie dahinter kamen — den Diener töteten, veranlaßte ihn, sein erstes Spruchgedicht zu machen, in welchem er die Fesseln der Meistersingkunst ablegte. Da nun einmal der Schritt geschehen war, begnügte er sich nicht damit, sondern schrieb gleich darauf ein zweites, größeres Spruchgedicht, in welchem er sich nicht mehr an eine gegebene Erzählung anlehnte, sondern ganz aus seinem Innern schöpfte. Er nannte es „Kampfgespräch von der Lieb“ und erzählt darin, wie er

einst in einer schönen Gegend bei einer Quelle ein Gespräch zwischen einem Ritter und einem „Alten“ belauschte. Dem Alten ist sein Sohn aus Liebesschmerz gestorben, weil diejenige, die sein Herz begehrte, ihm vom Vater derselben verweigert wurde. Auf die Klagen des Alten wirft sich der Ritter als Verteidiger der Liebe auf, während der Alte die Liebe als die Quelle alles Unheils auf Erden bezeichnet. In dem langen Gespräch, welches sich hieraus entwickelt, hat der junge Dichter schon reichlich in dem Für und Wider seine Kenntnisse angebracht, die er aus Ovidius und Boccaccio, aus mittelalterlichen Heldengedichten oder neueren Chroniken schöpfte. Da spricht er von der Liebe des Achilles, die ihm Verderben brachte, von Jason und Medea, von



Würzburg.

Pyramus und Thisbe, Hero und Leander, Guiscardo und Ghismunde, Tristan und Isolde und noch anderen mehr. Der Ritter, welcher den Grundsatz verficht, daß die Liebe selbst an dem mancherlei Unglück unschuldig sei, wird plötzlich selber durch ein über ihn hereinbrechendes Unglück schwer getroffen. Er hatte eine von ihm geliebte französische Herzogin im Einverständnis mit derselben entführt. Die Geliebte ist in dem Walde verborgen gehalten, und während er mit dem Alten noch über die Glückseligkeiten der Liebe diskutiert, muß er erfahren, daß die Herzogin soeben in dem Walde von einem „Greif“ zerrissen worden ist!

Man wird nun freilich ein solches Unglück schwerlich als ein zutreffendes Argument gegen die Liebe gelten lassen können. Der Dichter aber kommt danach auf sein Thema zurück und das schließliche Ergebnis

seiner Untersuchungen ist, daß nur in der ehelichen Liebe uns Freude und dauernde Glückseligkeit zu teil werden könne. Er schließt sein „Gespräch“:

> Mit großer Eil ich heimhin kam,
> Die Matery ich für mich nahm
> Und repediret alle Ding,
> Darnach zu dichten ich anfing,
> Die Lieb meint damit zu ergründen,
> Mein Sinn mochten kein Grund nit finden,
> Darum ich endet mein Gedicht
> Zu einer Warnung zugericht,
> Auf daß wer Lieb im Herzen hab,
> Der laß zur rechten Zeite ab
> Und spar sein Lieb bis in die Eh,
> Dann halt ein Lieb, sonst keine meh.
> Daraus ihm Glück und Heils erwachs,
> Den treuen Rat gibt ihm Hans Sachs.

Daß er damals, in so jungen Jahren, die eheliche Liebe als die einzig berechtigte erklärte, kann uns eben wegen seiner Jugend nicht befremdlich sein. Weiß man doch, daß mit der Jugendliebe gewöhnlich zugleich der Wunsch zu heiraten verbunden ist. Daran konnte er aber für jetzt noch nicht denken, und so suchte er denn allen weiteren Versuchungen, sich in Liebesangelegenheiten zu verstricken, kräftig zu widerstehen. Es sind aber gewiß nicht nur harmlose Liebeleien, sondern schlimmere Versuchungen gewesen, denen der junge Mann zu widerstreben bemüht war. Aus mehreren seiner Gedichte. die sich auch auf jene Zeit beziehen, ersieht man, daß er sich gegen alles Unzüchtige mit festen Grundsätzen gepanzert hatte, und er hielt an diesen, wie überhaupt an seinen oft genug von ihm ausgesprochenen sittlichen Grundsätzen sein ganzes Leben lang fest.

Nachdem sein Vater ihm aus Nürnberg die Ermahnung zur Fortsetzung seiner Wanderschaft oder zur Rückkehr hatte zukommen lassen, war es ihm auch schnell klar, daß er den ganzen Nutzen, den ihm seine Wanderjahre bringen sollten, noch keineswegs hatte erwerben können, und er war schnell entschlossen, aufzubrechen.

Von München aus führte ihn seine Wanderschaft nach der schönen alten Bischofsstadt am Main, nach Würzburg, das für ihn noch eine besondere Anziehung dadurch haben mußte, daß hier der alte Dichter Walther von der Vogelweide, der auch für die Meistersinger zu den gefeiertsten Vorbildern gehörte, sein Leben beschlossen hatte und sein Grab

fand. Von hier aus begab sich Hans Sachs nach Frankfurt am Main, wo er auch in der Meistersingschule freundliche Aufnahme fand, so daß ihm die Auszeichnung zu teil wurde, „Schule zu halten", das heißt: bei der Singschule im Vorstand derselben eine Aufsichtsstelle zu übernehmen. (Von den Pflichten des „Schulhalters" wird in einem späteren Kapitel über die Nürnberger Singschule die Rede sein.) In Frankfurt war es auch, wo er den dritten seiner eigenen Meistertöne, die „hohe Bergweis", erfand, und er hatte darin bereits seine Erfahrungen, die er auf der Wanderschaft in manchen Singschulen machen konnte, in einer



Frankfurt a. M.

für ihn sehr bezeichnenden Weise ausgesprochen. (Im Anhang I ist die erste Strophe mit den Noten wiedergegeben.)

Daß er bei seinem Aufenthalt in München auch schon in der freieren und volkstümlicheren Form der Dichtung sich glücklich versucht hatte, konnte natürlich für ihn keine Veranlassung sein, dem Meistergesang damit untreu zu werden. Es blieb vielmehr sein Ehrgeiz, darin noch Bedeutendes zu leisten. Denn in ihm hatte er auch fernerhin die Schule und die eigentliche „Kunst" der Dichtung verehrt, und außerdem war ja mit der Meistersingkunst auch ein religiöser Kultus verbunden, der seinen Ursprung schon in den Wurzeln dieser Kunst hatte. Bei der Anerkennung, die ihm in München und Frankfurt geworden, konnte es ihm ja überdies nicht fehlen, in den anderen Singschulen ein freundliches Entgegenkommen zu finden.

Auf seiner weiteren Wanderung gen Westen erreichte er dann das letzte Ziel: die Rheinstädte Koblenz, Köln und Aachen. Doch blieb er jetzt, da er bereits ins fünfte Jahr seiner Wanderschaft getreten war, überall nur so lange, als es für sein Handwerk von nöten war. Von den Rheinstädten hatte er nun endlich seinen Rückweg durch Thüringen und über Leipzig genommen, ohne aber weiter sein Handwerk auszuüben, wie er denn selbst später in der „Summa all meiner Gedicht“, nach Nennung aller von ihm besuchten Städte, sagte:

arbeit also das Handwerk mein
in Baiern, Franken und am Rhein.

Fünf Jahre waren vergangen, seit er von seinem lieben Nürnberg in die Welt hinausgezogen war. Und da er nun — im Jahre 1516 — als welterfahrener Jüngling nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, schlug ihm das Herz doch höher, als er hinter den schweren Befestigungsmauern die wohlbekannten Turmspitzen der Stadt wiedersah und die heimatlichen Glocken wieder hörte.



Drittes Kapitel.

Rückkehr in die Vaterstadt und Heirat.

Während der Wanderjahre unseres Sachs hatten sich in Nürnberg die Verhältnisse wenig verändert. Seit dem Friedensschlusse von 1505, durch den das nürnbergische Gebiet so bedeutend vergrößert wurde, hatte kein Krieg wieder die Ruhe der glücklichen Republik gestört. Aber die beginnende große Zeit der Reformation kündigte sich schon in manchen bedeutungsvollen Erscheinungen an.

Eine Stadt, welche so ganz aus eigener Kraft und in so mannigfaltiger, immer weiter strebender Thätigkeit zu so großem Wohlstand gelangt war, mußte natürlich auch für die geistlichen Orden eine begehrenswerte Wohnstätte sein, und die verschiedenen Orden besaßen denn auch sowohl in der Stadt wie auf deren nicht unbedeutendem Landgebiete zahlreiche Klöster und anderes Grundeigentum. In der Stadt selbst hatten die Dominikaner, Carmeliter, Augustiner und Karthäuser ihre festen Wohnsitze, für Mönche und für Nonnen. Selbst das auf ansbachischem Gebiete gelegene Kloster Heilsbrunn (etwa drei Meilen von Nürnberg) besaß in Nürnberg selbst Grundstücke, welche später durch Verkauf an nürnbergische Bürger kamen.

Aber trotz des ausgebreiteten Klosterwesens hatte die Priesterschaft niemals einen besonderen Einfluß auf Nürnbergs Einwohnerschaft gewinnen können, und zwar schon deshalb nicht, weil eine Bevölkerung von so selbständiger Thätigkeit und von so rastlosem Fleiß kein günstiger Boden

für die Herrschsucht der Kirche sein konnte. Zwar hatten die Ablaßkrämer früher wiederholt auch in Nürnberg glänzende Geschäfte gemacht, wenn der Papst gegen die Türken predigen ließ; dann aber mußte sich Nürnberg schon mit Rücksicht auf den Kaiser dazu verstehen, auch die Kästen der Ablaßmönche zu füllen. Da aber die Habgier der Pfaffen immer dreister hervortrat, und da dieselben auch in Nürnberg den schamlosesten Betrug nicht scheuten, so hatten schon im verflossenen Jahrhundert die Ansprüche des Papstes zu mancherlei schwierigen Verhandlungen mit dem Nürnberger Rat geführt. Endlich im Jahre 1516 mußte auch der Ablaßkrämer Triponius die Stadt wieder verlassen, ohne ein Geschäft gemacht zu haben.

Der Einfluß der humanistischen Bestrebungen war in Nürnberg immer mehr gestiegen, und durch die hochangesehenen Vertreter und Förderer derselben mußte in dieser Stadt der Boden für die Reformation besonders günstig vorbereitet sein. Schon im Mittelalter fand das Sektenwesen in Nürnberg einen fruchtbaren Boden, besonders aber waren es im 14. Jahrhundert die Waldenser, welche hier vielen Anhang fanden, so daß die Inquisition sich veranlaßt sah, die heimlichen Anhänger ausfindig zu machen und sie dem Rat zu denunzieren. Eben diese vorausgegangenen Bewegungen und Strömungen waren aber auch die Ursache, daß die später durch Luther hervorgerufene Reformation den Volksgeist nicht unvorbereitet fand, und daß sie gerade in Nürnberg sich so entschieden und dabei doch so ordnungsmäßig vollzog, wie nur in wenigen anderen Städten von dieser Bedeutung.

Als Hans Sachs, nach Erfüllung seiner Wanderschaft als Handwerker, bereichert durch mancherlei Erfahrungen und Kenntnisse nach Nürnberg zurückgekehrt war, da konnte er noch nicht ahnen, welch eine tiefe Wandelung wenige Jahre darauf durch die Reformation in seinem Geistesleben sich vollziehen würde. Seine liebe Vaterstadt erschien ihm um vieles herrlicher und doch auch traulicher als je zuvor. Es war ihm, als ob die vielen Türme ihn als lieben Freund begrüßten, obwohl gerade in letzter Zeit in den Befestigungsmauern wieder manche neue Türme entstanden waren.

Begierig suchte der Heimgekehrte nun vor allem seinen alten Lehrer, den Weber und Meistersinger Nunnenbeck, auf, um ihm die Lieder, welche er bis dahin auf seiner Wanderschaft gedichtet hatte, vorzulegen. Einiges davon war noch nach den Tönen der „alten" Meister, besonders Marners und Wolframs, gedichtet, einzelnes auch nach den Tönen der

älteren „Nachdichter“, unter denen Muskatblüt sehr angesehen war. Nunnenbeck erkannte wohl, daß sein nunmehr gereifter Schüler für die leichte Handhabung der Sprache und für die Versform eine nicht ungewöhnliche Begabung besitze. Aber er bemerkte auch des Schülers Vorliebe für weltliche Stoffe, und es war nicht nach seinem Sinne, daß Sachs zum Beispiel die Geschichte von Guiscardus und Gismunda in nicht weniger als dreizehn langen Strophen im „Frauen Ehrenton“ behandelt hatte. Mehr befriedigte ihn des Schülers kühner Versuch, die Aufgaben der „Schulkunst“ in einem Meisterliede darzulegen. Für das, was einem Singer zu singen zieme, hatte er hier schon das Gebiet mit Kühnheit erweitert. Denn er beschränkt sich nicht auf das Lob der Gottheit und auf die Stoffe aus der Heiligen Schrift, sondern der Singer solle auch die Kunst selber preisen; er möge dem Adel von Kämpfen und Turnieren singen, den Frauen von Scham, Zucht und Ehre, den Bauern vom Pflug und von der Erde Früchten u. s. w. Er hatte für dies Lied (datiert vom Mai 1515) „Wolframs langen Ton“ gewählt, der in der Stellung der Reime und in der Silbenzahl der wechselnden Verslängen ziemlich kompliziert ist und für jede Strophe 28 Zeilen hat. Ein anderer Meistergesang, der aber jedenfalls erst später in Nürnberg gedichtet ist, und zwar in Hans Sachsens selbsterfundenem „neuen Ton“, behandelt gleichfalls die „Schulkunst“, wobei er eine dankenswerte Nachricht von den vorzüglichsten Meistersingern der Nürnberger Schule giebt, von denen hier nächst dem „durchleuchtig deutsch Poet“ Hans Folz zu nennen sind: Nachtigall, Fritz Zorn, Vogelsang, Nunnenbeck, Beckmesser und Fritz Ketner. In demselben Gedichte bekundet aber Hans Sachs auch seine hohe sittliche Anschauung, die er vom Meistergesang und von den Pflichten der Singer hatte.

Nunnenbeck konnte mit den ihm vorgelegten Gedichten seines gelehrigen Schülers sehr wohl zufrieden sein; weil er aber darin auch zugleich die bewegliche Natur des jungen Mannes und seinen hellen Blick für alle Lebensverhältnisse erkannte, so ermunterte er ihn um so mehr, die Lieder religiöser Richtung nicht zu vernachlässigen und die weltlichen Stoffe nicht allzu sehr zu begünstigen.

Von eigenen Tönen hatte Hans Sachs nun schon seine „Silberweis“, den „güldenen Ton“ und die „hohe Bergweis“ erfunden und Nunnenbeck fand besonders an der „Silberweis“ so viel Gefallen, daß er selbst ein paar Lieder in diesem Ton seines Schülers dichtete. Es ist

bemerkenswert, daß der noch jugendliche Anfänger gerade in diesem seinem ersten selbsterfundenen Tone sich noch fern hielt von den Verskünsteleien, für die er gerade in mehreren Sangweisen der „alten Meister" verführerische Vorbilder fand.

Noch aber durfte Hans Sachs seiner Lust zur Dichtkunst nicht allzu viel nachgeben. Denn der weitgereiste Jüngling hatte nach seiner Heimkehr vor allem die nötigen Schritte zu thun, um auf dem heimatlichen Boden auch in seinem Handwerk sich fester einzuwurzeln und deshalb die Meisterschaft zu erlangen.

Sein Vater Jörg Sachs hatte in dieser Zeit das Schneiderhandwerk noch mit aller Rüstigkeit betrieben. Er sah mit inniger Freude, wie sein Hans bei seinem muntern Sinne und seiner lebhaften Natur nun doch als ein ganzer Mann zurückgekehrt war, der wohl dazu geschaffen schien, auch dem von ihm erwählten Schuhmacherhandwerk Ehre zu machen. Der Alte horchte oft erstaunt auf alles das, was sein Sohn aus der Fremde zu berichten wußte. Aber wie vieles er auch neben seinem Handwerk erfahren und gelernt hatte, so waren doch auch draußen in dem bewegten Leben der Welt die guten Grundsätze, mit denen er ausgezogen war, in erfreulicher Weise befestigt worden.

Aber ein Meister seines Handwerks konnte Hans erst dann werden, wenn er auch zugleich ein ihm angetrautes Weib aufweisen konnte, denn ohne eine Frau Meisterin gab es auch keinen „Meister". Es gehörte dies zu den mancherlei beachtenswerten Bräuchen und Gesetzen in dem alten Handwerksrechte, aus deren Vorschriften hier gleich Einiges mitgeteilt sein möge.

Was das Handwerk und was deutscher Kunst- und Gewerbefleiß zu erzeugen vermochte, das fand, wie wir wissen, in Nürnberg schon seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts seine Vertretung in fruchtbringender gegenseitiger Förderung. Das Zunftwesen, welches zum Aufblühen der Städte sicher viel beigetragen hatte, stand in dieser Zeit auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung und der Handwerkerstand befand sich dabei sehr wohl. Wie weit man aber in der scharfen Sonderung der verschiedenen oft ganz nahe verwandten Handwerksarten ging, ersehen wir aus den Bezeichnungen der Handwerke jener Zeit. In einem handschriftlichen Verzeichnisse aus dem Ende des 16 Jahrhunderts*) sind weit über zweihundert Handwerke in der Stadt und dem Landgebiete

*) Berliner Königl. Bibliothek.

Nürnberg nach ihren Arten und Spezialitäten unterschieden. Neben den Klingenschmieden und Messerern werden die Schermesserer und Schwertfeger aufgeführt, neben den Messingbrennern und -Schlagern die Messingschaber; ferner die Rotschmiede, Kettenschmiede, Bohrer-, Zirkel- und Hufschmiede, die Kandelgießer und die Beckenschlager, die Harnischmacher (Platner) und die Harnisch-Polierer, die Goldschmiede und Goldschläger; die Fingerhuter und Fingerlndreher, Rechenpfennigmacher, Zünglein-macher für den Kompaß, Schüßler, Heckelmacher, Pfriemenfeiler, Kantengießer u. s. w.

Aber bei allen diesen zünftigen Absonderungen hielt man im Handwerk streng darauf, daß das gemeinsame Wohlergehen durch feste Ordnung innerhalb der Zunft und durch gesetzliche Bestimmungen erhalten wurde. In den meisten Ordnungen des nürnbergischen Handwerksrechtes waren vier Lehrjahre und zwei Gesellenjahre vorgeschrieben, ehe jemand Meister werden konnte. In einzelnen Handwerken wichen die Bestimmungen von einander ab. Die Messerschmiede hatten vier Gesellenjahre, die Spengler deren sechs. In anderen Handwerken waren nur drei oder auch nur zwei Lehrjahre vorgeschrieben. Außerdem aber konnte eine Abkürzung der Gesellenjahre — um mindestens ein Jahr — in dem Falle stattfinden, wenn der Geselle die verwitwete Frau Meisterin heiratete.

Um nach abgelegtem Meisterstück als Meister zugelassen zu werden, war es überhaupt, wie schon bemerkt, erforderlich, daß der Geselle sich vorher „ehelich verheiratet und Hochzeit gehabt" habe. Bei den Schlossern z. B. war vorgeschrieben, daß der Geselle sein Meisterstück „in ledigem Stande" mache, „daß er aber sein Meisterrecht nicht gebrauche, er habe denn zuvor ein eheliches Weib genommen, mit der er zur Kirchen und Straßen sei gegangen und dazu drei Gulden in die Losungsstube geantwortet". Für die Lehrlinge hingegen bestand durchgehends die Bestimmung, daß sie unverheiratet sein mußten, sonst konnten sie das Meisterrecht nicht erlangen, das heißt, sie wurden gar nicht zum Meisterstück zugelassen. In fast allen Handwerken, ausgenommen bei den Goldarbeitern und Kürschnern, durfte nur ein Lehrjunge gehalten werden. Mit seiner Freisprechung trat derselbe in den Gesellenstand und hatte dadurch einen gewissen Anteil an den Rechten und Privilegien des Handwerks; er durfte zum Beispiel an den Versammlungen teilnehmen, welche monatlich, oder auch alle drei Monate stattfanden. In gewisse Handwerke, welche die „gesperrten" waren, konnten nur Bürgerssöhne der Stadt eintreten. Zu diesen gehörten die Spengler, Beckenschlager

und andere. Bei anderen Handwerken genügte es, wenn vor dem Meisterstück der Geselle wenigstens zwei Jahre in der Stadt gearbeitet hatte, damit man ein Urteil auch über sein sittliches Verhalten haben konnte. Die Gesetze, welche sich auf die „Schau" der gefertigten Gegenstände bezogen, enthielten für jedes Handwerk genaue Bestimmungen über das zu verwendende Material, Handwerkszeug u. s. w. Die „Schau" lag den Geschworenen des Handwerks ob, welche zu entscheiden hatten, ob das Stück gerecht erfunden werde. Bei den Klingenschmieden und Messerern durfte kein Stück verkauft werden, es sei denn zuvor von wenigstens drei Geschworenen geschaut und gerecht erfunden worden. Wer Arbeiten der Schau entzog, wurde zu „fünf Pfund neuer Heller" verurteilt; eine ziemlich hohe Summe für jene Zeit, denn ein Pfund neuer Heller hatte den Wert von etwa 2 Gulden 24 Kreuzer.

Die Geschworenen jedes Handwerks wurden alle Jahre gewählt, und sie hatten die Beobachtung aller Handwerksgesetze zu überwachen. Die Meister eines jeden Handwerks bildeten eine streng geschlossene Vereinigung mit eigenen Gesetzen, die ihnen vom Rat gewährleistet waren. Im Rate konnten zwar die Handwerker nicht in den Würden der Patrizier sitzen, wie als Losunger, alte Herren oder Bürgermeister; aber es wurde stets eine bestimmte Zahl der erfahrensten Handwerksmeister als Berater hinzugezogen.

Daß Hans Sachs nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt nicht sogleich an seine Bewerbung um die Meisterschaft ging, hatte zum Teil seinen Grund darin, daß es ihm nicht schnell gelingen konnte, eine jungfräuliche Nürnbergerin auszufinden, die er mit rechter Liebe und Verehrung zum Weibe hätte nehmen mögen. Bei seiner verständigen und besonnenen Art und bei seinem stets zur Betrachtung neigenden Geiste war ihm die Bedeutung eines solchen Schrittes völlig klar. Und wenn ihm auch so manche von den heiratsfähigen und nicht minder heiratslustigen Jungfrauen der Stadt freundlich entgegengekommen war, so hielt er sich doch stets mit allem Ernste vor, daß ein solcher Schritt wohl erwogen sein müsse, daß die Liebe hierbei nicht allein zu entscheiden habe; denn für seine Hausfrau und Lebensgefährtin mußte er ein in jeder Beziehung tüchtiges Mädchen erwählen, bei welchem nicht nur das Äußere und nicht nur ein liebendes Herz den Ausschlag gaben. Denn er wußte schon, daß dies vergängliche Dinge sind, und er sah deshalb darauf, daß auch die Charaktereigenschaften des Mädchens ihm für das zu erstrebende Lebensglück Bürgschaft leisteten.

Nachdem ihn bei seinem Aufenthalt in München einmal die Liebesleidenschaft ergriffen und ihn mit Unruhe und Kummer erfüllt hatte, beschäftigte er sich wiederholt damit, die aus der Dichtung und der Geschichte gewonnenen Beispiele zu einer Theorie der Liebe zu verwerten. Das war zum Teil auch schon in den ersten beiden Fastnachtspielen der Fall, die er 1517 und 1518 schrieb, und die von den derben und possenhaften Schwänken der spätern Zeit sich noch sehr wesentlich unterscheiden. Auch die Roheit und erschreckende Unzüchtigkeit, wie sie in den älteren Fastnachtspielen der Rosenplüt und Hans Folz geherrscht, konnte ihn nicht zur Nachahmung in dieser Richtung verleiten. Auf jene älteren Fastnachtspiele war es wohl ganz besonders gemünzt, wenn er auch noch in späterer Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten immer wieder erklärte, daß er von seinen Dichtungen, auch wo sie derb und lustig sind, alles Unzüchtige ausgeschlossen habe. Diesen seinen sittlichen Standpunkt kann man nur dann völlig würdigen, wenn man die nicht wiederzugebenden unverhüllten Gemeinheiten kennt, durch welche das Fastnachtspiel der frühern Zeit sich auszeichnete.

Nun aber war ihm aus einem andern Lande ein Dichter bekannt geworden, welcher seinem so sehr auf das Sittliche gerichteten Sinn in viel höherem Maße entsprach. Das war der Schweizer Buchdrucker und Dichter Pamphilius Gengenbach zu Basel, dessen volkstümliche Spiele und andere Dichtungen eben in dieser Zeit durch den Druck große Verbreitung, auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, gefunden hatten. Ganz besonders war dies der Fall mit den beiden dramatischen Spielen „Die zehn Alter dieser Welt“ und „Die Gauchmat“, welche in den mit vielen Holzschnitten versehenen kleinen Quartausgaben überallhin gelangten, besonders im Elsaß und in Süddeutschland viel gelesen und an mehreren Orten, zunächst aber in Basel, „von ehrsamen Burgern“ auf dem Markte aufgeführt wurden. Von einer dramatischen Aktion ist darin freilich noch nichts zu verspüren. Es waren moralisierende Dialoge, die auf möglichst viele Personen verteilt waren. Aber gerade der moralisierende Ton darin war es, was in unserem Hans Sachs wiederklingen mußte. In dem zweiten seiner Fastnachtspiele „Eigenschaft der Lieb“ (1518) hatte er nur sein früheres dialogisches Gedicht aus dem Jahre 1515 (Kampfgespräch von der Lieb) etwas umgearbeitet, indem er die Gesprächsform noch mehr der dramatischen Aktion anzupassen suchte und nebenbei wohl schon was Rechtes gethan zu haben meinte, daß er den zwei Personen des früheren Gesprächs

noch weitere zwei Personen hinzufügte, einen Edelknaben und ein „Fräulein“. Das Fräulein ist aber ganz überflüssig, und der Edelknabe hat nur die Aufgabe, dem Ritter die Nachricht zu überbringen, daß seine geliebte Herzogin soeben im Walde von einem Löwen zerrissen worden sei (vgl. 2. Kap. S. 68).

Wenn hier Hans Sachs in der Abhängigkeit von seinem früheren Gedicht die Sache recht ernst und trocken behandelt, so hatte er doch in dem ein Jahr zuvor geschriebenen ersten Fastnachtspiel, welches er „Das Hofgesind Veneris“ nennt, schon einen viel frischeren und von Sentimentalität sich frei haltenden Ton angeschlagen. Und wenn sich auch hier der Einfluß von Gengenbachs „Gauchmat“ ganz deutlich und unabweislich zeigt, so war er doch gerade in der heitern und frischeren Behandlung des Stoffes seinem Schweizer Vorbild schon überlegen. Vielleicht hatte auch Thomas Murner, der schon vor Gengenbach das Thema behandelt hatte, darauf eingewirkt. Hans Sachs hat sein Spiel mit der Sage vom getreuen Eckart und mit dessen Warnungen vor dem Venusberg in Verbindung gebracht. Der Prolog des „Ehrnhold“ (oder Herold, eine Figur, die sonst bei Hans Sachs nur in den Tragödien und Komödien vorkommt, nicht aber in den Fastnachtspielen) beginnt das Spiel und spricht:

Gott grüß euch, all ihr Biederleut,
Als ihr denn hier gesammelt seid.
Her kumbt mit mir ein kleines Heer,
Die wöllen euch allen zu Ehr
Ein kurzes Faßnachtspiel hie machen.
Wer denn Lust hat, mag sein wol lachen.
Doch wird in diesem Faßnachtspiel
Geredt zu weng oder zu viel,
So bitten wir euch all voran,
Ihr wöllt es in gut hie verstahn
Und uns zu dem besten auslegen.
Nun will ich euch stellen entgegen
Ein'n in eim langen grauen Bart
Derselbig heißt der treu Eckart,
Derselb kommt aus dem Venusberg,
Wirt sagen euch groß Wunderwerk.

Der getreu Eckart spricht:

Gott grüß euch alle hie gemein,
In gut kum ich zu euch herein,
Wenn ich hab auch gar wol vernummen,
Wie mehr Gäst hernach werden kummen,

Vor denen ich euch warnen muß.
Es wird sein die Künigin Venus,
Die wird mehren ihr Hofgesind
Mit manchem scharpfen Pfeil geschwind,
Und wen sie trifft, der kumbt in Not
Hüt euch vor ihr, das ist mein Rat*).

Der Danheuser spricht:

Herr Danheuser bin ich genannt,
Mein Nam der ist gar weit erkannt,
Aus Frankenland war ich geborn
Aber Frau Venus auserkorn
Hat mich in ihrem Dienst bezwungen,
Ihr Pfeil hat mir mein Herz durchdrungen,
Darnach da hat sie mich gefangen
Und an ihr starkes Seil gehangen.

Frau Venus spricht:

Ich bin Venus, der Lieb ein Hort,
Durch mich ward mannig Reich zerstort,
Ich han auf Erden groß Gewalt,
Über Reich, arme, Jung und alt.
Wen ich wund mit dem Schießen mein,
Derselbig muß mein Diener sein.
Alsdenn jetzund aufspanne ich,
Darumb wer fliehen will, der fliech.

Der Ritter spricht:

Hör zu du Küngin auserkorn,
Ich bin ein Ritter wolgeborn,
Nach Rennen, Stechen steht mein Sinn,
Vor deim Schießen ich sicher bin.

Der getreu Eckart spricht:

O fleuch bald, fleuch, du strenger Ritter,
Venus macht sonst dein Leben bitter.

Frau Venus spricht:

Ritter, dich hilft dein Fliehen nicht,
Mein Pfeil ist schon auf dich gericht.

Der Ritter spricht:

O weh Venus, was zeuchst du mich,
Daß du mich scheußt so hertiglich.
Mein Rennen, Stechen hat ein End,
Ich geb mich in dein Regiment.

*) Hans Sachs schreibt um des Reimes willen „Roth“ für Rat; eine seiner Willkürlichkeiten in der Behandlung der Sprache.

Mit diesen Dialog-Proben ist Inhalt und Form des ganzen Spiels gekennzeichnet. Denn wie es dem Ritter erging, so ergeht es nun allen nach einander auftretenden Personen: dem Doktor, dem Bauer, Bürger, Landsknecht, Spieler und Trinker, sowie der „Jungfrau" und dem „Fräulein". Bei einer jeden dieser Personen wiederholt sich die Warnung des Eckart, die Bedrohung durch Venus und die Klage des durch ihren Pfeil Getroffenen. Als sie alle zusammen noch einmal um ihr Schicksal klagen, spricht der getreue Eckart:

Ich han euch vor gewarnet all,
Ihr sollt fliehen Frau Venus Strahl,
Ihr wollt mein Worten nit begnaden,
Seid ihr elend, habt euch den Schaden.

Venus zeigt nun triumphierend auf die große Zahl ihrer Gefangenen; aber sie hat doch einiges Mitleid mit ihnen, indem sie spricht:

Doch eh daß sie verzagen ganz,
Pfeif auf, Spielmann, mach ihn' ein Tanz.

Nachdem getanzt ist, ergreift Venus nochmals das Wort zu einem Epilog, in welchem sie ihr „Hofgesind" auffordert, ihr nunmehr in ihr Reich zu folgen, wo es allerlei Erlustigungen gebe, Turniere und Stechen, Tanzen, Hofieren und Singen —

Darumb wolauf mit Eil und Jach,
Wer mit uns will, der kumm hernach,
Wir wollen in Frau Venus Berg!
So spricht Hans Sachs von Nürenberg.

Während in diesem seinem ersten Fastnachtspiel die Tendenz noch in ein heiteres Gewand gekleidet ist und ganz naiv sich kund giebt, tritt des Dichters moralisierend-didaktische Richtung viel schärfer in einem sehr umfangreichen Gesprächs-Gedicht hervor, welches er bald darauf — im Frühjahr 1518 — folgen ließ, und das er die „Klag der vertriebenen Frau Keuschheit" nennt. In der von ihm viel gebrauchten allegorischen Form geht er hier, wie meist in solchen Fällen, sehr kühn zu Werke. Zuerst erzählt er etwas umständlich, wie er einst in einem Walde spaziert sei, als er eine Schar holder Jungfrauen erblickte, die mit großem Angstgeschrei tiefer in den Wald hinein flohen, während sie von einer anderen, bewaffneten Schar, geführt von einer zornigen und

bewehrten Jungfrau, verfolgt werden. Nachdem er lange Zeit die Spuren der Verfolgten aufgesucht, findet er endlich die Königin der Entflohenen in einer entlegenen Höhle. Hier nun erfährt er von der vertriebenen Königin, daß sie die Jungfrau Keuschheit und eine Tochter der Frau Ehr sei, welche mit vielen Jungfrauen in dem Königreich Virginitas gewohnt. In ihrer Nachbarschaft habe aber die hochmütige und leichtfertige Königin Venus gewohnt, welche ihr Land häufig überfallen und zu überwältigen gesucht hat. Nach mehreren Kriegen sei es endlich der Königin Venus und ihren Verbündeten gelungen, fast alle die Jungfrauen gefangen zu nehmen und sie in das Reich der Frau Schande in einen Berg zu führen. Nur sie, die Königin Keuschheit, habe sich mit einer getreuen Schar — die zwölf weiblichen Tugenden — retten können, sei dann lange von einem Land zum andern gewandert, ohne irgendwo Aufnahme zu finden. Endlich seien sie in diese Wildnis gekommen, wo sie aber plötzlich zu ihrem Schrecken von der Königin Venus und deren verbündeten Fürstinnen — Hoffart, Fürwitz, Unmäßigkeit, Müßiggang, Untreu u. s. w. — aufs neue angegriffen worden sei.

Nach dieser abenteuerlichen Begegnung, so berichtet der Dichter weiter, sei er nach Hause gekehrt und habe sich die Bedeutung des ganzen Begebnisses klar zu machen gesucht. Danach spricht er seine Leserinnen, die Jungfrauen Nürnbergs, mit Bezug auf die von der Frau Venus und ihrem Anhang drohenden Gefahren an. Nachdem er ihnen die zwölf Tugenden, welche der Keuschheit zur Seite stehen, erklärt hat, schließt er:

> Hüt euch vor dieser Lieb, seid stet,
> Bis daß ihr kummet in die Eh,
> Dann halt ein Lieb, und keine meh,
> Ein solche Lieb die ist mit Ehrn,
> Doch bittet zuerst Gott den Herrn
> Daß er beschütz eur Ehr vor Schand,
> Denn an ihm liegt es allesand . . . u. s. w.

Also wie schon früher, so kommt er auch hier wieder schließlich zu der Lehre, daß nur in der ehelichen Liebe die wahre Glückseligkeit zu finden sei; ja er hat sogar die frühere Sentenz: „Drum spart eur Lieb bis in die Eh" u. s. w. hier wörtlich wiederholt.

Es wäre fast befremdend, daß der erst vierundzwanzigjährige Jüngling gerade in dieser Zeit immer wieder dies Thema in so strenger

Weise behandelte, wenn man nicht daraus schließen könnte, daß er seinem ersehnten Ziele sich schon nahe fühlte. Endlich hatte er nun auch als Schuhmachergesell sein Probier- und Meisterstück bereits den Rugsherren seines Handwerks vorlegen können, und gleichzeitig hatte er das Mädchen gefunden, in welchem er alle Tugenden vereinigt sah, die er von einem Eheweib beanspruchte. Die Auserwählte seines Herzens und nicht minder seines prüfenden Verstandes war Kunigund Kreuzer, die einzige Tochter und Erbin des verstorbenen Peter Kreuzer aus dem benachbarten Wendelstein*), einem auf nürnbergischem Gebiet gelegenen Orte, welcher von Nürnberg durch den weit ausgedehnten Laurenzer Wald geschieden war. Das Mädchen war eine Waise, und da die Eltern des Hans Sachs mit seiner Wahl einverstanden waren, so wurde die Hochzeit auf den Egydientag — das war der erste September — des Jahres 1519 verabredet.

Nur wenige Tage vor unsers Schuhmachers Hochzeit wurde in Nürnberg ein anderes Hochzeitsfest begangen, bei dem es freilich prunkvoller zuging, denn es betraf die Heirat des hochangesehenen Rechtsgelehrten Dr. Christoph Scheurl, welcher schon 1507 Rektor in Wittenberg gewesen war und späterhin in Nürnberg den Beinamen „das Orakel der Republik“ erhielt. Bei der Hochzeit dieses Mannes ging es in Nürnberg hoch her, denn alle berühmten „Geschlechter“ waren dabei vertreten, und die Nürnberger hatten eine ganze Woche lang Tag für Tag davon zu erzählen, denn so lange dauerten die Feierlichkeiten, welche mit dem „Heimsuchen“ der Braut begannen, dann mit Gastereien, Früh- und Nachttanz und Hofiren bis zum „Hochzeitshof“ sich fortsetzten.

Bei den Brautleuten von „Geschlecht“ waren die Zeremonien sehr mannigfach und es wurde dabei viel Glanz entwickelt. Schon bei der Verlobung (oder Vertruwung) fanden gesellige Festlichkeiten statt, entweder in der Wohnung der Brauteltern oder im Rathaus, früher auch in Klöstern, was aber in Nürnberg schon seit 1485 verboten war, weil für die Festlichkeiten mit ihren Trinkgelagen und Tänzen solcher Ort nicht mehr für schicklich befunden wurde. Bei der Verlobung hatte der Bräutigam der Braut einen mit Edelsteinen besetzten Trauring zu geben, während sie ihm ein „stattlich vernähtes Fatznetlein“ (gesticktes Taschentuch) schenkte. Für die Kleidung der Brautleute wurden die kostbarsten

*) In seinem nach ihrem Tode geschriebenen Gedicht sagt er selbst:

Die einzig Tochter und Erb allein
Peter Crewzer's von Wendelstein.

Stoffe gewählt, bei der Braut von Geschlecht Damast und Atlas, und Braut und Bräutigam ließen ihre Diener in ihren Farben gehen. Sobald der Hochzeitstag festgesetzt war, erschien der Hochzeitlader bei



Eine nürnbergische Geschlechterbraut:

Ein reiche Braut, von hohem Stand,
Gehet daher in solchem Gewandt,
Zu Nürmberg in Teutschenland.

den Geladenen, meist zu Pferde und mit Gefolge, wobei ihn auch der „Sprecher“ begleitete, in seiner besonderen Tracht, mit den von den Schultern über die Brust gehängten Vorhängelein oder „Schlenkerlein“. Zu dem Reichtum der Kleidung gehörte auch der Kopfschmuck. Die

Geschlechterbraut trug ein besonders prächtig gearbeitetes und hohes Diadem, der Bräutigam ein Kränzlein, von Silberdraht zierlich gearbeitet und mit künstlichen Blumen darin. Solchen Kopfschmuck trugen auch



Eine Brautdienerin oder Tisch Junckfraw:

Darnach jr zwo Brautdienerin dar
Gehn also her mit kraussem Har,
Gantz höflich, züchtig und Erbar.

die Brautdienerinnen und Tischjungfrauen, welche mit völlig aufgelöstem Haar erschienen. Das Brautpaar ging nicht zusammen in die Kirche, sondern jedes wurde durch zwei Brautführer dahin geleitet. Zuvor aber hatte der Bräutigam sich einen „Vater“ und eine „Mutter“ zu

erbitten, gewöhnlich ein älteres Ehepaar aus der Freundschaft. Die Geschenke für die Neuvermählten waren in drei Kategorien geteilt. Zunächst wurden „auf die Hochzeit“ meist goldene Ringe, Pokale und



Bier der Geschlechter Weiber, wann man sie zum Tanh führet:

Die Geschlechter Weiber sind also ziert,
Wann mans zum Tantz auffs Rathauß führt.
Am rechten arm tragn sie zuhandt
Den Flügel von dem braunen Gwandt.

dergleichen geschenkt; nach der Hochzeit folgten die Geschenke von reicheren Geschmeiden und silbernen Wirtschaftsgegenständen; endlich die Geschenke „ins Haus“ bestanden meist aus Weinspenden, Wildpret und Fischen. Dem ersten Hochzeitstage folgte noch ein „Frühtanz“ auf dem Rathause,

ein „Nachttanz“ und ein „Hochzeithof“, welcher letztere nur für die weiblichen Hochzeitsgäste bestimmt war.

Bei der erwähnten Hochzeit des Dr. Scheurl waren ein paar



Eine Geschlechterin, wann sie zur Hochzeit geht, mit ihrer Dienerin:

Wann aber ein reiche Hochzeit ist,
Gehn sie daher, wie du hier sihst.
Und geht einer jeden nach ein Meidt,
In einem solchen erbarn Kleidt.

hundert geladene Personen Teilnehmer, darunter sämtliche Würdenträger im Rate: die beiden Losunger Anton Tucher und Hieronymus Ebner, sowie die Imhof, Fürer, Behaim, Volkamer, Nützel, Stromer und viele andere. Unter den Teilnehmern waren auch zwei Männer, welche später

zu den erbittertsten Gegnern Luthers und der Reformation gehörten: Dr. Eck von Ingolstadt, und der aus dem benachbarten Wendelstein gebürtige Dr. Johann Cochläus, welcher früher das Rektorat der



Der Jungen Frawen tracht zu Nürmberg, wann sie auff den abendt zur Hochzeit gehen:

Zum Nachtmal und zum Abendtantz
Zu Nürmberg gehn mit solchem glantz
Die Jungen Frauen mit bescheidt,
In Zucht und ehrn auff die Hochzeit.

lateinischen Schule zu Lorenzen erhalten hatte und jetzt aus Frankfurt kam. Er und Dr. Eck, der ein Jahr später in Rom die Bannbulle gegen Luther und gegen die Nürnberger Pirkheimer und Spengler aus=

gewirkt hatte, gingen hier noch als friedliche Zeugen beim Kirchgang und am Hochzeitstag des Mannes, welcher eine der festesten Stützen für die Nürnberger Reformation wurde.



Eines gemainen Handwercksman Tochter, so sie zum Tantze gehen:

Zu Nürmberg in der Reichsstadt,
Da es allerley Handtwerck hat,
Wann der Töchter zum Tantze gehn
Jhn solche Klaidung wol anstehn.

Nur drei Tage nach der Hochzeit des Dr. Scheurl, die am 29. August stattfand, hatte auch der nunmehrige Meister Hans Sachs mit seiner Kunigunde vor den Altar zu treten. Auch bei dieser Hochzeit dauerten die Lustbarkeiten eine ganze Woche, wenn auch freilich dabei nicht

so viel Aufwand getrieben wurde, wie in den Kreisen der „Geschlechter“, weder in der Zahl und dem Ansehen der Gäste, noch im Luxus der Kleider und in den Schmausereien. Auch die Geschenke, welche ins



Eine gemaine Braut:

Zu Nürmberg die Hochzeit Breut
Gehen zu Kirch in solchem Kleidt.
Was nicht ist von gar hohem Stamm,
Auffrichtig, Erbar, Tugendsam.

Haus der Neuvermählten geschickt wurden, waren weniger zahlreich und weniger kostbar. Aber Hans Sachs hatte auch seine Freunde, die mit ihm abends seiner Braut mit Musik hofierten. Was die Geschenke ins Haus betrifft, so ließ man es an ein paar großen Hechten, einer Kandel

Wein und an anderen Gutthaten auch nicht fehlen. Und fröhlich und behaglich ging es dabei erst recht zu. Die Braut mit ihrem hochanliegenden Taffetkleid, auf dem Kopfe das zierliche und kunstvoll aus



Der Spruchsprecher bei den Hochzeiten.

Silberdraht gearbeitete Kränzchen, hatte auch ihre Brautführer, ebenso wie der Bräutigam, und auch die Brautdienerinnen und Tischjungfrauen kamen zu ihrem Recht. Und was ganz sicher nicht fehlen durfte, das war bei der Nachfeier am zweiten Hochzeitstage der beliebte „Eierkuchen“.

In einer besonderen Sache hatten die Handwerkerhochzeiten vor denen der Patrizier noch etwas voraus; das war die größere Freiheit, mit welcher der „Spruchsprecher“ die Gesellschaft durch seine Späße belustigte.

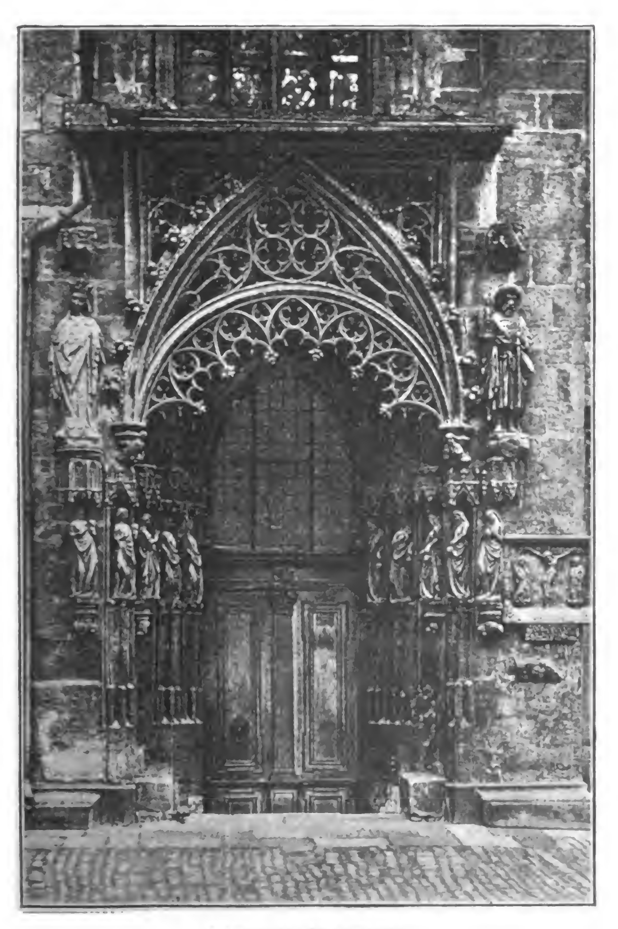
Seine eigentliche Volkstümlichkeit hatte dieser Spruchsprecher gerade in diesen Kreisen erlangt. Aber es gehörte zu solchem Amt ein heller und erfindungsreicher Kopf. Vor wie nach der Hochzeit erschien er, die Brust ganz mit silbernen Schilden, gleich großen Denkmünzen, behangen, in der Hand einen Stab, an welchem zahlreiche kleine Münzen nebst anderem Klapperwerk hingen, und mit dessen Schütteln er sowohl bei seinem Erscheinen wie auch hernach beim Hersagen seiner Sprüche sich ankündigte*). Nachdem er das Paar angeredet, das Handwerk des Mannes in Versen belobt und die Tugenden der jungen Frau gepriesen, wurden ihm allerlei Aufgaben von den Gästen gestellt, die er in extemporierten Versen zu beantworten hatte. Wenn er geschickt war und auch die nötige Personenkenntnis hatte, um allerlei Bezüglichkeiten anzubringen, so hatte ers auch gut bei den Hochzeitsgästen, deren heitere Stimmung er durch seine Kunst erhöhte.

Auch sonst, ohne daß gerade eine Hochzeit den Anlaß gab, ließ sich dieser Spruchsprecher in Wirtsstuben, besonders zur Fastnachtszeit, vernehmen, und wenn er rechte Schlagfertigkeit und Dreistigkeit besaß, so war er zuweilen wegen seiner rücksichtslosen Derbheiten auch gefürchtet oder er machte sich mißliebig.

In einem seiner späteren Schwankgedichte erzählt Hans Sachs, wie er eines Tages im Wirtshaus saß, wo mancherlei muntere Handwerksburschen zusammengekommen waren:

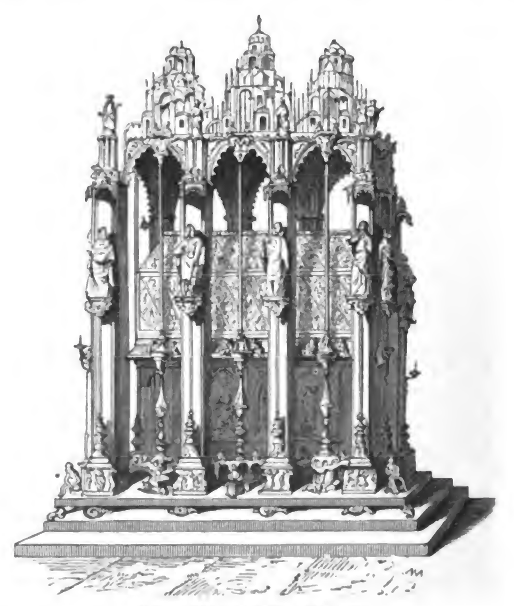
Da kam ein Sprecher, der wollt sprechen
Den Gsellen ein Spruch allensand,
Der trug ein Lotterholz in der Hand,
Ein loser Kund in bösem Kleid,
Der von viel Schalkheit wußt Bescheid.
Und als er gleich anfahen wollt,
Da sagt ein Gsell, daß er ihm solt
Das Lob vieler Handwerk erklärn.
Er sagt ja, ich will euch gewährn,
So viel ich Handwerk kann erdenken,
Wil ich jedem ein Neujahr schenken . . .

*) Die umstehend beigefügte Abbildung ist aus etwas späterer Zeit und stellt einen der berühmtesten und schon bejahrten Spruchsprecher dar.



Brautthor der Sebalduskirche.

Als sie nun alle begierig ihm zuhorchten, fing der Sprecher an, ein Handwerk nach dem andern zu verspotten. Dem Kürschner wünschte er eine „feiste Katzen“, dem Schneider eine gehörnte Geiß; den Bierbrauer nannte er einen Wasserfärber, den Barbier einen Läusjäger, den Schmied einen Kohlenfresser, — und vielen Anderen gab er noch weit stärkere



Peter Vischers Sebaldus-Grabmal.

Spottnamen. Die Handwerker, die das eine Weile mit anhörten, wurden endlich unwillig, wiewohl auch andere zu beschwichtigen suchten, weil sie das Ding für „Schwänk und Schimpf“ nahmen*). Endlich aber gingen die über den Spott Aufgebrachten dem Sprecher zu Leibe, so daß er sich davon machen mußte.

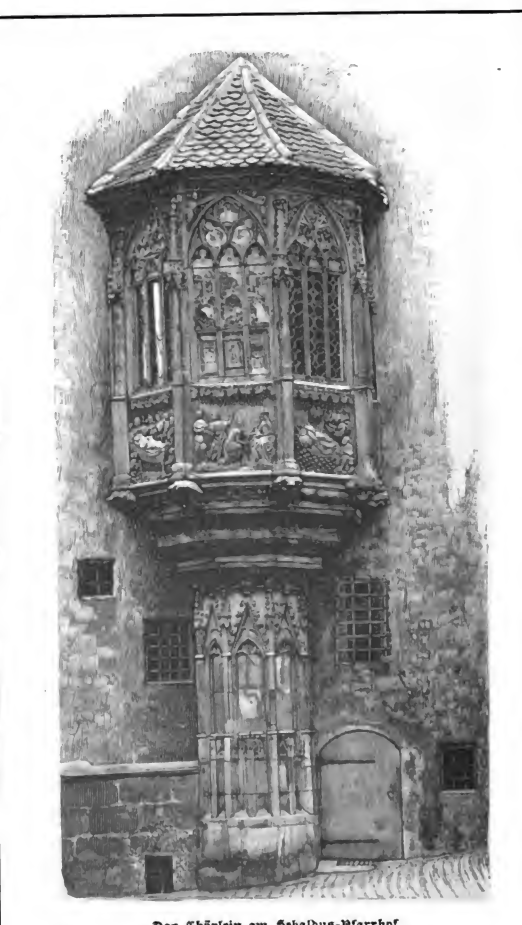
*) „Schimpf“ im altdeutschen Sinne des Wortes: für Scherz oder Spaß.

Hans Sachs fügt nun daran die Moral, daß ein Sprecher, der doch für seine Sprüche seinen Lohn sucht, sich auch höflicher zu den Leuten benehmen müsse. Statt niedriger Possen möge er lieber gute und lehrreiche Dinge sprechen, die Gott zur Ehre dienen, der Jugend und dem Alter zur Lehre.



Peter Vischer.

In demselben Jahre, als Hans Sachs Hochzeit machte, wurde seine ruhmvolle Vaterstadt auch durch das größte Kunstwerk eines seiner trefflichsten und berühmtesten Mitbürger bereichert. Der große Bildner und Erzgießer Peter Vischer, der schon längst auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte nach zwölfjähriger Arbeit sein berühmtestes Meisterwerk, das Sebaldus-Grabmal, vollendet. Peter Vischer stand jetzt bereits in seinem 64. Lebensjahr, und viele seiner Schöpfungen, in Nürnberg wie in anderen Städten, bezeugten schon seine große Kunst.



Das Chörlein am Sebaldus-Pfarrhof.

Auf Anregung der Kirchenmeister Lazarus Holzschuher und Peter Imhof hatte der Meister das Werk im Jahre 1507 begonnen und mit Hilfe seiner fünf Söhne hatte er das unvergleichliche Werk 1519 vollendet, so daß es zu Ostern in der Sebalder Kirche aufgestellt werden konnte. Die Kosten sollten durch freiwillige Beiträge gedeckt werden, aber bei der Vollendung des Werkes fehlten an der dem Meister zu zahlenden Summe noch gegen 80 Gulden. Der Kirchenpfleger Anton Tucher berief deshalb die angesehensten Bürger in der Sebalder Kirche zusammen, um den Rest der Kosten aufzubringen. So wird auch durch eine Inschrift an dem herrlichen Kunstwerk bestätigt, daß die ansehnlichen Kosten „mit Hülf andächtiger Leut von den Almosen bestritten worden“.

So hatte nunmehr die älteste der beiden Hauptkirchen Nürnbergs in dem Grabmal ihres Schutzheiligen erst die letzte Weihe erhalten und zugleich für den innern Raum den höchsten künstlerischen Schmuck. Von ihren mit Reliefs und plastischen Figuren geschmückten Thüren ist die Brautthür mit ihrer herrlichen durchbrochenen Bogenverzierung die schönste. Und wie die Kirche am äußern Chor durch die Meisterhand des Adam Krafft geschmückt ward, so zeigt die Westseite an dem chorartigen Vorbau ein kolossales erzenes Cruzifix, das zu den ältesten Kunstwerken Nürnbergs gehört, dessen Schöpfer aber unbekannt ist. Der mittelalterliche Charakter dieser Stätte wird vervollständigt durch den der Kirche gegenüber liegenden Pfarrhof mit dem hübschen „Chörlein“, an dem auch die Fensterscheiben ihren künstlerischen Schmuck durch den Meister Veit Hirschvogel erhalten hatten. Und hinter den Fenstern dieses Pfarrhofs saß damals der Probst Melchior Pfinzing, welchem der letzte Ritter Kaiser Max den größern Teil der dichterischen Ausarbeitung seines „Theuerdank“ (1517) anvertraut hatte.

Es war der letzte Schimmer der kirchlichen wie der Ritter-Romantik, der die Hochzeitsfeier unseres Volksdichters umgab, als das neue Zeitalter bereits in Wittenberg seinen Herold gefunden hatte.



Viertes Kapitel.

Vom Meistergesang zur Reformation.

Hans Sachs hatte bald sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr vollendet, als er mit seiner Kunigunde seinen eigenen Hausstand gründete. Er hatte von seinem Vater als Aussteuer das Haus in der Kotgasse zum Eigentum überwiesen erhalten und hier hatte der junge Meister in den folgenden Jahren mit allem Eifer seinem Handwerk sich gewidmet.

Sowie er besonnen prüfend den entscheidendsten Schritt seines Lebens gethan, wie er mit seinem Herzen und seinem erwägenden Verstande das Weib sich erwählt hatte, die ihm für sein ganzes Leben verbunden bleiben sollte, so war es auch seiner Natur und seinen festen Grundsätzen entsprechend, daß er für jetzt vor allem darauf dachte, als Meister seines Handwerks durch Fleiß und Tüchtigkeit den soliden Grund zu einem glücklichen Hauswesen, zu einer frohen und zufriedenen Gemeinschaft zu legen. Er hatte deshalb in der ersten Zeit seines Ehestandes die ihn verlockenden Musen auf spätere Zeit vertröstet, bis er sorglos, ohne unablässig an sein materielles Wohl und an die täglichen Bedürfnisse des Lebens denken zu müssen, sich ihnen wieder widmen könne. Und der Segen seiner Handarbeit und seines Fleißes blieb denn auch nicht aus. So jung er war, so ward er doch bald einer der tüchtigsten und geachtetsten Meister in seiner Zunft.

Was seine Erkenntnis vom Wesen der Liebe betrifft, so hatte er, wie man weiß, schon in einigen seiner früheren Gedichte wiederholt

erklärt, daß das wahre Glück einzig in der ehelichen Liebe zu finden sei. Er konnte nun an sich selber die Erfahrung von der Richtigkeit seiner Theorien machen, und es ist keine Frage, daß er in seiner Ehe sich glücklich fühlte. Was er nun aber weiter über das Wesen der Ehe, ihre Licht- und Schattenseiten zu sagen wußte, das ist alles erst in viel späterer Zeit geschrieben, da er schon auf eine lange Reihe von Jahren seines ehelichen Standes zurückblicken, dabei vor allem auch die Erfahrungen, die er in der Beobachtung anderer Ehen gemacht hatte, teils in ernster Form, teils in derb humoristischen Schwänken, verwerten konnte. Unter diesen späteren Gedichten aber befindet sich eines, das schon hier erwähnt sein mag, weil es am besten darthut, daß er mit seiner Wahl ein glückliches Los gefunden hatte. Es ist dies „Ein Rat zwischen einem alten Mann und jungen Gesellen, dreier Heirat halber". Der junge Gesell fragt darin einen alten weisen Mann um Rat, welche von drei Frauen, zwischen denen er die Wahl habe, er nehmen soll. Die eine ist nämlich ein junges Mädchen, die andere ist eine Witwe, die dritte endlich ist eine reiche Alte, die schon zwei Männer gehabt hat. Die Antworten sind erst in dunkle Worte gekleidet, für die aber dann die Erklärung folgt. Bei der Witwe und der Alten lauten die Antworten völlig abschreckend. Was aber die Jungfrau betrifft, so wird dem jungen Freier die Lehre, daß eine solche Wahl die beste sei, da man ein junges Mädchen durch festen Willen und Verstand noch bilden und erziehen könne, auf daß der Mann der Herr im Hause bleibt. Da nun Kunigunde Kreuzerin ein junges Mädchen war, so kann man wohl annehmen, daß der in dem späteren Gedicht gegebene Rat den eigenen Erfahrungen in seiner Ehe entsprach.

Ein anderes auch erst später geschriebenes Gedicht „Der ganz Hausrath, bei dreihundert Stück" zählt alle Dinge her, die zu einem guten Hausrat erforderlich sind. Dasselbe Thema war schon in einem Gedichte von Hans Folz behandelt worden, welches Hans Sachs jedenfalls gekannt hat. Hans Sachs ist aber in der Behandlung des Stoffes, wie meist in solchen Fällen, seinem Vorbild gegenüber sehr selbständig. Eine Herzählung aller der Dinge konnte natürlich eine dichterische Aufgabe nicht sein; aber es hat doch ein gewisses kulturhistorisches Interesse, daraus zu ersehen, was alles in jener Zeit zur Ausstattung eines Nürnberger Hauses gezählt wurde. Freilich wird es nicht in jeder Haushaltung, auch nicht in der des guten Hans Sachs, so üppig ausgesehen haben, wie er es schildert, wenn er alle Möbel und sonstiges

Stubengerät, alle Stücke des Küchengeschirres und die höchst mannigfachen Vorräte in der Speisekammer herzählt. Auch rechnet er Dinge zum Haushalt, die wohl nicht als unbedingt notwendig zu erachten sind, wie „Schach, Karten, Würfel, ein Brettspiel". Daneben aber vergißt er auch nicht

Die Bibel und andre Bücher mehr
Zur Kurzweil und sittlicher Lehr.

Übrigens schließt dieses Gedicht ebenso wie das „Bitter süß ehlich Leben" und noch andere Dichtungen mit der Moral, daß der junge Gesell, der den Meister Hans um Rat fragte, schließlich erklärt: er wolle dann lieber noch ein Jahr warten.

Wenn Hans Sachs in den ersten Jahren seines ehelichen Lebens an derartigen Gedichten profanen Inhaltes thatsächlich gar nichts geschrieben hatte, so werden wir dafür bald noch einen anderen Grund, als das eheliche Glück und den Fleiß des jungen Handwerkers, zu erkennen haben. Und wenn wir unter seinen Spruchgedichten, die er alle gewissenhaft mit Angabe des Jahres und Tages ihrer Entstehung eintrug, eben aus jenem Zeitraum von 1519 bis 1522 nicht ein einziges eingetragen finden, so hatte er darum doch keineswegs auch der Beschäftigung mit dem Meistergesange entsagt. Denn diese Kunst galt ihm als Sonntagsfreude und Erbauung; sie war für ihn wie für seine Genossen ein köstliches Besitztum, welches als ein heiliger Schatz gehütet wurde.

Schon zwei Jahre vor seiner Verheiratung, nachdem er sich als welterfahrener Jüngling in seiner Vaterstadt wieder heimisch gemacht, hatte er begonnen, seine eigenen und die von ihm gesammelten Lieder Anderer zu ordnen und in einen starken Band in Quart-Format einzutragen*). Derselbe enthält im ganzen 398 Gedichte, eigene und fremde, nach 142 verschiedenen „Tönen" gedichtet. Auf der Titelseite des Bandes leitet er die Sammlung ein mit den Worten: „In dem süßen Namen unsers Heilmachers Jesu Christe und Seiner gebenedeiten Mutter Maria . . ."

Der Marienkultus war bis zu diesem Zeitpunkt dem frommen Gemüte des Hans Sachs etwas nicht zu Bezweifelndes. Noch ahnte er nichts von dem ersten Schlag, der eben in diesem Jahre von Wittenberg aus erfolgen sollte, aber wir werden später sehen, wie eifrig und gewissenhaft er auch in diesem Punkte als Dichter seinen neu gewonnenen Glauben zu bethätigen suchte. Die oben erwähnte Eintragung läßt uns

*) Der Band befindet sich handschriftlich in der Berliner Königl. Bibliothek.



Die Frauenkirche.

aber auch erkennen, wie der Meistergesang ursprünglich seine Anregung durch die religiöse Empfindung erhalten hatte.

Der Eifer, mit dem Hans Sachs damals die vorhandenen Meisterlieder sammelte, stand auch im Zusammenhang mit seinem ehrlichen Bemühen, die in Verwahrlosung geratene Meistersingschule in Nürnberg wieder zu heben, sie wieder in richtigere Bahnen zu lenken. Auf seinen weiten Reisen hatte er in den Singschulen anderer Städte, namentlich in München, Frankfurt und am Rhein, reichliche Beobachtungen und Erfahrungen gemacht, die er für seine Vaterstadt zu nutzen sich mühte. Vor allem suchte er die Nürnberger Schule von allen schlechten Elementen zu reinigen, die übeln Neigungen eitler und selbstsüchtiger Gesellen, die Unfrieden stifteten, zu bekämpfen, indem er sie auf ihre Pflichten der Ehrbarkeit, des Gemeinsinnes und der reinen Liebe zur Kunst hinwies. Schon in seinem zweiten Liede von der „Schulkunst“, in welchem er die Namen der verdienstvollsten Nürnberger Meistersinger herzählte, hatte er bei Vergleichung der Singschule mit einem schönen und wohlgezierten Garten von dem „wilden Thier“ gesprochen, welches diesen auserwählten Garten verwüste, sodaß nur noch Distel und Dorn darin wachse. Das Tier aber war der Neid, der in der Schule erwacht sei und Mißgunst und Partei errege. Das Lied hat Hans Sachs in seinem eigenen „neuen Ton“ geschrieben; es hat 25 Reimzeilen in jeder Strophe und der Schluß der letzten lautet:

Darum, ihr Singer, darauf schaut
Daß Neid und Haß nicht kumm auf euer Schule
Und brech was man hab lang gebaut;
Besitzt in Reinigkeit der Alten Stuhle.
Wer nicht dicht, der sing, oder sunst
Aus fremder Kunst
Ohn allen Neid, Niemand ihn auch verachte.
Welcher dann von Gott die Genad
Zu dichten hat,
Der bleib demütig und treib keinen Stolze,
Theil sein Kunst aus und rühme sich nit sehr;
Die Kunst wird selb den ihren Meister loben.
Ein ganze Schul die hat sein Ehr.
Wo man aus Lieb ist allen Neid zudecken,
Da giebt Gott mildiglich des Geistes Gaben*).

*) Die Jahreszahl 1516, welche diesem Liede nach einer spätern Abschrift beigefügt ist, kann durchaus nicht richtig sein: denn Hans Sachs war in jenem Jahre noch auf der Wanderschaft, hat sich also schwerlich um die Vorgänge der Nürnberger Singschule kümmern können.

Wir haben hier von der letzten Strophe nur den „Abgesang" mitgeteilt, dessen letzte beiden Verszeilen ihren Bindereim schon in dem vorausgegangenen Stollen haben.

Das ganze aus zwei oder mehr Strophen bestehende Lied nannte man Bar oder Par, was jedenfalls aus dem lateinischen par, das Gleiche oder die Gleichheit, abgeleitet war*). Denn nicht nur innerhalb einer Strophe mußten so und so viele Reimzeilen mit einander völlige Gleichheit in der Silbenzahl haben, sondern auch die Strophen oder „Gesätze" mußten mit einander in der Silbenzahl der verschiedenen Verslängen und in den Reimstellungen genau mit einander übereinstimmen. In der einzelnen Strophe oder dem „Gesätz" des ganzen Pars oder Liedes ist nun zunächst der Stollen die Grundform oder das Grundthema, an welches sich dann, noch in derselben Strophe, der Abgesang schließt, der eine andere Versform und Melodie hat, um dann wieder zum Schluß der Strophe zur Stollen-Melodie zurückzukehren. Da das Meisterlied aus dem gleichzeitigen Zusammenwirken von Dichtung und musikalischer Komposition bestand, so wurde jede besondere Versform und Melodie einfach als der „Ton" bezeichnet. Die genauere Bezeichnung des „Tons" gehörte dem Erfinder desselben an und wurde bei der Bezeichnung der Gesangsweise immer mit seinem Namen zusammen genannt, wie: „im langen Ton Marners", „im kurzen Ton Müglings", im „Rosenton" oder „gülden Ton Hans Sachsens" u. s. w. Ein prinzipieller Unterschied zwischen „Ton" und „Weise" besteht nicht; und die „Schrankweise Hans Folzen", die „Silberweis", „Morgenweis" und „Spruchweis Hans Sachsen" bezeichnet ebenso wie der Ton die besondere Versform mit der dazu gehörenden Melodie. Die Zahl der „Gesätze" (Strophen) eines Liedes war nicht beschränkt; man konnte deren so viel geben, „als man singen mag", das heißt: als der behandelte Stoff erforderte. Unsere männlichen Reime, also solche, die mit einer Hebung oder schweren Silbe schließen, werden „stumpfe" genannt, die weiblichen Reime aber „klingende". Die Reimverschlingungen und die verschiedenen Verslängen waren außerordentlich mannigfaltig und gestatteten zahllose verschiedene Formen in der ganzen Dichtungsart. Einzelne Zeilen innerhalb eines Gesätzes konnten auch leer stehen, das heißt ohne entsprechende Reimzeile, und solche nannte man „Waisen". Sie stehen gewöhnlich

*) Hans Sachs schrieb anfänglich ganz richtig Par und hat sich erst in späterer Zeit dem Sprachgebrauche Bar gefügt.

in der Mitte, oder auch am Ende einer Strophe. Wenn eine solche einzeln stehende Verszeile ihre Bindung, d. h. ihren entsprechenden Reim in derselben und gleichfalls vereinzelten Zeile der andern Strophe erhielt, so nannte man sie „Körner“; sie erweisen sich als solche also erst durch die Vergleichung der verschiedenen Strophen mit einander. Hat also in der ersten Strophe z. B. die siebente Verszeile in dem „Gesätz“ keinen entsprechenden Reim, so kann sie einen solchen in derselben Verszeile der folgenden Strophen erhalten. Aber auch die „Waise“ ist berechtigt, wenn sie an derselben Stelle auch der folgenden Strophen ohne Reimbindung steht.

Eine der größten Eigentümlichkeiten im Versbau, sowie in der musikalischen Komposition ist die „Pause“. So nannte man es, wenn eine einzelne Silbe von der Verszeile, der sie angehört, losgetrennt und mit einer längern Kadenz (Blume oder Fioritur) ausgestattet wird. Die „Pause“ steht immer am Schluß des Liedes, oder auch am Schluß des Stollens. Häufig aber wird sie auch gleich in den Anfang gesetzt. In dem letzteren Falle hing diese wunderliche Form damit zusammen, daß man in der mittelalterlichen Musik und auch noch zur Zeit der Meistersinger keinen Auftakt kannte, sondern stets mit dem vollen Ton oder Niederschlag begann. Es hatte also die gleich auf den Ton der ersten Silbe gelegte Kadenz wohl den Sinn, damit zunächst die Aufmerksamkeit der Hörer zu erregen. Diese Ablösung der ersten Silbe geschah auch dann, wenn sie nur den Artikel des folgenden Wortes oder die erste Silbe desselben bildet. So beispielsweise beginnt ein Lied des Hans Sachs (es ist im „neuen Ton Beckmessers“ geschrieben) mit den Worten: „Jo-hannes spricht“ ꝛc. und erhält hierbei die erste Silbe „Jo-“ eine Blume von zehn Noten mit Fermate, nach welcher erst das Lied mit „hannes“ fortgesetzt wird. Es gehört auch dies zu jenen Eigenheiten des Meisterliedes, welche ohne die Zugabe der Musiknoten nicht zum Ausdruck kommen können.

In der Mehrzahl der Lieder hat die Strophe 11—25 Verszeilen und darüber. Weit überschritten wird dies Maß in solchen Liedern, die im „überlangen Ton“ gesungen werden. So hat der überlange Ton des Hans Sachs nicht weniger als 63 Reime, d. h. Verszeilen, in dem „Gesätz“, und gehört außerdem durch die mannigfaltigen Reimverschlingungen zu den kunstvollsten Tönen.

Zu jenen ausgeklügelten Nüancen im Meisterlied gehören auch diejenigen, welche die verschiedenen Verslängen betreffen, so zum Beispiel

der „Schlagreim“, welcher zuweilen eine vortreffliche Wirkung macht. Schlagreime sind meistens zweisilbige Wörter — oft auch nur einsilbige —, welche als Verszeile allein stehen, in solchem Falle aber entweder in der vorausgehenden oder nachfolgenden Verszeile, oft auch in beiden, ihre Bindung durch den Reim haben. Die Stellung des Schlagreims kann auch noch eine andere sein, wie zum Beispiel in dem Liede des Hans Sachs von der verstorbenen Frau Treu, wo es im Abgesang heißt:

Ich sprach, wer ist verschieden?
Er sprach zu mir: Frau Treu
Ohn Scheu
Hat ihren Tod erliden,
Deß hab ich herzliche Nachreu.

Wirksamer noch wird der Schlagreim, wenn er zwischen den Verszeilen von größerer Länge steht, dann ist er auch noch drei- oder viersilbig ganz angemessen. Der einsilbige Schlagreim kommt im „langen Ton Wolframs“ vor, und zwar in jeder Strophe dreimal. Nach diesem Tone hat Hans Sachs sein erstes schon erwähntes Lied von der Schulkunst („Ein schöne Schulkunst, was ein Singer soll singen“, 1515) gedichtet, dessen erste Strophe lautet:

Mein Herz das mag nit Ruhe han,
Darum so will ich heben an,
Zu singen hie auf diesem Plan,
Wiewol ich nit kann jederman
Hie singen das ihm Freude geit;
Es ist mir leid
Seit
Ichs nit kan verbringen,

(Folgt der Gegenstollen nach gleicher Melodie:)

Das doch ziemt einem Singer frei,
Daß er soll künnen mancherlei
Auf das wu er bei Leuten sei,
Daß er mit süßer Melodei
Den Leuten sing was man begehr;
So er's gewähr,
Der
Mag wol Preis erringen.

(Abgesang:)

Manicher thut desselben nicht,
Und singt allein von Musica der Kunste
Darmit er sich herfüre bricht
Und ist doch solich Materi umsunste,

(Rückkehr zur Stollen-Melodie:)

Wann der zehent sein nit verstat
Darum hat man sein nit Genad,
Die Leut treiben daraus den Spat*);
Darum so wär der besser Rat:
Ein Singer lass sein Kunst mit Ruh,
Bis er kumm zu,
Wu
Meistersingers singen.

Die hier mitgeteilte erste Strophe mit den (in den Originalen nicht angemerkten) hinzugefügten Bezeichnungen der einzelnen Teile wird den Bau des Liedes hinlänglich darthun. In der zweiten und dritten Strophe wird auseinandergesetzt, was ein Meistersinger alles vor den Singern der Schule besingen dürfe. Abgesehen von der Beobachtung der Silbenzahl einer jeden Reimzeile ist in diesem Liede zufällig auch der Rhythmus gewahrt, ausgenommen in der ersten und dritten Zeile des Schluß-Stollens, in denen nur die Silbenzahl berücksichtigt ist. Für den Rhythmus, im Wechsel der schweren und leichten Silben, oder der Hebungen und Senkungen, hatte man im allgemeinen wenig Empfindung. Deshalb sehen wir auch bei Hans Sachs in den Meisterliedern viele Verse, die wegen der Mißachtung des Rhythmus unregelmäßig erscheinen, während doch in der That die bestimmte Zahl der Silben in den einzelnen Versen stets aufs peinlichste gewahrt ist. Übrigens hängt auch diese nicht gerade lobenswerte Eigentümlichkeit mit dem Umstand zusammen, daß die Meisterlieder durchaus für den Gesang — und zwar den einstimmigen, ohne alle Harmonie — gedacht und geschrieben wurden. Durch die gleichwertigen Noten, in denen die Meisterlieder geschrieben und gesungen wurden, ohne jede Taktteilung und nur mit Markierung der Pausen nach den Hauptteilen des ganzen Liedes, ist das Unrhythmische zwar nicht ausgeglichen, aber doch einigermaßen verdeckt. In den gleichmäßigen ganzen Noten nahm das Lied seinen Fortgang, und einzig bei den „Blumen“ oder Kadenzen wird die schwerfällige Figur in halben Noten ausgedrückt. Wenn man hingegen die Texte nur liest, so tritt das Unrhythmische einzelner Verszeilen um so empfindlicher hervor. In einem Liede des Hans Sachs, das er nach einem der alten Töne, in „der Frauen Ehrenton“, in sehr früher Zeit schrieb (es ist die Geschichte von Guiscardus und Gismunda, nach Boccaccio),

*) „Spat“ für „Spott“ ist wieder eine der Willkürlichkeiten zugunsten des Reimes.

hat die letzte Verszeile der Strophe elf Silben und entspricht unseren fünffüßigen Jamben. So lautet ganz rhythmisch die letzte Zeile der dritten Strophe:

Von manchem Ritter ward um sie geworben.

Diesem jambischen Rhythmus entspricht aber keineswegs die letzte Verszeile in der Schlußstrophe, welche lautet:

Zeit bringt Rosen, spricht von Nürnberg Hans Sachse.

Bei gänzlichem Verzicht auf den rhythmischen Gang des Verses wird man aber auch hier die für die bestimmte Zeile erforderliche Zahl von elf Silben haben. Diese Beschränkung des dichterischen Ausdruckes auf das bloße mechanische Silbenzählen war übrigens keineswegs allein den Meistersingern eigen. Bezeichnend dafür sind einige Bekenntnisse, welche unserers Dichters älterer Zeitgenosse Dürer uns über seine dichterischen Versuche aus dem Jahre 1509 hinterlassen hat. Bei seiner bekannten Vielseitigkeit hatte Albrecht Dürer auch sehr das Verlangen zu dichten. Aber er hatte in seinen ersten Versuchen nur darauf Bedacht, daß von den „Reimen“, die er machte, „einer so viel Silben hätt, als der ander, und ich meinet, ich hätts wol getroffen“. So schrieb er denn die Verse:

Du aller Engel Spiegel und Erlöser der Welt,
Dein große Marter sei für mein Sünd ein Widergelt.

Er hatte diese Reime seinem Freunde Pirkheimer gezeigt, der aber „spottet mein und sagte, kein Reim sollt mehr denn acht Silben haben“. Da bemühte sich denn Dürer mit einem Gedicht von achtzehn achtsilbigen Verszeilen, aber da Pirkheimer auch an diesen kein Gefallen fand, so schickte sie Dürer dem gelehrten Ratsschreiber Lazarus Spengler, damit dieser ihm den Inhalt des Gedichtes nach seiner Weise in Reime bringe, was denn auch Spengler that, hernach aber den Künstler darüber verspottete, daß er meine, alles zu können*).

Von den Hans Sachsischen Jugendliedern ist noch eines, das er 1516 nach seinem eigenen Ton „Die überhohe Bergweis“ schrieb, charakteristisch für die Form, indem er auch hier noch mit Vorliebe die ein- und zweisilbige Reimzeile anwendete. Diese „Bergweis“ gehört zu

*) Die Gedichte sind alle mitgeteilt in den von Fr. Campe herausgegebenen „Reliquien von Albrecht Dürer“ (1828).

den längsten der Töne, denn die Strophe hat 45 Verszeilen. Der Hauptstollen der ersten Strophe beginnt sogleich mit einer „Pause“:

Ich (–)
Bin gezogen ferr und weit
Lang Zeit,
Allenthalb ich viel Singer fand,
Der hört ich singen ohne Ziel
Viel
Mit Worten grob und nit suptil,
Sie hätten gar kleinen Verstand
Und deuchten sich doch Meister sein,
Gar klein
Was da ihr Kunst,
Gen rechter Kunst ein Scherze.

Dann folgt der Gegenstollen in gleichem Versmaß und hiernach der Abgesang*). In seinen späteren „Tönen“ hat sich Hans Sachs solcher Künsteleien immer mehr enthalten, sodaß er in einer der letzten von ihm erfundenen Gesangsweisen, dem „Rosenton“, sich schon ganz der Form der regelmäßigen Reimpaare näherte, wie er sie durchgehends für seine Spruchgedichte anwendete. In diesen „Spruchgedichten“ (so benannt, weil sie zum Sprechen, nicht zum Singen waren) hatte er wohl auch an der Silbenzahl der altdeutschen Reimpaare festgehalten, ohne sich um den Rhythmus zu kümmern, aber bei seinem gesunden Gefühl erkannte er hier auch sehr wohl die Vorteile rhythmischer Unregelmäßigkeiten, welche eine freiere Bewegung in die volkstümliche Form dieser Verse brachten. Es gilt dies sowohl von seinen dramatischen als den anderen Dichtungen.

Unter den Meisterliedern seiner früheren Zeit befindet sich auch eines, in dem er den Unterschied erörtert, der zwischen dem bloßen Singer fremder Lieder und dem Dichter eigener Töne besteht. Das Lied ist 1517 geschrieben und in seiner eigenen „Silberweis“. Er blickt darin schon mit Geringschätzung auf diejenigen Singer, die ihre Kunst aus fremdem Mund empfangen; denn erst durch den Dichter könne die

*) Das Lied steht in der 1517 begonnenen handschriftlichen Sammlung (Berliner Kgl. Bibl.), wie auch in der Hagerschen Liedersammlung (Dresdener Kgl. Bibl.). In den Handschriften der Meistergesänge ist die Ablösung der ein- und auch zweisilbigen Reime meist nur durch senkrechte Striche zwischen den Verszeilen angezeigt, während der Schluß des Stollens und des Gegenstollens durch ein bestimmtes Zeichen kenntlich gemacht wird.

Kunst des Meistersanges fort und fort geläutert werden, und er schließt deshalb die dritte Strophe des Liedes:

> Darum geb ich dem Dichter ganz
> Ein Kron von rotem Gold
> Und dem Singer ein grünen Kranz.
> Darbei ihr merken sollt:
> Käm der Singer auf Todes Bar,
> Sein Kunst mit ihm all stirbet gar;
> Wird der Dichter begraben
> Sein Kunst wird erst erhaben
> Mündlich und in Buchstaben
> Gar weit in mengem Land.

Bis zum Jahre 1519 hatte er schon sechs eigene Töne erfunden: die Silberweis, den gülden Ton, die hohe Bergweis, die Morgenweis, die Gesangweis*) und den kurzen Ton, denen sich dann 1520 der „lange Ton" anschloß, mit 35 Reimzeilen in jeder Strophe. In den nächsten Jahren fuhr er noch eifrigst fort, neben seinen Liedern eigener und fremder Töne auch die Lieder anderer Meistersinger zu sammeln. Unter den sehr zahlreichen Liedern, die er fortdauernd auch nach den Tönen der „alten" Meister dichtete, wurden die Gesangweisen von Marner, Frauenlob, Regenbogen und Mügling am häufigsten angewendet; aber auch die Töne der mittleren und neueren Meistersinger wurden von ihm zu eigenen Dichtungen verwendet. (Was für eine Bewandtnis es mit den „alten" Meistern und den Nachdichtern hatte, wird später erörtert werden.) Von den Tönen aus der Nürnberger Schule waren bei ihm die von Nachtigal und Hans Vogl die beliebtesten, demnächst auch die verschiedenen Gesangsformen von Fritz Zorn, Nunnenbeck, Hans Folz und Fritz Ketner.

Der Versammlungsort der Meistersinger für den öffentlichen Aktus war damals (und noch bis Anfang des 17. Jahrhunderts) die Marthakirche, ein kleines und einfaches aber im reinen altdeutschen Stil erbautes und seit Mitte des 14. Jahrhunderts bestehendes Gotteshaus unweit des Frauenthors**). Die Meistersinger bildeten ihre besondere Zunft, die aus den verschiedenen Handwerkszünften zusammen-

---

*) In dem ersten handschriftlichen Liederbuch als „Unser lieben Frauen Gesangweis" bezeichnet.

**) Die noch bestehende Kirche dient gegenwärtig der reformierten Gemeinde zum Gotteshaus.

gesetzt war. Die geselligen Zusammenkünfte fanden nicht in der Kirche statt, die nur für das öffentliche Preissingen bestimmt war, sondern die Mitglieder der Zunft hatten ihre „Meisterstube“ in einem anderen dazu erwählten Lokale in der Stadt. Die Schuhmacherzunft hatte im Jahre 1520 ihre Meisterstube in der unteren Wehrstraße, was durch eine noch vorhandene, von Hans Sachs gestiftete Tafel bezeugt wird.

Trotz jener so ernst betriebenen und ein höheres geistiges Streben bekundenden Beschäftigung herrschte doch in den Handwerkerkreisen ein fröhlicher Sinn, und an allen Lustbarkeiten, welche namentlich in der Fastenzeit veranstaltet wurden, und bei denen den jüngeren Männern aus den Geschlechtern die Leitung oder Beaufsichtigung zustand, nahm man lebhaften Anteil, sei es durch Selbstthätigkeit, sei es nur zuschauend und genießend.

Zu den Hauptvergnügungen, welche der ganzen Bevölkerung Festtage bereiteten, und die in gewissen Zeitabschnitten wiederkehrten, gehörte neben dem Schönbartlaufen (richtiger: Schempart oder Schembart) auch das „Gesellenstechen“, an welchem in erster Reihe die jüngeren Bürger oder Bürgerssöhne aus den Geschlechtern sich beteiligten, und womit dieselben ein Recht für sich in Anspruch nahmen, das ehedem von dem Rittertum als ausschließliches Privilegium betrachtet wurde. Die Übung der Bürger in Waffen war ja durch die Zeitverhältnisse, die vielen Fehden, Räubereien der Placker und durch die Städtekriege eine Notwendigkeit. Man übte sich deshalb in heiteren Spielen, nicht nur auf den Schützenfesten und bei den Schwertertänzen, die von den Handwerkern ausgeführt wurden, sondern bei besonderen Gelegenheiten auch in den Turnieren.

Das „Gesellenstechen“, das man als ein bürgerliches Turnier bezeichnen kann, ward schon sehr früh in Nürnberg von den Patriziern gepflegt, und außerdem war Nürnberg sehr häufig zum Schauplatz der von auswärtigen Turniergesellschaften veranstalteten ritterlichen Spiele ausersehen worden. Von einem sehr großartigen Turnier wird schon aus dem Ende des 12. Jahrhunderts umständlich berichtet. Dasselbe war vom Kaiser Heinrich VI. nach Nürnberg ausgeschrieben worden und fand unter der Teilnahme zahlreicher Fürsten, Herzöge und Markgrafen statt. Da dies ein eigentliches Turnier war, mit allem Prunk des adeligen Rittertums, so konnte hierbei die Stadt Nürnberg nur die Rolle des aufmerksamen Wirtes spielen, und die Herren aus den alten Geschlechtern, unter denen schon damals die Waldstromer, Tucher und

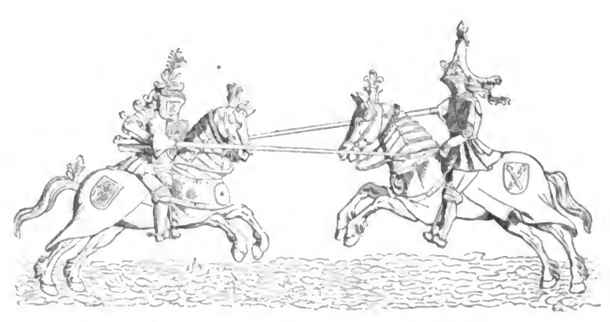
Holzschuher vertreten waren, mußten sich begnügen, dabei als Turnier-Voigte für alles zu sorgen, was für den kaiserlichen Herrn und seine hohen Gäste von nöten war. Da es in der Folge aber auch vorkam, daß manche aus den Nürnberger Geschlechtern an den außerhalb stattfindenden Stechen der Turniergesellschaften teilnahmen, so wurden sie



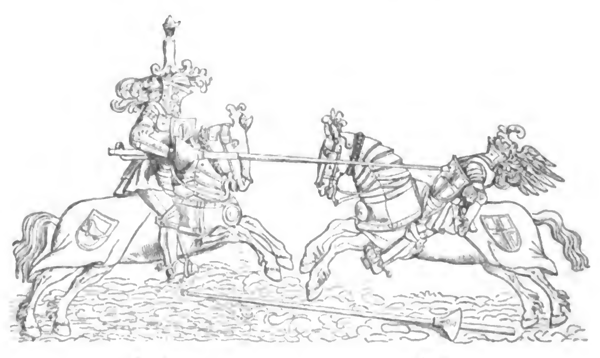
Imhof. Fürer.

von dem Landadel, der dies als eine Anmaßung betrachtete, unwillig angesehen. Um den daraus entstehenden Verdrießlichkeiten vorzubeugen, und der Stadt nicht den Haß des mißgünstigen Adels zuzuziehen, hatte der Nürnberger Rat die Teilnahme von Nürnberger Bürgern an Turnieren (sei es außerhalb oder in Nürnberg selbst) bei Strafe von 200 Pfund Hellern verboten. Man wollte aber darum doch nicht die jüngeren Leute aus den Geschlechtern des Vergnügens an solchen ritter-

lichen Spielen ganz berauben, und so wählte man für die in der Stadt zu haltenden Kampfspiele, zu denen aber keine Einladungen nach außerhalb ergehen durften, die Bezeichnung „Gesellenstechen“. Schon 1387



Volkamer. Schürstab.



Holzschuher. Herdegen.

wurde ein solches auf dem Markte gehalten und seit 1430 hat man die eingehendsten Nachrichten über alle an diesen Stechen Beteiligten.

Ein sehr großes Gesellenstechen wurde in Nürnberg 1446 angeordnet; es hatte dies sowohl durch die große Zahl der daran

Beteiligten, wie auch durch die dabei veranstalteten prunkvollen Aufzüge u. s. w. eine besondere Berühmtheit erlangt, so daß schon in jener Zeit einer der patrizischen Herren für sein Haus auf eine große Leinwand alle an dem Stechen teilnehmenden Vertreter der Geschlechter in ihren Turnierrüstungen hatte abmalen lassen*). Ebendasselbe Stechen war es auch, welches erst im Jahre 1621, nachdem der große Ausbau des alten Rathauses vollendet war, in dem obern sehr langen Gange am Plafond desselben in Stuckarbeit von Hans Kern dargestellt wurde.

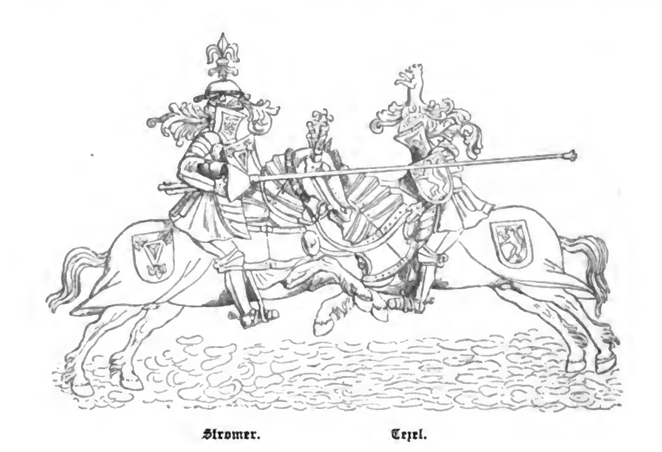


Löffelholz. Stark.

Es sind in dieser künstlerischen Darstellung allerdings auch einzelne Geschlechter vertreten, deren Teilnahme an dem damaligen Stechen nicht gemeldet wird, was wohl nur eine Höflichkeit des Künstlers gegen die Herren Imhof, Fürer und Andere war. Alle anderen Geschlechter sind durch die Wappen kenntlich, welche die Decken der Streitrosse zieren oder die auch an der Tracht der Diener angebracht sind. Es sind dies die Wappen der Waldstromer, Pfinzing, Haller, Löffelholz, Volkamer, Groß, Schürstab, Tucher, Stromer, Tezel, Holzschuher, Nützel, Kreß

*) Die einzelnen hier mitgeteilten Gruppen daraus sind einer ganz vortrefflichen Zeichnung von Phil. Walther (H. Schrag in Nürnberg) nachgebildet, welche 1845 erschien, und zwar in einem zusammenzulegenden Streifen von über 4 Meter Länge (bei nur 15 Centimeter Höhe).

und noch vieler Anderer. Den Anfang bilden die in reichster Rüstung dargestellten Herren Imhof und Fürer, hinter denen das Portal der Frauenkirche sichtbar ist, denn das Gesellenstechen fand auf dem Hauptmarkte statt. Da am Tage dieses Stechens einer aus den angesehenen Geschlechtern, Wilhelm Löffelholz, Hochzeit machte, so wurden nach damaligem Brauche von der Braut für die Stecher drei „Kleinode" als Siegespreise ausgesetzt. Die drei Sieger, die bei diesem Stechen die Kleinode gewannen, waren Konrad Haller, Berthold Volkamer und Stephan Tezel. Man erkennt aus der bildlichen Darstellung dieses



Stromer. Tezel.

Stechens, daß auch hierbei stumpfe Lanzen, an deren Spitze eine kleine Krone war, gebraucht wurden, und daß die Diener der Turnierkämpfer in der Narrentracht der damaligen Zeit gingen.

Zwischen solchen „Gesellenstechen", welche seit dieser Zeit noch stattfanden, darunter besonders das vom Jahre 1452, welches als Versöhnungsfest zwischen dem Markgrafen Albrecht Achilles und der Stadt Nürnberg bemerkenswert ist, wurden aber auch noch von Auswärtigen wiederholt Turniere nach Nürnberg verlegt, bei welchen Gelegenheiten die Stadt den Veranstaltern und turnierenden Herren Genehmigung zu erteilen und sicheres Geleit zuzusagen hatte. Als „Hofekunst", welche

zu den sieben freien Künsten zählte, wurden diese ritterlichen Übungen bezeichnet, welche von Fechtern, Reitern und Stechern gepflegt wurden. In den Turnieren, die meist bei besonderen festlichen Gelegenheiten stattfanden, unterschied man im Rennen und Stechen verschiedene sehr zahlreiche Gattungen. Neben dem „Scharfrennen" gab es ein „Schimpfrennen" („Schimpf" gleich Scherz), bei welchem (wie oben) stumpfe Lanzen gebraucht wurden, deren Spitze mit einer kleinen Krone geziert war, daher auch die Bezeichnung „Krönlein-Stechen"; ferner ein „geschifft Scheibenrennen", ein Pfannen-Rennen, Bund-Rennen, Turnier über die



Haller.

Schranken und noch viele andere Gattungen. Auch wurden sowohl Turniere zu Fuß als zu Roß gehalten, mit dem Schwert und dem Kolben. In dem „Geschifftrennen" suchte der in voller Stechrüstung zu Rosse kämpfende Ritter des Gegners Tartsche an einer bestimmten Stelle so zu treffen, daß die „aufgeschifften" Holzteile desselben sich lösten und hoch über die Köpfe der Renner absprangen. Statt der Tartsche wandte man auch Scheiben an und unterschied demgemäß „Geschifft-tartschen-Rennen" und „Geschifftscheiben-Rennen". Wir geben umstehend die Abbildung solcher Streiter nach der Zeichnung, die ein handschriftliches Nürnberger Turnierbuch aus dem 16. Jahrhundert enthält. Aus

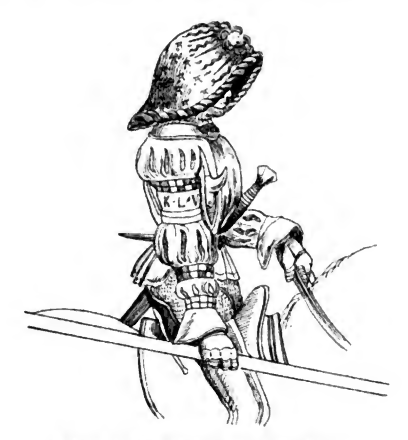
ebendemselben Buche rührt die Abbildung des eleganten, nur leicht mit Brustharnisch versehenen Reiters, auf einfach gesatteltem Pferde, auf nächster Seite her. Solche Tracht diente mehr zum Schmucke als zur Wehr und zum ernsten Kampfe, und wir finden sie bei der Nachricht über ein „Stechen“, welches Wolf Stromer 1524 zu Ehren des vom König Heinrich in England zum Ritter geschlagenen Nürnbergers Lorenz Stauber veranstaltete.



Geschifftscheiben-Rennen.

Kaiser Maximilian hatte das schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mehrfach entartete Turnierwesen durch neue Ordnungen zu heben gesucht, und besonders wurde auch die Fechtkunst im Bürgertum eifrig gepflegt. Der älteste der über Deutschland verbreiteten Fechtvereine war die Marcusbrüderschaft. Wer in einer der Fechtschulen schließlich im öffentlichen Gefecht vor den „Meistern des Schwertes“ die Prüfung bestand, empfing gegen Zahlung von 2 Goldgulden den Meisterschlag und die „Heimlichkeit“, d. h. die Kenntnis gewisser Kunst-

griffe, und er durfte nun im Reiche die Fechtkunst lehren, wobei er gleich den fahrenden Ärzten und Anderen von Ort zu Ort zog. Die Fechter kamen meist aus dem Stande der Handwerker, die sonach auch auf der Wanderschaft ihre Waffen bei sich trugen, um gelegentlich durch ein Schaufechten einen Zehrpfennig zu verdienen. Daher stammt die noch heutigen Tages übliche Redensart vom „Fechten“ der wandernden Handwerker. Nürnberg besaß schon 1426 eine Fechtschule, die auch noch im 16. Jahrhundert neben den Fechtschulen in Augsburg, Breslau und Prag zu den bedeutendsten in Deutschland zählte.



Leicht mit Brustharnisch versehener Reiter.

Daß Hans Sachs an allen diesen Einrichtungen und Gebräuchen Gefallen fand, bekennt er in mehreren bezüglichen Gedichten, in denen er auch stets die Entstehung der Gebräuche erzählt, so besonders in den Spruchgedichten „Ursprung und Ankunft des Turniers“ und im „Fechtspruch“ *). Im letzteren beginnt er seine historische Darlegung mit den Olympischen Spielen. Da dann im Mittelalter durch die auf Leben und Tod gehenden Turniere viel unnützes Blutvergießen herbeigeführt

*) Der Turnierspruch ist 1541, der Fechtspruch 1545 geschrieben. (Nürnberger Gesamt-Ausgabe, erstes Buch, 1558.)

worden, so habe Kaiser Maximilian der Teure diese Kämpfe verboten und dafür die Gesellschaft der „Marxbrüder" gestiftet, zur Leibesübung in friedlichen Kämpfen —:

Ist doch die Kunst löblich und fein,
Adelich, wie Stechn und Turnieren,
Als Saitenspiel, Singen, Quintieren,
Vor Frauen, Rittern und Knechten,
Wo man ein lustig Spiegelfechten
Ziert mit manchem artlichen Sprung,
Das erfreut noch Alt und Jung,
Auch macht Fechten, wer es wol kann,
Hurtig und thätig ein jungen Mann — ꝛc.

Von seinem Gedicht „Das Gesellenstechen" wird später, bei seiner Beschreibung desselben im Jahre 1538, die Rede sein.

Eine ausschließlich für Fastnacht eingeführte Volksbelustigung war der Schembart oder das Schönbartlaufen, über dessen historischen Ursprung schon früher (Kap. 1 S. 6) berichtet worden*).

Die ganze Lustbarkeit, die einen so ernsten politischen Ursprung hatte, war jedenfalls sehr bald ein richtiges Karneval-Vergnügen geworden. Da schon seit lange die Zahl der Teilnehmer gewachsen war, so hatte bereits im vorigen Jahrhundert der Nürnberger Rat, um den vorkommenden Unordnungen zu wehren, den Schembartläufern zwei Hauptleute gegeben, für welches Amt gewöhnlich angesehene Persönlichkeiten bestimmt wurden. So waren beim Schembart des Jahres 1521 Herr Hieronymus Tucher und ein Koberger die Hauptleute. Die Teilnehmer, deren in diesem Jahre achtundfünfzig waren, liefen von der „Wag" aus und waren in „eitel weiß" gekleidet.

Während der Schembart mehr und mehr von den wohlhabenderen Bürgern ausgeführt wurde, hatten verschiedene Handwerkszünfte ihre besonderen Fastnachtsbelustigungen, so den Messerertanz, den Tuchknappentanz, den Schreinerstanz, den Rotschmiedstanz, sowie das Fischerstechen.

Wenn einmal zur Fastnacht der „Schembart" ausfiel, so geschah dies meist infolge von Ereignissen, die keine allzu laute Freude gestatteten: wenn eine große und verheerende Krankheit Not und Trübsal in der

*) Die richtige Bezeichnung Schembart oder Schempert kommt von der dabei gebrauchten Gesichtslarve (Schemen) her. Näheres über diese Volksbelustigung wird man im 7. Kapitel finden.

Stadt verbreitete, wie dies auch im Geburtsjahre des Hans Sachs der Fall gewesen war; oder bei kriegerischen Ereignissen, wie sie noch in den ersten Jahren des Jahrhunderts die kleine Republik beunruhigten. Daß zuletzt auch im Jahre 1519 die Volkslustbarkeit ausgesetzt wurde, hatte wohl seinen Grund in einem Ereignisse, welches allenthalben in den Landen des deutschen Reiches große Trauer erregte: Kaiser Maximilian war im Januar des Jahres 1519 gestorben, der Vielgeliebte und Vielgepriesene, dem auch unser Hans Sachs noch in späterer Zeit



Kaiser Maximilian I.
(Nach einer Dürerschen Zeichnung.)

in vielen seiner Gedichte mit dem Ausdruck innigster Liebe gehuldigt hatte. Noch ein Jahr vor seinem Tode hatte ihn bei seiner Anwesenheit in Augsburg Dürer gezeichnet, „hoch oben auf der Pfalz in seinem kleinen stüble“.

Der Verlust, den das deutsche Reich durch Maximilians Tod erlitt, mußte um so schwerer empfunden werden, als alle Anzeichen bereits vorhanden waren, daß eine stürmische Zeit im Anzuge sei, eine Zeit, die entweder zu einer herrlichen Neugeburt des deutschen Reiches, oder auch vielleicht zu allgemeiner Verwirrung und Auflösung führen werde. Schon zwei Jahre zuvor hatten die fünfundneunzig Donnerschläge, welche

von der Schloßkirche von Wittenberg her durch die deutschen Lande ertönten, allenthalben einen mächtigen Widerhall gefunden. Aber noch konnte niemand ahnen, was für die Zukunft sich daraus entwickeln werde.

Schon vor dem Ablauf des vorigen Jahrhunderts hatte sich die neue Kulturepoche auch in der kleinen aber kräftigen Republik Nürnberg angekündigt. Man weiß, daß der strahlende Ruhm und das hohe Ansehen Nürnbergs nicht allein auf seiner Handwerks- und Gewerbthätigkeit, seinem Welthandel und seiner weit über Deutschland hinaus berühmten Industrie beruhte. Und neben den Namen eines Dürer, Adam Krafft, Peter Vischer und Anton Koberger nannte man auch längst die Namen der Männer, welche als Leuchten der Wissenschaft weit hinaus glänzten, die Namen eines Regiomontanus und Martin Behaim, wie des großen Humanisten Pirkheimer und noch mancher Anderer.

Besonders war es die energische Persönlichkeit Willibald Pirkheimers, welche in Nürnberg den Boden für die Reformation geackert und wenigstens für die gebildeteren Kreise vorbereitet hatte. Immer entschiedener und freudiger hatte er sich jetzt an Reuchlin angeschlossen, mit dem er den intimsten brieflichen Verkehr unterhielt und zu dem er sich als Geistesverwandter und Mitstreiter bekennen durfte. In seinen persönlichen Beziehungen in Nürnberg war er am vertrautesten geworden mit Albrecht Dürer, dem er mit Rücksicht sowohl auf sein persönliches Wohlergehen wie auch auf seine künstlerische Thätigkeit der eifrigste Freund und Berater war. Nur ein Jahr älter als Dürer, war er von Jugend auf durch nahe nachbarliche Beziehungen mit diesem bekannt und befreundet. Seitdem der feingeartete Künstler durch seine Verheiratung mit Agnes Frey*) ein schweres Joch auf sich geladen hatte, indem er durch die Habgier seines Weibes seine Gesundheit mit übermäßigem Arbeiten untergraben mußte, war Pirkheimers innige Teilnahme für ihn stets gewachsen. Mit seiner Freundschaft suchte er ihm das schwere Leben, das Dürer als Gatte führte, erträglicher zu machen.

Pirkheimers Haus, am Hauptmarkt gelegen, war der anziehende Mittelpunkt für das geistige und künstlerische Leben Nürnbergs geworden. Die Freunde des Ratsherrn vereinigten sich hier auch zu fröhlichen Zusammenkünften und Trinkgelagen, und der Ruf des Pirkheimerschen Hauses verbreitete sich weit über die Grenzen Nürnbergs hinaus.

---

*) Vgl. S. 50.

Willibald Pirkheimer war 1470 geboren, er stand also bei Beginn der Reformation im kräftigsten Mannesalter. Seine Apologie des Reuchlin war schon 1517 erschienen, und drei Monate später schlug Luther die 95 Thesen an die Wittenberger Schloßkirche. Eine ältere Schwester des Gelehrten, die hochberühmte Charitas, war schon um 1502 ins Kloster St. Clara zu Nürnberg gegangen und wurde 1504 Äbtissin



Johann Reuchlin.

dieses Klosters. Auch zwei jüngere Schwestern, Clara und Sabine, hatten den Schleier genommen. Charitas war eine ausgezeichnete Persönlichkeit an Geist und Charakter. Bei dem großen Eifer, mit dem sie sich den gelehrten Studien, insbesondere der Theologie, zuwendete, sah sie in dem Kloster die geeignetste und sicherste Stätte für ihre Beschäftigung mit den Wissenschaften. Zu ihrem Bruder stand sie in dem innigsten Gemütsverhältnis und in fortwährendem brieflichen Verkehr.

Aber in der ersten stürmischen Bewegung der Reformation war sein Verhältnis zu ihr als Äbtissin ein schwieriges geworden. Im Nürnberger Rate saßen Männer, welche für die Reformation einen großen Eifer entwickelten und über die Wünsche und Absichten Pirkheimers zuweilen hinausgingen. Charitas, welche ihr Kloster gegen die ihm drohenden Gefahren eifrig verteidigte, hatte mit dem Rate, insbesondere mit dem zu den Pflegern des Klosters gehörenden und leidenschaftlich antipäpstlichen Kaspar Nützel sich in eine sehr heftig geführte Korrespondenz eingelassen, indem sie die Rechte ihres Klosters Schritt um Schritt verteidigte und auch bei den päpstlichen Behörden Hilfe suchte.



Lazarus Spengler.

Luthers Lehre hatte in Nürnberg den ersten offenen Anhang bei den Geistlichen gefunden, und zwar zunächst bei den Augustinern, deren Prior Volprecht es war, welcher schon 1518 Luthers Protest gegen den Ablaß bei dem Buchdrucker Peipus in Nürnberg hatte nachdrucken lassen, wodurch der Buchdrucker sich einen Verweis vonseiten des Rates zuzog, mit der Vermahnung, daß dieser derlei pflichtwidrige Handlungen ferner nicht dulden werde. Auch der Abt zu St. Egydien Pistorius, der Kartäuser-Prediger Blasius Stöckel und die Pröbste zu St. Lorenzen und St. Sebald, Pesler und Pöner, erklärten bald ihre Zustimmung zu Luthers Lehre.

Unter den angesehensten Mitgliedern des Rates war es zunächst Hieronymus Ebner, seit 1505 „alter Bürgermeister“, welcher großen Eifer für die neue Lehre zeigte. Ihm zur Seite standen Pirkheimer, der schon genannte Kaspar Nützel, wie auch der damals noch nicht zur Stadtregierung berufene Hieronymus Paumgärtner, welcher in Leipzig und Wittenberg studiert hatte und ein Schüler und Freund Melanchthons war. Der eigentliche Leiter aber der nürnbergischen Reformation wurde bald Lazarus Spengler, seit 1507 erster Ratsschreiber und jetzt, wie im weitern Fortgange der Bewegung, Luthers treuer Genosse. Schon der Vater Spenglers war Ratsschreiber gewesen

und hatte seinen Sohn in Leipzig die Rechte studieren lassen. Dieser hatte nach seiner Rückkehr nach Nürnberg die wichtige und einflußreiche Stellung des Ratsschreibers erhalten. Mit Freimut hatte Spengler bereits 1519 sich offen für die Sache Luthers erklärt, in seiner „Schutzred und christenliche Antwort eines ehrbarn Liebhabers göttlicher Wahrheit... Mit Anzeigung, warum Doctor Martini Luthers Lehr nit als unchristlich verworfen, sondern mehr als christenlich gehalten werden soll“.



Dr. Johann Eck.

Zu den namhaften Persönlichkeiten im Rat gehörte ferner (seit 1513) Christoph Fürer, der auch bereits als tüchtiger Kriegsmann sich hervorgethan hatte und 1519 als nürnbergischer Gesandter zum Reichstag nach Augsburg berufen war. Der tüchtigste und angesehenste unter den Rechtsgelehrten endlich war der schon genannte Dr. Christoph Scheurl.

Pirkheimer, welcher die Reformation anfänglich mit Freuden begrüßte und noch 1520 eine gegen Dr. Eck gerichtete Satire „Der gehobelte Eck“ anonym veröffentlicht hatte, hielt sich bedenklich zurück, als an mehreren Orten sich Stürme ankündigten und auch unlautere Elemente in das Reformationswerk sich mischten, welches der Gelehrte

lieber auf die wissenschaftliche Erörterung beschränkt hätte. Dazu kamen noch die Rücksichten auf seine Schwester Charitas, die peinlichen Verlegenheiten, welche ihm durch sein brüderliches Verhältnis bereitet wurden. Charitas hatte als Äbtissin von St. Clara in ihrem religiösen Übereifer sich verleiten lassen, an den lutherfeindlichen Dr. Emser einen Brief zu schreiben, welcher dessen Eitelkeit schmeichelte und mit dem er sich in indiskreter Weise brüstete. Die Folge davon war eine gegen Charitas erschienene Schmähschrift: „Ein Missive oder Sendbrief, so die Äbtissin von Nürnberg an den hochberühmten Bock Embser geschrieben hat“.

Obwohl Pirkheimer die Autorschaft seiner zuvor gegen Eck gerichteten Satire beharrlich leugnete, so hatte er sich doch dessen dauernde Feindschaft zugezogen, und wie gegen Luther, so wurde auch gegen ihn und gegen Lazarus Spengler, auf eifriges Betreiben des Dr. Eck, der päpstliche Bannstrahl geschleudert. Pirkheimer war offenbar auch hierdurch eingeschüchtert. Der Nürnberger Rat hatte die Vermittelung des Herzogs von Baiern wegen Zurücknahme des Bannes angerufen, aber sie wurde von Dr. Eck zurückgewiesen. Nach langen Verhandlungen mit dem Bischof von Bamberg, nach wiederholten Versuchen des Nürnberger Rates und nachdem Spengler und Pirkheimer in einer vorsichtig gewählten Form sich dazu verstanden, bei Eck um Absolution nachzusuchen, wurde zwar der Bann von diesem zurückgenommen, aber der Widerruf nicht nach Rom berichtet, infolgedessen sie vom Papste nochmals verflucht wurden. Da ihnen weiter kein Schade daraus erwuchs, so ergaben sie sich endlich darein.

Übrigens that der Rat das Mögliche, um die allzu hitzigen Anhänger Luthers zurückzuhalten und Ausschreitungen zu verhindern. Er ließ nicht nur im April 1521 ein kaiserliches Mandat veröffentlichen, welches den Verkauf und die Verbreitung Lutherscher Schriften untersagte, sondern er ging in der Nachgiebigkeit gegen die päpstlichen Forderungen so weit, daß er, wenn auch erst nach einigem Widerstreben, sich entschloß, die gegen Luther gerichtete Achtserklärung ans Rathaus schlagen zu lassen.

Lazarus Spengler hatte als nürnbergischer Abgesandter dem Reichstage zu Worms beigewohnt. Und wenn auch daselbst seine Verehrung für Luther nur gesteigert werden konnte, so war er doch mit dem zögernden Verhalten des Rates aus Gründen kluger Vorsicht einverstanden. Die bevorzugte Stellung, welche Nürnberg im Reiche einnahm, machte es erklärlich, daß man mit Rücksicht auf die Gesinnung und Stellungnahme des Kaisers, wie überhaupt auf die noch unberechenbare

Entwickelung der überwältigenden Ereignisse bei dem abwartenden Verhalten blieb und alles unterließ, was als eine entschiedene Parteinahme für die eine oder andere Seite angesehen werden mußte.



Martin Luther.

Das Diplomatisieren und Balancieren entsprach aber der Stimmung der Bevölkerung eben so wenig, wie den Gesinnungen der Männer im Rate selbst, und es konnte auch nicht lange mehr dabei bleiben. Luthers Verhalten auf dem Reichstage zu Worms, sein: „Hier stehe ich, ich kann

nicht anders", seine Achtserklärung und heimliche Entführung auf die Wartburg durch den Kurfürsten von Sachsen, und endlich sein furchtloses Wiedererscheinen in Wittenberg — das alles hatte die Begeisterung für den frommen und mannhaften Streiter aufs höchste gesteigert*).

Ende 1522 war in Nürnberg der Reichstag versammelt, und die Anwesenheit so vieler Fürsten und Prälaten schien den kirchlichen Machthabern eine günstige Gelegenheit, die verlorene Position vielleicht wieder zu gewinnen. Kurz nach Neujahr 1523 erschien denn auch der päpstliche Orator, der dem Reichstage beigewohnt hatte, vor den gemeinen Reichsständen und legte denselben eine päpstliche Bulle nebst Instruktionen vor, worin vom nürnbergischen Rate verlangt wurde, daß alle aus dem Kloster entwichenen Ordensleute, vor allem auch die in Nürnberg bereits angestellten lutherisch gesinnten Prediger, welche öffentlich die neue Lehre verbreiteten, gefänglich eingezogen würden, damit sie, anderen Städten zum Exempel, bestraft werden könnten. Zu jenen Predigern gehörten Andreas Osiander, der seit 1522 in der Lorenzkirche angestellt war, Sleupner von St. Sebald und Venator vom Neuen Spital. Auf solches Ansinnen aber gab nun der Rat eine entschieden ablehnende Erklärung. Er verteidigte sich gegen die in der päpstlichen Bulle gemachten Vorwürfe, wies darauf hin, daß es ein Unrecht gegen die Gemeinden sein würde, ihnen die Prediger zu nehmen, welche nichts lehrten, was der allgemeinen Christenheit und dem reinen christlichen Glauben zuwider sei.

Anderseits aber verschärfte auch der Rat alle Maßregeln, die gegen mancherlei Art von Mutwillen gerichtet waren, den sich die Menge gegen Kirchen und Klöster erlaubte. Da in der Fastenzeit viele Bürger die Enthaltung des Fleischessens nicht achteten, was wieder bei anderen Ärgernis erregte, so verbot der Rat den Metzgern, an Fastentagen Fleisch zu verkaufen. Zwar wurden solche Mandate häufig von den Kirchenthüren abgerissen, aber der Rat ließ die Anschläge erneuern.

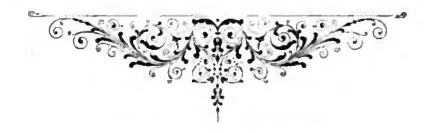
So wie die Sache der Reformation jetzt allenthalben stand, war das vorsichtige Zögern der nürnbergischen Regierung durchaus erklärlich. Der gewaltige erste Eindruck, den Luthers Auftreten gemacht hatte, zeigte, wie sehr er die Tiefe des Volksbewußtseins, das Herz des Volkes

*) Das umstehend mitgeteilte Bildnis ist nach dem Cranachschen Original, das sich in Nürnberg (German. Museum) befindet. Es ist das beste von allen Cranachschen Lutherbildern.

berührt hatte, indem er dem dumpfen Empfinden das befreiende Wort verliehen und damit auch das Volk mündig gemacht hatte und wehrhaft gegen die furchtbare Demoralisation der päpstlichen Kirche und Mönchswirtschaft. Was aber in den nächsten Jahren folgte, waren keine Fortschritte in dem großen Befreiungswerke. Theologische Untersuchungen über dogmatische Fragen, öffentliche Disputationen und die Aufsätze zum Sektenwesen brachten die Sache auf ein Gebiet, das den großen Schichten des Volkes fremd war. So deutlich Luthers Wort auch ins Ohr des Volkes geklungen hatte, so drohten doch jetzt die theologischen Streitigkeiten, Anklagen und Widerreden das Wesen der Sache zu verdunkeln. Der breiten Masse des Volkes fehlte der Mann, der jetzt in allgemein verständlicher Weise das Reformwerk und die Notwendigkeit seiner Durchführung dem gemeinen Manne wieder ans Herz legte und ihm begreiflich machte, um was es sich eigentlich handele.

Und da drang aus der bescheidenen Stube des Nürnberger Schuhmachers und Meistersingers sein erstes großes Lied, mit welchem er dem Jubel eines tief erquickten Gemütes den entsprechenden Ausdruck gab. Es war Hans Sachsens Lied von der „Wittenbergisch Nachtigall“:

Wacht auf, es nahet gen dem Tag!
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigal, —
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal — !

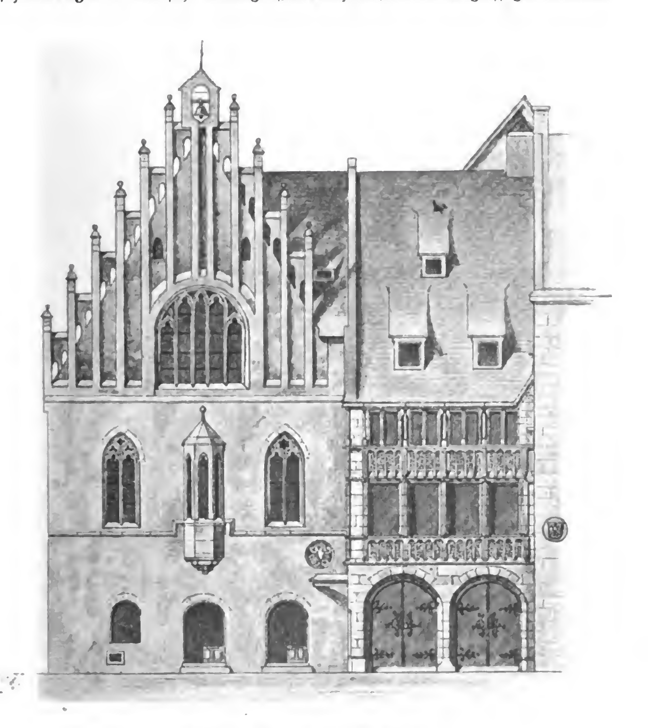


Fünftes Kapitel.

Der Volksdichter der Reformation.

Bei der wichtigen politischen Stellung, die jetzt Nürnberg im Reiche einnahm, war der Rat unablässig darauf bedacht gewesen, auch den eigentlichen Sitz der Regierung, das alte Rathaus, den steigenden Bedürfnissen entsprechender und seiner Bedeutung angemessener durch Neubauten nach außen zu erweitern und auch im Innern zu verbessern wie zu verschönen. Die bevorstehenden Reichstage in Nürnberg hatten bereits 1520 und 1521 wieder stärkeren Anlaß dazu gegeben. Umfangreiche Neubauten waren schon von 1505 bis 1515 ausgeführt worden, zum großen Teil unter der Oberleitung des ausgezeichneten Architekten Hans Behaim des Ältern, der in den Berichten seiner Zeit als „Steinmetz, gemeiner Stadtwerkmeister, Anschicker und Buchhalter auf der Peunt“ bezeichnet wird. Schon 1499 hatte er das gewaltige alte Kornhaus oben an der Burg, später die Kaiserstallung genannt, erbaut. Kunstvollere und schönere Bauten aber hatte das Rathaus von ihm zu erwarten. Die Erweiterungen desselben betrafen fast ausschließlich die nach Osten zu (nach der jetzigen Rathausgasse) gelegenen Gebäude, zu deren älteren Teilen auch der schöne Giebelbau mit dem schlanken Erker gehört. Aus dieser Zeit stammt auch der große Hof oder doch mindestens die schönen Brüstungsverzierungen, die von der südöstlichen Ecke sich bis zu dem ersten Thore hinziehen. Die

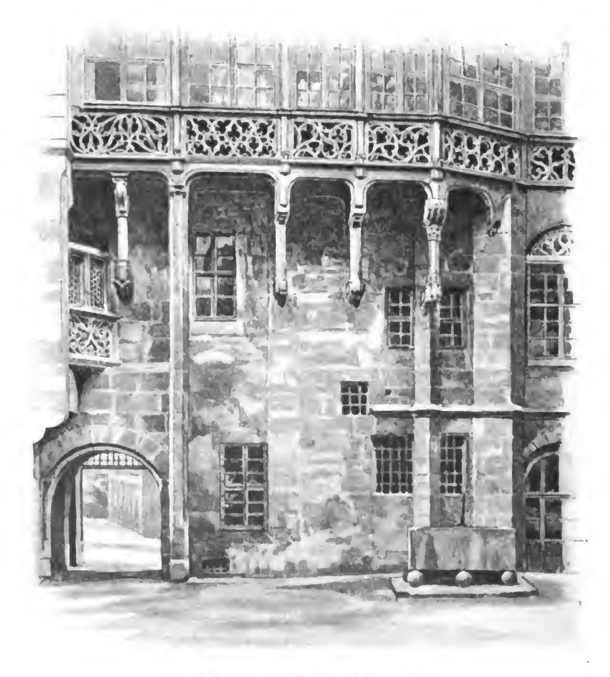
damaligen Erweiterungen wurden aber bald als unzulänglich erkannt und in den Jahren 1520 und 1521 wurden vor allem die Verschönerungen in dem sehr alten großen Rathaussaale in Angriff genommen,



Südöstlicher Teil des alten Rathauses.

der seine neue (noch bestehende) Decke erhielt. Veit Hirschvogel hatte für die nach Osten zu gelegenen Fenster neue Glasmalereien geliefert, und vor allem wurde Albrecht Dürer mit einer neuen Ausschmückung des Saales beauftragt. Unter dem Beirate seines gelehrten Freundes Pirkheimer schuf er das große Wandgemälde, den Triumphwagen Kaiser

Maximilians, den er dann gleichfalls in großem Holzschnitt ausführte. Auch Albrecht Dürers Schüler, Georg Pencz, war an den neuen Ausschmückungen beteiligt. Von ihm wurden vielleicht die von Dürer entworfenen auf die Rechtspflege bezüglichen Allegorien ausgeführt: der



Hof im alten Teil des Rathauses.

Richter mit Eselsohren, von den beiden weiblichen Figuren Ignorantia und Suspicio beeinflußt, daneben in einzelnen Gruppen die Figuren der Calumnia, Poenitentia, Error, Veritas u. s. w. Auch Hans Sachs hat diese Allegorie, die auf Lucians Beschreibung von einem Gemälde des Apelles fußt, in seinem Gedichte: „Erklärung der Tafel des Gerichts"

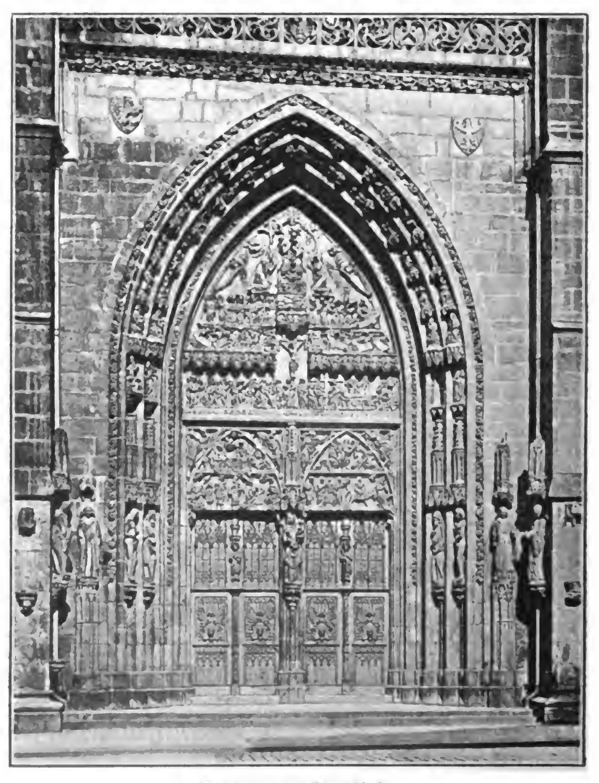
verwertet, das auch in einem Einblattdrucke mit großem und sehr gutem Holzschnitt erschien. Man ersieht aber auch aus diesen Darstellungen im Rathaussaale, mit welcher Strenge die Rechtspflege überwacht wurde und wie man es sich angelegen sein ließ, alles, was dabei in Betracht zu ziehen ist, auch zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. In Verbindung damit steht auch der über einer Thür des Rathaussaales in einem Bronzerelief verewigte Spruch, der in etwas veränderter Form allgemein bekannt ist, hier aber lautet:

Eins mannes red ist ein halbe red
Man söl die teyl verhören bed.

Die von außen her zum Nürnberger Reichstag gekommenen Teilnehmer konnten in der That auf die künstlerische Schönheit, den Reichtum und die durch stete Fürsorge der Ratsregierung immer mehr vervollkommneten gemeinnützigen Einrichtungen mit Bewunderung blicken. Die herrlichen Kirchen, unter denen die Sebalder, die St. Lorenz- und die Frauenkirche obenan zu nennen sind, waren schon vor Ende des 15. Jahrhunderts zu ihrer vollkommenen Schönheit gelangt. Sie konnten in jeder Weise als Musterbauten der zierlichen Spätgotik gelten, wenn auch zum Teil das Schnörkelwesen schon allzu reichlich hervortritt, namentlich in den sonst durch ihre Pracht und kunstvolle Ausführung bewundernswürdigen Pforten. Was in dem neuen Jahrhundert an inneren künstlerischen Ausschmückungen der Kirchen noch durch die Kunst eines Peter Vischer, Adam Krafft und Veit Stoß hinzukam, war bereits in den ersten zwei Dezennien entstanden. Adam Krafft war jetzt schon aus dem Leben geschieden, aber die Anderen konnten sich in ihrer schöpferischen Thätigkeit noch geltend machen. Veit Stoß, der geschickte Holzbildhauer, hatte erst vor wenigen Jahren seinen in der Lorenzkirche schon vorhandenen Werken noch die von Anton Tucher der Kirche 1518 gestiftete Holzskulptur „Der englische Gruß“ hinzugefügt.

Angesichts aller dieser aus dem katholischen Kultus hervorgegangenen künstlerischen Schöpfungen war dennoch gerade in Nürnberg der Geist der Reformation so schnell und kräftig gewachsen, daß er in allen Ständen gleichmäßig seine tiefen Wurzeln hatte. Auch die prunkvollen Festlichkeiten, die mit dem Reichstag 1522 verbunden waren, auch die Anwesenheit so vieler Fürsten und Prälaten und die pomphaften Prozessionen vermochten nichts mehr daran zu ändern, und die Versuche der katholischen Geistlichkeit, ihre so stark ins Wanken gekommene Position

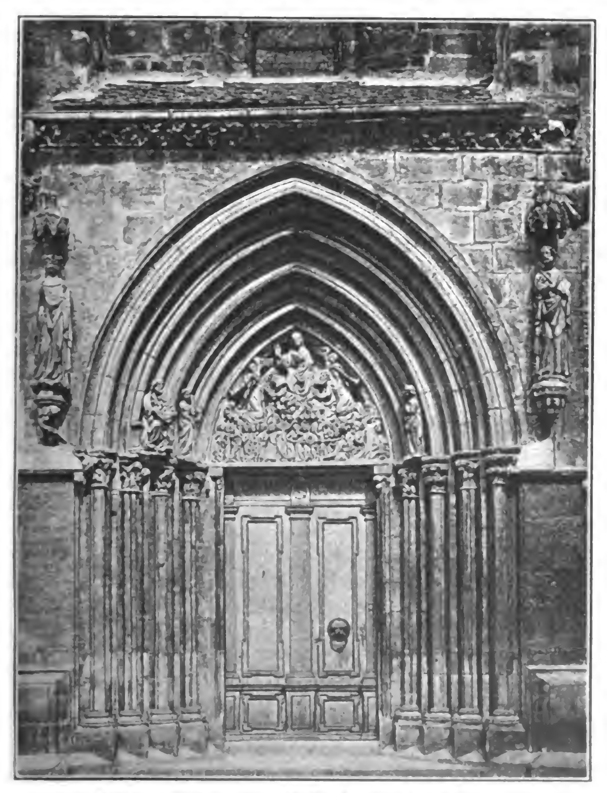
sich wieder zu erobern, scheiterten an der Festigkeit des Nürnberger Rates. Daß derselbe Rat, um nach beiden Seiten hin die Korrektheit seines Verhaltens darzuthun, die Verbreitung Lutherscher Schriften aufs



Hauptportal der Lorenzkirche.

neue verbot, hielt jedoch die evangelische Partei nicht ab, mit neuen Forderungen hervorzutreten. Gegen die Charwoche des Jahres 1523 hatten die Gemeinden von Sanct Sebald und Sanct Lorenzen in einer

Schrift die beiden Pröbste aufgefordert, nunmehr das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen, und gleichzeitig war auch die Ratsregierung von den beiden Gemeinden ersucht worden, ihren Predigern dies für die



Portal an der Nordseite der Sebalduskirche (Anschreibethür).

bevorstehende Osterzeit zu gestatten. Der Rat kounte hierauf zunächst nur wieder ermahnend antworten: die Regierung halte sich im Interesse der friedlichen Einigung aller Christgläubigen für verpflichtet, alles zu

vermeiden, was Ärgernis und Unruhe hervorrufen könne. Man möge auch mit Rücksicht auf das anwesende Reichsregiment und auf die Kurfürsten sich noch gedulden, oder man möge mit dem Verlangen sich an den Bischof von Bamberg wenden. Daß die Pröbste dort abgewiesen würden, war zu erwarten; dennoch thaten sie den Schritt und wurden auf das nächste Concilium verwiesen.

Gerade in diese Zeit fiel das Erscheinen des Hans Sachsschen Gedichtes von der „Wittenbergisch Nachtigall“, und es ist fraglich, ob der Rat durch diese aus den weiten Kreisen des Handwerkerstandes kommende und so kraftvoll sich äußernde Stimme erbaut war, oder ob er nicht vielmehr fürchten mußte, daß durch solche an die große Volksmasse sich richtende Publikation, in der die Sprache Luthers an Derbheit und Verständlichkeit noch überboten wurde, seine Bemühungen um friedliche Verständigung gestört werden könnten.

Hans Sachs hatte aber bis zu diesem Zeitpunkt als Volksdichter sich noch keineswegs bekannt gemacht. Seine Meisterlieder waren dazu nicht angethan und sie blieben auch in den Kreisen der Genossenschaft und der Singschule. Was er aber sonst an „Spruchgedichten“ geschrieben hatte, war noch gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, und so war die Verherrlichung Luthers das erste seiner Spruchgedichte, das durch den Druck verbreitet wurde. Man mochte daher jetzt beim Erscheinen des Gedichtes wohl glauben, daß einem derartigen aus der Schusterwerkstatt kommenden poetischen Erzeugnis keine große Bedeutung beizulegen sei.

Seitdem Hans Sachs nächst den ersten Versuchen im Spruchgedicht auch die ersten beiden dürftigen Fastnachtspiele geschrieben bis zu seiner jetzt in die Welt schmetternden Nachtigall waren mehrere Jahre vergangen, ohne daß — außer seinen sonntäglichen Übungen im Meistergesang — ein dichterisches Erzeugnis aus seiner Werkstatt gekommen wäre, welches seine fortdauernde Liebe zu den Musen hätte bekunden können. Freilich war er nun Meister seines Handwerks, und er hatte damit zugleich eine Familie gegründet, deren Erhaltung seine nächste Sorge sein mußte. Es ist daher begreiflich, daß wir in diesen ersten Jahren der Reformation nichts von der Wirkung wahrnehmen, welche der Ruf zur Auferstehung des deutschen Volkes auf sein reines und gewiß dafür empfängliches Gemüt gemacht hätte.

Sein Weib Kunigunde hatte ihn bereits mit zwei Kindern — beides Mädchen — beschenkt. Wohl konnte er daran seine innige Freude

haben, aber so heiter sorglos, wie er bis dahin als wandernder Geselle in die Welt geblickt hatte, konnte er das Leben nicht mehr betrachten, wenn es auch für ihn einen höhern Wert erhalten hatte und ihm neue Gesichtspunkte für das menschliche Dasein eröffnete. Sein ernsteres und nachdenklicheres Wesen schien denn auch sein junges Weib zuweilen mit einiger Besorgnis zu erfüllen. Wenn er Sonntags seine Spaziergänge in den Laurenzer Wald über Gibitzenhof und bis zum Königsweiher machte, so mochte er immer gern allein sein, denn die Beschäftigung mit der Natur ist sein Leben lang für ihn eine der höchsten Freuden gewesen, und besonders in der ersten Sommerszeit fand er an dem Gesang der Vögel besonderes Wohlgefallen. Jetzt aber blieb er oft Stunden länger aus als ehedem, und wenn sein Weib ihn darum befragte, so antwortete er: das sei ganz in Gedanken geschehen. Zuweilen versäumte er gar auch die Zusammenkünfte mit den Genossen der Meistersingschule; dann war er abends bei der Lampe, oft bis in die Nacht, an seinem Tische sitzen geblieben und studierte in verschiedenen Büchern und kleinen Druckschriften, die er sich heimlich anzuschaffen wußte und in denen er so emsig las, als gelte es sein Lebensglück oder das Heil seiner Seele.

Das war denn auch wirklich bei ihm der Fall und sein Weib durfte ihn in dieser seiner Beschäftigung durchaus nicht stören, während er das Geschrei der kleinen Kinder gar nicht zu hören schien. Nur einmal hatte er seine Frau, als sie sich etwas ungeduldig und wohl auch neugierig zeigte, darüber zu belehren gesucht, was ihn so sehr beschäftige. Aber sie war davon fast erschrocken und meinte, die Welthändel da draußen gingen ihn gar nichts an. Da ließ er es denn sein, mit ihr darüber sich zu verständigen, studierte aber und arbeitete nur um so fleißiger weiter.

Die mit Luthers Auftreten begonnene mächtige Bewegung hatte mehr und mehr auf sein Gemüt eine so tiefgehende Wirkung gemacht, daß er jetzt in seinem Fühlen und Denken ganz davon durchdrungen war und Tag und Nacht es nicht aus dem Sinn brachte, was dieser Augustinermönch zu Wittenberg wie mit Engelszungen und dabei so verständlich verkündet hatte.

Oft freilich stockte der brave Schuster in der Lektüre der Lutherschen Schriften, wenn ihm etwas nicht sogleich einleuchtend war. Gar häufig schlug er das schon gelesene Blatt wieder zurück, um die Stelle noch einmal zu lesen und ihren Inhalt sich recht fest einzuprägen. Schon

den verbotenen Nürnberger Druck von Luthers Thesen wider den Ablaß hatte sich Sachs zu verschaffen gewußt und als einen großen Schatz mit nach Hause gebracht. Dann kamen die ersten Schriften Luthers, welche in zahlreichen Auflagen, sowohl von Wittenberg aus wie auch in vielen Nachdrucken aus Leipzig, Straßburg und Basel, in alle Welt gingen. Die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ schien zwar anfänglich unserm Schuhmacher weniger für ihn geeignet. Aber da er doch hineinblickte und gleich im Anfang den Wunsch des Augustiners ausgesprochen fand: Gott wolle doch durch der Laien Stand seiner Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es eher zukäme, gar unachtsam darin geworden —, da fühlte doch der brave Meister sich berufen, auch in der Sache mitzureden und die Worte zu beherzigen: „Die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit zu reden ist kommen!“

Niemand konnte in dieser Angelegenheit besonnener und mit strengerer Prüfung zu Werke gehen, als Hans Sachs es that, ganz im Gegensatz zu den Vielen, die von dem Sturm, der das Land durchbrauste, sich ohne weiteres fortreißen ließen. Für den wahrhaft frommen und gewissenhaften Mann war es eine sehr ernste Sache, daß er an die Stelle der auf Treu und Glauben übernommenen Lehre nunmehr aus eigenem Denken sich eine Überzeugung für den verkündeten neuen Glauben, auf Grund der reinen evangelischen Wahrheit, bilden sollte, daß er die eigenen religiösen Vorstellungen, mit denen er aufgewachsen, fahren lassen und damit auch dem Glauben seiner Väter entsagen sollte. Er studierte deshalb mit Eifer und höchster Gewissenhaftigkeit alles, was er von den vielen Lutherschen Schriften erlangen konnte, und ging mit sich darüber zu Rate.

Schon im Jahre 1522 hatte er eine große Sammlung von diesen kleinen Schriften besessen. Er ließ eine große Anzahl davon in einen Band zusammenbinden und hatte dann am Schluß des Bandes hineingeschrieben: „Diese Püchlein habe ich Hans Sachs also gesamelt, Gott und seinem Wort zu Ehren und dem Nächsten zu gut einpünden lassen, als man zählt nach Christi Gepurt 1522 Jahr. Die Wahrheit bleibt ewiglich“.

Der ersten genannten Schrift Luthers hatten sich noch in demselben Jahre schon so viele angeschlossen, daß Hans Sachs vollauf damit zu thun hatte. Die nächsten und für ihn wichtigsten Schriften waren: „Der Sendbrief an den Papst Leo X.“ und: „Von der Freiheit des

Christenmenschen“. Unser Schuhmacher fühlte wohl, daß die bloße Kenntnis dieser Schriften nicht ausreiche, um ihn zu befähigen, selbst mit seinem Wort für die Sache einzutreten. Er machte sich deshalb mancherlei Auszüge, ging an den Feiertagen einsam vor das Thor, um ganz ungestört mit dem Sinn der verkündeten neuen Lehre sich vertraut zu machen. Das Jahr 1522 hatte seiner Sammlung wieder reichlichen Zuwachs gebracht. Das waren Luthers Schriften „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe“; ferner die Schriften über die Beichte, über das eheliche Leben und noch viele andere. Es war also begreiflich, daß Hans Sachs in dieser ihn so ganz einnehmenden Beschäftigung nicht Zeit und Gemütsruhe fand, an seine Spruchgedichte und Meisterlieder viel zu denken. Es war dem trefflichen Meister in der letzten Zeit zuweilen erschienen, als ob die weltliche Dichtung keinen Raum mehr in seinem Gemüte haben könne, und mit aller Macht drängte es ihn, in das Werk der Reformation nun auch mit seinen von den Musen ihm so freundlich zugeteilten Gaben einzutreten. Die schulmäßige Versbildung seiner Singekunst wollte ihm aber dafür nicht ausreichen, denn sein Herz war zu voll und zu mächtig bewegt, als daß er seine Gedanken und Empfindungen in den künstlich und mühselig abgemessenen Zeilen des Meisterliedes hätte ausdrücken können. Mit dem ganzen reichen Rüstzeug, das er jetzt durch seine eifrigen Studien sich erworben, trat er nun um so sicherer hervor, als er in seinem großen Gedichte „Die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall“ sein evangelisches Glaubensbekenntnis ablegte und Zeugnis gab für seine innige Liebe zu dem großen Volksmanne Martinus Luther.

Da klang denn nun freilich sein Loblied aus ganz anderem Tone, als die Bars und Stollen der von ihm hoch verehrten Schulkunst. Denn seine Wittenbergische Nachtigall sang frei und frisch aus seinem eigenen Herzen. Geweckt von dem reinigenden Feuer, das von Wittenberg aus die Welt durchdrang, sang sie das große Lied der Reformation als Dankesgabe.

Die Grundzüge der Allegorie, in welche dieses erste große Gedicht der Reformation gekleidet ist, sind einfacher, als die Ausführung im Einzelnen ist. Wie schon der Titel bedeutet, ist die Nachtigall Doktor Martinus; er ist es, der durch seinen Gesang das Licht des Evangeliums verkündet. Wir können hierbei getrost übersehen, daß eigentlich die Lerche und nicht die Nachtigall die Tagverkünderin ist. Hans Sachs wollte,

indem er die Wirkungen von Luthers Lehre, die reine Begeisterung, die sie erweckte, allegorisierte, die Schönheit und zugleich die Kraft seines Gesanges — d. h. seines befreienden Wortes — sinnbildlich bezeichnen, und dafür war dem Dichter der weithintönende schmetternde Gesang der Nachtigall geeigneter, als das zarte Gezwitscher der Lerche.

Wacht auf, es nahet gen dem Tag!
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigall;
Ihr Stimm durchdringet Berg und Thal.

Von diesem Ausgangspunkte wird die Allegorie in umfänglichster Weise bis in die genauesten Einzelheiten fortgesetzt. Zunächst wird die „falsche Weide“ geschildert, auf welche die Schafe durch den grimmigen Leu — Papst Leo — gelockt worden sind in die Wüste, wo denn mit Hilfe einer großen Schar von Wölfen die arme Herde grausam zugerichtet wurde. Da nun der Gesang der Nachtigall ertönt und die im tiefen Schlummer liegenden betrogenen Schafe erweckt —

Da ist der grimmig Leu erwacht,
Er lauert und ist ungeschlacht
Über der Nachtigall Gesang,
Daß sie meldt der Sunnen Aufgang,
Davon sein Reich ein Ende nimmt.
Deß ist der grimmig Leu ergrimmt,
Stellt der Nachtigall nach dem Leben,
Mit List vor ihr, hinten und neben.

Aber er stellt ihr vergebens nach, da sie in ihrem Hag sicher ist, und fröhlich weiter singt.

Nun hat der Leu viel wilder Thier,
Die wider die Nachtigal blecken,
Waldesel, Schwein, Böck, Katz und Schnecken;
Aber ihr Heulen geht ihn'n fehl,
Die Nachtigal singt ihn'n zu hell,
Und thut sie all hernieder legen.
Auch thut das Schlangengzücht sich regen,
Es wispelt sehr und widerficht
Und fürchtet sehr des Tages Licht.
Ihn'n will entgehn die elend Herd,
Davon sie sich haben genährt
Die lange Nacht und wol gemäst;
Loben, der Leu sei noch der best,

Sein Weide die sei süß und gut,
Wünschen der Nachtigal die Glut.
Desgleichen die Frösch auch quaken
Hin und wider in ihren Laken
Über der Nachtigal Getön,
Weil ihr Wasser ihn'n will entgehn.
Die Wildgäns schreien auch Gagag
Wider den hellen lichten Tag
Und schreien in gemein sie all:
Was singet Neu's die Nachtigal?
Verkündet uns des Tages Wunne,
Als macht allein fruchtbar die Sunne —

Aber alles Geschrei ist umsonst, denn heller und immer heller leuchtet der Tag. Und beim Gesang der Nachtigall wendet sich das Mondlicht ab, denn es stellt die Irrlehre dar, die „Menschenlehre der Sophisten“, durch welche die Herde der christlichen Schafe ist verleitet worden. Auch das wütende Gebrüll des Löwen ist vergeblich; denn die mißleiteten Schafe verlassen die Wildnis; sie wenden sich dem Gesang der Nachtigall zu und entfliehen den Wölfen — das sind die Bischöfe und Äbte —, die sie so lange gemartert und betrogen, und den Schlangen — den Mönchen und Nonnen —, die sie so lange ausgesogen haben. Der Ablaßunfug, das Messelesen, die Ausbeutung der Gläubigen durch allerlei Betrug, das Erschrecken armer Christenseelen mit ungeheuren Höllenstrafen, das Anbeten der Heiligen — — und endlich der ganze Apparat der päpstlichen Kirchenherrschaft wird mit erstaunlicher Gewandtheit und mit unerschöpflichem Reichtum der Sprache, mit drastischem Humor und zugleich mit sittlichem Ernst gegeißelt. So schildert er den falschen Gottesdienst, das geistliche Regiment, wie es bis dahin gewesen:

In vollem Schwang auf ganzer Erden
Mit Münch, Nonnen und Pfaffen werden,
Mit Kutten tragen, Kopf bescheeren,
Tag und Nacht in Kirchen plerren,
Metten, Prim, Terz, Vesper, Complet,
Mit Wachen, Fasten, langem Gebet;
Mit Gertenhauen, Kreuzweisliegen,
Mit Knien und Steigen, Bücken, Biegen,
Mit Glockenläuten, Orgelschlagen,
Mit Heilthum, Kerzen, Fahnentragen,
Mit Räuchern und mit Glockentaufen,
Mit Lampenschüren, Gnad verkaufen,

Mit Kirchen-, Salz-, Wachs-, Wasserweihen,
Und desgleichen auch den Laien,
Mit Opfern und dem Lichtlein brennen,
Mit Heilgendienst und Wallfartrennen,
Den Abend fasten, den Tag feiern
Und beichten nach den alten Leiern,
Mit Pacemküssen*), Heilthumschauen,
Mit Messestiften, Kirchen bauen,
Mit großem Kost die Altar zieren,
Tafel auf die welschen Manieren,
Sammetne Meßgwant, Kelche gülden,
Mit Monstranzen und silbern Bilden
In Klöster schaffen Reut und Zinst —:
Dies Alles heißt der Bapst Gottsdienst!

Im weiteren Verlaufe des Gedichtes werden die Mißbräuche der päpstlichen Kirche noch weiter illustriert, in so reichlicher Weise, daß man über das gesammelte massenhafte Material erstaunen muß. Auch die bekanntesten Gegner Luthers werden in derber und treffender Weise abgefertigt, wobei der Dichter gleichfalls der damals zum Teil schon populär gewordenen Tierbilder sich bedient. Emser ist natürlich der Bock, der ihm schon von Luther zuerteilt war**). Dr. Eck figuriert als Wildschwein, und zwar sowohl wegen seines brutalen und wütenden Anrennens, wie auch mit Bezug auf seine ihm vielfach vorgeworfene Trunksucht; Cochläus, mit eigentlichem Namen Dobeneck, der sich nach seinem Geburtsort Wendelstein (bei Nürnberg) den lateinischen Namen beigelegt hatte, als der „Schneck“. Murner hatte sich selbst in einer gegen Luther gerichteten Schrift als Kater in Franziskanertracht vorgestellt und hatte seitdem in allen satirischen Schriften diese Bezeichnung beibehalten.

Die quakenden Frösche erklärt der Dichter als die gegen Luther polemisierenden Gelehrten, während die ihn nicht begreifenden und deshalb ihn mißachtenden Laien als die wilden Gänse figurieren. Das Alles ist in so lebhafter Darstellung, mit so kühner und glücklicher Behandlung der Sprache, dabei so vollständig das ganze Gebiet der Reformationsbewegung umfassend dargestellt, daß das Gedicht bei seinem bedeutenden Umfang — es hat 700 Verse — nur durch seine Überfülle des Inhalts ermüdet. Aber trotz dieser auf alle Einzelheiten sich erstreckenden

*) Das Gotteslamm küssen, Pacem.

**) Vgl. die Anmerkungen zum 4. Kapitel.

Allegorisierung der die Reformation begleitenden Umstände und der darin erscheinenden Persönlichkeiten erhebt sich der Dichter dennoch gegen den Schluß wieder zu einem vollen Pathos des sittlichen Zornes und zum Schwunge reiner Glaubens-Begeisterung, wenn er ruft:

Ihr Christen, merkt die trostling Wort,
So man auch faht hie oder dort,
Laßt euch kein Tyrannei abtreiben,
Thut bei dem Worte Gottes bleiben,
Verlasset eher Leib und Gut,
Es wird noch schreien Abel's Blut
Über Kain am jüngsten Tag.
Laßt morden was nur morden mag,
Es wird noch kommen an das End
Des wahren Entchrist's Regiment!*)

Hiernach führt der Dichter aus dem Buche Daniel an, wie es deutlich daraus zu ersehen sei, daß das sündige und endlich gefallene Babylon das Papsttum bedeute: Darum, ihr Christen, so schließt er,

Kehrt wieder aus des Papstes Wüste
Zu unserm Hirten Jesu Christe;
Derselbig ist ein guter Hirt,
Hat sein Lieb mit dem Tod probirt,
Durch den wir alle sein erlost,
Der ist unser einiger Trost
Und unsre einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und Seligung,
All die glauben in seinem Namen,
Wer das begehr, der spreche Amen.

Das Gedicht hat nicht, wie sonst fast alle Hans Sachsschen Spruchgedichte, im Schlußreim den Namen „Hans Sachs“. Sein Name ist auch nicht auf dem Titelblatt genannt, wohl aber im Anfang des Vorwortes. Dagegen erschien der erste Druck, wie auch die folgenden Auflagen, ohne Angabe des Jahres und Druckortes — jedenfalls aber 1523 in Nürnberg. In seinen Werken hat er das Gedicht datiert: am 8. Tage Julii 1523. Das Titelblatt hat einen sehr rohen Holzschnitt, der fast die ganze Seite einnimmt. Unter demselben steht nur noch die Bibelstelle: „Ich sage euch, wo diese schweigen, so werden die Stein schreien. Luce 19“. Auf dem Holzschnitt sieht man die Nachtigall auf

*) Entchrist —: für das sonst gebräuchliche Antichrist.

einem Baume sitzend der Sonne zugekehrt; unter dem Baume sind sowohl der Löwe wie die anderen im Gedicht genannten Tiere versammelt, während im Hintergrunde auf einem Berg das Lamm mit der Siegesfahne steht. Das Vorwort, welches zwei Druckseiten füllt, hat die Überschrift: „Allen Liebhabern evangelischer Wahrheit wünsch ich Johannes Sachs Schuhmacher Gnad und Fried in Christo Jesu unserm Herrn“. Nach Schilderung des falschen päpstlichen Gottesdienstes fährt er darin fort:

„Also sein wir allein peiniget gewesen in den Werken, die Gott nie geheißen noch geboten hat, sondern die Menschen erdicht und erfunden haben. Nachdem aber vorgemeldt Römisch bös Regiment so gar überhand genommen, da hat angefangen zu schreiben Doctor Martinus Luther wider viel Irrthumb und Mißbräuch des geistlichen Regiments, unangesehn einiger Person und (hat) das Evangelium, das Wort Gottes, welches vor durch Menschenlehr verdunkelt war, wiederumb klar unvermischt an den Tag gegeben, deshalben von dem römischen Bischof oft zu widerrufen gedrungen ist worden, jedoch ist er allemal, als ein durch die heilig Schrift unüberwundener bei vorher bekannter Wahrheit geblieben ohne Widerruf. Desgleichen haben sich viel Doctores gegen ihn mit Schreiben eingelegt, jedoch auch nichts ausgericht, weil die göttliche Wahrheit ihnen zu stark gewesen; sondern sind sieglos an ihm worden, deshalb ist ehgemeldter Doctor Martinus Luther in großen Beruf gekommen gen allmänniglich und seine Lehr ist angenommen als evangelisch, christlich und gut. Nachmals aber ist der römische Haufe verzweifelt an der Überwindung, durch Disputiren und Schreiben, und wollen die christliche Gemein unter römischem Joch behalten, mit Schmähen, Lästern, Bannen, Verbieten, Verfolgen und Verbrennen sie bewältigen, welche Weis doch ein bös Ansehn hat und argwöhnig ist ungerechter Sache. Nun von diesen angezeigten Stücken allen will ich in einer Summ eine kurze Erklärung thun, den gemeinen Mann (solcher Handlung unwissend) zu unterweisen und lehren, daraus er möge erkennen die göttlich Wahrheit, und dagegen die menschlichen Lügen, darin wir gewandert haben . . .“

Schon dieses Vorwort zeigt, daß Hans Sachs auch der Prosa vollkommen mächtig war, obgleich er sie, abgesehen von solchen Vorworten, nur in ein paar einzelnen Fällen noch anwendete, die uns sogleich beschäftigen werden, weil sie sich sowohl in der Tendenz wie auch der Zeit nach an die Wittenbergisch Nachtigall anschließen.

Der in dem Vorwort vom Dichter angegebene Zweck, „den gemeinen Mann, welcher unwissend, der Begebenheiten zu unterweisen“, ist ihm aber in so hohem Maße in Erfüllung gegangen, daß es sein Herz mit inniger Freude erfüllen mußte. Daß die Dichtung des schlichten

Handwerkers in den weitesten Volkskreisen einen ganz außerordentlichen Eindruck machte, davon geben schon die zahlreichen Auflagen derselben Zeugnis; denn aus dem einen Jahre seines Erscheinens kennen wir sechs verschiedene Drucke, darunter drei Nachdrucke aus sächsischen Städten.

Die nachhaltige Wirkung des Gedichtes können wir aber auch aus verschiedenen anderen Schriften erkennen, in denen auf die „Wittenbergisch Nachtigall“, sei es zustimmend oder sei es in feindlichem Sinne, hingewiesen wurde. So schrieb der eifrige Gegner Luthers Cochläus in seinen Actis Lutheri: „Auch Schuster und Weiber lasen das N. Testament D. Luthers begierig und konnten es fast auswendig. Ja sie unterstunden sich nicht nur mit den Priestern und München, sondern auch mit den akademischen Theologen von der Religion zu disputiren“. Dagegen verteidigte ein Nürnberger Maler Johann Greifenberger Hans Sachsens Gedicht in einer in demselben Jahre (1523) erschienenen Schrift, indem er u. a. sagt: „Darum soll ein jeglich Christenmensch sich Tag und Nacht üben im Gesetz und Wort Gottes, wiewol etlich Gelehrt sagen, der gemein Mann soll nit mit der Geschrift umbgehen, dann es ziempt sich nit, daß ein Schuster das Evangelium les, oder mit Federn und Tinten umbgeh, sondern mit Leder und Schwertz u. s. w. So sag ich darauf: Ich hab nie kein Esel gehört singen als ein Nachtigall“ u. s. w. Und eine im Jahre 1527 in Nürnberg erschienene kleine Schrift führt den Titel: „Triumphus veritatis, Sieg der Wahrheit mit dem Schwert des Geists durch die Wittenbergisch Nachtigall“.

Hans Sachs war durch seine „Wittenbergisch Nachtigall“, die wir als das eigentliche poetische Meisterstück des Schuhmachers und Meistersingers betrachten können, mit einem Schlage zu einer außerordentlichen Popularität gelangt. Wie sehr ihn selbst dieser Erfolg anspornte, in seinem Wirken für die Reformation fortzufahren, ersehen wir aus seinen schon im nächsten Jahre folgenden meisterhaften populär-theologischen Dialogen, die einzigen unter seinen tausenden Schriften, in denen er sich der Prosarede bediente*). Es ist charakteristisch für ihn, daß diese vier uns im Druck erhaltenen einzigen Prosa-Schriften ihm durch seinen Eifer für die Sache der Reformation eingegeben worden sind.

In dem ersten dieser Dialoge, der „Disputation zwischen einem Chorherrn und einem Schuhmacher“, kennzeichnet er in seiner

*) In seiner „Summirung all meiner Gedicht“ giebt Hans Sachs sieben Dialoge „in der Pros“ an. Vier davon sind gedruckt; ein fünfter, aus späterer Zeit, steht in dem handschriftlichen fünften Spruchbuch (Berl. Königl. Bibliothek).

liebenswürdig launigen Weise den ärgerlichen Eindruck, den seine „Nachtigall" auf die der Reformation widerstrebende Geistlichkeit in Nürnberg gemacht hatte.



Chorherr und Schuhmacher.

Der Dialog beginnt damit, daß der Schuhmacher zu einem Chorherrn kommt, um diesem die von ihm bestellten Pantoffeln zu bringen. Der Schuster trifft zuerst die Köchin des Geistlichen und diese meldet es ihrem Herrn: „Herr, Herr, der Schuhmacher ist da!"

Chorherr. Was? bringt ihr mir die Pantoffel?
Schuster. Ja, ich gedachte, ihr wärt schon in die Kirche gangen.
Chorherr. Nein, ich bin hinten im Sommerhaus gewest und han abgedroschen.
Schuster. Wie? Haut ihr gedroschen?
Chorherr. Ja, ich han mein horas gebetet, und han zugleich meiner Nachtigall zu essen gegeben.
Schuster. Was hant ihr für ein Nachtigall? Singt sie noch?
Chorherr. O nein, es ist zu spat im Jahre.

Schuster. Ich weiß ein Schuhmacher, der hat ein Nachtigall, die hat erst angefangen zu singen.

Chorherr. Ei, der Teufel hol den Schuster mit sampt seiner Nachtigall. Wie hat er den allerheiligsten Vater den Bapst, die heiligen Väter und uns würdige Herren ausgeholhipt wie ein Holhipbub*).

Der Schuhmacher erwidert ihm: Jener habe doch nur die Mißbräuche und falschen Lehren in dem päpstlichen Gottesdienst dem gemeinen Manne angezeigt, und das sei doch kein Holhippenwerk.

Aber was, fragt der Chorherr, geht solch unser Wesen den tollen Schuster an?

Nun entspinnt sich ein langes Gespräch, in welchem der Schuster dem Chorherrn schlagfertig mit Bibelstellen dient, die dieser dann durch andere Bibelstellen zu entkräften sucht, dabei aber immer den Kürzern zieht, weil der Schuster unterrichteter ist als der Geistliche. Auf des Schusters Hinweis auf die Menschenlehren, durch welche das Wort Christi gefälscht worden, fragt der Chorherr: Wie er das mit der Schrift beweisen wolle?

Schuster. Christus spricht Matth. am XXIII.: „Weh euch Gleisnern und Heuchlern, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen; ihr geht nit hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nit hinein".

Chorherr. Ei, solches hat Christus zu den Priestern der Juden gesagt; um uns Priester ist es viel ein ander Ding.

Schuster. Ei Herr, ihr hant euch erst der Pharisäer angenommen, die auf dem Stuhl Mosi sitzen, gleich als sei es von euch Priestern und München geredet, wie denn wahr ist. Also auch ist das von euch geredet, wie eure Werke Zeugniß geben, denn ihr freßt der Witwen Häuser, wie der Text weiter sagt.

Chorherr. Pi pu pa! Wie seind ihr Lutherischen ja nasweis, ihr höret das Gras wachsen. Wenn euer Einer einen Spruch oder zween weiß aus dem Evangelio, so vexirt ihr Jedermann mit.

Schuster. Ei Herr, zürnet nit, ich mein's gut.

Chorherr. Ich zürn nit, aber ich muß euchs ja sagen, es gehört den Laien nit zu, mit der Schrift umzugahn.

Auch hierauf dient nun der Schuster sogleich mit Bibelstellen, was wiederum zu einer längeren Disputation führt. Endlich, als auf die Concilien die Rede kommt, meint der Schuster: Das Concilium, das die Apostel zu Jerusalem gehalten, achte er sehr wohl.

---

*) Die Verkäufer von Holhippen (Oblatengebäck) waren verrufen wegen ihres Schimpfens und Schändens. Daraus entstand das Zeitwort „holhippen", welches in solchem Sinne häufig von Hans Sachs, von Luther selbst wie auch von seinen Gegnern, und zwar gegen Luther, angewendet wurde.

Chorherr. Haben denn die Apostel auch ein Concilium gehalten?
Schuster. Ja. Hant ihr eine Bibel?
Chorherr. Ja, Köchin, bring das alt groß Buch heraus.
Köchin. Herr, ist's das?
Chorherr. Ei nein, das ist das Decretal; maculir mir's nit.
Köchin. Herr, ist's das?
Chorherr. Kehr den Staub herab. Daß Dich . . . Wohlan, Meister Hans, wo steht's?
Schuster. Sucht Actuum apostolorum XV.
Chorherr. Sucht selbst; ich bin nit viel darin umbgangen, ich weiß wohl Nützeres zu lesen.
Schuster. Secht da, Herr.
Chorherr. Köchin, merk Actuum XV. Ich will danach von wunderswegen lesen, was die alten Gesellen Guts gemacht haben.

Welche köstliche Ironie über die Unwissenheit des Chorherrn und zugleich über das Verhältnis des Geistlichen zu seiner Köchin! Da dem Chorherrn das Nachschlagen in der Bibel zu viel Mühe macht, läßt er den „Calefactor" kommen, der sich aber auch schon so kundig in der heiligen Schrift und als lutherisch angesteckt erweist, daß der Chorherr ihn mit derben Schimpfworten wieder hinausschickt. Nach dem fortgesetzten Gespräch heißt es dann weiter:

Chorherr. Man läutet im Chor. Köchin, lang' den Chorrock her. Wohlan, lieber Meister, zieht hin in Fried; es wird leicht noch Alles gut.
Schuster. Ob Gott will. Wohlan Ade, der Fried sei mit euch, lieber Herr, hant mir nichts verübel und verzeiht mir.
Chorherr. Verzeih uns Gott unsre Sünd.
Schuster. Amen.

Da aber der Schuster fort ist, macht der fromme Herr noch seinem Herzen Luft:

Chorherr. Secht nur an, liebe Köchin, wie reden die Laien so gar sträflich gegen uns Geweihten; ich mein', der Teufel sei in den Schuster vernäht. Er hat mich in Harnisch gejagt, und wär' ich nit so wohl gelehrt, er hätt' mich auf den Esel gesetzt. Darum will ich ihm nicht mehr zu arbeiten geben, sondern dem Hans Zobel, der ist ein guts einfältigs Mändlin, macht nit viel Wort mit der heiligen Schrift und lutherischen Ketzerei . . . Wie Salomon sagt: „Welcher ein einfältig Wandel führt, der wandelt wohl". Ei, diesen Spruch sollt ich dem tollen Schuster fürgeworfen han, so wär' er vielleicht darob verstummt.
Köchin. O Herr, ich hätt immer Sorg, nachdem ihr ihn mit der Schrift nit überwinden kunnt, ihr würdt ihn mit dem Pantoffel schlahen.

Chorherr. Ich hab nur von der Gemein ein Aufruhr besorgt, sonst wollt ich ihm die Pantoffel in sein Antlitz geschmeißt haben, ihm hätt's Christus oder Paulus in dreien Tagen nit abgewischt, wiewohl er all sein Vertrauen auf sie setzt . . . Wohlan ich will in Chor, so geh du an den Markt, kauf ein Krametsvogel oder zwölf. Es wird nach Essen meines gnädigen Herrn Caplan mit etlichen Herren kommen und ein Panket halten. Trag die Bibel aus der Stuben hinaus und sieh, ob die Stein und Würfel all im Brettspiel sein, und daß wir eine frische Karte oder zwo haben . . .

Mit dieser drastischen Pointe (der nur noch wenige Sätze folgen) endet dieser Dialog, von welchem in dem nämlichen Jahre (1524) nicht weniger als elf verschiedene Drucke erschienen. Neben der köstlichen Art, mit der darin die Unwissenheit des Geistlichen, sowie sein Verhältnis zur Köchin gezeichnet ist, muß man die Frische und Ungezwungenheit in der Entwickelung des wahrhaft dramatischen Dialogs bewundern, so natürlich und vollkommen in der Charakteristik, wie es Hans Sachs in seinen wirklichen dramatischen Dichtungen kaum wieder erreicht hat, einige der besseren Fastnachtspiele abgerechnet.

Es ist aber gleichzeitig ins Auge springend, wie er seit seinem poetischen Glaubensbekenntnis sich hier schon vollkommen bibelfest gemacht hat. Daß ihm die Bibel schon vor Luthers Auftreten gut bekannt war, ist sicher. Aber ein wirkliches Studium der Bibel und eine innige Vertrautheit mit ihr begann erst 1522 mit dem Erscheinen von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments. Eine ältere Bibel scheint Hans Sachs nicht besessen zu haben, denn in dem von ihm geschriebenen Verzeichnis aller seiner Bücher ist nicht eine einzige von den so zahlreichen vor Luther erschienenen deutschen Bibeln genannt, sondern nur Luthers Übersetzung in den gesondert erschienenen drei Teilen, mit der Beifügung „Wittemberger Druck". Wenn er daher in seinem großen Reformations-Gedichte zunächst noch, angeregt und unterstützt durch die von ihm gesammelten Schriften Luthers, aus seinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen schöpfen konnte, so war jetzt — in den Dialogen — seine Hauptwaffe die genaue Kenntnis des Bibeltextes geworden, und er gebrauchte dieses Rüstzeug mittels seines eigenen gesunden und klaren Denkens, so geschickt, daß diese Dialoge jedem theologischen Streiter Ehre gemacht hätten. Er war deshalb wohl berechtigt, diesen ersten der Dialoge als „Disputation" zu bezeichnen, wiewohl er mit dieser Benennung an die Disputationen der theologischen Gelehrten hier mehr parodistisch erinnern wollte.

Kurz nach dieser Disputation erschienen noch in demselben Jahre drei weitere Reformationsschriften in Prosa. Die erste war: „Ein Dialogus, deß Inhalt ein Argument der Römischen wider das Christlich Häuflein, den Geiz auch andere öffentlich Laster ꝛc. betreffen"; ferner: „Ein Gespräch von den Scheinwerken der Geistlichen und ihrem Gelübde" ꝛc., und endlich: „Ein Gespräch eines Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der ärgerlich Wandel etzlicher die sich Lutherisch nennen angezeigt und bruderlich gestraft wird".

Es ist aus diesen Dialogen zu erkennen, wie bei dem ungelehrten Reformator, nachdem er in dem ersten großen Gedicht seinem Herzen Luft gemacht, immer mehr eine überlegene Ruhe und Mäßigung Platz griff, die bei ihm aus der Klarheit seines Geistes wie aus der Lauterkeit seines Herzens kam. Die ihm innewohnende Milde und Leidenschaftslosigkeit suchte er nun auch nach Kräften auf Andere zu übertragen, indem er den übereifrigen Lutheranern nachdrücklichst zu Gemüte führte, daß sie weniger „Rumor und Geschrei" gegen die Papisten machen sollten. Wenn diese die evangelische Wahrheit angriffen, so möge man sie aus dem Worte Gottes widerlegen; wo sie aber an Gebräuchen der alten Kirche festhielten, die nichts Gehässiges haben, da möge man auch gegen sie Duldung üben.

Dies ist ganz besonders der Sinn des vierten der hier genannten Dialoge, der zwischen zwei Evangelischen und einem Papisten geführt wird. Da gerade in diesem der freundlich milde Sinn und reine Charakter des trefflichen Mannes am deutlichsten sich ausspricht, so ist es von Wert, diesen Dialog näher zu betrachten.

Drei Personen sind an dem Gespräch beteiligt; zunächst sind es Peter, der zelotische Lutheraner, und Hans, der friedfertigere und tolerante, der seinen Glaubensgenossen ermahnt, er dürfe den Papisten nicht das Fasten wehren oder schelten, wenn sie's nun einmal als ein Glaubensgebot ansehen. Es wird gerade zum ersten Mal zur Predigt geläutet, als Hans zum Peter ins Haus kommt. Indem er ihn an den Beginn des Gottesdienstes erinnert, wünscht er das Büchlein von der christlichen Freiheit wieder zu haben. Oder, fragt er Petern, ob er dasselbe seinem Schwäher, dem alten Romanisten, zu lesen gegeben habe. O nein, erwidert Jener, und erzählt, daß der unbekehrte Papist am Freitag zu ihm ins Haus gekommen sei, da sie eben bei einem Kälberbraten saßen. Darüber habe er sich sehr erbost, habe geflucht und gescholten, „als ob wir einen ermördt hätten". Hans erwidert, er dürfe

ihm deshalb noch nicht so feind sein, weil ja sein Schwäher „evangelischer Freiheit noch unbericht ist“. Daraus entspinnt sich nun das Gespräch, in welchem es von beiden Seiten wieder reichlich Bibelcitate giebt. Des Hans Argumente gipfeln in dem Satz: „Die Lieb ist die rechte Probe eines Christen und nicht das Fleischessen, denn das können Hund und Katzen auch wol“.

Als es im Fortgang des Gespräches zum zweiten Male läutet, kommt der papistische Schwäher des Peter, Meister Ulrich, hinzu, der bei der Aufforderung des Hans, mit ihnen zur Predigt zu gehen, sich äußerst unwillig und leidenschaftlich äußert, aber von Hans mehr und mehr besänftigt wird, weil dieser fortwährend zur brüderlichen Liebe ermahnt und auch den heftigen Ausfällen des hitzigen Lutheraners sich entgegenstellt. Seine Ermahnungen gegen diesen schließt er:

> Darumb, lieber Bruder Peter, merk nur eben mein Red um Gottes Willen, und sag es Deinen Mitbrüdern von mir, wiewohl sie mich einen Abtrünnigen heißen und halten werden, da liegt mir nit ein Haar breit dran. Ich han die Wahrheit gesagt, welche dann allemal verfolgt muß werden von den Gottlosen.

Das gefällt nun dem katholischen Meister Ulrich, der zuvor eine sehr drastische Schilderung von dem rohen und unduldsamen Benehmen der Lutherischen gegen die Katholischen gegeben hat, sehr wohl, und er giebt es nun auch seinem Schwager Peter:

> Es ist einmal wahr, wenn ihr Lutherischen solchen züchtigen, unärgerlichen Wandel führtet, so hätt euer Lehr ein bessers Ansehen vor allen Menschen. Die euch jetzund Ketzer nennen, würden euch Christen heißen. Die euch jetzt fluchen, würden euch loben; die euch jetzt fliehen, würden euch heimsuchen, und die euch jetzt verachten, würden von euch lernen. Aber mit dem Fleischessen, Rumoren, Pfaffenschänden, Hadern, Verspotten, Verachten und allem sonst unzüchtigen Wandel habt ihr Lutherischen der evangelischen Lehr selber eine große Verachtung gemacht.
>
> Hans. Es liegt leider am Tag. Gott verleih uns allen seinen Geist zu leben nach seinem göttlichen Willen. Man läutet das dritte, wohlauf gen Predigt.
>
> Meister Ulrich. Wohlan, ihr habt mich gleich lustig gemacht; ich will auch mit an euer Predigt, ob ich ein guter Christ möcht werden.
>
> Hans. Das geb Gott, Meister Ulrich. Amen.

Bei der ganz außerordentlichen Verbreitung, welche auch diese Dialoge fanden, ist sehr wohl anzunehmen, daß Hans Sachs damit nicht

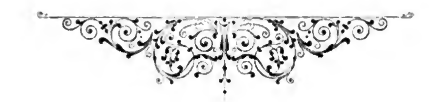
nur den mancherlei Ungebürlichkeiten der unduldsamen Lutheraner gesteuert, sondern wohl auch manchen noch Widerstrebenden auf der katholischen Seite für sich gewonnen hat.

Die milde Auffassung und das freundliche Wohlmeinen kennzeichnet von hier ab den ganzen Hans Sachs. In dem folgenden langen Zeitraum seines dichterischen Schaffens war er nur noch einmal, und zwar auf besondere Veranlassung (von der im folgenden Kapitel die Rede sein wird) mit sehr scharfen Worten auf das Papsttum zu sprechen gekommen. Sonst aber wußte er die religiöse Polemik von der Dichtung wohl zu trennen. Niemals auch wird man ihn bei all seiner echten Frömmigkeit und evangelischen Glaubenstreue in starren und unduldsamen dogmatischen Formen oder in Vorurteilen seiner Zeit befangen sehen. In allen Dingen behielt bei ihm sein sittliches Gefühl die Herrschaft. Für jetzt war er aber noch immer bestrebt, seine gewonnene religiöse Überzeugung auch mit der Feder nach verschiedenen Richtungen zu bethätigen. Wie gewissenhaft er's damit nahm, ersehen wir auch daraus, daß er jetzt mehrere schon vorhandene und, wie man annehmen kann, damals sehr bekannte geistliche Lieder umdichtete, oder — wie er's nannte — christlich korrigierte. So sind von ihm das Lied „Maria zart“ und noch mehrere andere „christlich korrigiert“, indem er an die Stelle der Maria und der Heiligen den Namen Christi setzte. So läßt er das Lied „Maria zart“ beginnen: „O Jesu zart“; das Lied „Anna, du anfänglichen bist“ wurde christlich korrigiert in „Christe, du anfänglichen bist“. Auch von seinen eigenen ältesten Meisterliedern religiösen Inhalts wurden einzelne jetzt von ihm in solchem Sinne gewissenhaft umgedichtet, wie das in seiner Silberweis geschriebene „Salve regina“, das wir in seiner ersten Liederhandschrift 1517 noch mit dem ursprünglichen Texte finden.

Aber das von Luther gegebene Beispiel hatte ihn auch angefeuert, mehrere eigene Lieder für die Gesangbücher zu schreiben. Schon im Jahre 1524 wurde ein Lied von ihm auf einem halben Bogen gedruckt, welches beginnt: „Wach auf in Gottes Namen“, mit zahlreichen Randglossen aus der Bibel. Im folgenden Jahre erschienen „Drei geistliche Lieder vom Wort Gottes“ von Georg Kern, denen auch eines von Hans Sachs beigegeben war, welches zu den „christlich korrigierten“ gehörte. Die meisten dieser geistlichen Lieder entstanden 1524 und 1525. Er hatte aber in dieser Zeit auch schon begonnen, einzelne Psalmen Davids umzudichten und sie zugleich, zum Gebrauch für den Kirchen-

gesang, mit den „Tönen“ oder Gesangweisen zu bezeichnen, und schon 1526 kamen dreizehn dieser Psalmen im Druck heraus. Es war gewiß eine Ehre und keine geringe Freude für den Dichter, daß in dem ein Jahr später in Nürnberg erschienenen „Enchiridion geistlicher Gesänge und Psalmen“ neben denen Luthers auch die Lieder des Hans Sachs standen.

Daß er in diesen Jahren sonst nichts weiter dichtete — denn seit der „Wittenbergisch Nachtigall“ bis zum Jahre 1526 kommen nur ein paar unbedeutende Spruchgedichte vor —, zeigt uns am deutlichsten, wie sein Geist und sein Gemüt von der neu gewonnenen religiösen Erkenntnis so ganz erfüllt war.



Sechstes Kapitel.

Glaubensfestigkeit im Sturm.

Obwohl der weitaus größere Teil der nürnbergischen Bevölkerung bereits entschieden lutherisch gesinnt war, und obwohl die leidenschaftlichsten Anhänger der Reformation mit ungestümem Eifer auf die Umgestaltung der Kirchenverfassung drängten, so blieb doch der Rat der Republik bei seinem abwartenden Verhalten und klugen Diplomatisieren. Während er die noch päpstlich Gesinnten und ihre Bräuche gegen alle von den Lutherischen versuchten Übergriffe mit Energie schützte, ließ er dabei doch im Stillen Neuerungen geschehen, welche dem herrschenden Geiste Rechnung trugen und den Fortgang der Reformation Schritt um Schritt förderten.

In der Fastenzeit mußte nunmehr das Aufrichten von Ablaßfahnen unterbleiben. Das Passionsspiel, welches am Charfreitag und in der Fastenzeit im neuen Spital gehalten werden sollte, wurde untersagt, da dasselbe keineswegs zur Erhebung frommer Gemüter diene, sondern „mehr ein Schimpf“ sei. Ebenso durften am Palmsonntag die Schüler nicht mehr mit dem Esel durch die Stadt ziehen. Auch im folgenden Jahre mußte auf Anordnung des Rates am Fronleichnamstage alles äußerliche Gepränge, wie Himmeltragen, Rosenstreuen u. s. w., sowie auch das an dem Tage sonst übliche „Gefräß“ unterbleiben. Die Ausstellung der zu den Reichskleinodien gehörenden Heiligtümer in der

Spitalkirche sollte im Jahre 1524 ebenfalls nicht mehr stattfinden. Als aber große Scharen von Wallfahrern, die nach Aachen wollten, von außerhalb gekommen waren und in dringenden Vorstellungen das Ausstellen der Heiligtümer begehrten, wurde es für dies eine Mal noch gestattet. Dagegen mußte bei dem Feste des heiligen Sebaldus das Herumtragen des Sarges unterbleiben.

In seiner Sorge, nach der andern Seite hin alles Ärgernis zu verhüten, um den Machthabern der päpstlichen Kirche keinen Anlaß zu Beschwerden zu geben, ging die nürnbergische Regierung weit genug. Während man alles, was gegen das Papsttum gedruckt wurde, unterdrückte — auch eine gegen den damals noch eifrig päpstlichen König von England gerichtete Schrift wurde verboten —, durften die gegen Luther erschienenen Angriffe ungehindert verbreitet und selbst nachgedruckt werden.

Aber bald sah der Rat wohl ein, daß diese Nachgiebigkeit nur immer weiter gehende Ansprüche zur Folge hatte. Als Erzherzog Ferdinand als kaiserlicher Statthalter in Nürnberg erschien, ließ er mehrere der Angesehensten vom Rate zu sich bescheiden und warf ihnen vor, daß sie die Ausbreitung der neuen Lehre begünstigten. Aber in diesem Falle sowohl, wie bei allen Beschwerden, welche von päpstlicher oder kaiserlicher Seite gegen den Rat vorgebracht wurden, konnte dieser sich darauf berufen, daß er allen Bestimmungen des Wormser Ediktes aufs genaueste nachkomme und keinerlei Überschreitungen nach der einen oder andern Seite dulde.

Um so entschlossener gingen nun die genannten Prediger der Hauptkirchen vor. Der Augustiner-Prior Volprecht war der Erste, der in der Charwoche 1524 beim Abendmahl den Laien auch den Kelch reichte und in der Klosterkirche die Messe abschaffte. In den beiden Hauptkirchen fing man an, das Evangelium Matthäi und die Epistel Pauli an die Römer in deutscher Sprache zu lesen. Der Rat mußte zwar den Predigern dieses eigenmächtige Vorgehen verweisen, da eine solche Neuerung außer in Wittenberg noch in keiner andern Stadt gewagt worden sei; sie möchten daher mit Rücksicht auf das Kaiserliche Mandat solche alte Bräuche der Kirche vorläufig noch fortbestehen lassen, da des Menschen Seligkeit nicht davon abhinge. Da aber die beiden Pröbste und der Augustiner-Prior von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht mehr abweichen wollten, so wurden sie nach Bamberg vor den Bischof Weigand geladen. Sie folgten auch der Vorladung, überreichten aber auf die

förmlich gegen sie erhobene Anklage eine Protestation gegen die ihnen angedrohten Strafen, erklärten darin, daß diese Sache mehr ihre Gemeinden zu Nürnberg, als sie selbst betreffe, und daß sie keinen Richter darin über sich anzuerkennen vermögen, als allein die Heilige Schrift. Und da sie hiernach zu einem zweiten Termin geladen wurden, ließen sie sich durch einen Anwalt vertreten, welcher ihren Protest nachdrücklichst wiederholte und die Autorität des Bischofs zurückwies. Hierauf erschien ein kaiserliches Edikt, worin dem Rate von Nürnberg mit Androhung der Reichsacht und Beraubung aller Freiheiten der Stadt anbefohlen wurde, von den Bestimmungen des genannten Ediktes in keinerlei Weise abzuweichen.

Aber die Bewegung war jetzt nicht mehr aufzuhalten. Die Reformation war für Nürnberg thatsächlich eingeführt. Um unter solchen Umständen einen entscheidenden Schritt zur Klärung der Verhältnisse zu thun, ließ der Rat auf den 3. März des Jahres 1525 ein Religionsgespräch im Rathaussaale veranstalten, an welchem auch die der Reform widerstrebenden Orden der Barfüßer, der Predigermönche und Karmeliter sich beteiligen sollten. Diese verweigerten anfangs ihre Teilnahme, indem sie in einer dem Rate zugestellten schriftlichen Erklärung auseinandersetzten, warum ihnen nicht gezieme, sich in eine Disputation einzulassen. Der Rat aber erwiderte darauf, daß es sich hierbei nicht um eine Disputation handele, sondern um eine friedliche Vereinbarung, durch welche dem sehr empfindlichen Übelstande abgeholfen werden solle, daß in Nürnberg das Wort Gottes nicht in völliger Übereinstimmung der verschiedenen Prediger gelehrt werde, woraus auch Unfriede der Bürger untereinander hervorgehen müsse. Auf diese Erklärung hin mußten die Widerstrebenden nachgeben und sie erschienen denn auch wenigstens in den ersten Tagen des Colloquiums. Im Präsidium dieser Versammlung saßen von der Geistlichkeit: die beiden Pröbste von St. Lorenz und St. Sebald, Pömer und Pesler, der Abt von St. Egydien und ein aus Würzburg verschriebener Domprediger. Der Rat war im Präsidium vertreten durch den rechtskundigen Dr. Christoph Scheurl, welcher zur Eröffnung der Sitzungen den Vortrag zu halten hatte, und den Ratsschreiber Spengler, der die zwölf gestellten Frage-Artikel aufgesetzt hatte und verlas. Unter den Colloquenten auf evangelischer Seite standen in erster Reihe die mehrfach genannten Prediger, darunter Osiander von St. Lorenzen. Unter den Notarien war unter anderen auch der Schulmeister vom Neuen Spital Leonhard Culmann, welcher späterhin

auch als Dichter mehrerer geistlichen und weltlichen Komödien sich hervorthat.

Wenn nun auch die Vertreter der Mönchsorden sich hatten bewegen lassen, an der Diskussion teilzunehmen, so waren sie doch nach der fünften Sitzung sämtlich ausgeblieben und hatten ihr Fortbleiben schriftlich damit begründet, daß aus dem Gespräche dennoch eine Disputation geworden sei, an der sie nach ihren schon ausgesprochenen Grundsätzen sich nicht beteiligen könnten. Nach diesem Eingeständnis ihrer Schwäche wurde das Religionsgespräch ohne sie zu Ende geführt, und das Resultat





Dr. Christoph Scheurl.



Hieronymus Ebner.

der weitereren Verhandlungen war die gesetzliche Einführung der Reformation nach den Grundsätzen ihrer einsichtsvollen und entschlossenen Leiter.

Bei der Bedeutung dieses Ereignisses wird es hier am Platze sein, die Namen jener Männer zu nennen, welche in eben diesem Jahre die höchsten Ämter in der nürnbergischen Regierung bekleideten. Die beiden Losunger, als die eigentlichen Lenker des Staates, waren Hieronymus Ebner (vorderster Losunger) und Caspar Nützel (zweiter Losunger). Ersterer war achtundvierzig, der Andere fünfundvierzig Jahre alt. Neben ihnen saßen als „Bürgermeister“ Hieronymus Holzschuher,

Jakob Muffel, Hans Volkamer, Martin Tucher, Christoph Fürer, Leonhard Schürstab, Andreas Imhof, Paulus Grundherr, Sebastian Groß und Christoph Coler. Es waren also



Andreas Imhof.



Martin Tucher.



Christoph Kreß.

einschließlich der beiden Losunger zwölf Bürgermeister. In dem Kollegium der „Schöpfen" (oder Schöffen) saßen: Sigmund Fürer, Nicolaus Groland, Hans Haller, Hans Stromer, Christoph Kreß, Sebald Pfinzing,

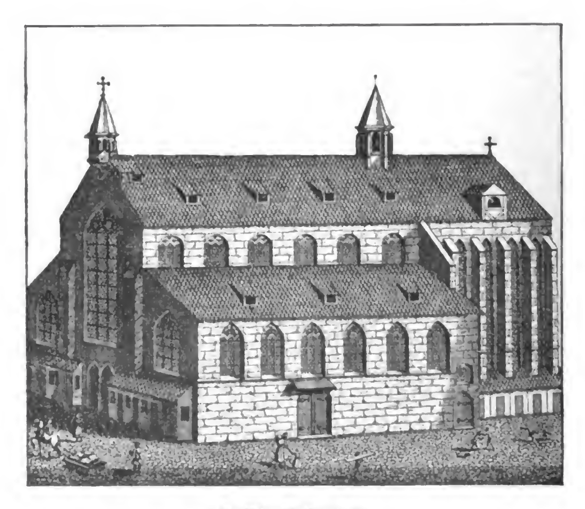


Hieronymus Holzschuher, nach Dürer.

Nicolaus Haller, Christoph Tetzel, Clemens Volkamer, Bernhard Paumgärtner, Friedrich Behaim, Hans Rieter und Lazarus Holzschuher. Letzterer war ein Neffe des unter den Bürgermeistern genannten *Hieronymus Holzschuher*, desselben, den im folgenden Jahre Albrecht

Dürer in einem seiner meisterhaftesten Bildnisse verewigt hat*). Ein drittes Kollegium in der Ratsregierung war das der „alten Genannten“, von denen aus jenem Jahre hier nur genannt sein mögen: Andreas Tucher, Hans Ebner, Martin Pfinzing und Hieronymus Paumgärtner.

Mit der Einführung der Reformation wurde zunächst die Aufhebung der Klöster beschlossen; den drei Bettelorden ward das fernere



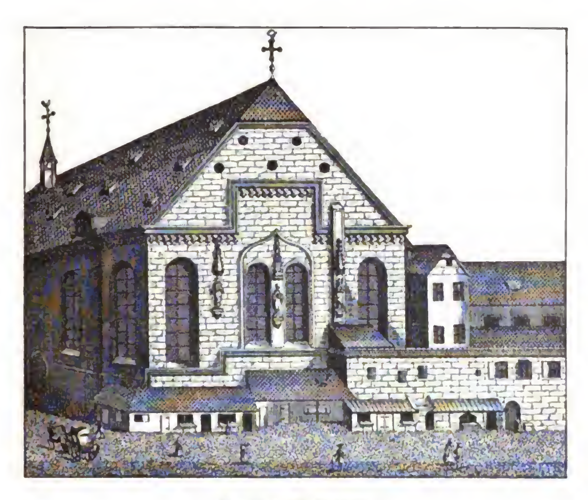
Barfüßer-Klosterkirche.

Predigen und Abhören der Beichte untersagt, die Messe und die Mehrzahl der päpstlichen Feiertage wurden abgeschafft.

Durch das umsichtige Verhalten des Rates, durch seine Festigkeit bei aller Mäßigung nach beiden Seiten hin war die Reformation in

*) Das umstehend wiedergegebene Bildnis wurde von der Familie Holzschuher dritthalb Jahrhunderte lang als deren „unveräußerliches Kleinod“ betrachtet, bis es in neuester Zeit bekanntlich durch Kauf an die Berliner Nationalgalerie gekommen ist.

Nürnberg verhältnismäßig ruhig und ohne besondere äußere Störungen durchgeführt worden. So wenig der Rat sich jetzt an den vom Bischof von Bamberg erhobenen Einspruch gegen die beschlossenen Änderungen kehrte, so ging auch die Räumung der Klöster ordnungsmäßig von statten. Die Augustiner waren auch hier mit gutem Beispiel vorangegangen und hatten bereits vor Ostern ihr Kloster dem Almosenamt abgetreten. Ihnen folgten die Karmeliter und die Dominikaner. Nur



Augustiner-Klosterkirche.

mit den Kartäusern entstanden einige Schwierigkeiten, weil hier schon zuvor gegen den der Reformation zugethanen Prior Blasius Stöckl von seiten des Bischofs eingeschritten war, woraus Verhandlungen mit der Stadt entstanden, die die Übergabe des Klosters um einige Zeit verzögerten.

Bezeichnend für die damalige Wirtschaft in den Klöstern ist es, daß in der vom Rate an die sämtlichen Priester in der Stadt erlassenen Anzeige über das ihnen vorgeschriebene Verhalten auch besonders befohlen

war, daß sie in den nächsten acht Tagen ihre öffentlichen und geheimen Konkubinen aus der Stadt zu schaffen hätten.

Mit besonderer Rücksicht wurde gegen die beiden Frauenklöster in der Stadt verfahren, zum großen Teil aus dem Grunde, weil in diesen sich Angehörige der angesehensten Nürnberger Geschlechter befanden. Die Dominikaner-Nonnen im St. Katharinen-Kloster, welche besonders im Abschreiben von Büchern eine große Thätigkeit entwickelten, erhielten die Erlaubnis, bis zu ihrem Ende im Kloster zu verbleiben, aber das Kloster durfte ferner keine Novizen mehr aufnehmen. In gleicher Weise verfuhr man mit dem Nonnenkloster Sancta Clara, dessen Äbtissin



Kartäuser-Kloster.

Pirkheimers gelehrte Schwester Charitas war, und wo auch deren jüngere Schwester bis zu ihrem Tode als Äbtissin verblieb. Von Pirkheimers fünf Töchtern hatten drei den Schleier genommen; die zwei anderen hatten sich in Nürnberg verheiratet. Andere Töchter aus alten Nürnberger Geschlechtern, Hieronymus Ebners, Caspar Nützels und Friedrich Tetzels, die ebenfalls im St. Claren-Kloster waren, legten mit der Reformation ihre Ordenskleider ab und kehrten in ihre Familien zurück.

Pirkheimer war sowohl durch die nunmehr ausgeführte Aufhebung der Frauenklöster, bei der es trotz aller gebotenen Schonung doch nicht ganz ohne gewaltsames Eingreifen abgehen konnte, wie auch durch den

bereits im Januar dieses Jahres beginnenden Bauernkrieg und noch andere Umstände immer mehr in seinem anfänglichen Eifer für die Sache der Reformation erkaltet und hatte sich bei der Nürnberger Umgestaltung



Fenster in der alten Kartause.

der Dinge grollend zurückgezogen. Daß Luther in dieser Zeit mit Erasmus und den Humanisten entschieden brach, verstärkte seine Verstimmung, und das Verhalten Osianders in Nürnberg sowie die Lebens=

führung anderer lutherischer Geistlichen, die jetzt dem Volke hätten mit dem besten Beispiel vorangehen sollen, war dem strengen und redlichen Manne ein Greuel. Schon der in Wittenberg 1522 begonnene Bildersturm hatte ihn stutzig gemacht; und Luther selbst in seinem hartnäckigen Festhalten an gewissen dogmatischen Fragen, den Meinungen Andersdenkender gegenüber, erregte seinen Unmut. Zweifellos war er aber dabei auch durch den Bann eingeschüchtert, den er mit Lazarus Spengler zu teilen hatte. Mißmutig hatte er sich von allem zurückgezogen, was ihn in weitere Konflikte hätte bringen können, und bei der weiter sich vollziehenden Spaltung klagte er diejenigen an, welche doch an dem unbefriedigenden Verlaufe der Sache keine Schuld trugen.

Der ausbrechende Bauernkrieg aber wurde nicht nur für die Feinde der Reformation ein willkommener Anlaß, die großen Führer derselben dafür verantwortlich zu machen, sondern auch die weniger entschiedenen Freunde der großen Kirchenreinigung wurden ängstlich und zum Teil abfällig. Der furchtbare Bauernkrieg, welcher besonders auch Franken heimsuchte, hatte schon im Mai 1524 auch in der Umgegend von Nürnberg sich in aufgeregten Versammlungen angekündigt. Nachdem die Massenerhebungen zunächst in den Bistümern Bamberg und Eichstädt wie auch im Ansbachischen stattgefunden, hielten die Bauern an den Grenzen des Nürnbergischen Gebietes Zusammenkünfte, um die Abschaffung der Zehenten und anderer Lasten zu erzwingen. Als die Bewegung auch in Poppenreuth, nur eine halbe Stunde von Nürnberg, zu einer großen Bauernversammlung geführt hatte, ergriff der Rat sogleich energische Maßregeln. Er ließ einige Rädelsführer auf dem Nürnbergischen Gebiete sofort gefangen nehmen und ließ sie dann schwören, daß sie an weiteren revolutionären Schritten sich nicht beteiligen wollten. Das Nürnbergische Gebiet blieb dadurch zunächst von dem Aufruhr so ziemlich verschont, und durch kluge Maßregeln war hier schon in mancher Hinsicht vorgebeugt worden. Als dennoch auch in der Vorstadt Wöhrd und in dem nahe gelegenen Dorfe Thon durch die Predigten des Bauern Diepold die Aufregung gefährlich zu werden drohte, griff die Nürnberger Regierung mit aller Strenge ein, und zwei der Anführer, der Wirt Urban Übersan von Wöhrd und der Tuchknappe Hans aus Nürnberg, wurden nach kurzem Prozeß hingerichtet.

Als der Schwäbische Bund gegen die Aufständischen rüstete, hatte auch Nürnberg seine Bundeshilfe zu leisten, sowohl in Geld wie in Mannschaft. Das Nürnberger Kontingent stand unter Führung der

Hauptleute Christoph Kreß und Clemens Volkamer, aber es mußten dafür angeworbne Söldner aufgebracht werden, weil man meinte, auf die Nürnberger Bauern und Bürger der kleineren Orte sich nicht ganz verlassen zu können, bis auf eine geringe Anzahl Knechte, „die ein gut ehrlich Gemüt haben und sich in diesen Sachen dapferlich erzeigen“.

Als das 30000 Mann starke Bauernheer Würzburg eingenommen hatte und den Bischof belagerte, schickten die Aufständischen auch eine Gesandtschaft nach Nürnberg, um anzufragen, wie sich die Stadt gegen sie verhalten wolle. Ja, als sie sich gegen den Markgrafen von Ansbach wendeten, verlangten sie sogar von der Nürnbergischen Regierung Unterstützung an Mannschaft und Geld. Selbstverständlich wurde dies Begehren kurzweg abgeschlagen, aber ebenso versagte Nürnberg dem Markgrafen Casimir die von ihm verlangte Unterstützung. Auch dies führte hinterher wieder zu Anklagen des Markgrafen gegen den Rat, welcher beschuldigt wurde, mit den Aufrührern im geheimen Einverständnis zu sein.

Auch als in Würzburg und Bamberg über die besiegten Bauern die furchtbarsten Gerichte ergingen und die von jenen verübten Grausamkeiten in erschreckender Weise vergolten wurden, brauchte die Nürnbergische Regierung an diesen entsetzlichen Strafgerichten sich nicht zu beteiligen. Sie hatte gleich in den ersten Anfängen der Bewegung durch rechtzeitige Zugeständnisse die Gemüter der Bauern auf dem eigenen Landgebiet zu beruhigen gesucht und dann jeden Versuch der von außerhalb eindringenden Empörung mit unnachsichtiger Strenge vereitelt.

Alle jene die Gemüter bewegenden Ereignisse und Umgestaltungen, welche in den letzten Jahren auch Nürnberg mehr oder weniger berührt hatten, konnten in dem Geistesleben unseres Hans Sachs keine Wandelung oder Störung mehr verursachen. Wie er nach gründlicher Vorbereitung mit kräftigem Worte und mit warmer Begeisterung für die Reformation eingetreten war, so blieb er auch der gottvertrauende, feste und maßvolle Charakter. Und weil sein Glaube, wie seine gesamten sittlichen Grundsätze fest in seinem redlichen Herzen wurzelten, so gehörte er auch nicht zu den Zaghaften, welche durch zufällige und unwillkommene Ereignisse in ihrem Empfinden für die Sache der Reformation wankend gemacht wurden.

Es ist auffallend, daß auch noch in diesen Jahren seine Muse beinahe gänzlich feierte. Seine Familie sowie sein Handwerk nahmen ihn zunächst noch zu sehr in Anspruch, als daß er für seine Poesien viel Zeit daneben hätte gewinnen können. Dafür aber hatte er doch

mit Eifer das Studium guter Bücher fortgesetzt, auch solcher Bücher, die ihn von den Kämpfen der Gegenwart weit ablenkten, aber seine Kenntnisse in mannigfacher Weise erweiterten Außer mehreren Meisterliedern und ein paar unbedeutenden Spruchgedichten hatte er jetzt — im Januar des Jahres 1527 — den ersten Versuch eines ernsten Dramas gemacht, zu welchem ihm die Lektüre der römischen Geschichte des Titus Livius*) die Anregung gegeben hatte. Es war das tragische Geschick der „Lucretia“ unter der Tyrannei der Tarquinier, welches einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß es ihn zu dem kühnen Versuch einer dramatischen Gestaltung antrieb. Es ist diese „Tragedia“ (Hans Sachs setzte ausdrücklich hinzu „aus der Beschreibung Livii“) eine kindlich naive Dichtung, die nur dadurch beachtenswert wird, daß Hans Sachs für das Drama in dieser Zeit noch keine deutschen Vorbilder hatte. Von den Schweizer Dichtern war Gengenbach in Basel über die Form moralisierender Dialoge nicht hinausgekommen, während Niclaus Manuel in Bern sein großes dichterisches Können ausschließlich in den Dienst der antipäpstlichen Tendenz gestellt hatte. In Elsaß, Süddeutschland und Sachsen waren die Reformations-Dramatiker noch nicht zu Worte gekommen. Es ist daher kein Wunder, wenn Hans Sachs in seinem ersten tragischen Schauspiel sich noch ganz ahnungslos zeigt hinsichtlich der für das Drama erforderlichen Bedingungen. Die gesamten Begebenheiten der Lucretia, ihre Überwältigung durch Sextus Tarquinius, ihr Tod und die von Brutus und Collatinus übernommene Rache: das alles wird in einem einzigen nur kurzen Akte abgethan. Bei alledem ist es bemerkenswert, daß hier Hans Sachs aus eigenen Vorstellungen von dramatischer Form einen solchen Stoff theatralisch zu gestalten unternahm. Der Versuch fiel allerdings derartig aus, daß er nicht daran denken konnte, eine solche „Tragödie“ auch zu theatralischer Darstellung zu bringen, oder sie einer Vervielfältigung durch den Druck wert zu halten**).

Das Studium der alten Geschichtschreiber war es jetzt hauptsächlich, was seine Mußestunden ausfüllte, und wobei ihn weder seine Frau noch seine Kinder störten. Von den fünf Kindern, die ihm bereits in den

*) Er hatte ihn wohl in der bereits 1505 erschienenen deutschen Bearbeitung von Schöferlin und Wittig kennen gelernt.

**) Gedruckt wurde die „Lucretia“ erst im dritten Buche der Nürnberger Gesamt-Ausgabe seiner Dichtungen 1561.

ersten acht Jahren seiner Ehe geschenkt worden, waren ihm zu seinem Leidwesen zwei in ihren ersten Lebensjahren gestorben. Solche Verluste nahm er mit Gottergebung hin und suchte den Trost in der Bibel, die er jetzt in Luthers Verdeutschung vollständig besaß. Sein Weib Kunigunde war es recht zufrieden, daß er seit seinen Aufsehen machenden Dialogen mit den Händeln der Welt sich nicht weiter zu schaffen machte, und sie hörte ihm gern zu, wenn er ihr aus der Bibel oder aus einem guten Geschichtsbuch ein Kapitel vorlas. Er selber hielt auch vorläufig, seit der offiziellen Einführung der Reformation in Nürnberg, seine agitatorische Thätigkeit auf diesem Gebiete für abgeschlossen.



Andreas Osiander.

Er war in einer Feierstunde gerade mit Lesen beschäftigt, als bei ihm in der Werkstatt sich ein Besuch anmeldete, der ihn aufs höchste überraschen mußte. Es war der eifrige lutherische Prediger Osiander von der Lorenzkirche. Osiander, welcher auch bei dem Colloquium von 1525 durch seine Beredsamkeit sich vor allen hervorgethan hatte, und dessen Ruf seitdem — trotz der mancherlei Gegner, die er durch sein persönliches Verhalten sich gemacht — sich weiter über Deutschland verbreitet hatte, war unermüdlich in seinem Kampfe gegen die päpstliche Kirche geblieben. Über seinen Charakter wurde auch in Nürnberg nicht günstig geurteilt. Er galt als hochmütig, als neidisch, streitsüchtig und rechthaberisch. Aber seine hervorragende Begabung und seine Verdienste um die Reformation standen doch außer Zweifel. Und Hans Sachs, dessen milder Sinn sich nicht gerade besonders zu ihm hingezogen fühlte, mußte doch in ihm einen der vornehmsten Vertreter des großen Reformationswerkes ehren.

Bei Osianders Eintritt in die Werkstatt des Meisters legte dieser sein Buch eilig hin, um dem berühmten Manne seine Ehrerbietung zu erweisen. Hans Sachs dachte zunächst nur an sein gutes Handwerk, indem er erwartete, daß der berühmte Osiander sich ein paar neue

Schuhe bei ihm wolle machen lassen. Hatte doch das „Gespräch zwischen einem Chorherrn und einem Schuhmacher“ dem letzteren schon ein paar neue Kunden aus der Geistlichkeit zugeführt.

Osiander kam denn auch sogleich auf diese Schrift, die er ganz vortrefflich nannte, zu sprechen, setzte aber gleich hinzu, daß sein Anliegen ihn nicht zu dem Schuhmacher geführt habe, sondern zu dem „Dichter“ und zwar insbesondere zu dem Dichter der Wittenbergischen Nachtigall.

Das hörte Hans Sachs aus solchem Munde besonders gern, und er war begierig, worauf das hinauswollte, während der Prediger ein mitgebrachtes Heft enthüllte, das verschiedene Blätter mit Bildern enthielt. Er hielt einige davon dem Hans Sachs vor und fragte ihn, ob er wohl erkenne, was für eine Bedeutung diese Bilder hätten.

Der Gefragte betrachtete schweigend die wunderlichen und ihm unverständlichen Bilder und Zeichen und schüttelte den Kopf. Endlich blickte er fragend mit seinen klugen Augen auf Osiander und meinte, indem ein Lächeln der Zufriedenheit seinen Mund umspielte: „So viel merk' ich wohl, daß sich's hierbei um den päpstlichen Entchrist handelt?“

Osiander nickte zustimmend: „Ganz recht, mein braver Meister, und ich will Euch auch Näheres darüber sagen“.

Der Prediger erklärte ihm nun, was es mit diesen bildlichen Darstellungen für eine Bewandtnis habe. Nach Aufhebung des Nürnberger Kartäuser-Klosters wären diese sonderbaren Bilder unter mancherlei altem Kram und Schriften aufgefunden worden. Nach aufmerksamer Prüfung war man zu der Überzeugung gekommen, daß diese symbolischen bildlichen Darstellungen, welche von einem Abte aus dem 13. Jahrhundert herrühren sollten, in ihrer wunderlichen Zusammenstellung von Figuren und fantastischen Sinnbildern die Entwickelung sowie die ferneren Geschicke des Papsttums darstellten und das Ende desselben prophezeihten. Deshalb, meinte Osiander, wäre es wohl gut, diese Prophezeihung des Papsttums für weitere Kreise zu verbreiten und sie durch den Holzschnitt zu solchem Zwecke zu vervielfältigen. Aber ohne erläuternden Text würde gar vieles darin dem gemeinen Mann unverständlich bleiben, und deshalb sei er zu ihm gekommen, um bei ihm anzufragen, ob er wohl zu jedem der Bilder kurze Verse machen könne, die den Inhalt des Bildes deutlich machten.

„Ja“, meinte der gute Hans Sachs, indem er mit der Hand bedenklich nach seinem Kopfe fuhr, „dazu wär's aber wohl not, daß ich die Bilder alle selbst verstehe.“

„Ganz recht, mein guter Meister“, sagte der Prediger, „und ich will deshalb alle die Bilder, es sind ihrer dreißig, mit Euch durchsehen und sie alle Euch so erklären, wie ich und auch noch andere Leute, mit denen ich darüber nachgedacht, sie verstanden haben“ —

„Oder auch deuten wollen —?“ setzte der Schuhmacher mit seiner Schalkhaftigkeit hinzu.

Osiander ging nun also die Bilder, eines nach dem andern, mit dem Dichter in der Weise durch, daß dieser für jedes Bild sich seine Notierungen machte und dabei immer eifriger der ihm gestellten Aufgabe zu genügen suchte. Es ward schließlich verabredet, daß die Bilder sogleich in Holzschnitten ausgeführt werden sollten. Sobald Hans Sachs mit den Versen fertig wäre, sollte er sie Osiandern vorlegen, und dieser wollte dann, falls er mit allem einverstanden wäre, vielleicht auch dies und jenes daran geändert habe, sie durch Hans Guldenmund drucken lassen.

Hans Sachs war schon am nämlichen Tage mit einer ganzen Reihe von Versen fertig, mußte aber mit den anderen noch warten, bis auch die Holzschnitte alle ausgeführt waren und in Abdrücken vor ihm lagen. Der Buchdrucker beschleunigte dann die Herstellung der Schrift so sehr, daß dieselbe schon nach ein paar Wochen mit den dreißig Holzschnitten erscheinen konnte, unter dem Titel: „Ein wunderliche Weissagung vom Papsttum“, auch mit den Namen des Hans Sachs und Osianders versehen.

So war nun der Dichter der Wittenbergischen Nachtigall in die für ihn schmeichelhafte Lage gekommen, daß sein Name neben dem eines der angesehensten Reformations-Geistlichen stand. Von den alten Bildern war nur eins geändert worden, indem darin Luther seinen Platz erhalten sollte. Es ist in dem Büchlein das zwanzigste Bild, auf dem er in Mönchstracht erscheint, in der einen Hand eine Sichel, mit der er alles Fleischliche abschneidet, in der andern Hand die Rose seines Wappens.

Zu den dreißig Holzschnitten gab am Rande derselben Osiander die nötigen Auslegungen, obwohl er in der Vorrede sonderbarerweise meint, daß die Bilder an sich verständlich genug wären und die Erklärungen nur für die „Einfältigen“ gegeben seien, das heißt: für solche schlichte Leute, die unbewandert in diesen Dingen sind. Hans Sachs hatte dann unter die Bilder je vierzeilige Verse gesetzt, in denen sich wieder seine Geschicklichkeit für kurze und eindringliche Darstellung zeigt, obgleich durch diese Gedrängtheit, durch die epigrammatische Kürze, wie

nicht minder durch die ihm aufgegebene Tendenz, die Angriffe gegen das Papsttum schärfer und auch gröber erscheinen, als in den meisten seiner anderen Dichtungen. Gleich die ersten Verse oder Bildersprüche lauten sehr bestimmt:

Weil sich der Babst von Gott abwendt
Auf Gut und weltlich Regiment,
Zu Blutvergießen, Krieg und Streit,
Ist er kein Hirt der Christenheit.

Das fünfte Bild möge in der nebenstehenden genauen Wiedergabe des Originals eine Vorstellung von dieser Art symbolischer Darstellungen geben. Noch drastischer lauten dann die Verse zum nächstfolgenden (6.) Bilde:

Darumb wonet dem Bapst auch bei
Die Grundsupp aller Püberei,
Als denn zu Rom sicht Yederman
Zucht Ehr und Frumkeit untergan.

Und weiter zum achten Bilde:

Dem Babst all Frumkeit ist verschmecht,
Wer ihm Geld gibt der ist gerecht,
Sei gleich meineidig und treulos,
Ihm gibt er Brief und Freiheit groß.

Zum 11. und 12. Bilde lauten die Verse:

Der Babst erhebt die Schätz der Welt
Mit Ablaß und auch Turken Geld,
Mit manchem Fund und Simonei
Der Geldstrick findt gar mancherlei.
Auch herrscht der Babst durch seine List
Über viel Königreich, das wißt,
Durch seine Knecht Juristen gut,
Die halten ihm sein Reich in Hut.

Im 15. Bilde ist dann das Papstungeheuer abgebildet. Da die Symbolik gerade bei diesem Bilde an sich wohl schwerlich verständlich sein dürfte, so wird sie hier (S. 171) gleichfalls mit dem erklärenden Text Osianders und den Sachsischen Versen wiedergegeben.

Aus der Weissagung vom Papstum.
(5. Bild.)



Der Bapst hat vorhin, Gottesgesetz verlassen. Vnd kann doch on gesetz nicht regiren, Darumb muß er neu gesetz machen, vñ das auß eingeben des Satans. Darumb redet der satan mit jm auß dem Busch wie Gott mit Mose auß dem Busch hat geredet, dem volget er auch vnd macht gesetz. Vnd verpeut speyß vnd Ee vnnd anders Diengs viel, welches der heylig Paulus, klerlich, des teuffels leer nennet. Timo. am iiij. ca.

Der Bapst macht viel gesetz vnd gepot
Zu halten bey ewigem todt.
Ding, die Gott nit geheissen hat
Das kommet auß des Teuffels radt.

Nach weiteren Schilderungen aller Unthaten und Mißbräuche des Papsttums kommt dann der Dichter (in den Versen zum 19. Bilde) auf den Wendepunkt, der durch den Ablaß herbeigeführt ward:

Das göttlich Wort was kräftig stark
Und decket auf das Pabstthumb arg,
Mit Gunst etlicher Städt und Fürsten,
Die auch nach Gottes Wort was dürsten.

Das thät der Held Martinus Luther,
Der macht das Evangelium lauter,
All Menschenlehr er ganz abhaut
Und selig spricht, wer Gott vertraut.

— — — — — — — — — — — — —

Dann hat des Bapstes Regiment
An Ehr und Gut ein grausam End,
Deß sitzt er hie in Angst und Not,
Durch wen's geschicht, das weiß nur Gott.

Nach Beendigung der Bildersprüche folgt dann noch ein „Beschluß“ von neunundzwanzig Verszeilen, deren Anfang lautet:

O Christenmensch, nun hast geschaut
Die Römisch Babylonisch Braut,
Wie sie hie abgemalet steht
Vor langer Zeit abcunterfeht,
Mit ihrer Practik und Finanzen,
Mit ihren Tücken, Alefanzen,
Darmit sie trunken hat gemacht
König, Fürsten und ihren Pracht,
Mit schwinden Listen sie betrogen,
Sie alle in ihr Netz gezogen . . .

So geht es weiter, ungefähr im Ton der Wittenbergischen Nachtigall, und schließt dann mit dem tröstlichen Ausgang:

Bis Gott sein heilsam Wort thät schicken,
Das deckt erst auf sein unrein Gift.
Und wird probirt durch heilig Schrift,
Sein Verführung und falsche Lehr,
Darum wer Ohren hat, der hör,
Von Lüg sich zu der Wahrheit kehr!

Nicht minder kräftig als die Verse des Schuhmachers sind die an dem Rand eines jeden Bildes von Osiander in Prosa gegebenen Erklärungen, sowie sein einleitendes Vorwort. Die Prophezeihung, sagt er, zeige „klärlich und greiflich an, wie es mit dem Papsttum, von der Zeit an, da es eine Tyrannei ist worden, bis an das Ende der Welt ergehen soll“. Man möge nur nicht glauben, daß die Bilder neu seien. Er habe sie zweimal gefunden, im Karthenser Kloster und „in des Nürnberger Ehrbarn Rats Liberey“, und wer sie ansieht, der müsse bekennen, daß sie „ungefährlich bei hundert Jahre“ alt wären. Die ursprünglichen Gemälde seien aber viel älter, und wohl vor drittehalb

Aus der Weissagung vom Papsttum.
(15. Bild.)



Wenn man den Babst mit dem fewrigē schwert des geystes (das ist mit Gottis wort, das der heylig geyst, durch die fewrigen zungen geschickt vnd reden hat lassen) also angreift, So wirdt es offenbar, das seyn regiment die Bestia, oder das thier ist, das mit seym schwantz den dritten theil der stern zeucht, vnnd ynn die verdāmnus geet, Apocalipsis. XXII. vnd XVII hat forn eyn erber angesicht, aber hinden mit dem schwantz, haymlich, tückisch, vnnd mit listen peyst es ynn das schwert des wortes, das yhm das maul blut, vnd kan yhn doch nichts absprechen.

Das gschicht so yhn Gott greyffet an
Mit seynem wort vor yderman
Denn wirdt entdeckt seyn abentewr
Das er eyn greul ist vngehewr.

hundert Jahren entstanden. Es hätten's aber bisher wenig verstanden, „wie aller Weissagungen Art ist, daß sie finster bleiben, bis sie ins Werk kommen". Da aber die Schrift zu den Gemälden neuer sei, als die ursprünglichen Gemälde, so habe er es für besser gehalten, eine neue

Auslegung dazu zu geben, „um der Einfältigen willen, denn vernünftige Leute sehen ohne alle Auslegung wohl, was es ist“. Danach schließt das Vorwort mit der Ermahnung an die Papisten, daß sie sehen mögen, wie es doch um sie stehe, und sich drin schicken. „Denn sie müssen herunter, da hilft nichts für, sie haben nun die Wahl, ob sie sich freundlich und ohn allen Schaden wollen herab lassen führen, oder ob sie feindlich zu ihrem Nachtheil wollen herabgestürzt sein. Es werden's ja nicht Christen thun, aber es wird Gott wol eine Ruthe finden.“

Mehr noch als die drastischen Verse des Hans Sachs hatten die Worte Osianders, als eines Hauptpredigers, alle diejenigen, welche noch der römischen Kirche anhingen, in Aufregung versetzt, sodaß durch die heftigen Proteste von jener Seite, wie auch durch Äußerungen ernstlichen Bedenkens oder entschiedener Mißbilligung von seiten mancher Evangelischen der Nürnberger Rat die Sache als eine ärgerliche Friedensstörung betrachtete.

Luther, welchem das Büchlein zugeschickt wurde, fand, daß die prophetischen Bilder „den Lauf und die Schicksale des Papsttums sehr eigentlich vorauszeigen“, und er fand so viel Gefallen daran, daß er an Spalatin schrieb, er hätte wohl Lust, dasselbe wieder abdrucken zu lassen.

Auch sein Bild mit der Sichel, als Zeichen, „daß er alles Fleischliche (Hans Sachs sagt in seinen Versen genauer: „all Menschenlehr“) wie Gras abschneidet“, gefiel ihm ganz wohl, doch mochte er die Rose nicht auf „sein Zeichen“ deuten, sondern auf das evangelische Predigeramt überhaupt.

In Nürnberg freilich machte die Schrift ein Aufsehen, welches für die Verfasser üble Folgen haben sollte. Das Büchlein war nach der Absicht Osianders bestimmt gewesen, wie andere Schriften auf offenem Markt feilgeboten zu werden. Kaum aber war es erschienen, so schritt auch der Rat von Nürnberg dagegen energisch ein und schickte seine Mandate sowohl an die beiden Verfasser wie auch an den Buchdrucker. Dem Osiander wurde kund gethan, daß der Rat an dieser Sache ganz und gar keinen Gefallen habe und „in hoher Sorgfältigkeit stehe, es werde gemeiner Stadt allerlei Nachtheils daraus erfolgen, und er hätte sich in diesen Fällen mehr Bescheidenheit bei ihm versehen“; der Rat ließe ihm deshalb mit Ernst ansagen, „sich hinfüro dergleichen Fürnehmens zu enthalten“, sonst sei der Rat genötigt, auf Weiteres gegen ihn zu denken. Dem Buchdrucker Hans Guldenmund wurde anbefohlen, daß

er alle solche Büchlein, die er noch im Besitz habe, aufs Rathaus ausliefere, desgleichen auch die geschnittenen Formen der Bilder, damit solche nicht weiter benutzt werden. Die Strafe wolle der Rat für diesmal noch anstehen lassen.

Auch Hans Sachs erhielt seinen scharfen Verweis: Daß er für solches Büchlein die Reimen gemacht habe, sei seines Amtes nicht und gezieme ihm auch nicht. Es sei darum eines ehrbaren Rates ernstlicher Befehl, „daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinfüro ausgehn zu lassen, sonst werde der Rat nach seiner Notdurft gegen ihn handeln“; für diesmal wolle er die Strafe noch zurückhalten, „doch mit einer offenen Hand, die nach ihrer Gelegenheit fürzunehmen“. Ja, der Rat traf auch sogar schleunigst Anstalten, daß in Frankfurt auf der Messe auf die dort hingelangten Exemplare gefahndet werde, um sie auf des Rates Kosten „aufzukaufen und abzuthun“.

Hans Sachs, der sich bei der Übernahme der Arbeit durch Osianders Autorität hatte gedeckt geglaubt, sah nun mit Schrecken, daß er sich einer staatsgefährlichen Handlung schuldig gemacht habe. Bei seinem so loyalen Sinne konnte dem trefflichen Manne nichts empfindlicher sein, als gerade von der Behörde, die er so hoch respektierte, zurechtgewiesen und getadelt zu werden. Der Weisung des Rates, bei seinem Leisten zu bleiben, konnte er bei seinem starken dichterischen Trieb zwar nicht nachkommen; aber er zog es doch vor, seine Gaben wieder mehr auf einem Gebiete geltend zu machen, auf welchem ihm derartige Verdrießlichkeiten erspart blieben.



Siebentes Kapitel.

Dichtung und Leben.

Schembart und andere Volksbelustigungen.

In der Verwarnung, die Hans Sachs von dem Nürnberger Rat erhalten hatte, war ihm gesagt, daß er sich enthalten möge, „hinfüro einig Büchlein oder Reimen ausgehn zu lassen". Das konnte nur heißen, daß er ferner nichts in den Druck geben solle; wirklich waren die für die Reformation eintretenden polemischen Schriften das einzige, was von ihm bisher in den Druck gekommen war, denn im Übrigen hatte er das Dichten ja nur zu seiner eigenen Freude getrieben. Das Schreiben konnte ihm ja nicht verboten werden, und er machte denn auch im Stillen von dieser Freiheit Gebrauch, wenn auch zunächst nur in bescheidener Weise.

Mit Eifer hatte er sich der Nürnberger Singschule angenommen und fleißig Meisterlieder gedichtet, die er den Genossen brachte, und die er bei den Zusammenkünften in der Marthakirche prüfen ließ. Er hatte in demselben Jahre, da ihn das Mißgeschick der Verwarnung traf, zwei eigene neue „Töne" erfunden; den einen nannte er den „neuen Ton", den andern den „bewährten Ton". Im neuen Ton ist die Grundform der Verszeilen den fünffüßigen Jamben entsprechend, nämlich zehn- und elfsilbig, in jeder Strophe von acht- und viersilbigen Verszeilen unterbrochen, dabei aber in der Stellung der Bindereime so außerordentlich künstlich, daß die Form einzig durch die Wiedergabe eines solchen Liedes

klar zu machen ist*). Eines seiner ersten Lieder im „neuen Ton“ sollte eine allegorische Verherrlichung seiner Vaterstadt sein. Aber wir brauchen das Lied — „Der süß Traum“ — nicht kennen zu lernen, da er ein paar Jahre später dasselbe Thema in einem großen Spruchgedichte behandelte, welches unvergleichlich besser und inhaltvoller ist, und von dem später die Rede sein wird.

Eine zweite von ihm angelegte Sammlung von Meisterliedern, in die er neben seinen eigenen Poesien vorzugsweise die Lieder anderer Dichter eintrug, hatte er noch bis in seine späte Lebenszeit fortgesetzt. Aber in den Jahren 1526—1528 hatte er auch bereits einen zweiten ganzen Band, der ausschließlich seine eigenen Lieder enthält, zu stande gebracht. Doch auch in seinen eigenen Liedern überwiegen stets bei weitem diejenigen, die er nicht nach seinen eigenen Tönen, sondern nach den schon vorhandenen sehr zahlreichen Gesangsweisen anderer, namentlich älterer Meistersinger schrieb. Denn es blieb auch bei den anerkanntesten unter den Neueren immer eine Ehrensache, nach allen den verschiedenen Tönen der alten Meistersinger die Dichtungen zu bereichern.

Im Jahre 1528 verlor Nürnberg einen seiner ausgezeichnetsten und weitberühmtesten Bürger durch den Tod. Albrecht Dürer, der Stolz Nürnbergs wie der deutschen Kunst, war im Monat April in seinem 57. Lebensjahre verstorben. Er hatte in den letzten Jahren neben seiner Malerei, dem Holzschnitt und Kupferstich ganz besonders viel Arbeit auf seine schriftstellerischen Werke verwendet. Sein „Unterricht in der Befestigung der Städt, Schloß und Flecken“, womit er vor allem seiner Vaterstadt nützlich sein wollte, war bereits 1527 im Druck erschienen, mit einer Widmung an den König Ferdinand, welche aber von Pirkheimer entworfen war. Sein letztes Werk, die „Vier Bücher von menschlicher Proportion“, war zwar von ihm fertig ausgearbeitet und auch der Druck hatte schon begonnen; doch erlebte Dürer die Fertigstellung des Buches nicht mehr und mußte die Herausgabe seinem Freunde Pirkheimer überlassen.

Sein letztes Selbstporträt, ein großer Holzschnitt, zeigt ihn, wie er ein Jahr vor seinem Tode sich trug, mit dem gegen früher sehr gekürzten Haar. In gleicher Weise ist er auch auf zwei Denkmünzen aus dieser Zeit dargestellt, deren eine genau mit dem großen Holzschnitt übereinstimmt, welcher erst nach seinem Tode als Einzelblattdruck erschien, mit

*) Vgl. die Anmerkungen zum 9. Kap.

der Bezeichnung: „Albrecht Dürer Konterfeyt in seinem Alter des 56. Jars“. Abgesehen von der Veränderung in der sonst gewohnten Haartracht sind doch auch seine Gesichtszüge hier ganz auffallend tiefer und schärfer als sonst, so daß das Bildnis (das wir hier nach dem großen Holzschnitt bedeutend verkleinert wiedergeben) bei vortrefflicher Zeichnung doch erheblich von allen früheren Dürerbildnissen abweicht.

In den gedruckten Werken des Hans Sachs wird man vergeblich nach Beziehungen suchen, die er zu den großen Künstlern seiner Vaterstadt gehabt hätte. Wohl aber finden sich Erwähnungen Einzelner,

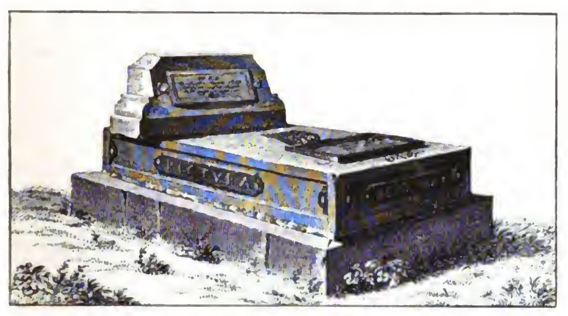


Albrecht Dürers letztes Bildnis.

vor allem Dürers, in seinen Handschriften, und der große Holzschnitt („Albrecht Dürer conterfeyt ...“) gab auch unserem Dichter Gelegenheit, ihm in einigen Versen zu huldigen. Sie sind in seiner Handschrift datiert: 1528, den 14. Mai, und sollten gleich anderen Einblattdrucken zur Erläuterung eben jenes großen Holzschnittes dienen. Die Verse sind sehr unbedeutend, und er trug diese Poesie, die vor den gewöhnlichen Bilderbogenversen nichts voraus hat, erst in sehr später Zeit nachträglich in sein letztes Spruchbuch ein, das meist nur Gedichte aus den sechziger Jahren enthält.

Dürer wurde auf dem Johanniskirchhof begraben, der erst zehn Jahre vorher aus der Stadt hierher verlegt worden war, wo Dürers

Schwiegervater Frey bereits eine Familiengruft „Der Freien Begrebnuß“ erworben hatte, und wo auch bereits die für die Familie Holzschuher



Albrecht Dürers Grab.

bestimmte Grabkapelle stand. Die von Adam Krafft in Stein gehauenen Leidensstationen (damals „Die Siebenfäll Christi“ genannt)



Der Johanniskirchhof.

führten — noch bevor der Johanniskirchhof als solcher seine Bestimmung erhalten hatte — von der Nähe des Tiergärtnerthors unterhalb der

Burg durch die Seilersgasse nach der alten Johanneskapelle hinaus, wo sie ihren großen Abschluß am Kirchhof in der Gruppe der drei Kreuze des Calvarienberges erhielten. Diese Stationsbilder, die zu den berühmtesten Schöpfungen des großen Steinbildners gehören, waren eine Stiftung des Nürnberger Bürgers Martin Ketzel. Der Sage nach habe derselbe bei einer Pilgerfahrt nach Jerusalem die Schritte vom ehemaligen Hause des Pilatus bis zur Schädelstätte abgezählt, um danach das Werk



Dritte Station, von Adam Krafft.

für Nürnberg ausführen zu lassen. Da er aber auf der Rückreise das Maß verloren, sei er zum zweiten Male (1472) nach Jerusalem gepilgert und konnte nunmehr die Entfernungen für die Stationen angeben; sie mußten denn auch in Zahlen unterhalb der einzelnen Stationsbilder eingemeißelt werden*).

*) Die Stationsbilder sind nicht von gleichem Wert. Wir geben hier die dritte und die siebente Gruppe in Abbildungen wieder, und namentlich die letztere, die jetzt ebenso wie die drei Kreuze der Schädelstätte innerhalb der Friedhofsmauer steht, zeichnet sich durch höchste künstlerische Vollendung vor allen anderen aus.

Adam Krafft stand in jener Zeit schon ziemlich am Ende seiner künstlerischen Thätigkeit und seines Lebens. Er starb 1507 in einem Spital zu Schwabach. Nicht nur seine für viele Kirchen geschaffenen Werke, sondern auch zahlreiche andere Werke geben in Nürnberg Zeugnis für seine ausgezeichnete Künstlerschaft. Gegen sein Sakramentshäuschen tritt freilich alles andere in den Schatten. Es war eine eigene Schicksalsfügung, daß gerade Adam Krafft, da er außerhalb des Nürnbergischen Gebietes starb, seine letzte Ruhestätte nicht,



Siebente Station, von Adam Krafft.

wie so viele andere hervorragende Nürnberger, auf eben diesem Friedhof finden sollte, der durch eine Reihe seiner Schöpfungen zu so erhöhter Bedeutung gekommen ist.

Zu seinen zahlreichen Werken, die in Nürnberg seinen Ruhm dauernd erhalten, gehört auch die Grablegung, ein großes Steinrelief, das sich am äußern, nordöstlichen Chorteile der Sebalduskirche befindet. Das Werk, nach Art der Altarbilder mit zwei Seitenflügeln, wurde als Schreyersches Familiengrabmal 1492 im Auftrage von Sebald Schreyer ausgeführt. Auffallend ist daran die vom untern Rande desselben

hervorragende steinerne Laterne, indem dieselbe die Mitte des Reliefs deckt. Aber auch diese Laterne an sich ist ein Werk von eigenartigem künstlerischen Werte; der Arm, der dieselbe trägt, enthält die Jahreszahl 1492. Auch im Innern derselben Kirche befindet sich eine Grablegung von Krafft. Andere Skulpturen von ihm besitzen die Frauenkirche und die Aegidienkirche. Von seinen kleineren Arbeiten möge noch das



Laterne, von Adam Krafft (Sebalduskirche).

hübsche Relief über dem Thor der alten „Wage" erwähnt sein. Auch für außerhalb war er thätig; außer dem Nürnberger Sakramentshäuschen schuf er noch ähnliche Sakramentshäuschen für Schwabach, Kalchreuth, Katzwang und das Kloster Heilsbrunn, und in der Verschiedenartigkeit derselben erkennt man mit Staunen die Phantasie des Künstlers, den unerschöpflichen Reichtum seiner Erfindung neuer und immer schöner Formen. In diesem Sinne nimmt Adam Krafft unter den deutschen

Künstlern jener Epoche einen unbedingt ersten Rang ein und ist mindestens neben Dürer zu stellen.

Kurz nach dem Tode Albrecht Dürers hatte sein ihn zärtlich liebender Freund Pirkheimer zugleich mit seinem Schmerze über den Verlust auch seinen Ingrimm gegen diejenige ausgesprochen, die nach seiner Meinung allein des Künstlers frühzeitigen Tod verschuldet hatte: gegen Dürers Weib, geborene Agnes Freyin. Am eingehendsten geschah dies in einem Schreiben, das Pirkheimer an den Baumeister Tscherte in Wien richtete. Ob die darin gegen Dürers Eheweib ausgesprochenen Beschuldigungen nicht auf Übertreibungen beruhen, möge dahingestellt bleiben. Pirkheimer hatte gegen dieses Weib einen wahren Haß und bezeichnete sie als „seines Todes Ursach“, indem sie aus Habgier ihn stets „zu der Arbeit hertiglich gedrungen, allein daß er Geld verdient und ihr das ließ so er starb“. Auch der gelehrte Joachim Camerarius sprach sich in ähnlicher Weise aus, wenn auch nicht so stark wie Pirkheimer, der auch behauptete: wer seinem Freunde Dürer wohlgewollt und mit ihm nähern Umgang gehabt, dem sei sie Feind geworden.

Daß Hans Sachs in seinen so überaus zahlreichen Dichtungen, die alles umfassen, was er entweder in Büchern fand, oder was er selbst aus eigener Anschauung und Beobachtung des Lebens in sich aufnahm und dichterisch gestaltete, so wenig von den großen Künstlern aus der ersten Zeit seines Lebens spricht, ist befremdend. Nur die paar Erwähnungen Dürers, die sich in seinen Handschriften finden, machen eine Ausnahme. Und doch hatten so mancherlei Vorkommnisse aus der Geschichte seiner Vaterstadt, die verschiedenen Bräuche und Belustigungen in derselben, ihm oft den Stoff zu Gedichten gegeben. So bei den verschiedenen Festlichkeiten, welche zu Ehren der die Stadt besuchenden Kaiser stattfanden, wie auch die Volksvergnügungen des Schembart, des Gesellenstechens und manches andere. Dagegen spricht er von Nürnbergs Künstlern mehr im allgemeinen, besonders in demjenigen großen Gedichte, welches er ausdrücklich zum Preise Nürnbergs schrieb.

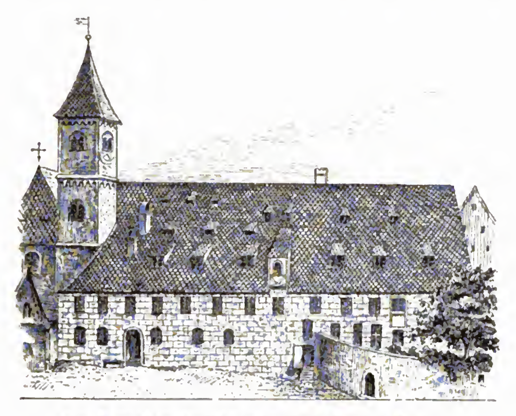
Die rühmlichen Schöpfungen und Einrichtungen dieser Stadt hatten sich in den letzten Jahren noch um eine große Institution vermehrt, indem zu den bestehenden guten Schulen seit dem Mai 1526 noch ein akademisches Gymnasium gekommen war, welches seinen Ursprung ganz und gar der Reformation verdankte. Schon 1524 hatte der Rat beschlossen, in Nürnberg eine hohe Schule zu errichten, um damit das von den Humanisten geschaffene Unterrichtswesen dieser Stadt, das auch von

Luther mit höchstem Lobe anerkannt wurde, zu krönen. Den Anlaß dazu hatte auch besonders noch das Gerücht gegeben: der Kurfürst von Sachsen beabsichtige, die Universität Wittenberg eingehen zu lassen. Die Unruhen und Gefahren des Bauernkrieges hatten vorläufig eine Vertagung des Planes notwendig gemacht. Nachdem aber wieder Ruhe eingetreten war, und die Nürnberger Regierung nach vollendeter Einführung der Reformation an die Befestigung der dadurch gewonnenen neuen Zustände denken mußte, wurde der Plan wieder aufgenommen und seine Ausführung schnell betrieben. Man wandte sich deshalb an Melanchthon, welcher Nürnberg aus eigener Anschauung kannte, mit der Aufforderung, das Rektorat der neu zu errichtenden Universität Nürnberg zu übernehmen. Die Voraussetzung für deren Gründung, bezüglich Wittenbergs, traf nun zwar nicht zu und Melanchthon mußte den Antrag ablehnen. Aber er kam im Spätherbst 1525 selbst nach Nürnberg, um wenigstens bei den Beratungen über die Organisation eines akademischen Gymnasiums mit seiner gewichtigen Persönlichkeit einzutreten. Die Unterhandlungen waren durch Hieronymus Paumgärtner geführt worden, der in Wittenberg studiert hatte und schon damals in ein freundschaftliches Verhältnis zu seinem Lehrer Melanchthon getreten war. Es möge hierbei bemerkt werden, daß Paumgärtner ursprünglich die Absicht hatte, mit Katharina von Bora sich zu vermählen, und es scheint dieser Heiratsplan durch Luther selbst oder durch Melanchthon betrieben worden zu sein. Sicher ist, daß Luther 1524 ihn in einem Briefe über diese Angelegenheit befragte, was er zu thun gesonnen sei. Luther wünschte eine bestimmte und unverzügliche Erklärung, da ein Anderer sonst um sie freien würde. Wie Paumgärtner darauf sich geäußert, wissen wir nicht, aber er erfuhr sehr bald, daß jener Andere Luther selbst war. Paumgärtner heiratete zwei Jahre später eines bairischen Oberamtmanns Tochter Sibylla Dichtlin.

Bei Melanchthons Anwesenheit in Nürnberg beschloß man nun, die Klostergebäude von St. Aegidien für das zu gründende Gymnasium einzurichten, und besonders auf Melanchthons Vorschlag wurden zwei hervorragende Persönlichkeiten zu Professoren berufen: Joachim Camerarius für die griechische Geschichte und Litteratur und Eoban Hesse für die allgemeine Poesie. Beide nahmen auch den Antrag an und trafen sehr bald in Nürnberg ein. Nachdem im Winter die nötigen Einrichtungen und Vorbereitungen getroffen waren, konnte schon im Mai 1526 das Gymnasium Aegidianum, welches dann späterhin

nach dem nahen Altdorf verlegt und zur Universität erhoben wurde, eröffnet werden. Melanchthon kam bei dieser Gelegenheit zum dritten Male nach Nürnberg. Bei der feierlichen Einweihung des Gymnasiums am 23. Mai hielt er die Eröffnungsrede und ließ auch noch eine lange Reihe von Vorlesungen folgen.

Aber derjenige Mann, welcher eigentlich den Grund gelegt hatte für die ganze Umgestaltung des Unterrichtswesens in Nürnberg, und der deshalb auch jetzt mit Befriedigung auf die neueste Schöpfung hätte blicken müssen, Willibald Pirkheimer, stand grollend abseits und



Das Gymnasium Aegidianum im ehem. Aegidien-Kloster.

mochte nicht mehr teilnehmen an dem Triumphe des Geistes, der die Reformation gefördert hatte. Wie sehr verbittert der schon 1523 aus dem Rat geschiedene Pirkheimer über den ganzen Verlauf der Kirchenverbesserung war, ersieht man am deutlichsten aus jenem schon erwähnten Briefe, den er nach Wien an den Baumeister Tscherte geschrieben hatte. Er sagte darin von sich und Dürer: Sie wären beide anfänglich auch gut lutherisch gewesen; „denn wir hofften, die Römische Büberei, desgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden. So man aber zusieht, ist die Sache also ärger worden, daß die evangelische Buben jene Buben fromm machen“. Er giebt dann weiter eine umständ-

liche Schilderung von dem Lebenswandel, „so die Pfaffen (d. h. die lutherischen) und ausgeloffen Münch treiben", kommt auf die vielumstrittene Lehre von den guten Werken, auf die wegen des Sakramentes entstandenen Streitigkeiten des Zwingli, Oecolampadius u. s. w. und



Philipp Melanchthon (nach Dürer).

fährt dann fort: „Mit Worten und Predigen sind wir überaus geschickt, aber mit den Werken ist es müh, und bei niemand mehr, denn bei denen, die sich auf das allerevangelischt machen". Er versichert dann, daß er keineswegs den Papst und seiner Pfaffen Wesen loben wolle, aber es sei leider augenfällig, daß es auf der andern Seite jetzt ebenso

übel bestellt sei, wie Luther selbst und „alle frommen und gelehrten Leut, so dem wahren Evangelio anhängen mit Schmerzen ihres Herzens vor Augen sehen und bekennen, daß dies Wesen kein Bestand haben mag“.

Pirkheimer erlebte denn auch noch die schlimme Reaktion, wie sie auf dem Reichstage zu Speier 1529 zum Schaden aller Evangelischen besiegelt ward. Nürnberg, welches daselbst durch Christian v. Kreß und Bernhard Paumgärtner vertreten war, unterschrieb gleichfalls die „Protestation“, schickte aber zugleich eine Gesandtschaft an den Kaiser, um diesem den Schritt als notwendig zu begründen. Erst im September hatte die Gesandtschaft, an deren Spitze der Syndikus Michael v. Kaden



Willibald Pirkheimers Grab.

stand, den Kaiser zu Piacenza angetroffen, wurde aber durch eine schriftliche Resolution sehr ungnädig abgewiesen. Sie wurden bedeutet, daß es ungehörig sei, wenn der zu Speier gefaßte Mehrheitsbeschluß durch die Minderheit der protestierenden Stände hintertrieben werden sollte. Da die Gesandtschaft dessenungeachtet ihre Appellation dem Kaiserlichen Sekretär übergab, wurden die Nürnberger Herren sogar für einige Zeit in Verhaft genommen.

Nach dem Protestantentag zu Schwabach, im Oktober desselben Jahres, wurde im Juni 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg die Bekenntnisschrift der evangelisch-lutherischen Kirche dem Kaiser überreicht und öffentlich verlesen. Die Vertreter Nürnbergs auf diesem wichtigen Reichstage waren Christoph von Kreß und Clement Volkamer.



Willibald Pirkheimer (nach Dürer).

Im Dezember desselben Jahres wurde auch Willibald Pirkheimer zu seinem geliebten Freunde Dürer auf den Johanniskirchhof gebracht und erhielt sein Grab nicht weit von jenem und ganz nahe der Holzschuherschen Kapelle. Da Pirkheimer der letzte männliche Sprosse seines Geschlechtes war, denn er hinterließ nur mehrere Töchter, so wurde er mit Helm und Schild begraben*).

Wenn ein Mann wie Pirkheimer in dem mehrerwähnten merkwürdigen Briefe sogar die Erwartung aussprechen konnte: daß die neue Lehre durch ein kaiserliches Mandat wieder aufgehoben werde, so wird es schwer, dies als einen ernstgemeinten Wunsch zu verstehen. Aber es beweist doch, wie sehr sein Unmut über das Verhalten einzelner Persönlichkeiten sein Urteil über die Sache selbst verwirren konnte.

Gegen solche Anwandelungen war Hans Sachs bei aller Redlichkeit und Reinheit seines Herzens gesichert. Auch er war, wie wir aus zahlreichen seiner Gedichte späterer Zeit erfahren, mit dem Laufe der Dinge keineswegs zufrieden. Er klagte viel über die zunehmende Sittenlosigkeit, und wie schlecht die Errungenschaften der Reformation von der großen Menge verstanden und gewürdigt werden. Aber bei dieser Einsicht bewahrte er seine Liebe und innige Verehrung für Luther nur um so tiefer in seinem treuen Herzen und hielt nur um so fester an seiner Erkenntnis der evangelischen Lehre. Daß er zunächst keine auf die religiösen Angelegenheiten direkt bezüglichen Schriften mehr in Druck ausgehn ließ, verstand sich nach der gemachten unangenehmen Erfahrung und bei seinem loyalen Sinne von selbst. Dafür aber fühlte er jetzt um so mehr sich angetrieben, seiner geliebten Vaterstadt eine volle Huldigung darzubringen, in einem großen Gedichte, das er als „Lobspruch der Stadt Nürnberg“ bezeichnete, und das für uns schon durch die Fülle des Stofflichen einen bleibenden Wert erhalten hat. Lobsprüche auf einzelne Städte waren damals beliebt, und zuweilen wurden sie bei einem schon namhaften Dichter ausdrücklich bestellt. Für das Lob Nürnbergs bedurfte es bei Hans Sachs keines solchen Auftrags und der ganze Geist wie die Form des Gedichtes zeigt uns, wie sehr die Herzensliebe zu seiner Vaterstadt ihn dazu angetrieben hatte. Wir wissen, daß schon etwa achtzig Jahre früher Hans Rosenplüt einen

*) Pirkheimers Wappen zeigt einen Baum, die Birke vorstellend. Die Umwandlung des B in P war der Sprachgebrauch der Zeit, und auch Paumgärtner, von Baum abgeleitet, hatte diese Umwandlung erfahren.

„Spruch von Nürnberg“ verfaßt hatte, und wir können aus der Kenntnis desselben zuversichtlich feststellen, daß Hans Sachs daraus nicht einen Zug benutzt hat, wie er denn auch seinen so viel ältern Vorgänger darin so weit übertrifft, daß sich kaum ein Vergleich damit anstellen läßt.

Näher verwandt ist Hans Sachsens Lobspruch dem früher erwähnten Gedichte von Kuntz Haß (S. 41), obwohl er nichts davon entlehnt hat. Wohl aber erinnern die Anfangsverse bei Kuntz Haß

Von Jugend auf so hat ich Gunst
Zur schönen meisterlichen Kunst

an die Verse in Hans Sachsens Lobspruch auf Salzburg, wo es heißt:

Von Jugend auf so hätt ich Gunst
Zur Druckerei der löbling Kunst.

In seinem Lobspruch auf Nürnberg ist vor allem das ganze poetische Gewand sein ausschließliches Eigentum, indem er der bloßen Aufzählung aller Herrlichkeiten seiner Vaterstadt eine Einkleidung gab, die das Gedicht sehr hoch über die gleichen Lobsprüche seiner Vorgänger erhebt.

Hans Sachsens „Lobspruch der statt Nürnberg“, gegen 400 Verse lang, erschien im Jahre seiner Abfassung 1530 zunächst in Einzeldrucken, in dem damals beliebten Quart-Format, wie auch in einem Einblattdruck in groß Folio, mit einem quer über die ganze Breite des Blattes reichenden Holzschnitt, eine Ansicht der Stadt Nürnberg. Die kleinere Quartausgabe hat auf der ersten Seite einen großen sehr schönen Holzschnitt, das dreifache Nürnberger Wappen (das obere mit dem Reichsadler), und unter diesem Titelbild die Verse:

Der Stadt Nürmberg ordnung und wesen
Findstu in disem gdicht zulesen*).

Wie in so zahlreichen anderen Gedichten, wählte er auch für diesen Lobspruch zunächst die poetische Form eines Traumes, um daraus in

*) Als ein Zeichen der Willkür, mit der die Orthographie behandelt wurde, sei hier darauf hingewiesen, daß auf dem nämlichen Titelblatt es in der Überschrift „statt“ heißt, in den darunter stehenden Versen aber „Stadt“. — Am Schlusse des Gedichtes steht: Anno Salutis 1530. — Bei dem großen Einblattdruck fehlen sowohl die Verse wie auch die Jahreszahl. Der Holzschnitt auf demselben hat eine Breite von 39 Centimeter, die Höhe des ganzen vierspaltigen Schriftsatzes incl. des Holzschnittes beträgt 50 Centimeter.



Der Stadt Nürmberg ordnung vnd weſen
Findſtu in diſem gdicht zuleſen.

Titelblatt zum „Lobſpruch“ v. J. 1530.

die Wirklichkeit des Lebens zurückzukehren, und alles in Versen zu registrieren, was Nürnberg an vorzüglichen Einrichtungen, an Kirchen, Thoren, Türmen, Brücken und Brunnen, wie auch an Künsten und Handwerken besaß. Mit umständlichster Genauigkeit und dabei doch in dichterischer Form weiß er das alles zu berichten, sodaß wir daraus ein vollkommenes Bild der damaligen Beschaffenheit Nürnbergs erhalten. Zuerst erzählt er, wie er in einen Wald spazieren ging, um sich an „der Maien Wunn" zu erfreuen, und wie er dann, vom Gehen müde geworden, an einem Bache sich niederlegt und entschlummert. Da wird ihm nun im Traume zunächst ein Berg vorgeführt, an dem ein schöner Rosengarten lag, in welchem alle nur erdenklichen Kostbarkeiten fröhlich nebeneinander wuchsen, während an einem Rosenbusch ein Adler saß, dessen linke Seite mit roten und weißen Streifen (das Nürnberger Wappen) quer durchzogen war. Rings um den Rosengarten aber lauerten viel böse Tiere, Löwen, Tiger, Wölfe und auch Raubvögel, die alle danach trachteten, dem Adler etwas von seinen Federn auszurupfen. Nachdem der Dichter noch des weiteren das Verhalten der Tiere gegen den Adler geschildert, der von vier schützenden „Fräulein" umgeben war, endet er den Traum damit, daß ihn ein „Persivant" (so viel wie Herold, Ausrufer bei Turnieren, vielleicht aus poursuivant entstanden) erweckte, der ihm nun, um die Bedeutung des Traumes befragt, denselben erklärt, und hinzufügt, er wolle ihm das, was er geträumt habe, nun alles in Wirklichkeit zeigen, wenn er aufstehen und ihm folgen wolle.

Hieran knüpft sich nun die eigentliche Beschreibung von Nürnberg. Er schildert die auf dem Berg gelegene königliche Veste, das Meer von Häusern, durch die ein Fluß sich schlängelt, die Türme, Zinnen —

Schau durch die Gassen überall,
Wie ordentlich sie sein gesundert;
Der sein achtundzwanzig fünfhundert,
Gepflastert durchaus, wol besunnen,
Mit hundertsechszehen Schöpfbrunnen,
Welliche stehn auf der Gemein,
Und darzu zwölf Rohrbrunnen fein.
Vier Schlagglocken und drei klein Uhr,
Zwei Thürlein und sechs große Thor
Hat die Stadt und elf steinen Brucken,
Gehauen von großen Werkstucken.

Dann folgt die Beschreibung der Märkte, wo alles zu kaufen ist, was man bezahlen kann —

> Wein, Korn, Obst, Salz, Schmalz, Kraut und Ruben.
> Auch dreizehen gemein Badstuben,
> Auch Kirchen etwan auf acht Ort,
> Darin man predigt Gottes Wort.

Das Wasser aber, das durch die Stadt fließt, treibt achtundsechzig Mühlenräder.

Da er seinen Führer befragt, wer denn alles in dieser Stadt wohne, wird ihm zur Antwort:

> Ein emsig Volk, reich und sehr mächtig,
> Gescheit, geschicket und fürtrechtig.
> Ein großer Teil treibt Kaufmannshandel,
> In alle Land hat es sein Wandel,
> Mit Spezerei und aller War;
> Allda ist Jahrmarkt über Jahr
> Von aller War, was man begehrt.
> Der meist Theil sich mit Handwerk nährt,
> Allerlei Handwerk ungenannt,
> Was je erfunden Menschenhand.
> Ein großer Theil führet den Hammer
> Für die Kaufleut und für die Kramer,
> So allda lassen ander War
> Und holen diese Pfennwert dar*),
> Von allen Dingen, weß man darf,
> Gemachet rein, künstlich und scharf;
> Das wol deins Gartens Frücht bedeut.
> Auch sein da gar sinnreich Werkleut
> Mit Drucken, Malen und Bildhauen,
> Mit Schmelzen, Gießen, Zimmern, Bauen,
> Dergleich man findt in keinen Reichen,
> Die ihrer Arbeit thun geleichen,
> Als da manch köstlich Werk anzeiget.
> Wer dann zu Künsten ist geneiget,
> Der findt allda den rechten Kern;
> Und wellicher Kurzweil will lern,
> Fechten, Singen und Saitenspiel,
> Die findt er künstlich und subtil.

*) Unter Pfennwert, einem von Hans Sachs sehr häufig gebrauchten Wort, ist alles zu verstehen, was im kleinern Verkehr Geldwert hat, also alle für den täglichen Markt zum Verkaufen bestimmte Waren.

Dies alls bedeut im Garten neben
Die Zuckerrohr und die Weinreben,
Darum dies edel Gewerbhaus
Gleicht wol dem Garten überaus,
Den du hast in dem Traum gesehen.

Nun aber vergißt der Dichter auch nicht, zu rühmen, wie ausgezeichnet die Stadt verwaltet werde. Auf seine erstaunte Frage, wer denn im stande sei, ein solches Werk ordentlich zu regieren, antwortet ihm der Persivant:

Da ist in dieser Stadt
Ein fürsichtiger weiser Rat,
Der so fürsichtiglich regiert
Und alle Ding fein ordiniert,
Der alles Volk in dieser Stadt
In acht Vierteil geteilet hat,
Darnach in Hauptmannschaft gar fleißig,
Der sind hundert und zwo und dreißig;
Fast jedes Handwerk in der Stadt
Auch sein geschworen Meister hat;
Auch seint die Amptleut ohne Zahl
Zu allen Dingen überall,
Zu versehen all Dienst und Ampt,
Daß aus Unfleiß nichts werd versambt.
Ihr Gsetz und Reformation
Ist fürgeschrieben jederman;
Darin ist angezeiget wol,
Was man thun oder lassen soll,
Und wer sich darin übergafft,
Der wird nach Gstalt der Sach gestrafft.
Auch ist verordnet ein Gericht,
Darin niemand Unrecht geschicht,
Dergleich ein Malefizen Recht,
Geleich dem Herren wie dem Knecht.
Also ein ehrsam weiser Rat
Selb ein fleißig Aufsehen hat
Auf seine Bürger aller Ständ
Mit ordentlichem Regiment,
Guter Statut und Polizei,
Gütig ohn alle Tyrannei.

Nach weiterer Schilderung aller rühmenswerten Einrichtungen Nürnbergs fährt der Dichter fort: eine solche glückselige Stadt habe denn auch ihre Neider und Feinde, welche ihr gern Böses anthun möchten. Aber da seien „vier Fräulein“, welche die Stadt in Hut halten. Die ersten drei

sind: die Weisheit, die Gerechtigkeit und die Wahrheit, welche alle drei nach der Farbe ihres Kleides und nach ihrem Thun geschildert werden. Besonderen Nachdruck legt der Dichter auf die Bedeutung des dritten „Fräuleins“, welches die Wahrheit bedeutet, weil Nürnberg stets offen und redlich sich erwiesen gegen Feind und Freund, und Keinem die Treue gebrochen hat —:

> In allen Sachen eidespflichtig
> Bleibt sie redlich, standhaft, aufrichtig,
> Dergleich ihr Geleit, Siegel und Brief,
> Litten nie keinen Übergriff
> Wo man sie verklagt auf Reichstägen
> Bestehn mit Wahrheit sie allwegen;
> So dann die helle Wahrheit leucht
> Ihr Gegentheil mit Schanden fleucht.
> Also ist Nürnberg freundlich leben,
> Niemand zu Krieg ist Ursach geben,
> Und überhöret mehr denn viel —

Wenn aber dies alles die Neider von ihrer Feindschaft gegen die Stadt nicht abhalten kann, so ist das vierte Fräulein da, sie in Schutz zu nehmen, sie in Kriegsnöten zu bewachen und stark zu halten mit ihrer kriegstüchtigen Bürgerschaft, ihren Ringmauern, Gräben, Basteien und Türmen, von denen letzteren er einhundertdreiundachtzig gezählt hat. — Nach Verabschiedung von seinem Führer, dem „Persivant“, schließt der Dichter:

> Aus hoher Gunst ich mich verpflicht,
> Zu vollenden dies Lobgedicht,
> Zu Ehren meinem Vaterland,
> Das ich so hoch lobwürdig fand
> Als ein blühender Rosengart,
> Den Gott ihm selber hat bewahrt
> Durch seine Gnad bis auf die Zeit,
> Gott geb noch lang, mit Einigkeit.
> Auf daß sein Lob grün', blüh und wachs,
> Das wünschet von Nürmberg Hans Sachs.

Man kann wohl denken, daß nach einem solchen Gedicht der gestrenge Rat der Republik an seiner früheren Vermahnung, daß Hans Sachs fernerhin sich hüten solle, weitere Gedichte zu veröffentlichen, nicht mehr festhalten mochte. Der Beifall, den sein Lobspruch auf Nürnberg fand, war denn auch so groß, daß das Gedicht mehrfach aufgelegt werden konnte. In demselben Jahre hatte er auch noch ein paar längere

Gedichte verfaßt, von denen namentlich das eine besonders populär werden sollte. Es ist dies sein ausgezeichnetes Spruchgedicht vom „Schlauraffenland“, zu welchem ihm wohl ältere Vorbilder (er sagt gegen den Schluß vom Schlauraffenland: „das von den Alten ist erdicht“) die Anregung gegeben haben, dessen sinnreiche Ausarbeitung aber ganz sein Eigentum ist*). Auch in diesem derben Schwanke läßt er doch die moralisierende Tendenz deutlich hervortreten; denn er beschränkt sich nicht darauf, die märchenhaften Wunder des Schlauraffenlandes



„Der Engenuß das greulich Thier.“

ergötzlich zu schildern, sondern er giebt darin unzweideutig und nachdrücklichst zu erkennen, daß die Tendenz gegen die Müßiggänger, Fresser und Faullenzer gerichtet ist, sodaß das scheinbar aber nur ironisch von ihm gepriesene Wunderland mit allen seinen bequemen Genüssen nur widerwärtig und abschreckend wirkt.

Direkter kommt die lehrhafte Richtung in anderen Gedichten aus diesen Jahren zum Ausdruck, so in dem schon 1527 geschriebenen

*) Das 108. Gedicht in Sebastian Brants „Narrenschiff“, welches als das „Schlauraffenschiff“ bezeichnet ist, hat mit der Idee gar nichts zu schaffen.

Spruchgedichte „Der Eygennutz, das greulich Thier mit seinen zwölf Eigenschaften“. Mit erstaunlicher Beredsamkeit zählt er in diesem gegen 400 Verse langen Gedichte alles her, was für Übles und Unheilvolles der Eigennutz in dieser Welt gethan habe und auch wiederum mit ungeschwächter Kraft jetzt fortfahre zu thun. Indem er den Eigennutz als ein fürchterliches Tier, ein mißgeformtes und widerwärtiges Ungeheuer personifiziert und allen Teilen an seiner monströsen Gestalt die besondere Bedeutung gegeben hat, richtet er dann seine Bitte zu Gott —

O halt uns Herr in deinem Schutz,
Tilg in uns aus den Eigennutz,
Und geuß uns deine reine Lieb,
Von der Johannes klärlich schrieb,
Daß Obrigkeit such gmeinen Nutz
Und halt ihr Volk in treuem Schutz,
Helf nit zu Ungerechtigkeit
Und straf das Übel allezeit —
— — — — — — — — — — — — —
Jeder wandel in treuem Mut,
Daß es dem Nächsten komm zu gut,
Und jedes thu, gleich wie es wollt,
Daß ihm's von ihm geschehen sollt . . 2c.

Es möge hierbei nicht übersehen werden, daß Hans Sachs in diesem Gedichte auch über das Handwerkswesen seiner Zeit bittere Klage führt. Die Stelle ist charakteristisch für die Zeitverhältnisse und seine Auffassung und möge deshalb hier mitgeteilt sein. Wie ein jeder dem andern sein Verdienst zu entreißen trachte, so sei es nicht nur bei den Kaufleuten, sondern auch bei den Handwerkern —:

Lernen viel Buben in allen Sachen,
Nehmen Geld, sie zu Meistern machen,
Und wo jetzt soll ein Werkstatt sein,
Sein allmal drei wol für die ein,
Als dann Jung mit Jungen hin wudeln,
Und viel Haufen Werks aushin sudeln,
All's auf die Eil, wolfeil und schlecht,
Man findt weng Arbeit mehr gerecht,
Auf Märkt, auf Meß, wo sie's hinführen,
In Krämen oder im Hausiren,
Geben wolfeil zu Neid einander,
Bis sie verderben allesander,
Also durch Eigennutzes Schlund
Gehn jetzt viel Handwerk gar zu Grund.

Ob man aus dieser Klage schließen darf, daß die strengen Verhältnisse, wie sie durch die alten Zunftgesetze geordnet waren, nicht mehr bestanden, und ob die Folge davon wirklich die Verschlechterung und der Niedergang des Handwerks war, muß mindestens bezweifelt werden. Daß bei dem schnellen Wachstum Nürnbergs die Zunahme neuer Werkstätten den Inhabern älterer Privilegien störend und verdrießlich war, ist eine Erscheinung, die zu allen Zeiten vorkommt. Und selbst unser Hans Sachs, der im übrigen niemals sich durch herrschende Vorurteile beeinflussen ließ, mag hier ein wenig zu schwarz gefärbt haben, und zwar vorzugsweise zu Gunsten seines Gedichtes. Denn er war in seiner so drastischen Schilderung des Eigennutzes bestrebt, alles zusammenzuhäufen, was sein abschreckendes Bild recht eindringlich machen sollte. Daß auch in den Handwerksverhältnissen manches gegen früher anders geworden, gab ihm dann wohl den Anlaß, die Dinge — eben um der stärkeren Wirkung des Gedichtes willen — in recht starken Farben zu malen. Man mag aber hieraus auch erkennen, daß der Meistersinger und Reformationsdichter bei alledem sein Handwerk nicht vernachlässigte und daß ihm das Gedeihen des Handwerks in Nürnberg überhaupt am Herzen lag.

Dem Gedichte vom „Eigennutz" ganz nahe verwandt in der Tendenz wie in der Form ist sein 1531 geschriebenes Gedicht: „Nachred, das greulich Laster, sampt seinen zwölf Eigenschaften". Die Nachred ist die Verlästerung anderer und die Verleumdung, deren verschiedene Eigenschaften und Wirkungen geschildert werden. Wieder ist es ein Traum, der ihm zur Bekanntschaft dieses schrecklichen Weibes „Calumniatrix" verhilft. Sie hatte am „Rück" zwei Flügel, aber an der linken Brust eine blutende Wunde, und in der linken Hand hielt sie ein blutiges Schermesser:

> Verbunden so was ihr die Stirn
> Auch war ganz staren blind die Dirn,
> Von Schlangen geflochten war ihr Zopf,
> In ihrer rechten Hand sie ein Topf
> Trug, gemachet von klarem Gold,
> Mit herbem Gift, ihr merken solt,
> Ein große Kugel sie nachschleift,
> Die war mit Schwefel, Pech betreift,
> Die prann mit unlöschlichem Feuer — —

Nach dieser Beschreibung erzählt er, wie dieses Weib sich zu ihm drängte, um ihn zu ihren Diensten für sich zu gewinnen. Da der

Dichter fragt, welcher Art die Dienste seien, unterbricht sie ihre Rede, da sie den „Ehrenhold" kommen sieht; dieser, sagt sie, sei ihr Feind, und sie müsse darum eilig von hinnen. Der würdige Ehrenhold schildert ihm nun die zwölf Eigenschaften des Weibes. Daß sie selbst eine blutende Wunde am Herzen habe, erklärt er damit, daß dies ihren Neid bedeute, der ihr selber Schmerzen verursache. Ebenso werden alle ihre



„Nachred, das greulich laster."

Attribute, die Krone, das Schermesser, die Binde u. s. w., vom Ehrenhold erklärt, der sich dann schließlich auf verschiedene klassische Autoritäten beruft*).

Sachs war in seinem ganzen Wesen nicht nur ein goldreiner und streng sittlicher Charakter, der alle Dinge auf ihren ethischen Gehalt zu prüfen gewohnt war, ohne doch dabei in einseitige Pedanterie zu verfallen, sondern er war unbeschadet des ihm innewohnenden idealen Zuges

*) Der hier beigefügte Holzschnitt ist nach dem ohne Jahr erschienenen Einblattdruck etwas verkleinert wiedergegeben.

auch eine ganz gesunde praktische Natur, ein ganzer Mann, der bei seiner Feierabendbeschäftigung des Lesens und Dichtens doch keineswegs die Forderungen des wirklichen Lebens mit seinen materiellen Bedürfnissen aus den Augen verlor. Seine Tüchtigkeit als Meister seines Handwerks steht ganz außer Zweifel, denn eben durch seinen Fleiß und seinen Ordnungssinn hatte er sich bald zum Wohlstand gebracht und besuchte auch die Messen, namentlich die zu Frankfurt am Main, von denen er mit redlichem Gewinn wieder heimkehrte. Auch in diesem Punkte schärfte er seinen Genossen die Grundsätze strengster Redlichkeit ein, wofür uns viele seiner Gedichte Zeugnis geben.

In der moralisierenden Tendenz seiner Dichtungen bewahrte er einen erstaunlich klaren Blick für alle Verhältnisse des Lebens; in einzelnen Gedichten dieser ausschließlich moralisierenden Richtung vertieft sich auch sein Blick zu einer philosophischen Betrachtung, die uns mit Rücksicht auf seinen Stand und auf seine Zeit höchst merkwürdig erscheinen muß. Es gilt dies besonders von dem 1530 geschriebenen Gedicht, das er als die „Klag der wilden Holzleut über die ungetreue Welt“ bezeichnet. Die ins wilde Holz d. h. in die Waldung geflüchteten Leute sind es selbst, welche die Klage also beginnen:

Ach Gott wie ist verderbt all Welt,
Wie stark liegt die Untreu zu Feld,
Wie hart ist G'rechtigkeit gefangen,
Wie hoch thut Ung'rechtigkeit prangen,
Wie sitzt der Wucherer in Ehren,
Wie hart kann Arbeit sich ernähren,
Wie ist gemeiner Nutz so theuer,
Wie füllt der Eigennutz sein Scheuer,
Wie nimmt überhand die Finanz,
Wie spitzig ist der Alefanz*),
Wie unverschämt geht Gwalt für Recht,
Wie hart die Wahrheit wird durchächt —

Und so geht es Zeile um Zeile weiter bis zum achtzigsten Verse, so daß kaum irgend etwas Schlimmes zu sagen mehr übrig bleibt. Die Leute, welche diese Klage führen, und welche aus der Schlechtigkeit der Welt in die Waldung sich geflüchtet haben, leben daselbst im Naturstand,

*) Unter Finanz sind immer die den rechtlichen Erwerb schädigenden Geldgeschäfte, namentlich Wucher, zu verstehen. Alefanz bezieht sich gleichfalls auf den Handel, durch den andere übervorteilt werden, — vermutlich aus dem italienischen all avanzo hergeleitet.

nähren sich von Wurzeln und von den Früchten, die die Erde ihnen bietet, kleiden sich mit Laub und Moos und leben zufrieden gemeinsam mit den Tieren des Waldes. Und dieses zufriedene Leben wollen sie so lange fortführen, bis sie vernehmen können, daß es in der Welt besser geworden sei. Er will also dies Zurückführen des Kulturmenschen auf den naiven Naturstand doch nicht als etwas dauernd Bestehendes anerkennen, wie es mehr als zweihundert Jahre später Rousseau wollte.

Auch die bekannte alte Fabel von Vater und Sohn, die mit ihrem Esel, wie sie's auch anstellen mögen, es der Welt nicht recht machen können, hat Sachs in seiner Behandlung auf die gleiche Idee zurückgeführt, indem der „Waldbruder", der mit seinem Söhnlein und dem Esel es wieder einmal mit dem Leben unter Menschen versuchen will, nach der gemachten Erfahrung in seinen Wald zurückkehrt.

Zu den weniger bedeutenden Gedichten dieser Zeit gehören auch die zur Gattung der „Lieder" zählenden in zehn langen Strophen gegebenen Erläuterungen der zehn Gebote („im Ton: O Herre Gott begnade mich"), sowie mehrere Gedichte und Lieder, die er auf die Ereignisse des wiederbegonnenen Türkenkrieges schrieb. Eigenartiger sind die Gedichte: Baldanderst, Hans Unfleiß und Heinz Widerporst. In der „Klagred der neun Musen oder Kunst über ganz Deutschland" läßt er die Musen, weil sie jetzt in Deutschland so verachtet würden, zurück nach Griechenland auf den Parnassus kehren. Zur gleichen Gattung gehört auch die „Klagred der wahren Freundschaft über das Volk christlicher Land", sowie „des verjagten Fried's Klagred über alle Ständ der Welt", — alles Gedichte, in denen er über die Begebnisse und schlimmen Verhältnisse seiner Zeit mit strafender und ermahnender Rede sich ausspricht. Mehr auf das allgemein Menschliche gerichtet ist das nicht weniger als tausend Verse lange Gedicht „Kampfgespräch zwischen dem Alter und der Jugend", bedeutend sowohl durch die darin entwickelte außerordentliche Beredsamkeit wie durch die Fülle seiner Beobachtungen der Lebensverhältnisse. Die darin enthaltenen zahlreichen Hinweise auf die Klassiker des Altertums lassen uns zugleich erkennen, wie sehr er sichs angelegen sein ließ, durch Studium guter Bücher sowohl seine Bildung zu vervollständigen, wie auch neue Stoffe für die Dichtung zu gewinnen.

Es war auch wieder Titus Livius, der ihn anregte, sich nochmals mit einem tragischen Stoffe zu versuchen. Daß dieser Stoff demjenigen der Lucretia sehr verwandt war — denn es handelte sich jetzt um die

römische Märtyrin „Virginia“ —, konnte ihn nicht abhalten; im Gegenteil, es scheint, daß er jetzt doch schon ein volleres Empfinden für das Geschichtliche der Aktion hatte; und selbst in der dramatischen Motivierung, so dürftig sie auch noch ist, läßt er doch wenigstens einzelne Spuren einer bessern Erkenntnis für die ganze Behandlung des Stoffes erkennen. Aber zu einer dramatischen Gliederung in Akte konnte er auch hierbei sich noch nicht entschließen und er läßt denn auch die ganze so reiche und bewegte Handlung wieder in einem einzigen Akte vorgehn. Mit welcher naiven Besorgnis er dabei die Dinge seinem Publikum gegenüber vertrat, zeigt uns der Prolog zur Virginia, in welchem, wie es üblich war, der Herold oder Ehrenhold erst den Vorgang in gedrängter Kürze erzählt und dann schließt:

> Deß soll niemand erschrecken nicht,
> Weil alle Ding seind zugericht,
> Daß kei'm Menschen kann Schad geschehen.
> Nun hört und schweigt, so werd ihr's sehen.

Als „Comödie“ bezeichnete er einen in dem nämlichen Jahre (1530) geschriebenen Dialog, „daß Christus der wahre Messias sei“. Es streiten sich darin „der Christen Doktor“ und ein jüdischer Rabbi, ob Jesus wirklich der verheißene Messias gewesen sei. Beide Parteien führen abwechselnd verschiedene Zeugen für ihre Meinung an. Als aber der Rabbi sich endlich für überwunden erklären muß, ringt er verzweifelnd die Hände und fragt: was Er und die Juden nun thun sollten? Der „Doktor“ rät ihm einfach, den Christenglauben anzunehmen und sich taufen zu lassen. — In der sogenannten Comedia, „darin die Göttin Pallas die Tugend und die Göttin Venus die Wollust verficht, scheint er mehr ein Fastnachtspiel im Sinne gehabt zu haben, wie auch im Prolog die ersten Verse erkennen lassen. Nachdem im dritten Akte Venus durch den Richter (Kaiser Carolus!) verurteilt worden und vom Satan als „Lasterbalg“ abgeführt ist, wird Epicurus, als der sündhafte Knecht der Venus, über eine Bank gelegt und „gepritscht“, welches Geschäft von Cacus besorgt wird, indem derselbe abwechselnd singt und pritscht. So derb possenhaft wie die Handlung ist auch der Dialog des Spiels. — In der fünfaktigen Komödie „Pluto (sic), ein Gott aller Reichtum“ hat er zwar Aristophanes zum Muster gehabt, aber aus der beißenden Satire des griechischen Komikers ist eine recht dürftige Moralität geworden. So wenig verständlich ihm Aristophanes sein

konnte, so wenig wußte er auch mit den aus Lucian genommenen Stoffen anzufangen, wie auch sein „Charon mit den abgeschiedenen Geistern“ zeigt, bei welchem einaktigen Spiel, das er sonderbarer Weise als „Tragödie“ bezeichnet, er im Prolog auf Lucian hinweist.

Trotz dieser schwachen Versuche in der dramatischen Dichtung fällt doch noch in dasselbe Jahr eine der größeren Komödien, die als ein bedeutender Wendepunkt auf diesem Gebiete betrachtet werden müßte, wenn er dabei nicht ganz abhängig von seinem Original gewesen wäre. Es ist die Komödie „Der Henno“, in der wir zum ersten Male eine wirklich komödienhafte Handlung in ordentlicher dramatischer Form erhalten. Aber das Verdienst fällt nicht unserm Nürnberger Schuhmacher zu, sondern dem großen Humanisten Reuchlin, und Hans Sachs giebt dies auch in dem Titel des Stückes „Eine Comedi Doctor Reuchlin's im Latein gemacht, der Henno“ ehrlich an. Auch Reuchlin hatte für seine lateinische Komödie das ältere französische Lustspiel vom „Maistre Pierre Pathelin“ (aufgeführt 1470 in Paris von den Clercs de la Basoche) bearbeitet, aber dasselbe durch seine freie Behandlung des Stoffes wesentlich verbessert. Da eine deutsche Übersetzung des Reuchlin („Scenicæ progymnasmata“) aus jener Zeit nicht bekannt ist, so muß man annehmen, daß Hans Sachs sich die Komödie von einem Andern (wie auch bei dem Hecastus, durch Rappold) hatte übersetzen lassen. Jedenfalls ist er in seiner deutschen Komödie dem lateinischen Original im Szenengange durchaus getreu geblieben, und nur in der deutschen Versifikation ist die Individualität des Nürnberger Volksdichters zu erkennen.

Hiernach fallen in das Jahr 1533 die ersten seiner Schauspiele, in denen er die biblischen Stoffe des Alten Testaments dramatisierte. Es waren dies zunächst „Tobias“ und „Die Opferung Isaacs“, und erst einige Jahre später folgte dann auch „Esther“. In diesen wie auch in den späteren alttestamentarischen Stücken bleibt er der biblischen Überlieferung ziemlich getreu, wobei ihn die Schwierigkeiten der dramatischen Formgebung wenig kümmerten. Für diese Mängel entschädigt er durch den naiv treuherzigen Ton und den Ausdruck seiner wahren Frömmigkeit.

Auch die Gattung der Fastnachtspiele, mit denen er schon anderthalb Dezennien früher die ersten sehr unzureichenden Versuche gemacht, nahm er jetzt wieder auf, aber auch in diesen Spielen blieb er noch sehr weit entfernt von der später darin erlangten Meisterschaft. Die Fastnacht-

spiele aus den Jahren 1533—1539 gleichen sich alle so ziemlich darin, daß sie sämtlich einer eigentlichen Fabel entbehren und nur dramatische Dialoge sind, in denen entweder verschiedene Stände gegen einander disputieren, wie in den „Sechs Klagenden", oder verschiedene Untugenden und Laster dargelegt werden, wie in dem „Buler, Spieler und Trinker", im „Fürwitz" und in „Der Karg und der Mild". Nur „Die Rockenstuben" nähert sich schon etwas dem Charakter seiner späteren und lebensvolleren Fastnachtspiele, obgleich auch hier noch das Schematische gegen den Inhalt zu sehr hervortritt.

Die auch in der Schauspieldichtung so überaus fruchtbare Thätigkeit des Hans Sachs wird erst später eingehender zu würdigen sein. Es ist begreiflich, daß auch er in dieser Dichtungsgattung, in der auch seine besten Zeitgenossen und Nachfolger noch in den Kinderschuhen steckten, nur sehr langsam Fortschritte machte. Was er jetzt an Schauspielen schrieb, stand noch sehr weit zurück hinter der Mehrzahl seiner nichtdramatischen Gedichte, von denen wir bereits mehrere seiner vorzüglichsten haben kennen gelernt. Aber bei einem so schaffensfreudigen, so leicht arbeitenden und fruchtbaren Dichter wie Hans Sachs war es natürlich, daß er auch nach mißglückten Versuchen in der erst durch den Geist der Reformation neu erweckten Schauspieldichtung immer wieder — oft freilich nach langer Pause — auf dieses verlockende Gebiet zurückkehrte.

Es war dies um so natürlicher, als nun auch schon ein anderer Schauspieldichter in Nürnberg erstand, der, wenn auch nicht im entferntesten so fruchtbar, doch einige sehr verdienstliche Stücke geschrieben und auch zur Aufführung gebracht hatte. Es war der aus der Nürnberger Reformationsbewegung uns schon bekannte theologisch gebildete **Leonhard Culmann**. Aus Chrailsheim im Ansbachischen gebürtig war Culmann zur Zeit des für die Nürnbergische Reformation entscheidenden Colloquiums, wie auch jetzt noch, Rektor der Lateinschule zum „Neuen Spital"; erst später (1549) ward er als Prediger zu St. Sebald angestellt. Seine erste im Jahre 1539 erschienene Schauspieldichtung, „ein christenlich teutsch Spiel, wie ein Sünder zur Buß bekehrt wird", ist eine richtige Moralität nach der Idee des „Homulus" von Diesthemius, welcher lateinisch eben in diesem Jahre erschienen war. In dem Vorwort des Culmannschen Spiels, von einem gewissen Wenceslaus Link, wird ausdrücklich bekannt: man müsse bei den schlechten Sitten der Welt es versuchen, durch Lieder und **durch Spiele von Komödien und Tragödien auf diejenigen zu wirken**, welche

vielleicht die Predigten nicht hören. Und wenn auch solche nur wenig gebessert würden, so müsse doch ein jeder sein Amt thun. In diesem Sinne war ihm ja auch Hans Sachs mit großer Entschiedenheit vorausgegangen, allerdings mit wirklichem Erfolge mehr in seinen nichtdramatischen Dichtungen. Aber Culmanns Moralität ist auch nicht viel anderes, als eine Bußpredigt in dramatischer Form, und mit jenen allegorischen Gestalten versehen, die bei den Stücken dieser Gattung nicht fehlen durften. Von sehr frischem Humor dagegen ist Culmanns zweites



Leonhard Culmann.

Schauspiel, die Komödie „vom Aufruhr der ehrbaren Weiber zu Rom“, deren Stoff er aus den „Attischen Nächten“ des Aulus Gellius genommen, aber mit sehr glücklicher Laune und mit drastischem Humor behandelt hatte.

Auch Hans Sachs hat diesen Stoff viel später — erst 1556 — dramatisch behandelt und zwar in einem einaktigen Spiel „Der Knab Lucius Papirius Cursor“. Aber man kann nicht sagen, daß er seinen Nürnberger Zeitgenossen erreicht hätte. Hans Sachs nimmt den Stoff ganz ernst, ja er geht sogar so weit, daß bei ihm die Frau des Papirius den Knaben Lucius mit dem Tode bedroht, wenn er ihr das Geheimnis

der Ratsverhandlung nicht mitteilen wolle. Vielleicht hat er dieses Motiv aus moralischen Bedenken hineingebracht, um bei dem Knaben seine gegen die Mutter gebrauchte Notlüge zu motivieren. Aber der Spaß ist ihm dabei entgangen und Culmanns Komödie ist trotz der für den Stoff übermäßigen Breite doch durch die derb humoristische Behandlung des Gegenstandes ungleich wirksamer. Wie unkundig aber auch Culmann noch in dem Gebrauche der Aktteilung war, zeigt u. a. der Umstand, daß er die Beratungen der Weiber, die zwei Akte ausfüllen, durch eine Aktteilung ganz unmotiviert unterbrechen läßt.

Auch die etwas wunderliche Komödie von der „Pandora“ enthält manche vortreffliche Züge. Gleich Hans Sachs behandelte auch Culmann den mythologischen Stoff ganz im derbnaiven Ton seiner Zeit. Aber in der großen Breite des Moralisierens übertrifft er denselben in seinem Spiel von der „Wittfrau“ noch bedeutend, und dadurch vermochte er es, mit dem Ölkrug der Witwe fünf ganze Akte zu füllen.

Daß von den Culmannschen Stücken die Moralität von dem zur Buße bekehrten Sünder auch aufgeführt worden ist, wird uns durch das Vorwort zu dem gedruckten Buche verbürgt. Bei den anderen Stücken ist es zwar nicht erwiesen, aber doch wahrscheinlich. Von Hans Sachs sind die vorher erwähnten noch ziemlich dürftigen Fastnachtspiele jedenfalls zur Fastenzeit nach damaligem Brauch von herumziehenden Gesellen in den Wirtsstuben aufgeführt worden, denn einer wirklichen Bühne bedurfte es dabei nicht. Mit einzelnen seiner Schauspiele biblischen Stoffes hatten sich auch seine Meistersingbrüder in der Marthakirche abgemüht. Außerhalb Nürnbergs war ihm auf diesem Gebiete zunächst nur der aus Augsburg stammende Schulmeister Sixt Birk in Basel vorangegangen. Jetzt aber hatte auch bereits in Sachsen das biblische Schauspiel reformatorischer Tendenz in Joachim Greff und Paul Rebhun seine hervorragendsten Vertreter gefunden. Erst später werden wir erfahren, welche unvergleichliche Produktivität Hans Sachs auch in dieser Richtung entwickelte, und welche Bedeutung er für seine Vaterstadt darin erlangte, nicht allein als Dichter, sondern auch als thätiger Leiter der Schauspielvorstellungen.

Für jetzt steigerte sich bei Hans Sachs noch das Bedürfnis, alles, was ihm die täglich gemehrte Kenntnis der älteren und neueren Litteratur bot, oder was er selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, in der bequemeren epischen Form seiner Spruchgedichte wie auch in den Meisterliedern zu verwerten. Seine Spruchgedichte waren, nach Art ihres Stoffes und

nach den Quellen, aus denen er schöpfte, sehr mannigfacher Art. Religiöse Betrachtungen und Bearbeitungen biblischer Parabeln wechselten mit bloßen Geschichtserzählungen, die er entweder aus dem Alten Testament oder aus den griechischen und römischen Geschichtschreibern, wie aus den Chroniken verschiedener Länder nahm. Dazu kamen die ausschließlich moralisierenden Gedichte und Betrachtungen über „Tugend und Laster“, die Fabeln und Schwänke und endlich solche Gedichte, welche die Ereignisse seiner Zeit, nürnbergische Angelegenheiten, Kriegsberichte und naturwissenschaftliche Gegenstände behandelten. So mannigfach aber auch der Inhalt der verschiedenen Gattungen ist, so bleibt doch die Versform durchgängig dieselbe, nämlich die der acht- und neunsilbigen altdeutschen Reimpaare. Nur in ein paar Dutzend seiner Spruchgedichte hat er die kürzere Verszeile von sechs resp. sieben Silben gewählt.

Es ist schon früher gesagt worden, daß unter jenen Gedichten, welche die lokalen Verhältnisse seiner Vaterstadt behandeln, auch eines über das sogenannte „Schembartlaufen“ sich befindet, in welchem er die geschichtliche Entstehung dieser Volksbelustigung erzählt (vergl. S. 6 und 118). Er bezieht seine Beschreibung ausdrücklich auf den Schönbart oder richtiger Schembart des Jahres 1539, und es hat dies seinen besonderen Grund wohl darin, daß es in jenem Jahre der letzte war, welcher überhaupt stattfand.

In den größeren Volkskreisen war der ernstere politische Ursprung dieser Lustbarkeit wohl längst vergessen. Der Schembart war ein Fastnachtvergnügen geworden, bei dem auch der Mutwille seine Freiheiten hatte. Hans Sachs aber, wie er in allen Dingen auf den Grund der Sache ging, hatte auch in seinem erst später gedichteten „Schönpart-Spruch“ die politische Bedeutung des Volksfestes nicht vergessen, und danach auch, wie man später sehen wird, den einzelnen Teilen der Lustbarkeit ihre Beziehungen auf den Ursprung gegeben. Die bei dem Aufruhr im Jahre 1538 treu gebliebenen Metzger waren zwar im Besitz des Privilegiums geblieben, aber sie verkauften das Recht des Schembartlaufens von Jahr zu Jahr an andere Handwerkszünfte oder bürgerliche Genossenschaften. Damit stieg auch immer mehr der dabei getriebene Luxus an Kleidern und anderm dabei eingeführten Gepränge. Die alten Nürnberger „Schönbart“-Bücher, welche die Abbildungen aller der mannigfaltigen und phantastischen Costüme geben, enthalten ein Gedicht über die Entstehung des „Schönbartlaufens“, worin es auch über die Fortschritte in der Kleidung heißt:

Ihr Kleidung erstlich leinen war,
Darauf schlechtlich gemalet gar
Und über lang trugens Parchant,
Hernach von gut Wüllem Gewand,
Endlich luf er auch in Atlas
Und je länger je köstlicher was.

Seit den letzten siebzig Jahren, von 1450 bis 1520, war das Schembartlaufen nur dreizehn Mal aus besonderen Ursachen ausgefallen,



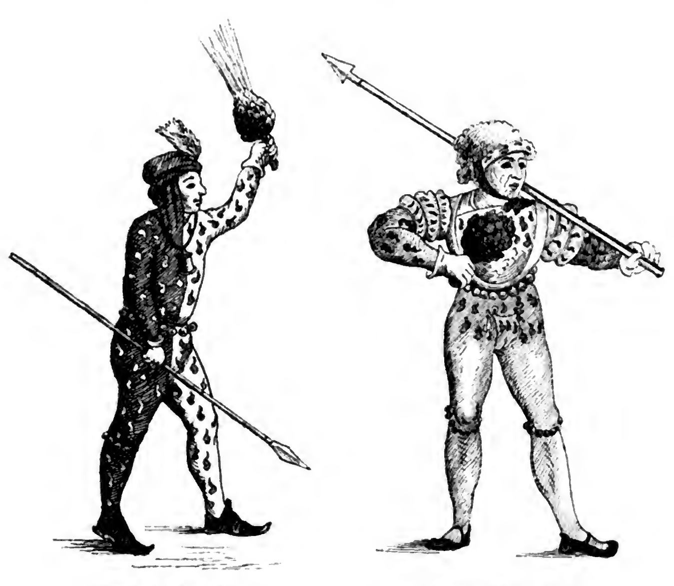
Schembartläufer 1449.
Weiß mit grünem rechten Ärmel und grünem Hut.
Die Verzierungen grün auf weiß.



Schembartläufer 1453.
Hut und rechter Ärmel blau, sonst ganz weiß.

zuletzt auch im Jahre 1519. In der Regel aber fand es alljährlich um Fastnacht statt, und in jedem Jahre war die für die Läufer bestimmte Kleidung eine andere. In der ältesten Abbildung, die wir kennen, aus dem Jahre 1449, war die Grundfarbe weiß, auf der ganzen rechten Seite des Körpers mit grünen Verzierungen, auch der Hut war grün. Damals war es einige Jahre lang Sitte, daß die Läufer in einem dazu bestimmten Gefäß Fische sammelten, die hinterher gemeinschaftlich verzehrt

wurden. Meist war die Farbe der Kleidung geteilt, rechts und links verschieden; einmal war sie braun und gelb, mit verschiedenfarbigen aufgesetzten Puffen oder Litzen; ein andermal war sie rechts gelb mit grünen Puffen, links braun und weiß. Auch die Farbe des Hutes richtete sich nach den Grundfarben der Kleidung. Die Kleidung war dann bei



Schembartläufer 1460.
Halb rot, halb weiß, aus dem Kolben sprüht Feuer.

Schembartläufer 1498.
Ganz in helloranger Farbe, mit lila Litzen, Oberärmel gelb.

allen Läufern übereinstimmend, aber in jedem Jahre anders. Die Kostümbilder wurden in den verschiedenen Geschlechter-Familien gesammelt und die an achtzig Abbildungen, die wir seit 1449 aus den verschiedenen Schembartjahren haben, und von denen hier einige eingefügt sind (verkleinert nach den in Farben ausgeführten Originalbildern), zeigen in der Mannigfaltigkeit der Trachten, in Schnitt und Farbe, eine bemerkenswerte

Erfindungsgabe. Übereinstimmend in allen Jahren des Schembart war nur der Gebrauch, daß die Läufer stets einen Leibgürtel mit Schellen trugen, und ebenso waren an den Knieen solche Schellengürtel angebracht. Das Gesicht war bei allen verlarvt; in der einen Hand trugen sie einen hölzernen Spieß, in der andern die sogenannte „Quaste“, ein aus Eichenblättern zusammengepreßter Kolben, mit dem sie beim Laufen gegen den Andrang des Volkes sich Raum verschafften. Die Quaste



Schembartläufer 1515.
Violett und gelb, als Litzen sind auf der gelben Seite der Brust Fische an Schnüren befestigt.
„Die Hell war ein Windmühl mit Storchnest.“

hatte auch zuweilen die Vorrichtung, daß sie Feuer sprühen konnte, was aus mehreren uns überlieferten Abbildungen zu ersehen ist. Dem Zuge der Läufer, deren Teilnehmerzahl in den verschiedenen Jahren zwischen zwanzig bis über hundert variierte, liefen Narren mit Pritschen voraus, andere mit Säcken voll Nüssen, die sie ausstreuten. In den frühesten Zeiten mag das Schembartlaufen noch eine symbolische Bedeutung gehabt haben, wie sie ihm Hans Sachs zu geben sucht. Nach seiner Darstellung sollte durch das unbändige Wesen der Läufer der aufrührerische Sinn und die

Gewaltthätigkeit der Empörer veranschaulicht werden. Vom Rathaus liefen sie nach der Fleischbrücke, zum Scheine, daß sie die Metzger holen wollten, und nach vielem Laufen durch verschiedene Straßen war endlich der Schluß eine Hauptaktion vor dem Rathaus, wo sie die sogenannte „Höll", das Sinnbild der Empörung, verbrannten. Diese Höll war ein verschieden beschaffener Bau, bald war es ein Turm oder ein Schloß, dann ein Schiff, ein Garten, ein Narrenhaus, ein Elefant, ein Drache u. s. w. Der Gegenstand ruhte auf einem Schlitten oder



Schembartläufer 1524.
Rechts gelb mit grünen Puffen, links braun und weiß. „Die Hell war ein Helfant, der trug ein Thurm mit Narren."

einem mit Rädern versehenen Gestell, und es machte sich in der Mannigfaltigkeit dieser Erzeugnisse der Nürnberger Industrie die Erfindungskraft ebenso geltend, wie bei den immer wechselnden phantastischen Trachten der Läufer. Nach dem vor dem Rathaus stattfindenden Verbrennen der „Hölle" hatten die Schembartläufer auch am Abend die Narrenfreiheit der Fastnacht: in den Wirtsstuben Schwänke aufzuführen, auch wohl in den Straßen vor einzelnen Häusern Unfug zu treiben, der zuweilen von den dazu angestellten Hauptleuten nur mit Mühe in den Schranken

gehalten werden konnte. Eine der feineren Sitten am Tage war es, daß beim Beginn des Laufens einzelne von den vornehmeren Bürgerssöhnen dem Zuge vorausritten, einen Korb mit gehöhlten Eiern mit sich führend, die mit Rosenwasser gefüllt waren, und mit denen man nach den aus den Fenstern zuschauenden Jungfrauen warf.

Seit dem Jahre 1525, also seit vierzehn Jahren, hatte diese Fastnachtslustbarkeit des Schembart nicht stattgefunden, und es war sonst noch niemals eine so lange Pause darin eingetreten. Die mannigfachen



Die „Höll“.
Zu dem Schembart vom Jahre 1539.
„Die Hell war ein groß Schiff, darin zwischen zweyen Teuffeln ein Pfaff mit einem Prettspiel. Oben auff dem Schiff war ein Sternseher, so nachmals auf dem Marckt gestürmt worden.“

Ausschweifungen in den letzten Jahren, als die religiösen Parteien am schroffsten einander gegenüber standen, mochten wohl den fürsorglichen Rat bewogen haben, die Lustbarkeit für einige Zeit einzustellen, und es schien denn auch, als sei sie in Vergessenheit geraten. Aber in den Volkskreisen war endlich doch der Wunsch nach Wiederaufnahme der alten Sitte lebhafter geworden, so daß der Rat beschloß, im Jahre 1539 den Schembart zu erneuern. Nach so langer Pause waren die Zurüstungen um so größer geworden, aber auch der dabei zu seinem Rechte kommende Mutwille hatte sich wieder stärker geltend gemacht. Man hatte diesmal

— im Jahre 1539 — die Beschaffenheit der sogenannten „Hölle" dazu auserſehen, diesem Mutwillen in der Verspottung eines Mannes, nämlich des durch seine Lebensgewohnheiten manchen Anstoß erregenden lutherischen Predigers Osiander Ausdruck zu geben. Auf dem Gestell der Hölle wurde er wie auf einem Schiffe stehend dargestellt, vor sich das viel verdammte Brettspiel und neben sich zwei Teufel, die ihn darin zu unterrichten scheinen. Oben in dem Mastkorb sieht man einen Sterngucker. Obwohl nun Osiander durch sein Privatleben mancherlei Anlaß zu Beschwerden gab, so war es doch ärgerlich, daß er, als der berühmteste Prediger der Lorenzkirche, also öffentlich angegriffen wurde. Die Sache erregte denn auch nach verschiedenen Seiten hin solch Ärgernis, daß die bei diesem Schembart zu „Hauptleuten" bestimmt gewesenen Herren Jakob Muffel, Joachim Tezel und Martin von Plauen zur Verantwortung gezogen wurden und daß der Rat für die Zukunft das Volksfest gänzlich untersagte. Aus dem Umstand, daß dies der letzte Schembart in Nürnberg war, mag es sich auch erklären, daß Hans Sachs in seiner Schilderung sich gerade auf dieses Jahr 1539 bezieht, ohne aber dabei von dem Verbote und dem Anlaß dazu etwas anzudeuten.

Übrigens erhielt die Nürnberger Bevölkerung schon im folgenden Jahre Gelegenheit zu anderen Festlichkeiten, welche ebenfalls von Hans Sachs beschrieben wurden, und zwar in seinem Gedichte über das „Einreiten König Ferdinands in des heiligen Reiches Stadt Nürnberg". Der Bruder des Kaisers Karl war schon 1531 zum römischen König gekrönt worden, kam aber erst 1540 nach Nürnberg, um die Huldigung der Reichsstadt entgegenzunehmen. Der Nürnbergische Rat ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sich dem Kaiser als eine loyale, ihm treu ergebene Stadt zu empfehlen. Er fand dies um so nötiger, als trotz des 1532 in Nürnberg geschlossenen Religionsfriedens doch eine gewisse Spannung zwischen der entschieden lutherischen Stadt und dem Kaiser fortbestand. Die Ankunft König Ferdinands gab daher den ganz willkommenen Anlaß zu außergewöhnlichen Festlichkeiten. Schon Tages vor dem Eintreffen des Königs war ihm eine Ratsdeputation zu seiner Einholung entgegengeritten, und vor der Stadt wurden die Ankommenden durch eine Schar von dreihundert gewappneten und prächtig in Rot gekleideten Reitern begrüßt. So zog der König mit seinem eigenen glänzenden Gefolge und begleitet von der prächtigen Reiterschar unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute der Glocken in die Stadt ein. Die Straßen, durch die der Zug sich bewegte, waren mit Sand

bestreut, und an den Eingängen der Hauptstraßen hingen Festons mit Wappenbildern, Fruchtkörben und allerlei Zierrat quer über die Straße. An glänzendem Schmuck, in Aufzügen und prachtvollen Kostümen leistete Nürnberg ganz außerordentliches, und ganz besonders war man beflissen, sich der Pulvervorräte um einiges zu erleichtern, denn das Schießen, namentlich von den Basteien der Veste, währte von morgens bis in die Nacht.



König Ferdinand in Nürnberg (nach einer Medaille von 1541).

Noch größerer Pomp und Glanz wurde entwickelt, als im folgenden Jahre der Kaiser Karl selbst nach längerer Zeit wieder nach Nürnberg kam. Auch die glänzende Feier dieses Einzugs wird in einem langen Gedicht von Hans Sachs aufs umständlichste und mit genauer Herzählung aller Einzelheiten beschrieben. Wie Hans Sachs alle wichtigen Zeitereignisse in den Bereich seiner Dichtung zog, wie er auch besonders seit Jahren alle Kämpfe mit den Türken beschrieb und deren Grausamkeiten in den lebhaftesten Farben schilderte, so hatte er auch schon 1535 den großen Sieg Karls V. in Afrika und die durch ihn bewirkte Befreiung von 20 000 Christensklaven gebührend verherrlicht. Allerdings sind alle seine Gedichte dieser Art nichts weiter, als gereimte Chronik, aber bezüglich der Nürnberger Festlichkeiten haben sie auch als solche für uns den Wert großer Anschaulichkeit.

Auch Kaiser Karls Einzug im Jahre 1541, der also in die Zeit zwischen seinem dritten und vierten Kriege mit Frankreich fällt, geschah im Februar, also in der rechten Zeit für große Volksfestlich-

keiten. Umfangreiche allegorische Tableaux mit Inschriften, Triumphpforten, ja ganze Säulenhallen waren auf dem Hauptmarkt, vorm Rathaus und ganz besonders am Aufgang zur Veste errichtet; alle Straßen waren mit Festons, Bildnissen und Fahnen geschmückt. Wiederum war die vornehmere Nürnberger Kaufmannschaft in glänzenden Harnischen und von Knechtescharen mit Lanzen und Hakenbüchsen begleitet dem Kaiser entgegengeritten. Über den Einzug selbst heißt es in dem Sachsischen Gedichte:

Als sie nun näher kamen herbei,
Ließ man abgehn auf der Bastei
Bei vierzig Kartaunen und Schlangen,
Auch seind viel Streithacken abgangen,
Und auf zweihundert Doppelhacken,
So gwaltig, daß die Pferd erschraken
Vor dem Prasseln und lauten Knallen.
Auch schoß man von den Thürmen allen
Um das Spitalthor überall.
Nachdem ließ man aber einmal
Das groß Geschütz abgehn mit Macht,
Daß es gleich bidmet und erkracht.
Nachdem Kaiserliche Majestat
Dem Stadtthor sich genahet hat
Zuhand in Marder-Schauben schwarz,
Der ander inner Rath außwarts
Zu Fuß nächst für das Stadtthor ging,
Kaiserlich Majestat empfing;
Von Volk war da ein groß Gewimmel,
Vier Ratherren hielten den Himmel,
Von Sammet rot mit Gold gesticket,
Mit gülden Fransen wol umbricket,
Mit gülden Adler auf der Stangen;
Unter dem haben sie empfangen
Römisch Kaiserlich Majestat.
Nachdem sie sich genahet hat
Herein zum Spittlerthor ward rucken,
Allda stunden auf der Thorbrucken
Und in der Stadt bis unter d' Vesten
In Blankharnisch gerüst zum besten
Burger, Kauflent und Handwerker,
Die ein Rat hätt beschieden her,
Etwa bei fünftausend Mannen
Wol mit sechs aufgerichten Fahnen
Mit Partisan und Helleparten,
Ihr Majestat Zukunft zu warten.

Als ganz besonders großartig wird dann das „künstlich Feuerwerk“ beschrieben, das am Abend des ersten Tages auf der Veste abgebrannt ward, und zu welchem unerhörte Zurichtungen getroffen waren. Es waren auf der Bastei zwei ganze Schlösser von Holz erbaut, welche am Schluß den Höhepunkt des Feuerwerkes bildeten, indem sie sich gegenseitig beschossen, um dann mit großer Pracht unter den aufsteigenden Feuergarben in Flammen aufzugehen. Die eigentlichen Festlichkeiten dauerten drei Tage, vom 16. bis 18. Februar, und endeten mit der feierlichen Huldigung im Rathause. Von den Einzelheiten der verschiedenen Huldigungsakte möge erwähnt sein, daß dem Kaiser vom Rate eine schwer vergoldete Schüssel mit hundert Goldgulden überreicht wurde.

Die Anwesenheit des Kaisers wurde aber auch von den katholischen Geistlichen benutzt, um einiges von der früheren Macht zurückzuerobern. So hatten ihm die Barfüßermönche ein Bittschreiben zugestellt, um durch seinen Machtspruch die Ausübung ihrer Religionsbräuche wieder zu erlangen. Der Kaiser hatte auch die Bitte unterstützt, aber sie wurde vom Rate ehrerbietigst abgelehnt.

Es ist bemerkenswert, daß in dem so eingehenden Berichte einer kirchlichen Feier keine Erwähnung geschieht. Wohl aber meldet eine Nürnberger Chronik, daß sowohl bei König Ferdinands wie bei Kaiser Karls Anwesenheit in Nürnberg ihrerseits eine solche abgelehnt wurde. Mit der Thatsache, daß Nürnberg von Anbeginn der Reformation der Sache Luthers zugethan und jetzt ganz evangelisch war, mußte sich der Kaiser bei der sonst ihm von der Stadt bewiesenen Loyalität wohl abfinden. Eine Erleichterung bei seinem jetzigen Besuche mag es für ihn auch gewesen sein, daß die beiden eifrigsten und verdientesten Förderer der Reformation nicht mehr unter den Lebenden waren. Hieronymus Ebner war bereits 1532 und Lazarus Spengler zwei Jahr später verstorben. Als aber König Ferdinand vom Nürnberger Rate eingeladen wurde, in die Sebalduskirche zu treten, deren Chor dafür besonders ausgeschmückt worden war, wies der König dieses Anerbieten zurück, und dasselbe geschah im folgenden Jahre durch den Kaiser Karl.

Nürnberg gehörte trotz seinem entschiedenen Festhalten an der evangelischen Lehre nicht zu jenen Reichsstädten, die dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten waren, und auch bei der Erneuerung und Erweiterung desselben hatte es aus Rücksicht auf seine Stellung zum Kaiser seinen Beitritt abgelehnt. Der Kaiser hatte also wohl Ursache, bei der ihm jetzt gewordenen Huldigung dem Rate zu versichern, daß er der getreuen

Stadt fortdauernd gnädig sein wolle. Aber die Kirche einer ketzerischen Stadt mochte er darum doch nicht betreten.

Hans Sachs hatte in seinen bezüglichen Gedichten den Kaiser Karl wohl stets als den obersten Herrn und berufenen Schützer des Reiches respektiert. Aber so innige und warme Herzenstöne, wie er sie für den geliebten Kaiser Maximilian gehabt, sind in den auf Kaiser Karl bezüglichen Gedichten nicht zu vernehmen. Überdies war dem Nürnberger Dichter bei seinem friedfertigen und wohlwollenden Sinne der Krieg an sich etwas Schreckliches und Verabscheuenswertes, und er spricht sich auch in der Folgezeit in diesem Sinne mit allem Nachdruck aus. Selbst die Siege Karls gegen Frankreich und die „vergifteten Lilien“ konnten in dieser seiner Empfindung nichts ändern. Die Kriege aber gegen den „blutdürstigen und grausamen Türken“ waren ihm erwünscht im Interesse des Friedens und zu Gunsten der ganzen gefährdeten Christenheit.

In dem zuletzt erwähnten beschreibenden Gedichte über die dem Kaiser in Nürnberg gewordenen Huldigungen spricht er am Schlusse auch seine Freude darüber aus, daß nunmehr auf dem bevorstehenden Reichstage zu Regensburg „der Zwiespalt zwischen geistlicher Religion“ solle abgestellt werden, — eine Hoffnung, welche freilich nicht in seinem Sinne sich erfüllte, später aber zu Augsburg ganz zu Schanden werden sollte.





Achtes Kapitel.

Hausfriede, Fleiß und Glaubenstreue.

Hans Sachs konnte in dieser Zeit schon als ein ganz wohlhabender Mann angesehen werden. Im Jahre 1542 war er — nach dreiundzwanzigjähriger Ehe und bei der Vergrößerung seiner Familie — in der Lage, sich ein neues Haus zu kaufen. Außer seinem ihm von väterlicher Seite vermachten Geburtshause hatte er noch ein paar kleinere Grundstücke in der Stadt besessen, die er nun veräußerte, und zum großen Teil aus diesem Erwerb kaufte er sich in der Nähe des Spitalplatzes, auf der Sebalder Seite der Stadt, um 610 Gulden ein neues Haus, das er bis zu seinem Tode bewohnt hat, während er jedoch auch im Besitz des bisherigen Wohnhauses auf der Lorenzer Seite verblieb *). Wie die damaligen Verhältnisse waren, ist nicht anzunehmen, daß er mit seinen Dichtungen so viel erworben habe, um in so günstige Lage zu kommen. Außer seinen im Anfange der Reformationszeit erschienenen, gewiß für ihn — trotz der mehrfachen Nachdrucke — einträglichen Schriften waren bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch

*) Eine Tafel an dem in der jetzigen Hans Sachs-Gasse gelegenen Hause besagt zwar: „Hier wohnte Hans Sachs“. Doch ist dies nicht mehr das wirkliche Wohnhaus, wie es nebenstehend nach einem alten Stiche abgebildet ist, und wie es auch als Gasthaus „zum güldenen Bären“ seine alte Form bewahrt hatte. Die ursprüngliche Spitalgasse (nicht die jetzige, die damals „Neue Spitalgasse“ hieß) hatte schon im 17. Jahrhundert Mehlgäßlein geheißen. Auf dem Grundstück des Gasthauses zum güldenen Bären, dem ehemaligen Hans Sachsschen Hause, stehen jetzt zwei schmälere Häuser, in deren erstem sich ein Wurst- und Fleischladen befindet.



Hans Sachsens Wohnhaus.
(Später Gasthaus „zum gülldenen Bären".)

nicht viele von seinen Dichtungen im Einzeldruck (es kamen meist zwei oder drei Gedichte zusammen heraus) oder in fliegenden Blättern erschienen, und diese konnten bei der Geringfügigkeit ihres Umfangs



Lage des ehemaligen Hans Sachsschen Hauses.

und dem entsprechenden Preise nicht ins Gewicht fallen. Seine Schauspieldichtungen aber wurden erst in späterer Zeit für ihn eine neue Einnahmequelle. Man wird also mit Sicherheit sagen können, daß er

seine günstige Lage vor allem der Tüchtigkeit in der Ausübung seines Handwerks zu danken hatte, nicht minder aber seiner Mäßigkeit, Ordnungsliebe und verständigen Haushaltung.

Die Ehe mit seiner Kunigunde war eine glückliche geblieben. Die mannigfachen Scherze, die er nicht nur über böse Weiber und ihre Eigenschaften, sondern auch über die Beschwerden des ehelichen Lebens schrieb, waren Erzeugnisse seiner humoristischen Lebensanschauung. Vor allem gilt dies von dem früher schon kurz erwähnten köstlichen Gedichte „Das bitter süß ehlich Leben“, in welchem er einen jungen Mann berichten läßt, wie derselbe ihm, dem „Meister Hans“, begegnet sei und ihm mitteilte, daß er heiraten wolle. Der Meister Hans macht ihm darauf allerlei Vorstellungen, einen solchen Schritt, der verhängnisvoll fürs ganze Leben sei, wohl zu überlegen. Endlich, nach wiederholten Gegenreden des jungen Mannes, fragt ihn dieser:

Mein Meister Hans, sagt an,
Habt ihr nit auch ein Biederweib
Auserwählet für euern Leib,
Die euch kein Args noch Saures thut.
Sunder nur alles Süß und Gut, —
Wie künnt euch denn nur baß gesein*)?

Darauf bekennt ihm der Meister Hans, daß ihm gottlob ein braves Weib beschert worden sei, mit dem er nun zweiundzwanzig Jahre gehaust habe (es stimmt dies mit der Abfassung des Gedichtes im Jahre 1541) und mit dem er noch länger zu leben hoffe; aber eine jede Sache habe ihre zwei Seiten. Und nun läßt er mit köstlichem Humor eine lange Reihe von Antithesen folgen, in denen immer die eine Verszeile die Lichtseite und die andere die Schattenseite scharf bezeichnet. Diese ebensowohl durch die Fülle von Gedanken wie durch die meisterliche Beherrschung des Sprachschatzes ausgezeichnete Reihe von drastisch pointierten Versen, welche beginnen:

Mein Frau ist mein Paradeis teuer,
Dabei mein tägliches Fegfeuer —

gipfeln dann in den Schlußsätzen:

Sie ist mein Tugend und mein Laster,
Sie ist mein Wund und auch mein Pflaster,
Sie ist meins Herzens Aufenthalt
Und machet mich doch grau und alt — ꝛc.

---

*) baß gesein: besser sein.

Schließlich kommt er darauf zurück, dem jungen Manne den Rat zu geben, solchen Schritt reiflichst zu bedenken, denn

> Weiber g'raten nit allmal wol,
> Auch steckt die Eh Beschwerung voll;
> Derhalb der Sach noch baß nachtracht
> Und — schlaf darüber diese Nacht*).

Daß er hier, wie in vielen ähnlichen Fällen, die nach den eigenen Erfahrungen abgelegten Bekenntnisse mit dichterischer Freiheit vervollständigte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Im übrigen wußte er ja auch ganz gut, daß nicht für jeden die Ehe so glücklich ausfalle, wie es ihm selbst beschieden worden war. Seine verschiedenen Gedichte und Fastnachtspiele, in denen er böse Weiber schildert, lassen erkennen, daß er selbst genug schlechter Beispiele gesehen habe. Unter den Gedichten dieser Gattung sei hier namentlich das derb humoristische „Die neunerlei Häut einer bösen Frau“ genannt, wie auch „Die zwölf Eigenschaften eines bösen Weibes“. Einen Ausgleich in der Gerechtigkeit suchte er aber darin, daß er dem „Gespräch zwischen sieben Männern über ihre Weiber“ ein Gegenstück gab in dem Gedicht: „Wie sieben Weiber über ihre ungeraten Männer klagen“. In beiden kommt er zu der Schlußmoral, daß je der klagende Teil gleich im Anfang der Ehe nichts versäumen möge, seine eheliche Hälfte durch verständige wohlwollende Lehren auf den rechten Weg zu bringen, damit die Ehe nach ihrer göttlichen Bestimmung wohl gedeihe.

Unter den Gedichten, in denen er die Gebrechen seiner Zeit und die allgemeinen wieder schlechter werdenden Sitten in humoristischer Form geißelt, ist namentlich eines, das er betitelt: „Vom Teufel, dem die Höll will zu eng werden“, als wahres Meisterstück der Satire zu bezeichnen. Der besondere Humor darin besteht nebenbei auch in dem Umstand, daß er hier den Teufel selbst über die Verderbtheit der Menschen moralisieren läßt und deshalb zu dem Entschlusse bringt, die Hölle weiter auszubauen, weil sie zu eng geworden sei. Hans Sachs, der hierauf scheinbar die christliche Menschheit in Schutz nimmt, fragt den Teufel: wie denn das sein könne? Die Hölle sei ja doch in heidnischer

---

*) Das ganze Gedicht ist abgedruckt in meiner Auswahl: „Hans Sachs, Leben und ausgewählte Dichtungen“ (Berlin 1888, R. Gärtners Verlag), ebenso das demnächst erwähnte „Vom Teufel, dem die Höll will zu eng werden“.

Zeit groß genug gewesen; um wieviel mehr müsse sie es also jetzt sein, da die Christenheit zum rechten Glauben zurückgekehrt sei. Aber —

> Der Teufel sprach: Ihr seid entwicht*),
> Halt eures Glaubens Stücke nicht,
> Weder geistlich, noch weltlich Stand ꝛc.

Gegen diese Anklage sucht nun der Dichter dem Teufel eine bessere Meinung beizubringen, indem er das makellose Leben der Christen schildert, in jedem Stand und jedem Beruf in allen Einzelheiten, wobei er stets mit köstlicher Ironie das Gegenteil von seiner wirklichen Meinung ausspricht. Der Teufel erwidert ihm auf alle seine lobpreisenden Versicherungen: Er wolle ihm Glauben schenken, wenn er, der Dichter, ihm bis zu einem bestimmten Tage zehn fromme Männer stellen wolle, welche die Wahrheit des von ihm Gesagten bezeugen können. Aber — und hierin liegt die treffliche Pointe der Satire — Hans Sachs hat sich, wie er bekennt, umsonst bemüht, die verlangten Zeugen aufzutreiben, denn alle, die er darum anging, sagten ihm, er habe „nit wahr geredt" —

> Also bin ich wohl zehen Jahr
> Seitdem umgangen mit den Dingen
> Und kunnt kein Zeugen nie aufbringen,
> Sie sagten all ich hätt gelogen
> Und die Wahrheit zu hart gebogen.

Von gleicher Tendenz ist die „Wolfsklage über die bösen Menschen". Die Idee hat er zwar in älteren Vorbildern gefunden, aber seine dichterische Behandlung ist durchaus originell und von seinem köstlichsten Humor durchwürzt. Er erzählt darin, wie er einst zur Winterszeit im Walde die heulende Stimme eines Wolfs vernommen habe, welcher seine Klagen zum Himmel (sogar zum „Gott Jupiter") sandte, indem er sich beschwerte, warum gerade er unter den Tieren von allen Menschen so grimmig verfolgt werde. Daß er sich seine Nahrung suche und Schafe, Gäns und Enten nehme, wo er sie findet, das könne man ihm doch nicht als etwas Böses anrechnen; wenn die Bauern ihm täglich seine Portion zu fressen geben wollten, so würde er keins von den Tieren anrühren, denn er thäte das durchaus „zu keinem Geschleck", sondern einzig, um zu leben; Gras und Heu könne er nicht fressen, wie's auch sein Vater nicht gethan. Und gegenüber diesem einzigen und über-

*) entwicht: entartet.

dies ungerechten Vorwurf dürfe er doch sagen, daß er von einer großen Menge von Lastern und Sünden gänzlich frei sei. Nun folgt — als der eigentlich humoristisch-satirische Kern des Gedichtes — das Verzeichnis von allen erdenklichen menschlichen Übeln, Untugenden und Lastern, indem der arme Wolf fortfährt:

Ich treib ja keine Tyrannei,
Mach kein Aufsetz*) noch Schinderei
Kein Zoll, Maut, Zehent noch Frohndienst,
Ich nehm kein Ungeld*), Rent noch Zinst
— — — — — — — — — — — — —
Hab auch kein Recht nie aufgezogen,
Gekrümmt, verschränket, noch verbogen,
Auch hat nie falsch zeuget mein Zungen,
Hab nie kein' von sein Gütern drungen
Hab auch trieben keine Finanz,
Und weiß nicht von keim Alefanz.
So hab ich auch nie Wucher trieben,
Und von hundert genommen sieben,
Hab nie fürkauft*) Wein, Treid und Korn
Bin sonst auch kein Fürkaufer worn,
Münzfälschen hab ich auch vermieden,
So hab ich auch kein Münz beschnitten.
Keinerlei Waar ich fälschet nicht,
Hätt nie kurz Elln noch leicht Gewicht,
Hab nie zu viel grechnet noch gschrieben,
Hab auf Borg nie Kein'n höher trieben,
Hab auch kein'n gvorteilt noch betrogen,
Hab kein'n verraten noch verlogen,
Thät keim dieblich sein Ehr abschneiden,
Thät auch nie kein'n hassen noch neiden,
Hab auch kein Menschen nie veracht,
Auch keinen verspott noch verlacht,
Auch kein'n mit Stichworten gefatzt,
Auch nie hin und wider geschwatzt,
Die Leut zu Hader nie gereizt,
Niemand gestolen noch gebeizt;
Auch thät ich nie schmeicheln noch heucheln,
Half keinen abtragen noch meucheln
— — — — — — — — — —

*) Aufsetz: drückende Abgaben, Auflagen; — Ungeld: so viel wie Zoll. (Über Finanz und Alefanz s. die Anm. zu S. 198.) Fürkauf: das wiederholt von ihm als sündlich bezeichnete Aufkaufen von Lebensmitteln aus Spekulation.

Hab auch kein Meineid nie geschworn,
Bin auch nie kein Mordbrenner worn,
Braucht nie kein Kirchenrauberei
Und trieb auch keine Zauberei.
Kein Wetter hab ich nie gemacht,
Fuhr auf dem Bock nie bei der Nacht,
Hab nie auch glaubt an kein Wundsegen,
Nach dem Liebtrank thät ich nit fregen,
Kein Wasser goß ich in den Wein,
Das Brod buk ich auch nie zu klein — 2c.

Kurz, dieses Verzeichnis aller menschlichen übeln Eigenschaften und Gebrechen nimmt in dieser Weise über achtzig Verszeilen ein. Die geistige Beweglichkeit und zugleich die leichte, wenn auch oft sehr willkürliche Handhabung des gesamten sprachlichen Arsenals waren bei Hans Sachs in allen seinen Gedichten dieser Gattung ganz besonders bewundernswert.

Nach Herzählung aller jener Untugenden oder übeln Bräuche, von denen der arme Wolf sich so ganz schuldfrei fühlen darf, führt derselbe wieder höchst verständig noch zu seinen Gunsten an, daß ein Unterschied zwischen ihm und den Menschen noch darin bestehe,

Daß doch die ganz menschliche Zunft
Begabt ist mit Sinn und Vernunft,
Die ihn' giebt Unterscheid so frei,
Was ehrlich oder schändlich sei.
Darüber hat der Mensch auch mehr
Die heilig christlich himmlich Lehr,
Auch Verheißung von Gott daneben,
Ein himmelisch ewiges Leben.
Solche Ding all ermangeln mir,
Ich bin ein unvernünftigs Thier — — —
Wo ich aber ein bessres west,
Wollt ich erwählen noch das best,
Das doch der Mensch mit nichten thut . . .

Endlich betont er: ein jedes Tier, welches Gott geschaffen, strebe nach seiner Natur, die ihm eingepflanzt worden. Das sei aber beim Menschen keineswegs der Fall, da er trotz seiner besseren Begabung durch Vernunft Gott nicht unterthänig bleibe —

Deß werden an dem jüngsten Tag
All Creatur mit großer Klag
Wider den Menschen Zeugniß geben
Und wider sein sündliches Leben,
Die er mißbraucht hat allesammen
Ihm selbst zu ewigem Verdammen.

Ernster und elegischer wird der Ton seiner Poesie in solchen Gedichten, in denen sein positives Glaubens- und Sittlichkeitsgefühl im Geiste der reinen evangelischen Lehre sich ausspricht, wie in den Klaggedichten von der verstorbenen Frau Treu, der unterdrückten Frau Wahrheit, der vertriebenen Frau Zucht, der Brüderlichen Lieb u. s. w., alle aus dem Zeitraum von 1535—1537; ferner bei jenen Gedichten, in denen er direkt den Verfall der großen Errungenschaften der Reformation mit innigstem Tone des Schmerzes beklagt, wie in der „gemartert Theologie“ und in dem „klagend Evangelium“. Auch in diesen hat er für seine Herzensergüsse wieder die Form des Traumes gewählt.

Die „Theologie“ erscheint ihm als ein schwer mißhandeltes Weib. Indem er in der umständlichen Beschreibung aller Martern, die sie schon erduldet, auch das Partei- und Sektenwesen drastisch schildert, schließt er die Klage mit der schwachen Hoffnung:

Nun bitten wir Jesum,
Daß er wöll all Irrthum,
Spitzfünd und Ketzerei,
Sect, Rotten und Partei
Ausrotten durch sein Geist.
Daß sein Wort allermeist
Fort in der Christenheit
Rein in Einfältigkeit
Einhelliglich aufwachs,
Und Frucht bring, wünscht Hans Sachs.

Von gleicher elegischer Art ist sein im folgenden Jahre (1540) verfaßtes Gedicht „Das klagend Evangelium“. Das wiederum in weiblicher Gestalt als Traumbild erscheinende Evangelium ist die Wahrheit des reinen Gotteswortes, welche die Menschen aus langer Nacht und Irrtum erlöst habe, um dann wieder von allen Menschen verlassen zu werden, mißachtet und verunstaltet. Erbittert über den wieder drohenden Verfall des so glücklich Errungenen ruft der Dichter aus:

Wenn Christus selber käm',
Sich seines Worts annähm,
So würd' der Geistling Zahl
Ihn kreuzgen noch einmal
Als ein irring Verführer,
Ein Mörder und Aufrührer —

Und mit herzinnigstem Tone der Frömmigkeit richtet er am Schlusse wieder sein Gebet zu Gott, daß er uns sein Wort erhalten möge, auf

daß es in uns erflamme stark — durch Seel, Herz, Bein und Mark, — und daß die Menschen wieder im rechten Glauben sich befestigen mögen.

Zu direkten Angriffen gegen das Papsttum und seine aufs neue erstarkende Macht kam er nur noch in ein paar unbedeutenderen Gedichten, die 1543 geschrieben sind, aber nicht gedruckt wurden*). Sie kommen aber an Schärfe des Ausdrucks seinen früheren antipäpstlichen Gedichten keineswegs gleich. In dem einen, „Ein Warnung Hensel Narren, den weltlichen Stand und den geistlichen Stand", schließt Hensel Narr seine Warnung:

Entgeht ihren Stricken und Garnen,
Ich Hensel Narr thu euch warnen,
Wie man denn sagt vor alten Tagen,
Kinder und Narren Wahrheit sagen.

In dieser Zeit begann bei Hans Sachs die glückliche Periode seiner stärksten Produktionskraft, deren Höhepunkt er aber erst viele Jahre später erreichte, namentlich was seine erstaunliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Schauspieldichtung betrifft. Aber neben seinen von Jahr zu Jahr in gesteigerter Zahl anwachsenden Gedichten, deren Stoffe er aus der Bibel, aus den alten Geschichtschreibern und verschiedenen Chroniken, sowie nebenbei aus den Zeitereignissen nahm, hatten ihn doch immer vorzugsweise diejenigen Stoffe angezogen, in denen er seine sittlichen Anschauungen aussprechen konnte, jene ausschließlich auf die Verurteilung der Laster und auf die Ermahnung zur Tugend und zu einem gerechten und sittlichen Lebenswandel gerichteten Dichtungen, von denen schon einzelne hier mitgeteilt worden sind. Der Ernst der Zeit, seine innige Hingabe an die Errungenschaften der Reformation, wie seine Trauer über ihren Niedergang, sowohl durch die Schuld ihrer Gegner, wie noch mehr durch diejenigen, die so weit davon entfernt waren, den gereinigten Glauben als ein höheres Sittengesetz zu erkennen und danach zu leben: das alles erfüllte ihn so sehr mit Bekümmernis, daß er nur in manchen Ausnahmefällen schon auf jenem heitern Gebiete der Dichtung sich bewegte, auf dem er seine unbestrittene Meisterschaft erlangen sollte, in den Fastnachtspielen und Schwankgedichten, wenn auch stets in den ernsteren moralisierenden Gedichten seine liebenswürdige Schalkhaftigkeit und der Humor seiner kerngesunden Natur sich geltend machte.

---

*) Sie finden sich in dem handschriftlichen fünften Spruchbuch (Berliner Königl. Bibliothek), welches auch einen ungedruckt gebliebenen Prosa-Dialog enthält.

Sehr zahlreiche seiner Gedichte waren schon in Einzeldrucken im Volke verbreitet und steigerten seine Beliebtheit als echter Volksdichter im besten Sinne. In der frühern Zeit erschienen die einzeln publizierten Gedichte in **Einblattdrucken**, auf großen, nur auf einer Seite bedruckten Bogen, mit dazu gefügten, oft sehr großen Holzschnitten. Diese Art der Vervielfältigung war besonders geeignet, seinen Dichtungen im Hause des Handwerkers wie auch des Bauern und des „gemeinen Mannes" einen Platz als Zimmerschmuck oder „Haussegen" zu geben.



Inhalt zweierlei Predigt.

Nur wenige dieser großen Einblattdrucke tragen eine Jahreszahl, aber aus jenen einzelnen Fällen können wir entnehmen, daß die Gedichte gleich aus des Dichters Werkstatt in die Druckerei und zum Formschneider kamen, da diese Jahreszahlen (am Ende des Blattes) mit der von Hans Sachs in der Gesamtausgabe verbürgten Zeit der Abfassung übereinstimmen, wie z. B. bei den Gedichten „Von zweierlei Predigt (1529), „Die Eulen Bais" (1532), „Heinz Widerporst" (1534) und noch anderen mehr. Wir können hiernach die überwiegende Zahl dieser Einblattdrucke in die dreißiger Jahre setzen, wenn auch viele noch später erschienen, als schon die kleinen Quartausgaben, die meist zwei

oder drei Gedichte zusammen brachten, zahlreicher wurden. Die Holzschnitte auf den großen Einblattdrucken sind ungleich an Wert*); einige davon sind ganz vorzüglich, sowohl in der Zeichnung wie in der Aus-



Die Hochzeit zu Cana in Galilea.

führung des Schnittes, wie z. B. bei dem über 70 Centimeter breiten Bilde zur „Erklärung der Tafel des Gerichts". Mehrere dieser Holzschnitte rühren von dem Schüler Albrecht Dürers Hans Schäuffelin her.

*) Die hier beigefügten Holzschnitte sind meist in sehr erheblicher Verkleinerung nach den Originalen reproduziert.

Auch der Holzschnitt zur „Hochzeit zu Cana“ trägt dessen Monogramm, während allerdings das Gedicht erst 1545 geschrieben, Hans Schäuffelin aber bereits 1540 gestorben war. Es läßt dies aber nur darauf schließen, daß der Holzschnitt schon vor dem Gedichte vorhanden gewesen sein muß. Von solchen Einblattdrucken mögen ferner noch erwähnt sein: „Fama, das weitfliegend Gerücht“, „Die Tischzucht“, „Der Nasentanz“; ferner das Gespräch zwischen sieben Männern, die über ihre Weiber klagen, und das Gegenstück dazu von den sieben Weibern, die „Klag der wilden Holzleute“, „Nachred das greulich Laster“ und noch vieles andere.



Fama, das weitfliegend Gerücht.

Viele der Einblattdrucke tragen statt des Dichters Namen nur die Buchstaben H. S. S. (Hans Sachs Schuhmacher), meist aber mit Angabe des Buchdruckers, der in sehr häufigen Fällen zugleich als Formschneider oder Briefmaler bezeichnet ist, wie bei Hans Guldenmund, Georg Lang, Wolfgang Resch, Niclas Meldmann, Wolfgang Strauch.

Viele der Gedichte erschienen aber nicht nur in Einblattdrucken, sondern auch außerdem in den erwähnten kleinen Quartausgaben, wie z. B. der schon früher erwähnte „Lobspruch der Stadt Nürnberg“. Unter jenen einzeln gedruckten Dichtungen, die bestimmt waren, beim gemeinen

Mann die Kenntnis der Geschichte oder Länderkunde zu verbreiten, steht in erster Reihe das Gedicht „All römisch Kaiser nach ordnung, und wie lang jeder regiert hat . . . . bis auf den jetzigen großmächtigen Kaiser Carl“. Wie sehr derartige Reimchroniken den Wünschen der großen Volkskreise entsprachen, beweist die große Zahl ihrer Auflagen. Von den „all Römisch Kaisern“ erschien der erste Druck, in kleiner Quartausgabe, bereits 1530; er hat auf dem Titelblatt das Bildnis des „großmächtigen“ Kaisers Karl, aber auf der letzten Seite außerdem



Kaiser Maximilian.
(Nach dem Holzschnitt zu einem Hans Sachsschen Gedicht v. J. 1530.)

noch das des „teuren Fürsten Kaiser Maximilian“. Das Medaillonbild (von dem hier nur das Porträt selbst wiedergegeben wird) trägt die Unterschrift: „Du hattest wenig Ru in diesem Leben — Darumb dir Gott jetzt ewig Freud hat geben“.

Auch andere Stoffe, historische und naturwissenschaftliche, behandelte Sachs in gleicher Weise, wie in den Gedichten: „Das Regiment der anderthalbhundert Vögel“, „Der Ursprung des Behemischen Landes und Königreichs“, „Der Spruch der hundert Thierlein nach ihrer Art und Eigenschaft“, — und vieles ähnliche. Besonders häufig hatten ihn auch die

Türkenkriege angeregt, die Thaten dieses schrecklichen Feindes im Zeitungsstil zu versifizieren. 1532 waren die Türken abermals mit furchtbarer Macht eingefallen und Nürnberg schickte dem Kaiser zwei Fähnlein Knechte. Aus diesem Jahre datieren die Gedichte: Türkisches Scharmützel bei der neuen Stadt in Oesterreich, Klag zu Gott über die



1545 : HANS SACHS.

grausame Wüterei des Türken, sowie das im „Bruder Veiten Ton" (einer populären Volksweise) gedichtete Strophenlied wider den blutdürstigen Türken, und in späteren Jahren noch einige andere von gleicher Tendenz. Ohne Zweifel waren auch diese auf die Türkenkriege bezüglichen Gedichte in Einblattdrucken verbreitet, denn wir werden später sehen, daß auch andere denkwürdige Begebenheiten der Tagesgeschichte in dieser Form für den gemeinen Mann verbreitet wurden.

Als Einblattdruck erschien auch des Dichters eigenes Bildnis in großem Holzschnitt und mit der Angabe: „1545. Hans Sachsn. Alter 51 Jar". Es ist dies das beste Bildnis des Dichters, das wir aus dieser Zeit seines kräftigen Mannesalters haben. Der Holzschnitt (in der Größe von 28 zu 31 Centimeter) wird Hans Brosamer zugeschrieben, doch ist seine Autorschaft sehr fraglich, da Brosamer in dieser Zeit (schon seit 1537) in Erfurt lebte*). Unter dem Bilde stehen sechzehn Verszeilen, unterzeichnet Johann Betz. So gering aber auch der dichterische Wert dieser Verse sein mag, so zeigen sie doch, in Begleitung des Bildes, wie sehr Hans Sachs in den großen Volkskreisen beliebt und angesehen war.

Während bei seiner so vielseitigen dichterischen Thätigkeit die Sorge um das Schicksal der ihm so teuer gewordenen neuen Glaubenslehre ihn fortdauernd erfüllte, behielt er doch auch die großen politischen Angelegenheiten und Welthändel im Auge. Für solche Gedichte wählte er mit Vorliebe die Gesprächsform. In ausgedehntester Weise geschieht das in dem 1544 geschriebenen Gedicht „Ein artlich Gespräch der Götter, die Zwietracht des römischen Reiches betreffend", worin er seine Anschauungen über die Weltlage zum Besten giebt, dabei aber auch hier wieder das Göttergespräch in die Traumwelt versetzt. Der „Engel Genius" ist es, der ihn in die himmlische Region bis vor den Göttersitz führt, wo er nun mit anhört, wie Jupiter die Götter um ihre Meinung befragt wegen der Zwietracht im römischen Reich „sammt deutscher Nation". Das Gedicht fällt in die letzte Zeit des vierten der Kriege Karls V. mit Frankreich und der Dichter hat es auch hier verstanden, die politischen Angelegenheiten der Art erörtern zu lassen, daß der Zusammenhang auch dem gemeinen Mann verständlich werden mußte. Spaßhaft ist hierbei, welch ein Mittel schließlich der Dichter vorschlagen läßt, um die verderbliche Zwietracht zu beenden. Nachdem Jupiter, Mars, Saturn, Phöbus, Mercurius und andere ihre Meinung kundgethan, ergreift auch Minerva das Wort, indem sie versichert, die einzige Person, die hier helfen könne, sei der „gemeine Nutz" („res publica"). Wo aber, sprach Jupiter, ist derselbe zu finden? Nach weiterem Hin- und Herreden wird Merkur beauftragt, zur Erde niederzusteigen, um den „gemeinen Nutz" aufzufinden. Merkur kommt dem Befehle auch nach, kommt aber bald mit wenig tröstlicher Nachricht zurück, indem er erzählt:

*) Das Bild ist umstehend, bedeutend verkleinert, in neuem Holzschnitt wiedergegeben.

Den Gmein Nutz hab ich funden,
Doch voll tödtlichen Wunden,
Und mit Krankheit geplagt,
An Händ und Füß contract,
Sein Leib ganz ausgedorret,
Gerumpfen und verschmorret —

So wird der erbärmliche Zustand des „gemeinen Nutz“ weiter sehr drastisch geschildert und damit begründet, daß Merkur ihn gar nicht habe anrühren können, um ihn mitzubringen, aus Besorgnis, er möchte ihm unterwegs sterben. Nun aber weiß Jupiter Rat. Er befiehlt, man möge sogleich zum Äskulap schicken, dem „Gotte aller Arzenei“; dieser solle zur Erde niedersteigen, um mit Kräutern und Pflastern, mit Nektar und Purganzen Rempublicam wiederherzustellen. Wenn aber dies gelungen sei, so soll der Genesene auf Erden wieder alles reformieren, wonach dann auch der Adler frei sein Gefieder schwingen werde. Hierauf baut dann auch der Dichter, da er aus dem Traum wieder erwacht ist, seine Hoffnung.

Noch in demselben Jahre konnte denn auch mit Frankreich, das auf Italien verzichtete, der Friede geschlossen werden. Aber noch während der fernen kriegerischen Ereignisse ward Nürnberg selbst durch eine außerordentliche Begebenheit in Schrecken und Aufregung versetzt, und zwar durch die landfriedensbrüchige Gewaltthat eines der adeligen Placker, ausgeübt gegen einen der ausgezeichnetsten und geehrtesten Männer in der Regierung der Nürnbergischen Republik. Obwohl Hans Sachs dieses Ereignis nicht zum Gegenstande eines Gedichtes gemacht hat, so ist dasselbe doch in der Geschichte Nürnbergs zu wichtig, um hier mit Stillschweigen übergangen werden zu können. Hieronymus Paumgärtner, der bereits seit 1525 im Rate saß, durch Gründung des Gymnasium Aegidianum sowie der Stadtbibliothek sich große Verdienste erworben und auch an verschiedenen diplomatischen Aktionen teilgenommen hatte, war 1544 als Vertreter Nürnbergs nach Speier zum Reichstag entsendet. Nach Beendigung des Reichstages, auf der Rückreise Paumgärtners nach seiner Vaterstadt, geschah der freche Landfriedensbruch (am 11. Mai) durch den Stegreifritter Albrecht von Rosenberg, der ihn trotz kaiserlichen Geleites auf dem Wege zwischen Sinsheim und Wimpfen (im Neckargebiete) überfiel, und ihn als Gefangenen auf ein Bergschloß bringen ließ. Die Erregung darüber war in Nürnberg natürlich groß, um so größer, als eine derartige

Gewaltthat seit lange nicht vorgekommen war. Erst später hatte man als Grund für diese Gefangennahme angenommen, daß Rosenberg, welchem durch den Schwäbischen Bund zuvor ein paar seiner Raubschlösser abgenommen worden waren, die Zurückerstattung vom Reiche erzwingen wollte.

Die Nürnberger brachten sofort 600 Mann zu Roß und zu Fuß auf, um das unweit Rothenburg gelegene Schloß Halbstetten zu belagern und des Gefangenen Herausgabe zu bewirken. Der Zug wurde aber



Hieronymus Paumgärtner.

dadurch resultatlos, daß der Gefangene unterdessen bereits auf eine andere Burg gebracht worden war. Von verschiedenen Seiten traten Vermittler ein, um die Freigebung des ausgezeichneten Mannes zu bewirken. Selbst der Landgraf Philipp von Hessen, welcher durch Melanchthon dazu angeregt war, machte einen vergeblichen Versuch.

Länger als ein Jahr dauerte Paumgärtners Gefangenschaft, und sie wäre auch dann noch nicht beendet worden, wäre nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen. Den Nürnbergern war es gelungen, einen Anverwandten Rosenbergs, Wolf von Stetten, gefangen zu nehmen, und nun konnten die Unterhandlungen wegen Austausches mit Aussicht auf Erfolg beginnen. Da aber Rosenberg den erhofften Gewinn doch nicht

ganz fahren lassen wollte, so mußten die Nürnberger, außer der Freilassung Stettens, sich noch zur Zahlung von 800 Goldgulden verstehen.

Die Rückkehr Paumgärtners wurde von der Bevölkerung Nürnbergs am 3. August 1545 — also nachdem Paumgärtner ein Jahr und zwei Monate in der Gefangenschaft zugebracht — als ein Tag der Freude gefeiert. Mehrere Herren vom Rate, denen sich andere angesehene Bürger anschlossen, gingen dem Heimkehrenden entgegen, und geleiteten ihn in die Stadt, wo namentlich die Ägidienstraße, in der

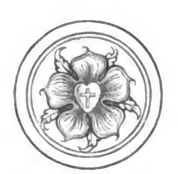


Das Relief von Adam Krafft an Paumgärtners Haus.

sich sein Haus befand, von der harrenden Menge dicht angefüllt war. Um dem Getümmel zu entgehen, hatte Paumgärtner nicht den geraden Weg zu seiner Wohnung eingeschlagen, sondern war auf dem Umweg durchs Vestnerthor eingeritten und durch eine enge Gasse zu seinem Hause gelangt, das schon vor vielen Jahren durch ein über dem Eingangsthor angebrachtes Relief von Adam Krafft — Ritter Georg den Lindwurm tötend — geschmückt war. Paumgärtner mußte sich endlich der frohbewegten Menge vom Fenster aus zeigen, um den draußen Harrenden für die ihm bewiesene liebevolle Teilnahme zu danken.

Man weiß, daß auch auf jenem Reichstag zu Speier, der den Anlaß zu dem Ereignis gab, für die protestantische Sache nichts gewonnen wurde, und daß die katholische Reaktion immer weiter ging.

Der plötzlich erfolgte Tod Martin Luthers — am 18. Februar 1546 — war ein neuer und sehr schmerzlicher Schlag, der die Hoffnungen der Evangelischen tief niederdrückte. Hans Sachs hatte seit seinem Gedicht „Das klagend Evangelium" (1540), abgesehen von den erwähnten kleineren und unbedeutenden Gedichten dieser Tendenz, nichts geschrieben, was eine direkte Bethätigung seiner religiösen Überzeugung ausdrückte, wiewohl auch alle seine anderen Dichtungen immer erkennen lassen, daß sein Herz treu an dem neuen Glauben und der evangelischen Wahrheit festhielt. Der Tod Luthers war nun für ihn wieder die Veranlassung zu einem an Innigkeit und echter Frömmigkeit unübertrefflichen Gedichte, in dem er wieder der „gemarterten" Theologie an dem Sarge Luthers das Wort erteilte.



Luthers Wappen (nach alten Drucken).

Gedruckt ist das vom 22. März datierte Gedicht außer in einer Einzelausgabe ohne Jahreszahl im ersten Buche der Nürnberger Gesamtausgabe unter der Überschrift: „Ein Epitaphium oder Klagred ob der Leiche Doctori Martini Lutheri". Da es sich jedoch auch in der

Facsimile: Hans Sachsens Überschrift vom Epitaphium auf Luthers Tod.

Handschrift des Dichters, im fünften Spruchbuch (Berliner Königl. Bibliothek) erhalten hat und mehrfache Abweichungen gegen den spätern Druck aufweist, so möge es hier, als das schönste Zeugnis seiner innigen Liebe zu Luther, auch nach der Handschrift vollständig Platz finden*).

*) Es ist in dem nachfolgenden Abdruck die Lesart der Handschrift überall da beibehalten, wo es augenscheinlich ist, daß die späteren Abweichungen im Druck von 1558 wie auch in dem Einzeldruck o. J. keine Verbesserungen, zum Teil wohl auch Eigenmächtigkeiten des Buchdruckers sind. Die Orthographie ist auch hier nach den für die anderen mitgeteilten Gedichte maßgebenden Grundsätzen verändert.

Ein Epitaphium doctory martini Lutherj.

Als man zelt fünfzehn hundert Jar
Und sechs und virzig, gleich als war
Der siebenzehend im Hornung,
Schwermütigkeit mein Herz durchdrung,
Und west doch selb nit, was mir was,
Gleich traurig auf mir selber saß,
Legt mich in den Gedanken tief
Und gleich in Unmut groß entschlief.
Mich daucht, ich wär in einem Tempel,
Erbaut nach sächsischem Exempel*)
Der war mit Kerzen hell erleucht,
Mit edlem Räuchwerk wohl durchräucht.
Mitten da stund bedecket gar
Mit schwarzem Tuch ein Todtenbar.
Ob dieser Bar da hing ein Schild,
Darin ein Rosen war gebildt**),
Mitten dadurch so ging ein Kreuz,
Ich dacht mir: ach Gott was bedeuts?
Erseufzet darob trauriglcich***),
Gedacht wie wenn die Todten Leich
Doctor Martinus Luther wär?
Indem trat aus dem Chor daher
Ein Weib in schneeweißem Gewand,
Theologia hoch genannt,
Die stund hin zu der Todten Bar,
Sie wand ihr Händ und rauft ihr Har,
Gar kläglich mit Weinen durchbrach,
Mit Seufzen sie anfing und sprach:
Ach daß es muß erbarmen Gott,
Liegst du denn itz hie und bist tod,
O du treuer und küner Held,
Von Gott dem Herren auserwählt,
Für mich so ritterlich zu kämpfen,
Mit Gottes Wort mein Feind zu dämpfen,
Mit Disputiren, Schreibn und Predgen
Damit du mich denn thätst erledgen
Aus großer Trübsal und Gezwenknuß
Meiner babylonischen Gefengnuß,

*) In der Handschrift: nach uraltem Exempel. Das „sächsische“ ist wohl eine spätere Verbesserung vom Dichter selbst.

**) Luthers Wappen (s. die vorige Seite).

***) Die Endung leich für lich kommt bei Hans Sachs häufig vor.

Darin ich lag so lange Zeit
Bis schier in die Vergessenheit,
Von mein Feinden in Herzenleid,
Von den mir mein schnee weißes Kleid
Vermailigt*) wurd, schwarz und besudelt,
Zerrissen und scheuzlich zerhudelt,
Die mich auch hin und wieder zogen,
Zerkrüppelten, krümbten und bogen.
Ich wurt geradbrecht, zwickt und zwakt,
Verwundt, gemartert und geplackt
Durch ihr gottlose Menschen Lehr,
Daß man mich kaum kunt kennen mehr.
Ich galt endlich gar nichts bei ihn,
Bis ich durch dich erledigt bin,
Du tener Held aus Gottes Gnaden,
Da du mich waschen thätst und baden
Und mir wider reinigst mein Wat**)
Von ihren Lügen und Unflat.
Mich thätstu auch heilen und salben,
Daß ich gesund steh allenthalben,
Ganz hell und rein wie im Anfang.
Darin hast dich bemühet lang
Mit schwerer Arbeit hart geplaget,
Dein Leben oft darob gewaget,
Weil Bapst, Bischöff, Küng und Fürsten
Gar sehr nach deinem Blut was dürsten,
Dir hinter tückisch nachgestellt.
Noch bist du als ein Gottes Held
Blieben warhaft, treu und beständig
Durch kein Gefahr worden abwendig
Von wegen Gottes und auch mein,
Wer wird nun mein Verfechter sein,
Weil du genommen hast ein End?
Wie wirt ich werden so ellent,
Verlassen in der Feinde Mit?
Ich antwort ihr: o fürcht dir nit,
Du Heilige sei wolgemut,
Gott hat dich selb in seiner Hut,
Der dir hat überflüssig***) geben
Viel trefflich Mender so noch leben,
Die werden dich handhaben fein
Samt der ganz Cristlichen Gemein,

*) vermailigt oder vermeiligt: so viel wie verunreinigt.
**) Wat: Gewand.
***) überflüssig heißt hier natürlich: im Überfluß.

Der du bist worden klar bekant
Schier durchaus in ganz deutschem Land.
Die all werden dich nit verlassen,
Dich rein behalten aller Maßen
Der Menschen Lehr*), wie du itz bist,
Darwider hilft kein Gwalt noch List,
Dich sollen die Pforten der Höllen
Nicht überwältigen noch fällen,
Darumb so laß dein Trauren sein,
Daß Doctor Martinus allein
Als ein Überwinder und Siger,
Ein recht apostolischer Kriger,
Der seinen Kampf hie hat verbracht
Und brochen deiner Feinde Macht
Und jetz aus aller Angst und Not
Durch den mild barmherzigen Gott
Gefordert zu ewiger Ruh,
Da helf uns Cristus allen zu,
Da ewig Freud uns auferwachs
Nach dem Elend das wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis 1546 am 22. Tag Marci.

Der Trost, den der Dichter hier der bekümmerten Theologie zuspricht, wird für ihn selbst nur ein schwacher gewesen sein.

Nicht lange darauf folgte die tragische Katastrophe. Die Achtserklärung der beiden fürstlichen Häupter des Schmalkaldischen Bundes, des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen, hatte zum Kriege geführt, an welchem Nürnberg, gemäß seiner schon früher zu dem Bunde genommenen Stellung, nicht teilnahm. Aber es sollte dennoch von den damit verbundenen schweren Lasten und Bedrängnissen nicht verschont bleiben. Denn als das spanische Heer unter Herzog Alba zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland kam, nahm es seinen Weg über Nürnberg und sollte hier für kurze Zeit einquartiert werden.

Endlich war denn doch hierdurch in der Nürnberger Bevölkerung das evangelische Bewußtsein zum hellen Zorn angefacht. Die verhaßten Spanier als die Unterdrücker des neuen Glaubens bei sich aufzunehmen, darin konnten die Nürnberger für ihre dem Kaiser bewiesene Ergebenheit doch nicht den verdienten Lohn erkennen, und das Volk erhob sich zum Widerstand. Um Schlimmeres zu verhüten, ward der Volksaufstand

*) Rein der Menschenlehr. Im Druck steht: ohn Menschenlehr.

durch die Nürnbergische Regierung schnell unterdrückt, und die spanischen Truppen zogen in die Stadt ein. Herzog Alba selbst, als Feldherr der Spanier, hielt sich einige Tage in Nürnberg auf und wohnte in dem Hause des einst hoch angesehenen aber jetzt bereits verstorbenen Rechtsgelehrten Dr. Scheurl, in der zur Burg hinaufführenden Straße.

Die Schmalkaldischen Bundestruppen waren in Schwaben und Baiern hin und her marschiert, ohne einheitliche Leitung und ohne bestimmtes Ziel, und nach einigen für sie unglücklichen Gefechten zogen sie sich nach verschiedenen Seiten zurück. Die dem Schmalkaldischen Bunde beigetretenen Städte hatten es jetzt schwer zu büßen. Aber auch Nürnberg mußte weitere Demütigungen über sich ergehen lassen, die es als eine Strafe für sein allzu vorsichtiges Verhalten ansehen konnte. Im Anfang des Jahres 1547 kam der Kaiser Karl V. selbst nach Nürnberg, aber er konnte bei der jetzigen Lage der Dinge von der guten Stadt nicht mit so glänzenden Ehrenbezeigungen und Festlichkeiten empfangen werden, wie vor sechs Jahren. Er war von 500 Reitern begleitet und ließ sich in einer Sänfte tragen. Bei seiner Ankunft mußte die Wache der Stadtmiliz sich zurückziehen und die Bewachung der Thore den kaiserlichen Truppen überlassen; ja die Ratsregierung überreichte ihm auch, wie einem siegreichen Feinde, die Schlüssel der Stadt. Am 29. März verließ der Kaiser Nürnberg wieder und ging über Altdorf zum eigentlichen Kriegsschauplatze nach Sachsen ab.

Schon einen Monat später war der Schmalkaldische Krieg durch die für die Protestanten so unglückliche Schlacht bei Mühlberg beendet. Die gefangen genommenen Häupter des Bundes, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, der sich seinem Schwiegersohn Moritz von Sachsen, auf dessen ihn schützende Zusage vertrauend, ergeben hatte, wurden unter spanischer Bewachung zunächst nach Schwabach, dicht an der südöstlichen Grenze des Nürnbergischen Gebietes, gebracht und vom Kaiser sehr hart behandelt.

Auch über dieses Ereignis, die Schlacht bei Mühlberg und die Gefangennahme Johann Friedrichs, hatte Hans Sachs ein Gedicht geschrieben, unter der Überschrift „Die Niederlag und Gefengnus Herzog Hans Friedrichs zu Sachsen im 1547“ (das Wort Jahr wurde von Hans Sachs häufig nach der Jahreszahl weggelassen). Das nur 122 Verse lange Gedicht ist nicht in die Gesamtausgabe seiner Werke gekommen, doch wurde es als fliegendes Blatt (Einblattdruck) mit einem sehr großen und guten Holzschnitt in Nürnberg herausgegeben. Der

Druck weicht von der Handschrift darin ab, daß er nicht mit dem Namen des Dichters schließt, der auch sonst nicht einmal mit den Anfangsbuchstaben angedeutet ist. Hans Sachs hatte bei der Beschreibung der Begebenheit, die natürlich auch in Nürnberg große Teilnahme erwecken mußte, aus einer „Neuen Zeitung“ von Hans Baumann geschöpft, welcher Buchdrucker in Rotenburg ob der Tauber war, aber als Feldhauptmann in dem Kaiserlichen Heere unter Alba diente. Trotzdem ist in dem Zeitungsbericht ein bestimmter Parteistandpunkt kaum zu erkennen, und diese Objektivität finden wir auch in dem Hans Sachsschen Gedicht, der bei Beschreibung der Schlacht dem Zeitungsstil ziemlich treu bleibt. Nur einmal klingt leise der Schmerz hindurch, den sein fromm protestantisches Herz darüber empfinden mußte. Nach dem Bericht über des Kurfürsten Gefangennahme heißt es:

> Nach dem wurd er geführet spat
> Für kaiserliche Mayestat.
> Allda er auf gen Himmel sach,
> Mit einem großen Seufzen sprach:
> „O Herre Gott erbarm dich mein!
> Sind wir jetzt hie.“ Als er allein
> Kam für kaiserliche Mayestat,
> Demütig Gnad gebeten hat,
> Ein fürstlich Gfengnus zu verwalten.
> Der Kaiser sprach: Wir wolln euch halten,
> Wie ihr's verdient habt, führt ihn hin *).

Bei der übeln politischen Lage, in der sich Nürnberg befand, mußten hier die Empfindungen über den traurigen Verlauf der Schmalkaldischen Sache sehr geteilte sein. Aber Schlimmeres sollte der Stadt selbst noch auferlegt werden.

Nach dem Siege, den Karl V. über den protestantischen Bund errungen hatte, mußte es sein ernstlicher Wunsch sein, für die beiden Religionsparteien durch neue Vereinbarungen einen Friedensstand herbeizuführen, vielleicht gar eine Versöhnung. Solches schien aber dem Herrscher, der für das Herz des deutschen Volkes kein Verständnis haben konnte, nur denkbar unter der Voraussetzung, daß den Evangelischen keinerlei Zugeständnisse gemacht würden, nachdem schon zu Regensburg

*) Nach der Handschrift (im 6. Spruchbuch, Dresdner Kgl. Bibl.) wurde das Gedicht bereits von R. Bechstein im „Deutschen Museum“ (1863) abgedruckt und mit dem Zeitungsbericht verglichen.

das Interim an dem Widerspruch der Papisten gescheitert war. Jetzt, nach der Niederlage der protestantischen Fürsten, schien die Durchführung der Sache viel einfacher. Auf dem Reichstage zu Augsburg, den 5. Mai 1548, ließ der Kaiser von drei Theologen — es waren dies der Bischof von Naumburg Julius Pflug, der Titularbischof von Sidon Michael Helding und des Kurfürsten Joachim von Brandenburg Hofprediger Joh. Agricola — die Bestimmungen ausarbeiten, welche unter der Bezeichnung des Interims den Protestanten aufgedrängt werden sollten. Die Gesandten, welche Nürnberg zum Reichstag geschickt hatte, waren Hieronymus Holzschuher, Sebastian Haller und Jakob Muffel. Man mutete ihnen zu, alles Wesentliche des päpstlichen Gottesdienstes, was nach der 1533 festgestellten Nürnbergischen Kirchenordnung in Wegfall gekommen war, wieder aufzunehmen. Die Vertreter Nürnbergs versuchten zuerst, ihre Entscheidung von dem Verhalten anderer evangelischer Stände abhängig zu machen. Aber die protestantischen beiden Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und Joachim von Brandenburg erklärten ihnen im Namen des Kaisers: Wenn Nürnberg sich weigere, das Interim anzunehmen, so würde der gesamte Rat dafür zur Untersuchung gezogen oder die Stadt Nürnberg würde mit Kriegsvolk belegt werden. Die wiederholten Vorstellungen des Rates und Bittschriften an den Kaiser waren vergeblich.

Am 19. Juni erschienen in Nürnberg zwei kaiserliche Abgesandte, Johann von Lier und Heinrich Haas, ebenso die Vertreter der beiden genannten Kurfürsten, die in ihren Landen selbst die lutherische Reformation eingeführt hatten. Auch der nächste Nachbar des nürnbergischen Gebietes, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der schon im Schmalkaldischen Kriege auf der Seite des Kaisers gestanden hatte, hatte sich zur Annahme des Interims bequemen müssen. Die Nürnberger Regierung war in sehr bedrängter Lage, und auf die ernsten Drohungen der kaiserlichen Räte, daß Nürnberg durch seine Weigerung von der Ungnade des Kaisers sich des Schlimmsten zu versehen habe, entschloß sich der Rat schweren Herzens zur Annahme mehrerer wesentlichen Punkte des Interims und gab dann, nachdem einmal der bestimmte Widerspruch aufgegeben war, immer mehr den weiteren Forderungen nach. Zunächst wurde das Gestatten des Fleischessens an bestimmten Fasttagen wieder aufgehoben und eine ganze Reihe päpstlicher Feiertage wieder eingeführt, ebenso die Privat-Absolution. Also ward nach vielen Schwierigkeiten und Verhandlungen das Interim am 31. August

für Nürnberg eingeführt. Da dies alles der päpstlichen Partei nicht genug war, so ließ sich der Kaiser bestimmen, Nürnberg zu noch weiteren Zugeständnissen zu nötigen. So ward denn auch die Messe wieder angeordnet und der Rat ließ 1549 eine besondere Interims-Agende drucken. Trotz alledem wurden gegen Nürnberg noch bis zum Jahre 1551 die Drangsalierungen durch die päpstlichen Machthaber fortgesetzt.

Die Prediger der beiden Hauptkirchen, Osiander und Veit Dietrich, obgleich im Übrigen uneins in dogmatischen Fragen, hatten sogleich ihre ernstlichen Bedenken gegen das Interim vorgetragen, und erklärten sich selbst von der Kanzel gegen diese Vergewaltigung der evangelischen Kirche, was der Rat ihnen untersagte. Osiander verlangte darauf seine Entlassung von dem Predigeramte zu St. Lorenz. Veit Dietrich war seit 1535 Prediger an der Sebalduskirche. Er war der Sohn eines Nürnberger Schuhmachers, studierte 1522 in Wittenberg, wo er eine Reihe von Jahren zu Luthers Haus- und Tischgenossen gehörte, und als Luther während des so wichtigen Augsburger Reichstages sich auf der Veste Coburg aufhielt, hatte ihn Veit Dietrich auch dorthin begleitet. Die Einführung des Interims hatte sein Gemüt so tief ergriffen, daß er erkrankte und bereits 1549 im Alter von nur dreiundvierzig Jahren starb.

Osiander war bei seiner streitbaren Natur weniger weich geartet. Nachdem er beim Rate sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte, griff er das Interim in verschiedenen Schriften heftig an, veröffentlichte sogar ein beißendes Spottgedicht gegen die Urheber desselben, und im November desselben Jahres hatte er plötzlich, ohne dem Rate eine Anzeige davon zu machen, Nürnberg verlassen, um sich bald danach zum Herzog Albrecht nach Königsberg in Preußen zu begeben*).

Die gegen das Interim gerichteten Schriften sprossen allenthalben hervor. Gedruckte Predigten und Gebete, heftige Proteste und Spottgedichte erschienen in Menge. Zu den Verfassern der letzteren gehörte auch Erasmus Alberus; andere gelehrte Dichter schrieben lateinische Carmina, selbst Sapphica und Acrosticha. Zu den interessantesten deutschen Spottgedichten gehörte das „schöne Lied“ von Andreas Osiander. Es ist ganz im Tone des Kirchenliedes gehalten und einer bestimmten Choralmelodie angepaßt. Die erste Strophe desselben lautet:

---

*) Vergl. die Anmerkungen zum 6. Kapitel.

Das Interim — ich nicht annimm,
Und sollt die Welt zerbrechen,
Drei Schelmen Mann — es gmachet han
Das wird Gott an ihn'n rächen,
Wohl hier und dort — weil sie groß Mord
In Deutschland wollen stiften,
Viel Herzen rein — der heilgen Gmein
Mit falscher Lehr vergiften.

In den folgenden Strophen werden dann nach einander die drei genannten Theologen — Pflug, Helding und Agricola von Eisleben, zuletzt auch natürlich der päpstliche Antichrist — in den stärksten Worten angegriffen.

Osianders Gedicht gegen das Interim ist so kräftig, daß man danach begreifen könnte, wenn Hans Sachs, der übrigens sogar den Inhalt Osianderscher Predigten in Meisterliedern behandelte, über die Angelegenheit, die doch sein Herz tief bekümmern mußte, geschwiegen hätte. Das war aber nicht der Fall, wenn auch nichts von ihm darüber in den Druck gekommen ist. Und wie wäre es ihm jetzt möglich gewesen, seinen Empfindungen über die Gewaltthat gegen die evangelische Freiheit keinen Ausdruck zu geben? Er schrieb denn auch ein 252 Verse langes und vom 21. August datiertes Gedicht „Der Interim", das sich aber auch nur handschriftlich (ebenfalls in seinem sechsten Spruchbuch) erhalten hat.

Das Gedicht ist viel weniger, als das Osiandersche, von Zorn erfüllt, als von Schmerz. Es ist in gleichem elegischen Ton gehalten, wie seine früher erwähnten Dichtungen „Das klagend Evangelium", „Die gemartert Theologie" und das „Epitaphium" auf Luthers Tod. Wie in jenen Dichtungen, so ist es auch hier wieder ein Traumbild, das er für den Ausdruck seiner Empfindungen gewählt hat. Und wieder ist es ein himmlisches Frauenbild, die „Warheit", die er vor einem offenen Buche sitzen sieht, die aber an den Füßen mit schweren Ketten gefesselt ist. Von seiner sonstigen Auffassung weicht er aber in bemerkenswerter Weise darin ab, daß es diesmal der heidnische Gott Saturn ist, der sie in Bande gelegt hat, weil Frau Veritas mit ihrem hellen Glanze ihn verdunkelt und weil er auch Bacchus und Venus, sowie den Gott Plutus durch das reine Weib zu verlieren fürchtet. Minerva aber bittet Jupiter, der Unschuld sich anzunehmen. Die daraus weiter sich entwickelnde Allegorie ist phantastisch und originell genug, wenn auch stellenweise nicht ganz verständlich. Nachdem Jupiter einen Rat der Götter berufen,

zerschmettert er durch einen feurigen Strahl und Donnerschlag die Pforten der Tempel, worauf „Hipocrasis“ auf einem fliegenden Drachen erscheint, um die gefesselte Veritas mit einem vielfarbigen Kleid zu umhüllen. Hier folgt nun in dem Gedicht die Stelle, in der sich Hans Sachs in der Anwendung farbenreicher und drastischer Bildersprache als Meister zeigt:

Ein lang vielfärbig Kleid,
Das Frau Nequitia
Mit eigner Hande da
Hät gsponnen und gestricket
Zusamm gut und geflicket
Aus alt verlegnem Tuch,
Das Kleid gab einen Ruch
Wie lauter Pech und Schwebel,
Sein Gstänk macht gleich ein Nebel.
Doch wars verbrämt ein wenig
Mit süß vergiftem Hönig.

— — — — — — — — — — —

Also Frau Veritas
Trauernd unmutig saß
Und ganz entfärbet sich,
Ihr licht Angsicht erblich
Wann sie saß in dem Rock
Gleich wie in einem Stock,
Gefangen und elend,
Konnt weder Füß noch Händ
Geregen noch gerühren.
Inwendig thät sie spüren
Viel scharfer Hechelzähn,
Welche thäten durchgehn
Der Warheit ihren Leib,
So daß das heilig Weib
Mit Herzenleid erfüllet,
Ihr Angsicht ward verhüllet,
Daß man sie kennet nimmer.
Sie weint und seufzet immer
Weil sie war zwiefach gfangen.
Nachdem mit höfling Prangen
Hipocrasis gleich thät,
Als sie's erledigt hätt
Durch ein gleichmäßig Mittel,
Gab ihm ein herrling Titel
Mit heuchlerischer Stimm,
Nennt das Kleid Interim;

Auf ihrem Drachen nieder
Saß und fuhr dahin wieder
Und gleich vor Freuden juchzt.
Die Sammlung gar erschluchzt
Kraftlos, furchtsam und matt,
Wußt weder Hilf noch Rat.
Doch trat zu ihn'n allda
Frau Poenitencia,
Sprach wie mit Ungeduld:
An mir habt ihr verschuldt,
Weil ihr mich von euch triebet,
Die Finsternus euch liebet
In den Sünden zu leben.
Darum hat euch Gott eben
Verdecket auch die Warheit
Und ihr himmlische Klarheit,
Der keiner würdig was.

Doch tröstet Veritas die Umstehenden und Klagenden: Wenn auch Himmel und Erde vergingen, so würde sie doch ewig fortbestehen, wenn sie jetzt auch gefangen sei.

Der Dichter fragt nun den ihn führenden „Genius“ verwundert und betrübt: Warum denn Jupiter, der sonst so gütig, jetzt geworden sei so wütig? Hierauf wird dem Dichter die sonderbare Antwort:

Ihn hat verführt also
Frau Adulacio,
Die ihm stets lag in Ohren
Machten ihn gar zum Thoren,
Weil Ignorancia
Auch war gewaltig da . . .

Aber, fährt er dann fort:

Wer weiß, wie lang es währt?
Groß Ändrung wird auf Erd;
Merk das wol und erfahrs,
Indem der Kriegsgott Mars
Kam für des Tempels Pforten,
Daß man an allen Orten
Von Kriegsvolk hört ein Prümmel,
Von Rossen ein Getümmel,
Ein Lärmen und Spießsprechen,
Hauen, Schießen und Stechen,
Daß es in Lüften kracht.

Nachdem der Dichter wieder erwacht ist, schließt er mit der zu Gott gerichteten Bitte, er möge die Not bald von ihnen nehmen, möge aber auch die Menschen im Glauben stärken, daß sie weder durch Verfolgung, Kreuz noch Leiden von seinem Worte sich abwendig machen lassen.

Da dieses Gedicht weder in der Nürnberger Gesamtausgabe des Hans Sachs Aufnahme fand, noch auch ein Einzeldruck desselben bekannt ist, so erscheint es wohl möglich, daß bei der peinlichen Situation, in der sich die Nürnbergische Regierung befand, Hans Sachs einen Drucker für das Gedicht gar nicht gesucht habe. Er schrieb es einzig aus tiefem Herzensdrang und las es in vertrauten Kreisen Freunden und Gleichgesinnten vor, um sich selbst und andere mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft zu trösten.



Neuntes Kapitel.

Die Meistersinger.

Die Popularität des Hans Sachs, so groß und so verdient sie auch war, blieb doch allem Anschein nach auf die größeren Schichten des Volkes, auf die Handwerkerkreise und kleineren Gewerbtreibenden beschränkt. Denn wir haben nicht ein einziges Zeichen, daß dem so hoch verdienten und ausgezeichneten Manne aus den Kreisen der Künstlerschaft, der großen Kaufherren oder der Gelehrtenwelt die Würdigung zuteil geworden wäre, die er in mehr als einer Hinsicht verdiente. Wir haben viele Korrespondenzen und andere Schriftstücke aus den Nürnberger Patrizierkreisen, sowie der damaligen Künstler und Gelehrten; aber nirgends, mit einer ganz vereinzelten Ausnahme, ist des Hans Sachs auch nur Erwähnung geschehen. Die Ursachen dafür sind verschiedene, wenn sie auch die Thatsache nicht ausreichend erklären. Die wissenschaftlich Gebildeten, die auch die ersten Stellen im Rate einnahmen und die das entscheidende Wort führten, standen ganz und gar unter dem Einflusse der humanistischen Richtung. Für sie war die lateinische Sprache der Ausdruck der Bildung, und Männer wie Pirkheimer, Scheurl, und später Eoban Hesse und andere bedienten sich selbst in den Privatkorrespondenzen vorzugsweise der lateinischen Sprache. Die Männer der Wissenschaft konnten die deutsche Sprache, obwohl sie durch Luthers Worte und Thaten zu so großer Bedeutung gelangt war und auch für die gesamte Reformationsdichtung

in allen deutschen Landen angewendet wurde, doch nur insofern gelten lassen, als sie für die größeren Volkskreise zum Mittel der Verständigung und zur Ausbreitung der Ideen der Reformation diente.

Das Zerwürfnis, das schon seit 1525 zwischen Luther und den Humanisten eingetreten war, kam viel weniger aus differierenden Ansichten über gewisse Bekenntnisformen, als aus der Kluft, die zwischen dem thatkräftigen Manne des Volkes und dem einseitigen und anspruchsvollen Gelehrtentum bestand. Auch in Nürnberg hatte ja Pirkheimer, trotz seiner sonstigen unbestrittenen Verdienste, dafür ein bedauerliches Beispiel des Gelehrtenhochmuts gegeben, der ihn schließlich sogar gänzlich der Reformation abwendig machte. Daß wir aber auch von seiten der ausgezeichneten Männer im Nürnberger Rate, welche die Reformation so kräftig gefördert hatten, keine andere Beziehung zu dem dichtenden Schuhmacher kennen, als jene im Jahre 1527 ihm erteilte Verwarnung, muß wohl zu der Einsicht führen, daß die von Hans Sachs selber so hoch gepriesene Gerechtigkeit des Rates sich nicht auch auf eine gerechte Würdigung des gewissenhaften und unermüdlichen Volksdichters, der eben nur ein schlichter Handwerker war, erstreckte. Was er freilich bei seiner so enormen Thätigkeit für die Bereicherung und erhöhte Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache geleistet hat, das zu würdigen mußte späteren Jahrhunderten vorbehalten bleiben.

Hans Sachs aber hatte keinen Ehrgeiz, Beifall und Auszeichnung von anderen zu erlangen, als eben von denjenigen, auf die er doch in erster Reihe mit seinen Schriften wirken wollte. In seinem persönlichen Verkehr blieb er als fleißiger Meister seines Handwerks in dem Kreise der Berufsgenossen, der Handwerker, sowie der kleineren Gewerbtreibenden und Fabrikanten. Sein Hauswesen wurde durch seine Kunigunde in guter Ordnung gehalten, denn er hatte es gleich im Anfang seiner Ehe verstanden, seinem eigenen musterhaften Ordnungssinn Geltung zu verschaffen. Ausschweifungen, die über seinen Stand und seine Mittel hinausgingen, kannte er nicht. Alle diese Tugenden und sein Fleiß im Handwerk verschafften ihm auch im Kreise seiner bereits recht zahlreich gewordenen Familie jene Ruhe und Heiterkeit des Gemütes, die er auch durch seine gesunde Lebensphilosophie sich zu erhalten wußte. In einem 1544 geschriebenen Gedichte „Der Liebe Zank“ hatte er in einem Rückblicke auf die Zeit, da er noch um die Liebe seiner Kunigunde warb, gewisser kleiner Streitigkeiten gedacht, wie sie die Leidenschaft und die Empfindlichkeit der Liebe mit sich bringen. Nun aber, in der Erinnerung

an seine fünfundzwanzigjährige Ehe, konnte er seiner Lebensgefährtin ein ehrendes Zeugnis ausstellen für alle ihm so lange erwiesene Liebe und Treue.

Außer seinen Zunftgenossen, sowohl im Handwerk wie auch in der Meistersingschule, waren es nur wenige Kunsthandwerker, Formschneider und Buchdrucker, mit denen er zuweilen mehr als bloß geschäftlichen Verkehr hatte. Der Buchdrucker Hans Guldenmund, den damals gleichfalls die Verwarnung betroffen hatte, blieb besonders thätig in der Herausgabe Hans Sachsscher Gedichte, sowohl in den Einblattdrucken, wie auch später in den sehr zahlreichen kleinen Quartdrucken. Auf einzelnen Einblattdrucken Hans Sachsscher Gedichte hat Guldenmund sich auch als „Briefmaler" bezeichnet; andere der geringeren Buchdrucker verbanden ihr Gewerbe auch mit der Formschneidekunst (für Buchstaben, Initialen und andere Holzschnitte). Die Zahl derjenigen, die sich in Nürnberg mit dem Buchdruck beschäftigten, war in dieser Zeit eine verhältnismäßig große. Aber von den bedeutenderen Buchdruckern ist nächst dem ausgezeichnetsten, dem vielgenannten Anton Koberger, besonders noch Johann Petreius zu nennen, der durch Herstellung größerer Werke das Ansehen des Nürnberger Bücherdrucks aufrecht zu erhalten wußte. Befreundet mit Osiander hatte er schon 1533 auch die von demselben ausgearbeitete gemeinsame Markgräflich-Nürnbergische Kirchenordnung herausgegeben.

Der Nürnberger Meistersingschule hatte Hans Sachs trotz aller seiner sonstigen Dichtungen verschiedener Gattung fortdauernd seine fördernde Teilnahme bewahrt. Sein alter Lehrer im Meistergesang, der Weber Lienhard Nunnenbeck, war erst vor wenigen Jahren gestorben, aber noch zwanzig Jahre später bewies Sachs demselben (in dem schönen Gedicht auf seine verstorbene Frau Kunigunde) seine dauernde Anhänglichkeit. Auch gab er solche darin zu erkennen, daß er mehrere seiner Lieder nach den Tönen Nunnenbecks schrieb. Auch der Spenglermeister Sponn, der die ersten „Töne" des kleinen Hans vernommen hatte, war schon seit längerer Zeit mit dem letzten Abgesang heimgegangen. Aber die Nürnberger Meistersingerzunft hatte alljährlich neuen Zuwachs erhalten und blühte mehr als je zuvor.

Hans Sachs war unter den Nürnberger Genossen die höchste Autorität geworden, sowohl als Dichter und Meistersinger, wie auch durch seinen goldreinen Charakter und seine streng sittlichen Grundsätze, die er auch in der Singschule bei seinen Genossen mit aller Kraft seines

starken Geistes zu befestigen suchte. Eines seiner schärfsten Lieder der die Singschule betreffenden Tendenz, aus dem Jahre 1534, ist seine Ermahnung an die sogenannten „Strafer“. So wurden sowohl die gegen andere Gesellschafter gerichteten Spott- und Rügelieder selbst genannt, wie auch die Personen, von denen sie ausgingen. Hans Sachs bekämpfte dies als eine Unsitte um so mehr, als er das von ihm verabscheute Laster des Neides als den Anlaß dazu erkannte. In diesem Falle muß Hans Sachs selber von einem solchen Störer des Friedens angegriffen worden sein, wie er es in der zweiten Strophe seines „im kurzen Ton Müglings“ gedichteten Liedes ausspricht, wenn er nicht vielleicht hier seine eigene Person dichterisch für den Geschmähten unterstellt hat. Er nennt den Angreifer einen Lumpenmann,

der nichts dann schmähen, schenden kann,
gleich wie ein Hippenbub verrucht. —

Er verlangt, man solle denselben von der Gesellschaft ausschließen, und fährt dann in der zweiten Strophe fort:

Die weil er ohn Verstand
mich schmähet hie durch seinen Tand,
das ist der werten Kunst ein Schand,
Meistergesang ein Hindernus;
Billig ist, so er schmecht,
daß er geleichen Lohn entpfecht*),
Widergelten ist nit unrecht;
Wer kegeln will, auffetzen muß.
Doch will ich sein auf diesmal noch verschonen,
seiner Scheltwort mit Scheltwort nit belonen,
sunder treulig vermonen,
daß er sein fatzen unterlaß**).

Übrigens wurde in der 1540 vereinbarten Schulordnung eine Bestimmung aufgenommen, welche „Strafer oder Reizer“ ausdrücklich untersagt und mit einer Strafe belegt. Ehe wir aber auf die Gesetze und die gesamten Verhältnisse der Nürnberger Singschule näher eingehen, muß hier einiges über die Vorgeschichte und Fortentwickelung des Meistergesanges vorausgeschickt werden, auch um mancherlei verbreitete Irrtümer zu berichtigen.

*) entpfecht: empfängt.

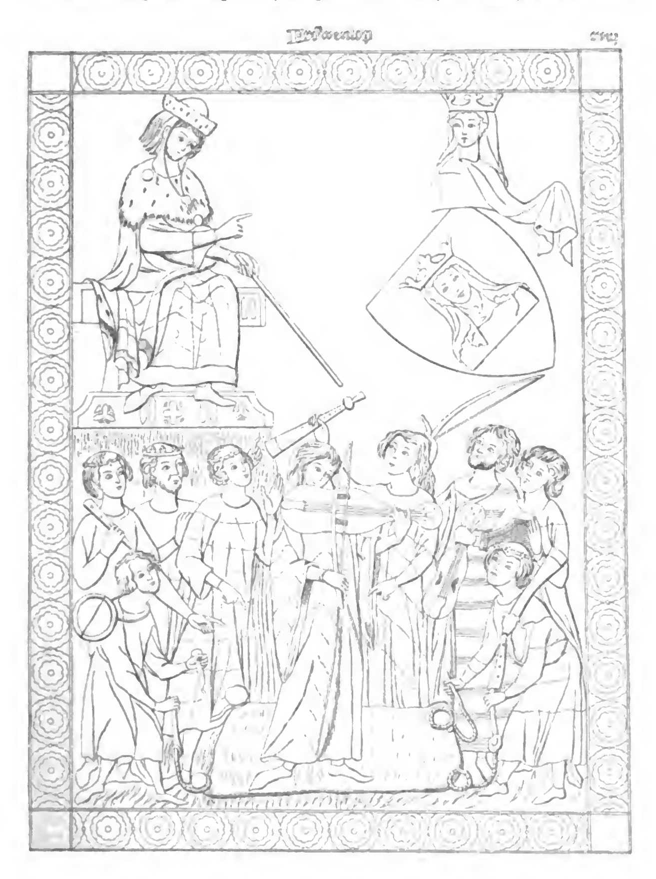
**) Die Ausdrücke fatzen und Hippenbub sind schon früher erklärt worden. Vgl. auch die Anmerkungen zum 3. Kapitel (S. 92).

Die Hauptsitze der edeln Meistersingekunst waren bekanntlich am Rhein, und namentlich müssen Straßburg, Mainz und Worms als die hervorragendsten Pflegestätten dieser Kunst bezeichnet werden. Was aber die späteren Meistersinger von dem Ursprung ihrer Kunst und von den „zwölf alten Meistern“ zu berichten wußten, die zu Mainz angeblich zur Zeit König Ottos I. die erste Vereinigung gebildet hätten, ist nichts als eine Sage, denn die hierbei zusammen genannten zwölf Meister, unter ihnen Frauenlob, Regenbogen, Klingsohr u. s. w., haben überhaupt gar nicht zu gleicher Zeit gelebt. Heinrich Frauenlob sollte als der eigentliche Stifter der ersten Meistersingschule (in Mainz um 1311) gelten, was also schon gar nicht mit der Zeit König Ottos I. zusammenstimmt, und eben so wenig mit mehreren anderen Meistern der Zwölfzahl sich vereinen läßt. Aber die Mythe von ihnen pflanzte sich durch alle späteren Meistersingschulen fort, und die vier sogenannten „gekrönten Töne“ (von Frauenlob, Marner, Mügling und Regenbogen) mußten von allen späteren Singern, welche die Meisterschaft erlangen wollten, studiert, auswendig gewußt, und zu neuen Liedern angewendet werden.

Jene ganze Tradition erweist aber auch vor allem die Vermischung des Meistergesanges mit dem älteren Minnegesang, obgleich die Minnesänger vorzugsweise aus den Kreisen der adeligen Ritterschaft kamen (allerdings mit Ausnahmen, wie Regenbogen, Kanzeler und andere), während die Meistersinger, seitdem sie auf Grund der Traditionen des Minnesangs ihre ersten Singschulen konstituierten, stets ausschließlich dem Handwerkerstande angehört hatten. Aus vielen Liedern der Minnesänger hatte der Meistergesang die Strophenbildung übernommen, ja bei einzelnen Minneliedern lassen sich auch Spuren der Strophengliederung, die dem Stollen und Abgesang als Vorbild dienten, erkennen. Dies ist aber besonders bei jenen späteren Dichtern, wie Regenbogen und andere, der Fall, die wir sonach als den Übergang zu den Meistersingern zu erkennen haben. Dagegen sind bei der überwiegenden Mehrzahl der Minnelieder die Strophen, sowohl in der Zahl der Verse wie in den Maßen, ganz ungleich gebildet. Bei manchen Liedern aber finden wir die bestimmten Versformen auch bereits als „Töne“ bezeichnet. So kommen bei Frauenlob der „lange Ton“ und der „schwinde Ton“ vor, bei Regenbogen der „lange Ton“ und „graue Ton“, „Briefton“ u. s. w.

Wie im Ausgange des Mittelalters mit dem Emporblühen der Städte und des Bürgertums auch das zünftige Handwerk zu hoher Blüte sich entwickelte, so suchte man in diesen Kreisen die Traditionen

des Minnesanges neu zu beleben und nahm die Vorbilder zunächst von den Minnesängern *bürgerlicher* Herkunft, um ihnen durch eine weitere



und gesetzlich geregelte Ausbildung der Formen eine neue und erhöhte Bedeutung zu geben. Der freiere Flug der Poesie wurde durch Gesetze mit

pedantischer Strenge eingezwängt, so daß der handwerksmäßige Formenzwang die Herrschaft über den natürlichen dichterischen Ausdruck erlangte. Das mechanische Zählen der Silben, ohne Rücksicht auf den natürlichen Rhythmus der Sprache, mußte den Mangel wirklichen dichterischen

Her walther von der vogelweide. xlv



Gefühls ersetzen, und die künstlich verteilten Reimbindungen waren mehr für das Auge als für das Ohr vorhanden.

Von den Minnesängern, die für den Meistergesang besonders als Vorbilder dienten, stand Frauenlob (mit eigentlichem Namen Heinrich, aus Meißen stammend) obenan. Hans Sachs hat in seinen tausenden von Liedern, die er nach fremden Tönen schrieb, nicht weniger als

25 verschiedene Töne mit dem Namen Frauenlobs bezeichnet, obgleich die meisten dieser Töne schwerlich auf denjenigen zurückzuführen sind, dessen Namen sie tragen. Neben Frauenlob standen: Regenbogen (ein Schmied), Mügling und der Marner (soviel wie Seefahrer) und diesen vier alten Meistern wurden die „vier gekrönten Töne“ zugeschrieben, in deren Anwendung die Dichter vor allem ihre Kunst zu zeigen hatten.



Jenen Meistern reihten sich in der Zahl der Töne an: Kanzler (Fischer), Meister Stolle, Wolfram und Walther von der Vogelweide; und auch Tannhäuser (Danhuser) und Klingsohr mußten ihre Namen für einzelne von den Meistersingern gebrauchten Töne hergeben.

In Nürnberg und in Augsburg hatte die Meistersingkunst unter den Handwerkern erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts weitere Ausbreitung gefunden. Sicher ist, daß in Augsburg schon um 1450

eine Meistersingschule erstanden war. Von Hans Rosenplüt, dem fahrenden Sänger und Wappendichter, kennt man keine Meisterlieder. Erst Hans Folz, dessen dichterische Thätigkeit in den Zeitraum von 1470—1490 fiel, scheint dem Meistergesang in Nürnberg großen Aufschwung gegeben zu haben und er kann wohl, nach der großen Verehrung zu urteilen, die er noch bei Hans Sachs genoß, als der eigentliche Begründer und Mittelpunkt der älteren Nürnberger Singschule betrachtet werden. Da er als Barbier (Chirurg) von Worms nach Nürnberg gekommen war, so mögen wohl auch durch ihn die Traditionen vom Ursprung des Meistergesanges und von den Tönen der zwölf alten Mainzer Sänger vom Rheine dorthin verbreitet worden sein, obwohl gerade Folz schon in Worms unter den Anhängern der dortigen Singschule ein Neuerer gewesen war, der der Pedanterie des Schulzwanges und der Autorität, die man den Tönen der „alten Meister" beilegte, sich entgegengestellt und besonders gegen die Mainzer Schule opponiert hatte. In der That können jene Töne einen Anspruch auf Echtheit durchaus nicht erheben, und viele sind wohl dadurch entstanden, daß ein neuerer Dichter seinem eigenen „Ton" den Namen eines der alten Meister beilegte. Am wenigsten Glauben aber können die den absonderlichen Versformen untergelegten Gesangnoten finden, die im Laufe der Zeiten mehr und mehr verändert wurden. Hans Folz hatte jedenfalls dazu beigetragen, dem Meistergesange frisches Blut zu geben und, indem er zu neuen Formen anregte, auch eine ausgebreitetere Teilnahme dafür zu bewirken. In Nürnberg schlossen sich an ihn andere Handwerker, von denen uns aber nichts überliefert worden ist, als ihre Namen und die Bezeichnungen wie die Formen ihrer von Hans Sachs und von Späteren gebrauchten „Töne". Auch Kuntz Haß bezeichnete sich gleich im Anfang seines erwähnten Lobgedichtes auf Nürnberg (S. 41) als Meistersinger. Zwischen jenen beiden und der durch Hans Sachs geförderten Nürnberger Singschule befindet sich in den Überlieferungen eine Lücke. Denn als Hans Sachs zu dichten begann, war wohl der von ihm gepriesene „durchleuchtig deutsch Poet" Hans Folz nicht mehr am Leben.

Wenn die zahllosen verschiedenen Formen der Meisterlieder in ihrem künstlichen und mühsam ausgerechneten Bau zweifellos etwas Handwerksmäßiges hatten, so ist doch auch nicht in Abrede zu stellen, daß in dem Triebe dazu ein ideales Streben lag. Es war eine mißverständliche Auffassung des Kunstgesanges im Gegensatz zum Volks=

gesang, welche diese eigenartige Erscheinung förderte. Wir haben zwar auch Beispiele, daß die Meistersinger für einzelne Lieder volkstümliche Weisen der Benutzung würdigten, wie z. B. den besonders beliebten „Bruder Veiten Ton“. Aber solche Lieder galten nicht als Meisterlieder, in deren Natur es begründet lag, daß sie niemals im Sinne des Volksliedes populär werden konnten. War es doch den Schülern im Meistergesange durch die Schulgesetze ausdrücklich verboten, Lieder der Singschule auf der Gasse oder bei Zechgelagen zu singen. Der Meistergesang sollte etwas höheres, heiligeres sein, und in den Handwerkerkreisen war es Ehrensache, mit der holdseligen Kunst des Meistergesanges sich zu beschäftigen. Auch Hans Sachs, der in der profanen Dichtungsform, den volkstümlichen altdeutschen Reimpaaren, so überaus fruchtbar war, wie kein anderer deutscher Dichter, blieb dabei doch sein Lebenlang dem Meistergesange treu. Wenn dieser ursprünglich dem Ausdruck religiöser Empfindungen dienen sollte, so hatte er allerdings mit der Zeit alle erdenklichen Stoffe sich angeeignet. Doch waren alle solche Lieder an den bestimmten hohen Festtagen von dem Hauptsingen ausgeschlossen.

Unter allen bestehenden Handwerken waren es in erster Reihe die Schuhmacher und die Weber, bei denen der Meistergesang besonders beliebt war. Von den anderen Handwerken finden wir unter den mit Namen und Stand genannten Meistersingern noch die folgenden häufig vertreten: Schneider, Kürschner, Schwarzfärber, Rotschmiede, Nagler, Kandelgießer, Nadler, Glaser, Steinmetze, Bäcker, Täschner u. s. w. Aber auch Briefmaler und Illuministen kommen wiederholt vor. Aus allen diesen Gewerken setzte sich auch in Nürnberg die Zunft der Meistersinger zusammen, deren einzelne Mitglieder als „Gesellschafter“ bezeichnet wurden. In der Zeit der Blüte des Hans Sachs und der Singschule belief sich die Zahl derselben auf mehr als zweihundert.

Es ist bereits (im 4. Kapitel) ein Hans Sachssches Lied erwähnt, in welchem er die Nürnberger Singschule mit einem herrlichen Garten vergleicht. Das Lied ist in seinem eigenen „neuen Ton“ geschrieben, und da er diesen selbst in seinem zweiten Meisterliederbuch ins Jahr 1527 gesetzt hat*), so würde dieses Lied auf die Nürnberger

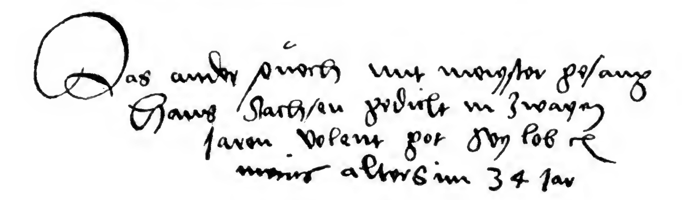
*) Im Widerspruch mit dieser Jahreszahl steht es allerdings, daß das nämliche zweite Buch der Meisterlieder drei Gedichte „im neuen Ton“ enthält, denen er die Jahreszahl 1526 beigefügt hat.

Singschule auch nicht früher gedichtet sein können, keinesfalls schon 1515. In jenem Liede hatte er (wohl nach dem Vorbilde der angeblichen „zwölf alten Meister“) auch die zwölf namhaftesten Meister der Nürnberger Singschule hergezählt. Außer dem gepriesenen Hans Folz („Balbierer“) waren dies: der Bäcker Konrad Nachtigall, der Weber Lienhard Nunnenbeck, der Nagler Fritz Zorn, die Heftelmacher Vogelsang und Hermann Oertel, der Briefmaler Hans Schwarz, der Holzmesser Ulrich Eislinger und ein nicht mit Namen genannter Schneider „vom Gostenhof“ (der Nürnberger Vorstadt); ferner ohne Angabe ihres Gewerbes: Six Beckmesser, Merten Grimm und Fritz Ketner. Man sieht schon aus der Zusammenstellung mit Hans Folz, daß die Namen aus verschiedenen Zeiten genommen sind. Wenn andere hervorragende Meistersinger in dem Liede nicht genannt sind, namentlich der auch in den Hans Sachsschen Liedern mit seinen zahlreichen Tönen sehr häufig vorkommende Hans Vogel, so ist dabei zu beachten, daß erst später viele fruchtbare Meister hinzugekommen sind, darunter auch die (erst später zu nennenden) Schüler des Hans Sachs.

Sobald ein der Zunft sich widmender Schüler mit den Grundsätzen des Meistergesanges vertraut gemacht war und sich wohl unterrichtet zeigte, wurde er der Gesellschaft vorgestellt und mußte sich einem Examen durch die Merker unterwerfen, nicht allein über die Tabulatur und die alten Töne, sondern auch über Geburt, Lebenswandel u. s. w. Wurde er für als Mitglied würdig erachtet, so mußte er sich verpflichten: stets bei der edeln Kunst zu bleiben, sie in Schutz zu nehmen gegen Anfeindungen, mit den Gesellschaftern friedlich zu leben und denselben auch, wo es not thäte, zu helfen.

Daß die Gebote der Sittlichkeit so streng bewacht wurden, stand auch im Zusammenhang mit den religiösen Übungen in ihrer Kunst, die ursprünglich ganz von der mittelalterlich scholastischen Richtung beeinflußt war. Auch in den ersten Liedersammlungen des Hans Sachs tritt diese religiöse Richtung noch ganz dominierend hervor, sowohl in seiner Sammlung fremder Lieder, wie in seinen eigenen Dichtungen. Mit kirchlichen Dogmen und metaphysischen Untersuchungen erfüllte man den Strophenbau mit seinen gekünstelten Versformen und schöpfte dabei vor allem aus den dafür zu verwertenden Bibelstellen. Seit der Reformation hatte allerdings das religiöse Element eine andere Richtung erhalten, indem an die Stelle der mystischen Grübeleien und dogmatischen Spitzfindigkeiten der sittliche und wirklich religiöse Ernst getreten war. Aber

das Bibelwort, das jetzt nur in der Sprache Luthers statthaft war, gab nach wie vor eine sehr große Ausbeute für den Stoff der Lieder, und wir finden auch bei Hans Sachs die seltsame Sitte, gleich in den ersten Verszeilen auf die Bibelstelle mit Angabe des Buches und Kapitels hinzuweisen. Daß so prosaische Worte wie „in dem zwanzigsten Kapitel“ u. dergl. m. nicht nur in die Versform gezwängt, sondern auch nach den Gesangsnoten pathetisch gesungen wurden, ist bezeichnend für die Auffassung der Kunst. Noch in seinem zweiten, 1528 abgeschlossenen Meisterliederbuch ist die weit überwiegend größte Zahl der 135 darin enthaltenen Lieder auf Bibelstellen des Neuen Testamentes gegründet, während die Stoffe aus dem Alten Testament vorbildlich (er nennt es „in Figuren“) behandelt sind. Wenn er in der Folge immer mehr auch allgemein sittliche Lebensfragen und weltliche Stoffe zum Gegenstand des Meisterliedes nahm, es auch nicht verschmähte, Fabeln und lustige Schwänke, die er schon als Spruchgedichte geschrieben, in die Liedform zu übertragen, so blieb doch daneben sein streng religiöser Sinn unerschüttert, ja dieser war durch die Reformation nur noch tiefer und fester geworden. Wie in seinen Liedern, so zeigt sich dies auch in der Form der kurzen Einleitungsworte seiner geschriebenen Liederbücher. Sein erwähntes zweites Meisterliederbuch


Das ander pûech mit meister gesang
Hans Sachsen gedicht in zwaynzig
jaren volent got dem lob
meines alters im 34 jar

beginnt, nach dem Titelblatt, die übliche Vorrede mit den Worten:

„Gnad vnd Fried des Herrn Cristi sei mit uns alle Zeit, Amen“.

Dann fährt er fort:

> „Nachdem das reine wort Gottes widerumb bey uns teutschen erschienen ist vnd die kunst des meistergesanges Gott zu lob erfunden ist, so hab ich Hans Sachs angefangen mit hilf Gottes zu tichten vnd zu schreiben die nachfolgende par in disem puchle Gott zu lob vnd zu auspreitung seines heilsamen wortes . . .“

Wenn er also hier die Tendenz des Liedes im allgemeinen noch in dem Preise Gottes sieht, so wurde doch daneben, sowohl von ihm selbst wie von anderen, mit der Religionsübung und der didaktischen Tendenz auch ein künstlerisches Ideal darin erkannt, und dieses sowohl in der Musik wie in dem Gesange gepriesen. Einer der späteren namhaftesten Schüler des Hans Sachs, der Schuhmacher Georg Hager, hat seiner Liedersammlung, die uns handschriftlich erhalten ist (Königl. Bibliothek in Dresden), ein Gedicht als Motto vorangesetzt, welches zeigt, wie man über das Wesen und den Wert der Sangeskunst sich klar zu werden suchte. Die Verse sind in den Reimpaaren der Spruchgedichte geschrieben und lauten:

Singet gar frölich Gott zu lob,
Gesang schwebt allen künsten ob,
Wiewol der werten saiten spil
Den menschen geben freuden vil.
Aber das schön menschlich gesang
Überdrifft weit den plosen klang.
Denn in dem saiten spil geziert
Allein der ton vernommen würt;
Aber die menschlich stimm so klar
Macht tön und text fein offenbar,
Und gibt den menschen gute lehr,
Billig behält Gesang die Ehr.

Einen vollen Einblick in die Form und das Wesen des Meistergesanges wird man nur erhalten, wenn man die Worte des Liedes im Zusammenhang mit der ihm zukommenden Gesangsweise begreift. Dennoch hat die musikalische Seite des Meisterliedes bisher nicht die Beachtung gefunden, die sie — trotz ihres untergeordneten künstlerischen Wertes an sich — beanspruchen darf. Wie schon die ältesten deutschen Lieder nicht bloß als Gedichte, sondern ausschließlich für den Gesang geschrieben waren, so ist auch die Bezeichnung Meistergesang im wörtlichen Sinne zu nehmen; die Lust am Gesange, an der Musik war es wesentlich, was die fortschreitende Ausbildung dieser Kunst förderte. Und bei den kirchlichen Gesängen kam dazu noch das Bedürfnis, der Unzulänglichkeit des gesprochenen Wortes für den Ausdruck der Empfindung durch den getragenen Ton nachzuhelfen. Das Lob der „Musica“ war dann durch Luther bei allen Singern und Dichtern der Reformation ein freundliches Förderungsmittel des neuen Glaubens geworden.

Daß man nun beim **Singen** der Meisterlieder auch Wert auf eine gute Stimme legte, erfahren wir beiläufig von dem Nürnberger Spitalschreiber **Peter Probst**, der im Fastnachtspiel wie im Meistergesang ein Nacheiferer des Hans Sachs wurde. In den Einleitungsversen zu seinem handschriftlichen „schön Buch von faßnachtspielen und maistergesängen“, welches 1553 verfaßt ist (Näheres über ihn im 11. Kap. über die Nürnberger Schauspiele) giebt er einige gute Lehren zum Gebrauch des Buches und sagt darin u. a.: Wer die Meisterlieder **singen** wolle und nicht die Maße richtig beobachte,

> Die Reimen singt zu kurz und lang
> Hat auch kein gute Stim zum Gsang,
> Dem hört man auch nit geren zu . . . .

In den handschriftlichen Sammlungen von Meisterliedern beziehen sich denn auch die den einzelnen Liedern gegebenen Überschriften nur in sehr wenigen vereinzelten Fällen auf den Inhalt des Liedes, sondern sie bezeichnen fast immer nur den „Ton“, nach dem das Lied gedichtet ist, womit allerdings nicht nur die Gesangsmelodie bezeichnet werden sollte, sondern vor allem auch die Versform mit ihrem künstlich ausgerechneten Strophenbau.

Wo bei den uns handschriftlich überlieferten Liedern auch die **Musiknoten** für die Gesangweise beigefügt sind, haben dieselben noch nirgends eine Taktteilung. Hans Sachs wendete noch (wie man aus den nach seinen Handschriften gegebenen Beispielen ersehen kann) die alten viereckigen Noten an, für das gewöhnliche Zeitmaß die weiße durchbrochene, für das kürzere die volle schwarze. Dagegen gebrauchten Puschmann, Hager und andere nur unsere heutigen runden, ganzen und halben Noten, und sie wendeten für die stärker markierten Abschnitte auch häufiger als Hans Sachs die Fermate an, oft nach einzelnen Verszeilen, vor allem aber am Ende des Stollen und des Abgesang.

Der Mangel einer Taktteilung, die in jener Zeit überhaupt noch nicht bekannt war, entspricht übrigens durchaus dem musikalischen Charakter des Liedes, das ohne rhythmische Bewegung in den größtenteils gleichwertigen Noten sich in der choralartigen psalmodierenden Form ruhig fortbewegt, und, wie schon bemerkt, auch das beim Lesen des Liedes oft sehr empfindlich Unrhythmische der Verse weniger fühlbar macht. Dasselbe gilt auch bezüglich der Behandlung der Sprache in der willkürlichen Ausdehnung der Wörter zu Gunsten des Reimes oder

der zu erreichenden Silbenzahl. Es kommt zwar auch in den Spruchgedichten des Hans Sachs vor, daß er z. B. Zoren für Zorn schreibt, oder geren für gern. Aber in der Sprache des Meisterliedes wird doch noch ganz anders geschaltet. So beginnt Hans Sachs sein in der Silberweis geschriebenes Lied von der Lisabetha (nach Boccaccio):
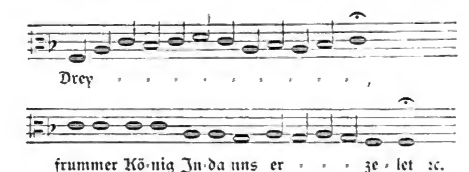
> Ein reicher Kaufmann sase
> im welschen Land, er wase
> zu Messina (ich lase
> in Cento novella — u. s. w.

Es gehört zwar dieses Lied in seine früheste Periode, aber auch später kommt es bei ihm vor, daß er „iste" für ist schreibt, „ware" für war und dergleichen mehr. Das waren sprachliche Freiheiten, in denen Hans Sachs eben ein Kind seiner Zeit war. Für den Gesang aber gebrauchte man solche Freiheiten viel maßloser, als in den Spruchdichtungen, obgleich die Tabulaturen viele Strafartikel haben für sprachliche Fehler, die uns weniger schwer erscheinen.

Wenn wir nun diese Lieder nach unserm musikalischen Empfinden beurteilen sollen, so können wir ihnen das, was wir melodisch nennen, schwerlich zugestehen. Von harmonischem Reiz kann schon deshalb keine Rede sein, weil sie nur einstimmig geschrieben und ohne Begleitung von Instrumenten gesungen wurden. Bei dem Vorhandensein gewisser, wenn auch nur dürftiger Formgesetze wird man ebenso selten in den Gesangsweisen wie in den Dichtungen einen melodischen Zug oder schöpferische Phantasie verspüren. Bei der zuweilen uns widerstrebenden Tonfolge wird man aber zu berücksichtigen haben, daß überhaupt der alten Musik die feineren Abstufungen im Reich der Töne noch fehlten und daß erst im Laufe der Jahrhunderte das musikalische Gefühl ein feineres geworden ist.

Durch die an gewissen Stellen dem einzelnen Ton gegebene Verzierung — Blume (Fioritura) oder auch Coloratur genannt — suchte man wohl der einförmigen Sangesweise einen Reiz der Abwechslung und Belebung zu verleihen. Am ausgedehntesten sind diese Blumen als Schlußkadenzen, und sie entbehren da auch nicht immer des musikalischen Reizes. Am widerstrebendsten erscheinen sie uns, wenn sie gleich auf der ersten Silbe des Liedes angebracht sind. Indem dadurch diese „Blume" zu einem Präludium für das Nachfolgende wird, das die Hörer zur Sammlung mahnt, scheint hier die Musik sich vom Texte

unabhängig zu machen, indem sie ihm gleich die Anfangssilbe wegschnappt und damit abseits geht, um die Silbe — ohne Rücksicht auf das Nachfolgende — zu verzehren. Oft fügt es sich dabei, daß diese gleich mit dem Anfange des Liedes eintretende Notenfigur entweder auf den Artikel des erst lange hinterher folgenden Hauptwortes fällt, oder auch auf die erste Silbe eines mehrsilbigen Wortes. Ein Beispiel dafür ist schon im 4. Kap. angeführt; es betraf den Hans Sachsschen Text im „neuen Ton" Beckmessers, der die Blume der ersten Silbe des Namens Jo—hannes verleiht. Seinen eigenen „überlangen" Ton beginnt Hans Sachs mit einer aus zehn Noten komponierten Blume, und der Textanfang eines in diesem Ton geschriebenen Liedes lautet: „Drei frummer König Juda" u. s. w. Daraus sind zwei Musikzeilen gemacht, von denen die erste allein durch das Wort „drei" ausgefüllt wird, nämlich:



Daß aber trotzdem die Dichter der Lieder ihre Worte stets im Zusammenhang mit dem erwählten Ton d. h. der Gesangsweise gedacht haben, ist schon daraus zu erkennen, daß in jenen zahlreichen Meisterliederbüchern des Hans Sachs, die nur den Liedertext geben, diese Ablösung der ersten Silbe schon in der Textschrift bezeichnet wird, indem Hans Sachs in solchen Fällen hinter die erste Silbe einen kleinen Strich machte, wie z. B.: „Ich / bin gezogen ferr und weit", oder: Sal / ve ich grüß dich"*) u. s. w.

*) Unsere neueren Litteraturgelehrten, welche die Meisterlieder nach den Handschriften mitteilen, haben dies unbeachtet gelassen, weil sie überhaupt die musikalische Seite des Meistergesanges nicht berücksichtigten. Selbst Gödeke in seiner wertvollen Ausgabe des Hans Sachs (1. Teil, Meisterlieder) hat oft Wörter, die für sich eine besondere Reimzeile bilden, mit in den folgenden Vers hineingezogen. Auch deutet er nicht die Gliederung einer Strophe (in Stollen und Abgesang) an, was aber nicht nur für die im Gegenstollen wiederkehrende Melodie nötig ist, sondern auch für die zwischen den beiden Stollen bestehenden Reimbindungen. Hans Sachs, in seinen Sammlungen der Liedertexte, hatte deshalb gewöhnlich ein besonderes Zeichen für den Schluß des Haupt- und des Gegenstollen, nämlich: ⸿

Unter den von Hans Sachs selber uns mit den Noten überlieferten Tönen hat die „Gesangweis“ die längste der gleich im Anfang stehenden Blumen, nämlich:



Dagegen beginnen die meisten seiner Töne ohne solche Blume; so der „lange Ton“:

Im ze hen ten ca pi tel matheus uns cler lich für helt

oder der „bewährte Ton“:

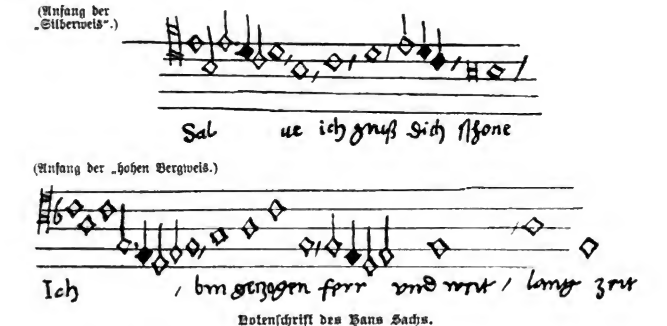


Die Vorzeichen der Schlüssel sind nicht immer genau zu nehmen, und man kann oft nur erraten, wie die Vorzeichnung der Tonart gemeint ist. In den wenigen Musikhandschriften, die wir von Hans Sachsens eigener Hand haben, sind die Vorzeichnungen der Schlüssel verschieden (wie man im Anhang sehen wird); auch hat er bei den Noten den Abschluß der Stollen nicht wie bei den bloßen Liedertexten markiert. Bindebogen sind weder von ihm noch von seinen Nachfolgern angewendet. Man behalf sich in solchen Fällen mit halben Noten und auch damit, daß man die Noten näher aneinanderrückte. Die kleinen Striche, die Hans Sachs zuweilen zwischen die Noten setzte (unseren Kommas ähnlich), sollen nur den Zusammenhang mit den Textworten deutlich machen, wie man auch aus den nebenstehenden autographierten Proben, dem Anfang der „Silberweis“ und der „hohen Bergweis“, ersehen kann.

Die Hauptbestandteile des Liedes (Bar oder Par) sind schon früher (vergl. S. 103—107) bezeichnet worden, weshalb hier darüber nur einige Ergänzungen zu dem schon Gesagten folgen mögen.

Der Stollen hat mindestens vier Verszeilen, häufig auch fünf oder sechs, zuweilen noch mehr. Dem Stollen genau entsprechend, sowohl in den Verslängen wie auch in der Melodie, ist der Gegenstollen. Der Abgesang ist in den häufigsten Fällen länger als der Stollen und

gestattet eine weit größere Mannigfaltigkeit in den Verslängen wie in den Reimstellungen, kehrt aber gegen den Schluß fast immer in die Melodie und in die Schlußreime des Stollen zurück. Von den Tönen der älteren Meister hat im „langen Ton Marners" der Stollen und Gegenstollen je fünf Verszeilen, der Abgesang dreizehn, kehrt aber erst in den zwei letzten Versen in die Stollen-Melodie mit den entsprechenden Reimbindungen zurück. Von Hans Sachsens Tönen sind die Silberweis und die Morgenweis in der natürlichen Einfachheit des Versbaues (weniger der Melodie) am ansprechendsten.



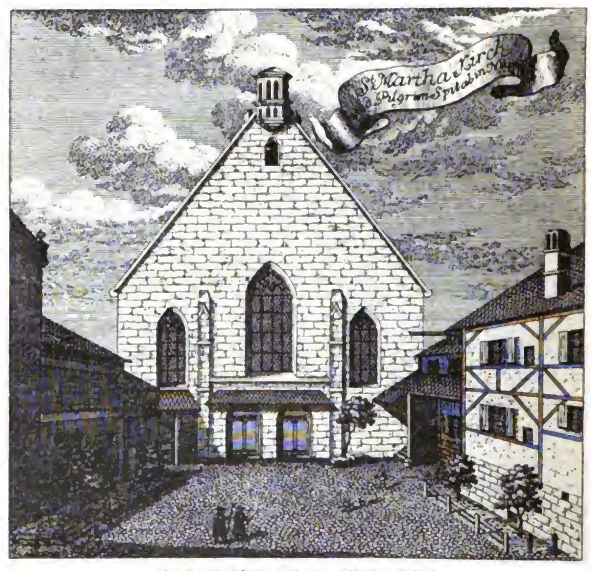
Notenschrift des Hans Sachs.

Nach Einführung der Reformation war den Meistersingern ihre Singschule zunächst (soweit sich dies ermitteln läßt) in einem besonderen Raum der St. Lorenzkirche, der sogenannten „Poetenschule" eingeräumt worden*). Daß es dort bei ihren Versammlungen nicht sehr angemessen und ruhig zuging, erfahren wir aus dem Ratsbeschluß vom Jahre 1528, worin es heißt: Nachdem vergangener Tage den Singern die Poetenschul zu St. Lorenzen vergönnt worden, hätten sie sich daselbst sehr unbescheidentlich gehalten, viel Unschick und Unfug getrieben, weshalb beschlossen worden, sie nach der Hallerwiese oder dem Plerr zu verweisen. Sicher ist, daß sie erst sehr spät, lange nach Hans Sachsens Tod, die Katharinenkirche erhielten. Auch die Marthakirche wurde ihnen erst

*) Die mancherlei verbreitet gewesenen irrigen Angaben über die Versammlungslokale sind neuerdings von dem Nürnberger Stadtarchivar Mummenhoff berichtigt worden. Die u. a. auch bezeichnete Kirche der Vorstadt Wöhrd scheint erst im 18. Jahrhundert in Gebrauch gekommen zu sein.

1578 eingeräumt, nachdem dort aber schon im Anfange der Reformation Schauspielaufführungen (meist biblischen Inhalts) stattgefunden hatten.

Die öffentliche Singschule mit dem Haupt- und Preissingen wurde nur an besonderen Feiertagen gehalten. Es fanden deren drei im Jahre statt, um Weihnachten, Ostern und Pfingsten, wogegen die „gemeine Singschule“ alle vier Wochen stattfinden konnte. Bei dem öffentlichen



Die Marthakirche mit dem Pilgrim-Spital.

Festsingen wurde mehrere Tage vorher den Mitgliedern durch den Vorstand und die Merker Anzeige davon gemacht, und wer am Erscheinen verhindert war, mußte dies ausdrücklich entschuldigen. Dem allgemeinen Publikum wurde außerdem Tag und Zeit der Singschule durch mehrere in der Stadt, besonders am Hauptmarkt, aufgehängte Tafeln bekannt gemacht. Diese Anschläge waren auch mit Bildern geziert, entweder mit dem „Rosengarten“ zu Worms, mit Versen, die sich auf den angeblichen Ursprung des Meistergesanges bezogen, oder mit König David, vor dem

am Kreuze hängenden Christus die Harfe spielend. Ähnliche Tafeln wurden aber auch zu dauerndem Gedächtnis in der Meisterstube (später auch im Katharinensaal) aufgehängt, und pflegte man dabei auch die hervorragendsten Mitglieder der Meistersingschule abzubilden*).



Lade der Meistersinger.

Bei den öffentlichen Ankündigungen war in späterer Zeit auch das Bildnis des Hans Sachs, als des verehrtesten unter den Meistersingern,

*) Die abgebildete Meistersinger-Tafel, jetzt im Germanischen Museum, befand sich früher auch in dem Katharinensaal. Schon die darauf abgebildeten Meistersinger, oben links Glöckler und oben rechts Hager, beweisen, daß die Tafel erst aus dem 17. Jahrhundert stammen kann, denn beide sind auf den Bildnissen in bereits sehr vorgerücktem Lebensalter dargestellt, der erstere im 81., der andere im 69. Lebensjahre. Die beiden unteren sind als Meistersinger weniger bekannt. Das Ganze ist in der Form eines Altarschrankes.

angebracht. Gedruckte Zettel, die verteilt wurden, enthielten die verschiedenen Regeln, welche bei der Singschule beobachtet werden mußten, und verkündeten gleichzeitig, daß, wer als erster Sieger aus dem Preissingen hervorginge, mit dem Schulkleinod oder Davidsgewinn, einem großen Gehäng, verehrt werden sollte, während dem zweiten Singer ein großer, künstlich gearbeiteter Kranz zufiel. In späterer Zeit wurden aber, außer beim Singen an der „Zech“, auch noch andere Gaben „versungen“, die von Liebhabern der Schulkunst zu solchem Zwecke gestiftet wurden.

Was uns durch Programme und Ankündigungen der Nürnberger Singschule überliefert worden ist, bezieht sich zwar nur auf die spätere Zeit, da die Meistersinger bereits in die Katharinenkirche übergesiedelt waren, weshalb auch gewöhnlich der Katharinensaal (denn als Kirche hatte sie schon seit der Einführung der Reformation aufgehört) als die eigentliche Meistersingerkirche bezeichnet wird. Aber die Einladungszettel sind uns deshalb von Wichtigkeit, weil sie auch die Scheidungen des Freisingens von dem Hauptsingen deutlich darthun. Außerdem enthalten sie die genauen Bestimmungen darüber, was für „Gemäße“ (d. h. bis zu welchem Umfang in der Verszahl der Strophen) bei dem einen und andern Singen gestattet waren. Die Überschrift des einen dieser Einladungszettel, der auch bereits die Katharinenkirche nennt, also aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ist, lautet: „Auf heutiger Singschule geben etliche Liebhaber der Kunst den Meistersingern etliche Gaben zu versingen“. Dann folgen die näheren Bestimmungen: „Erstlich soll in dem Freysingen gesungen werden: Römische und andere warhafftige Historien. Soll das Gemeß sein von 12 bis auf 20, zu dem Gleichen aber von 11 bis auf 12. In dem „Hauptsingen“ soll gesungen werden aus dem alten und neuen Testament. Soll das Gemäß sein von 20 bis auf 30. Zu dem Gleichen aber von 20 bis auf 100“. Diese Bestimmungen über das Gemäß (Zahl der Strophenzeilen) und über das „Gleichen“ (Konkurrenz, Preissingen) entsprechen auch aus dieser Zeit noch den Bestimmungen, wie sie uns in der Schulordnung des Jahres 1540 durch Hans Sachs selber schriftlich überliefert sind. Hier aber folgt nun auch noch die Anzeige: man werde „vorher“ ein schönes Lied „auf unser Art und Weise zusammen singen“, — also ein Chorlied, in welchem irgend eine Begebenheit nach einer vorhandenen Volksweise gesungen wurde. Nach einigen Versen, in denen die Singer zur Bethätigung ihrer Kunst angefeuert werden, heißt es am Schlusse:

„Wer solches hören will, der komme nach gehaltener Mittagspredigt zu S. Catharinen, so wird man anfangen". Es ging also ein Gottesdienst voraus, der aber keineswegs in dem Katharinensaal stattfand, sondern, wie wir aus anderen Einladungszetteln erfahren, in der ehemaligen Predigerkirche (Kloster der Dominikaner, jetzt Stadtbibliothek). Diese letzteren Ankündigungen sind geschriebene und laden, die eine zu Ostern, die andere zu Pfingsten, zur „Christlichen Singschul" ein und die erstere besagt ferner, daß die geistlichen Lieder „von dem heiligen Abendmahl, Fußwaschung, Oelberg wie auch Verleugnung Petri" handeln werden, und wer solches hören wolle, der „verfüge sich um Frühmeß ins Prediger-Kloster und nach gehaltener Mittagpredigt zu St. Catharina".

Vor der Kirchenthür stand ein damit beauftragter Meistersinger, um in einer Büchse beliebige Gaben zu sammeln, zur Bestreitung der Unkosten, des Gerüstes u. s. w. Für die Herstellung des Gerüstes der Merker hatte der Schulhalter zu sorgen, und hatte darauf zu achten, daß der das Gemerk schließende Vorhang zur rechten Zeit geschlossen und aufgemacht werde. Sowohl zur Aufmachung des Gerüstes wie auch nach beendeter Singschule zur Abtragung desselben mußten ihm „junge Singer" die Hand bieten. Der Schulhalter hatte aber außerdem noch manche andere Pflichten; so unter anderem lag es ihm ob, vor dem Festsingen den sich an demselben beteiligenden Singern Suppe zu geben.

Das Merkergerüst, welches nach allen Seiten hin durch Vorhänge geschlossen war, damit der Singer nicht durch die eifrige Merkerarbeit gestört werde, durfte von Keinem außer den dazu bestimmten Merkern betreten werden. Der Merker waren gewöhnlich vier. Einer hatte die Bibel vor sich, um im Falle eines Zweifels nachzusehen, ob das Lied sowohl mit dem Inhalt der Schrift wie auch mit dem Lutherischen Deutsch, welches nach Einführung der Reformation als maßgebend angenommen war, übereinstimme. Ein zweiter Merker hatte aufzupassen, daß die Endreime, die er aufschrieb, in dem richtigen Verhältnis zu einander standen, betreffs der richtigen Bindungen, und der Übereinstimmung in den verschiedenen „Gesätzen" (Strophen). Dem dritten und vierten Merker fielen die Silbenzählung, die Beaufsichtigung der musikalischen Seite und noch anderer Bedingungen der Tabulatur zu. Was für eine schwere Aufgabe die Merker zu bewältigen hatten, davon kann man erst einen Begriff nach Kenntnis der in der Tabulatur vorgesehenen Fehler und der danach festgestellten Strafen erhalten. Es erscheint geradezu undenkbar, daß die Merker während des Vortrags

eines Liedes auf alle die mit Strafen zu belegenden Fehler, deren ja in einer einzigen Gesangzeile mehrere vorkommen mochten, mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit fahnden konnten. Während wir im Anhang die von Hans Sachs geschriebene Schulordnung von 1540 nach seiner eigenen Handschrift im Wortlaut getreu wiedergeben, wird doch auch hier schon das wesentliche aus den verschiedenen Tabulaturen erwähnt werden müssen. Es sei dabei im voraus bemerkt, daß die „Strafen" nichts anderes zu bedeuten hatten, als was in den heutigen Schulen die „Tadel" sind. Sie wurden notiert und zwar je nach der geringeren oder schwereren Bedeutung mit einer Anzahl von „Silben". So und so viel Silben (von 1 bis 4) bedeutete also die Zahl der Tadel.

Die Fehler, mit denen man gegen die Gesetze der Tabulatur verstieß, waren, wie schon angedeutet, sehr mannigfaltiger Art, und da in der Gesellschaft der Singer über gewisse Fragen stets Meinungsverschiedenheiten herrschten, so wurde auch die Tabulatur (am meisten freilich erst in späterer Zeit) Gegenstand des Streites, und das Strafenverzeichnis wurde mehrmals einer Revision und Umarbeitung unterworfen.

Von den uns handschriftlich erhalten gebliebenen Tabulaturen oder Schulordnungen sind die im Jahre 1540 festgestellte, von Hans Sachs 1560 in seinem handschriftlichen Generalregister mitgeteilte (siehe im Anhang II) und die im Jahre 1561 revidierte (vom Meistersinger und Merker Hans Glöckler geschrieben und in Georg Hagers Meisterliederbuch enthalten) in allen wesentlichen Punkten übereinstimmend, nur daß Glöckler den Bestimmungen einige für uns sehr nützliche Erläuterungen beigefügt hat, weshalb hier die Bestimmungen nach beiden Schulordnungen vereinigt wiedergegeben werden können. An der Spitze der Schulordnung von 1540 steht der Satz, daß beim Hauptsingen nur solche Lieder zugelassen werden, deren Texte der Heiligen Schrift gemäß sind. Ferner: Falsches Latein und falsche Namen werden mit einer Silbe gestraft. Ungebunden bleibende Reimendungen werden mit vier Silben gestraft, ausgenommen, wenn sie in dem gewählten Ton ausdrücklich die Bestimmung einer „Waise" haben, also gesetzlich in der gewissen Form des Par's zwischen den Reimzeilen für sich allein stehen sollen. Als „Equivoca", die mit vier Silben zu strafen sind, erklärt Glöckler solche Wörter, „die mit einerlei Buchstaben geschrieben werden"; also das gleiche Wort, welches zweierlei Bedeutung zuläßt. Als halbe Equivoca galt, wenn zwei klingende (weibliche) und zwei stumpfe (männliche) Reime mit gleicher Stammsilbe in demselben Gesätz vorkommen.

Wird also Klarheit und Wahrheit gereimt, so darf nicht in derselben Strophe auch der Reim klar und wahr vorkommen. Eine „Diffrenz" (bei Glöckler Diverenz) hieß es, wenn das Schlußwort einer Verszeile auch wieder als Anfangswort für die folgende gebraucht wird. „Blinde Meinung" (mit zwei Silben zu strafen) hieß, was durch schlecht gewählten Ausdruck unverständlich wird; ein „blind Wort", was nicht zum Sinn des Satzes gehört; ein „halb Wort" ein zu Gunsten der Silbenzahl unrechtmäßig verkürztes Wort, wie soll für sollen. „Schiller-Reime" hießen, wenn ü auf i, e auf ö, oder wenn ein kurzer und ein langer Vokal gereimt werden. „Rührende Reime" (oder anrührende) waren z. B.: handen und vorhanden, stehen und verstehen u. s. w. Ein „schnurrender Reim" war (nach Glöcklers Erklärung: geborn für geboren. Ebenso durfte auch ein dreisilbig Wort nicht „in ein Silben drungen" werden. „Ein Silben zu kurz" und „ein Silben zu lang" bezog sich vornehmlich auf solche Lieder, die auf den Ton eines der älteren Meister gesungen wurden. „Ein Stutz" bedeutete ein Stocken im Gesang. „Für sich oder hinter sich greifen" bedeutete, ein Wort unnötiger Weise wiederholen, oder wohl auch: wenn man ein ausgelassenes Wort nachträglich bringt oder beim Besinnen auf den Fortgang etwas wiederholt. Ein „zwungen Reim" war ein nur durch den Vokal anklingender, wie: schlagen und fahren („wie man es in den Gassenhauern und alten Liedern findet"). „Für lind und hart" bezieht sich auf das Verwechseln weicher und harter Konsonanten. „Wer Paus hält vor dem Ausgang eines Reimen oder nit Paus hält nach Ausgang des Reimen oder Waisen, versingt 1 Silben". Es bezieht sich diese dem Vortrag geltende und bemerkenswerte Bestimmung darauf, daß das Ende einer Verszeile nach der Fermate durch einen kurzen Halt markiert werden mußte, wodurch erstens der Versbau deutlicher gemacht, außerdem aber auch den Merkern Zeit gelassen wurde, ihre Beobachtungen zu notieren. Wenn einem Reim „das N hinten abgebrochen wird", indem man nämlich zu Gunsten des Reimes „singe" sagt statt „singen", so wird dies mit 1 Silbe gestraft. — In späteren Schulordnungen finden sich noch andere strafbare Fehler verzeichnet, wie „Laster", „Klebsilben" u. s. w., die uns aber hier nichts angehen. Dazu gehört auch das „Zuhochanfangen", das aber nur dann strafbar war, wenn der Singer mit der Stimme nicht weiter konnte.

Nächst den mit Strafen zu belegenden Fehlern finden sich in der von Hans Sachs geschriebenen Schulordnung vom Jahre 1540 noch

weitere Bestimmungen, die das Gesellschaftswesen betreffen: Vor Beginn der Schule durften auch weltliche Lieder (die nicht auf einen Bibeltext sich gründeten), auch Fabeln und dergleichen, in Meistertönen gesungen werden; dagegen waren „Strafer oder Reizer“ (vgl. S. 249) untersagt. Überhaupt sollten die dem Hauptsingen vorhergehenden Lieder erst den Merkern angezeigt werden. Wer dies unterließ und ein unzüchtig Lied brachte, der blieb ein ganzes Jahr lang vom Preissingen ausgeschlossen. Sollte sich einer gar zu „grob“ darin vergehen, so sollte er sogar bei einem ehrbaren Rat zur Anzeige gebracht werden, „daß nicht der Schul ein Unglück oder Nachtheil daraus entspringe“. Alle Töne waren freigestellt, sofern sie nur der Form des Meisterliedes mit Stollen und Abgesang entsprachen; im Hauptsingen aber durfte kein Ton unter zwanzig „Reimen“ (d. h. Verszeilen) haben, wogegen die längeren Töne nur bis auf dreißig Reime (in jeder Strophe) vorgehen sollten. Damit aber auch die „überlangen“ Töne (es kommen deren bis zu 100 Verszeilen in der Strophe vor) gebraucht werden konnten, so sollten immer eine Schule um die andere die längsten Töne vorangehen. Es geht schon zumteil aus diesen Bestimmungen hervor, muß aber noch ausdrücklich gesagt werden, daß die beiden Hauptpreise keineswegs nur für die neu erfundenen Töne verliehen wurden. Diese wurden meist vorher den Singschulen vorgelegt und wenn sie „bewährt“ wurden, so galten sie als rechtmäßige Töne, die von anderen Dichtern zu neuen Liedern benutzt werden konnten. Meist waren es solche neue Lieder nach schon bewährten Tönen (darunter auch stets die ältesten), mit denen von den Singern, wenn sie auch die Dichter waren, um den Preis gerungen wurde. Wir finden deshalb beim Hauptsingen zu den Namen der Bewerber auch stets den „Ton“ genannt, in welchem das neue Lied gesungen wurde.

Die beiden Hauptpreise, der Davidsgewinn und der Kranz, wurden aber nur als Symbol für die Auszeichnung verliehen, denn sie blieben im Besitz der Singschule. Den Siegern wurden besondere Vorteile für die „Zeche“ zuerkannt, aber sie hatten auch Pflichten zu erfüllen, indem sie für die nächste Singschule Ehrenämter erhielten. Wer den David gewann, der mußte beim nächsten Festsingen darauf achten, daß alles, was fürs Gemerk nötig war, vorhanden sei, und er selbst mußte im Gemerk sitzen. Ein dritter Preis wurde auch beim Freisingen verliehen und auch die Singer bei der „Zech“ konnten ein Kränzlein erwerben, abgesehen von denjenigen Gaben, die schon fürs Freisingen von Liebhabern der Singe-

kunst beigesteuert wurden. Die beiden letzten Gewinner des Kranzes sollten bei der Schulzech zu Tische aufwarten, Wein auftragen und Zech einnehmen, und bei der nächsten Schule „der Thür hüten, das Schulgeld einsammeln und dasselbe vor End der Schul den Merkern überantworten". Ein neuer Ton, der noch nicht geprüft war, durfte nicht „mit dem Gemäs oder Gebänd" (d. h. mit der Zahl der Verszeilen und mit den Reimstellungen) in einen anderen, schon vorhandenen Ton eingreifen. Wer sich dessen verdächtig machte, der mußte sich dreimal von den Merkern verhören lassen; wurde dann der Ton als selbständig und tauglich befunden, so wurde er unter dem ihm gegebenen Namen „bewährt" und eingeschrieben. Der Singer aber mußte ein Viertel Wein den Singern zum Gedächtnis zu vertrinken geben. Am Tage nach der Singschule waren die Merker verpflichtet, einem jeden Singer, der nicht zum „Gleichen" zugelassen war, seine Fehler, wenn er es verlangte, nachzuweisen. — Wenn einer den anderen aufforderte, „um Geld oder Geldeswert" zu singen (darunter waren wohl Wetten zu verstehen), der hatte als Strafe an der Zech ein Viertel Wein zu geben, „weil Zwietracht und Unfried daraus entsteht". Wer aber „auf das Pult borget" — d. h. seinen Betrag schuldig blieb —, „dem soll nit gemerket werden, bis er das Pult bezahl". — Falls einer auf der Schul oder an der Zech ein Par sänge, das einem Andern gehört und diesem auf irgend eine Weise abhanden gekommen wäre, dem sollen die Merker das Par „ungemerket lassen". — Endlich „soll keiner kein Meistergesang noch Meisterton zu Nacht auf der Gassen singen, ausgenummen Stücke von Frauenlob, Brennberger, Muscatblüt, Schiller, welche gemein im Druck sind, weil alle Par, so im Druck sind, auf der Schul nit mehr begabet werden. Welcher Singer aber andre Par sänge, demselben soll in einem Jahr lang nit mehr auf der Singschul gemerket werden".

Ein paar Mal im Jahre fand auch ein allgemeines „Gabsingen und Gesellensingen" statt, bei welchem ein jeder der Singer eine Gabe erhielt. Außer den an der Kasse dafür geleisteten Beiträgen wurde auch das Schulgeld dafür verwendet.

Die in den mitgeteilten Bestimmungen mehrfach erwähnte „Zech" fand natürlich in einem besondern Raume eines der größeren Gasthäuser statt, namentlich in dem Heilsbrunner Hof und im Goldenen Schwan. Die Zech hatte ihre besonderen Gesetze, von denen einiges schon in den Bestimmungen der Schulordnung enthalten war. Die letztere, von Hans Sachs geschriebene hat aber noch einen besondern auf die Zech bezüg-

lichen Anhang, von dem hier nachstehend die ersten sechs Zeilen nach dem Original des Hans Sachs im Facsimile mitgeteilt sind*).

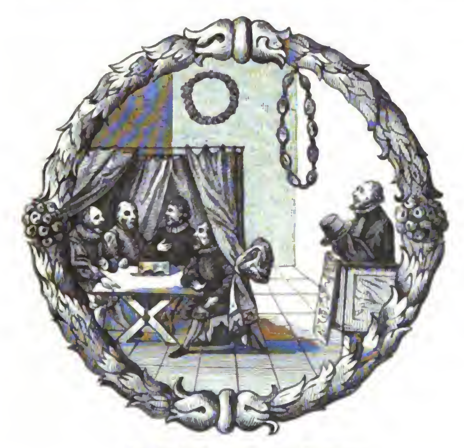
u. s. w.

Der Zechzettel, heißt es darin, solle allmal an dem Anfang der Zech verlesen werden. Wie auf der Singschule so solle auch bei der Zech ein jeder sich ehrlich und züchtig, friedlich und freundlich halten. Wer auf der Zech erscheint, hat zuvor „sein Wehr“ abzulegen. In Abweichung von den Gesetzen des Schulsingens waren an der Zech auch andere Lieder als nur geistlichen Inhalts gestattet: „weltlich Histori, Fabel und Stampanei (heitere Tanz- und Gesellschaftslieder); doch waren auch hier „Strafer und Reizer“, d. h. Spottlieder gegen andere Gesellschafter der Zunft, verboten, ebenso „Spiel, Zutrinken, Gottlästern, Zürnen und Hadern“. Wo sich aber einer oder mehr mit Wort und Werken „so ungebührlich hielt“, der sollte bei nächster Schul und Zech „wohl müßig gehn“. Nach einem andern in der Schulordnung selbst enthaltenen Artikel wurde er außerdem einem ehrbaren Rat zur Bestrafung angezeigt.

Beim Hauptsingen war der Singestuhl, eine Art Katheder, unweit der Kanzel errichtet. Wenn der erste Singer denselben bestiegen hatte, rief nach einer gewissen Pause einer der durch den Vorhang gedeckten Merker: Fangt an! Sobald ein Gesätz (Strophe) zu Ende war, mußte der Singer länger als nach den einzelnen Gliedern des Gesätzes pausieren, und zwar so lange, bis durch den mit diesem Amte betrauten Merker ihm wieder das Zeichen zum Fortfahren gegeben

*) Man vergleiche hiermit die Schlußsätze der im Anhang II vollständig abgedruckten Schulordnung.

wurde. Durch diese längeren Pausen wurden, wie schon gesagt, die Hauptabschnitte, durch die kürzeren Halte die Fermaten am Schlusse einzelner Verszeilen und die Abschnitte der beiden Stollen markiert. Sobald der Singer mit seinem ganzen „Par“ fertig war, hatte er nach einer Verbeugung abzutreten und die Merker hatten die notierten Fehler zu kontrollieren, was immer einige Zeit in Anspruch nahm, während die anderen Singer und Zuhörer ihre Meinungen austauschten;



Der Meistersinger und die Merker *).

dies führte zuweilen zu sehr lautem Geräusch, das erst durch das energische Zeichen des Merkers, welches den nächsten Singer auf den Singestuhl berief, beendet werden konnte.

Von den so zahlreichen mit Strafen zu belegenden Fehlern wird man übrigens einen Teil auch in den uns überlieferten Meisterliedern finden; denn die weit überwiegende Mehrzahl derselben waren nicht fürs Preissingen geschrieben. Auch brauchte eine gewisse Anzahl von Fehlern und Strafen den Singer noch keineswegs um den Preis oder überhaupt

*) Das hier beigefügte Bild, welches den Singer, die Merker und die beiden Preise darstellt, ist nach einer Farbenskizze gefertigt, die sich in dem Hagerschen Liederbuch von 1600 eingeklebt findet.

um den Ruhm zu bringen. Denn es kam nur darauf an, daß man eine möglichst geringe Zahl von Straffilben angeschrieben bekam. Wer die wenigsten oder gar keine Silben „versungen“ hatte, erhielt den ersten Preis, den Davidsgewinn. Das Gehäng, auf dessen breiten, schildartigen Gliedern verschiedene, von einzelnen Gebern oder auch von ganzen Gewerken herrührende Inschriften sich befanden, konnte wegen seiner Größe und Schwere nicht auf längere Dauer vom Gewinner getragen werden; deshalb wurde ihm zum Tragen dafür eine Schnur zuerteilt, mit drei daran hängenden großen und vergoldeten Schillingen, auf deren mittlerem König David mit der Harfe geprägt war.

Wenn schon der Vortrag der Meisterlieder, bei ihren so verwickelten und mühselig ausgerechneten Formen, mit den wechselnden Verslängen und den oft ganz erstaunlich komplizierten Reimstellungen, eine ganz bedeutende Übung der Singer verlangte, so erforderte doch vor allem auch das Geschäft der Merker nicht nur sehr viel Erfahrung und Kenntnis, sondern auch ein sehr geübtes Ohr und große Geistesgegenwart. Es ist zwar in den uns überlieferten Mitteilungen nicht ausdrücklich gesagt, aber es ist doch wohl anzunehmen, daß nach erfolgtem Gesang des Liedes der Text, bei neu erfundenen Tönen auch mit den Musiknoten, den Merkern schriftlich überreicht wurde, um danach etwaige Zweifel über den einen oder andern Fehler zu heben.

Das Gefühl der Brüderschaft, des Strebens nach gemeinsamen edlen Zielen, wurde in der Gesellschaft auch über den Tod hinaus lebendig erhalten und zum Ausdruck gebracht. Wenn ein Mitglied aus der Meistersingerzunft gestorben war, so hatten ihn alle Gesellschafter zu Grabe zu geleiten und ihm, sobald der Sarg in die Erde gesenkt war, durch den Gesang eines frommen Liedes, nach einem der alten Töne, die letzte Ehre zu erweisen.

Außer in Nürnberg hatte die Meistersingkunst auch in manchen anderen süddeutschen Städten, namentlich in Augsburg und Ulm, sich noch lange erhalten. Aber eine solche Popularität wie in Nürnberg hatte sie nirgends erlangt; hauptsächlich wohl, weil nirgends das Handwerk und die überaus mannigfache Gewerbethätigkeit so herrlich blühte. Aber auch der so fruchtbaren und zur Nacheiferung anregenden Thätigkeit des Hans Sachs war diese so üppige Entfaltung des Meistergesanges und der Nürnberger Singschule wesentlich zuzuschreiben. Neben seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit war er es auch, der die idealen Ziele und Grundsätze der Singekunst den Genossen ans Herz legte, sie

sowohl durch sein eigenes Verhalten bethätigte, wie auch in seinen eigenen Liedern sie auseinandersetzte.

Lange vor seinem Lebensende hatte Hans Sachs mit dem sechzehnten Band seiner geschriebenen Meisterlieder seine Thätigkeit beschließen wollen. Aus seinem gleichzeitig geschriebenen „Generalregister“ erhalten wir einen Begriff von seiner Gesamtthätigkeit, wie auch speziell auf dem Gebiete des Meistersanges. Er konnte darin im ganzen 4272 Meisterlieder in 272 verschiedenen Tönen verzeichnen*). Von dieser ungeheuern Zahl kamen (nach dem Verzeichnis im Generalregister) allein 410 Lieder auf die 25 verschiedenen Töne Frauenlobs, 177 Lieder auf 12 Töne Regenbogens, 117 Lieder auf 5 Töne Müglings, 102 auf die Töne Marners, 146 Lieder auf 7 Töne Wolframs. Dann folgen seine Lieder nach Tönen späterer Meister, darunter 69 Lieder nach 3 Tönen Jörg Schillers, 29 nach Muscatblüt u. s. w. Von den Nürnberger Meistern benutzte er am häufigsten: Konrad Nachtigall in 213 Liedern, Hans Folz in 74 Liedern und 14 Tönen, Fritz Zorn in 130 Liedern und 5 Tönen, am allermeisten aber die Töne von Hans Vogel in 290 Liedern. Auch nach Six Beckmessers Tönen verzeichnet er 21 Lieder.

Inwiefern die Wahl und Art der von ihm behandelten Stoffe mehr oder weniger bestimmend für den dafür anzuwendenden Meisterton war, gleichviel ob für einen eigenen oder fremden, läßt sich schwer sagen. Wohl gaben ihm zuweilen der Text des Liedes oder auch nur die ersten Verse desselben den Anlaß, einen bestimmten Ton dafür zu wählen. So findet man in seiner „Morgenweis“ Lieder wie: Wacht auf, wacht auf, es taget! oder: Wacht auf ihr werten Christen! oder: Ein Morgen früh vor Tage — und dergleichen mehr. Für solche Texte war aber mehr die Bezeichnung, der Name des Tons, entscheidend, als Versbau oder Gesangsweise desselben. Wenn ihm einzelne der Töne Anderer besonders für heiter weltliche Stoffe dienten, so lag das weniger in der musikalischen Behandlung des Tons — denn diese zeigt in ihrem allgemeinen Charakter, im Stil, kaum bemerkenswerte Abweichungen —, als vielmehr in den leichteren Versformen.

Für die zahlreichen Töne der verschiedenen Meistersinger, älterer und neuerer, kommen einzelne Bezeichnungen bei fast allen vor. So

*) Nach der spätern Angabe in seiner „Summa all meiner Gedicht“ (1567) waren es 4275 Lieder in 275 Meistertönen geworden.

war der „lange“ und auch der „überlange Ton“ eine Kraftprobe, der sich die meisten unterziehen zu müssen glaubten. Auch der kurze Ton kommt bei sehr vielen Meistern vor. Andere Bezeichnungen waren von keiner Bedeutung für Form und Inhalt, wie z. B. die vielen Farbenbenennungen: der blaue, rote, grüne, braune, schwarze Ton, oder der süße, starke, güldene, der Abendton, die Silberweis u. s. w. Bei den fortwährenden Vermehrungen der schon vorhandenen Töne griff man späterhin auch für ihre Benennungen zu den tollsten Absonderlichkeiten, und besonders Puschmann, der Schüler des Hans Sachs, war in der Erfindung neuer Bezeichnungen stark.

Von des Hans Sachs eigenen dreizehn Tönen sind uns die ersten neun (bis 1528) von ihm selbst mit den Gesangnoten handschriftlich überliefert; die anderen vier sind uns durch Puschmann aufbewahrt worden, aber es ist sehr auffallend, daß letzterer bei allen Hans Sachsschen Tönen von denjenigen, die wir vom Dichter selbst haben, in den Gesangnoten sehr bedeutend abweicht (vergl. im Anhang I), und man kann hieraus schließen, wie sehr die Gesangsweisen im Laufe der Zeiten Veränderungen unterworfen waren, wogegen der Versbau des Tons im Längenmaß der Zeilen wie der Strophen und in den Reimstellungen stets unverändert bestehen blieb. Die dreizehn von Hans Sachs erfundenen Töne (von denen die vier ersten schon früher genannt sind) waren nach ihren schulmäßigen Bezeichnungen: die Silberweis, der gülden Ton, die hohe Bergweis, die Morgenweis (auch Tagweis genannt), die Gesangweis, der kurze Ton, der lange Ton, der neue, der bewährte, der klingende, der überlange Ton, die Spruchweis und der Rosenton. In diesen seinen eigenen Tönen hat er 695 Lieder verzeichnet. Zu den Meistergesängen kamen aber dann noch verschiedene andere Lieder, für die keine Meistertöne angewendet werden konnten, die aber auch nicht zu seinen „Spruchgedichten“ gehören. Das waren zunächst mehrere Psalmen, die er „in Kirchen zu singen“ gesetzt hatte, ferner jene geistlichen Lieder, die von ihm „christlich korrigiert“ waren, mehrere nach vorhandenen Volksweisen gedichtete Lieder auf kriegerische und andere Zeitereignisse, sowie endlich 29 sogenannte „Buhllieder“, d. h. Liebeslieder, für deren Sangweise man keine Meistertöne nehmen durfte, sondern die profaneren sogenannten „Hoftöne“. Hans Sachs hat sie zwar auch in seine Meisterliederbücher aufgenommen, aber doch gesondert von den anderen Dichtungen und mit der Bezeichnung als Buhllieder, die er „in blüender Jugend gedichtet“. Die Hoftöne

näherten sich mehr den Melodien der damals beliebten Volkslieder und von den 25 Hoftönen, in welchen seine 29 Buhllieder geschrieben sind, waren siebzehn von seiner eigenen Erfindung: die Trauerweis, Sehnweis, Freudweis, Trostweis, Klagweis, Scheidweis u. s. w.

Von seinen eigenen Meisterliedertönen hat er den Rosenton am häufigsten benutzt, in 120 Liedern, nächstdem den „neuen Ton" in 92 Liedern, den „bewährten Ton" in 71, den „klingenden" in 64, die Gesangsweis in 56 Liedern. Auf seinen ersten Ton, die Silberweis, deren einfacher und sinniger Versbau durch die ihm verliehene Gesangsweise benachteiligt wird, ist er nicht so häufig zurückgekehrt. Die Zahl seiner nach fremden Mustern gedichteten Lieder übersteigt aber diejenige nach seinen eigenen Tönen um das fünf- bis sechsfache. Abgesehen von dem dabei mitwirkenden Trieb, in allen vorhandenen Formen die Kunst zu bethätigen, beruhte dies auch auf dem Gefühl der Gemeinsamkeit und Kollegialität unter den Meistersingern, das sich auch für weit entfernte Orte und vergangene Zeiten geltend machte. Hans Sachs hat auch manche von den Meistern seiner Zeit damit geehrt, daß er nach ihren Tönen dichtete, wie er damit auch seinen Lehrer Nunnenbeck und später seinen Schüler Puschmann ehrte.

Wenn wir im allgemeinen den stofflichen Inhalt der Meisterlieder, sowohl des Hans Sachs wie seiner Vorgänger und Zeitgenossen, ins Auge fassen, so müssen wir darüber staunen, was alles für diese Dichtungsart als tauglich befunden wurde, denn neben der dominierenden religiösen Richtung gab es absolut nichts, was davon ausgeschlossen wurde, und so kann man auch wahrnehmen, daß die verschiedensten geistigen Strömungen und Stoffgebiete der letzten Jahrhunderte darin vertreten sind. Ein wesentlicher Unterschied zwischen der volkstümlichen Poesie des Hans Sachs und seinen Meisterliedern ist aber darin zu erkennen, daß in den letzteren der Stoff sich den Versformen anbequemen mußte, daß er nur für diese benutzt wurde, während bei seinen in den altdeutschen Reimpaaren geschriebenen Dichtungen das stoffliche Interesse der erste Zweck war. Schon aus diesem Grunde erklärt es sich, weshalb Hans Sachs so viele Stoffe ebensowohl in den Meisterliedern, wie in den Spruchgedichten behandelt hat. Wenn ihm für den Gegenstand zuerst das Spruchgedicht aus der Feder floß, so reizte es ihn, den Inhalt auch für die gekünstelten Formen des Meisterliedes zu verwerten. In sehr häufigen Fällen aber war das Verfahren auch ein umgekehrtes. Bei einer derartigen zweifachen Behandlung desselben Stoffes, fürs Lied

und fürs Spruchgedicht, kam es keineswegs allein auf Kürzung oder Ausweitung an. Schon der bedeutende Unterschied zwischen den gleichmäßigen altdeutschen Reimpaaren und dem Strophenlied mit den wechselnden Verslängen und Reimbildungen bedingte eine gründliche Verschiedenheit. Hans Sachs hatte, wie schon früher bemerkt war, seine „Wittenbergische Nachtigall“ auch gleichzeitig als Meisterlied geschrieben, und zwar in seiner eigenen „Morgenweis“, welche durchaus nicht zu den komplizierteren Meistertönen gehörte. Die Strophe hat 27 Verszeilen, von denen je 5 auf den Stollen und Gegenstollen kamen und 17 auf den Abgesang. Da das Lied drei solcher Strophen hat, so enthält es im ganzen nur 81 Verszeilen, während das epochemachende Spruchgedicht deren 700 hat. Man vergleiche nur den Anfang beider Formen. Das Meisterlied beginnt:

Wacht auf, wacht auf, es taget,
Ein Nachtigall die waget
Ihr Stimm mit süßem Hall,
Ihr Ton durchdringet Berg und Thal,
Die Morgenröt her zicket*).

Von hier, zum Gegenstollen übergehend, springt das Lied gleich auf die Erwähnung des (im Spruchgedicht erst in der 43. Verszeile erwähnten) Leo über:

Der Leo sich beklaget,
Wie geren er versaget
Die lieblich Nachtigall,
Der Mond ist worden fal,
Die helle Sunn her blicket.

Daran schließt sich der Abgesang, und in den beiden folgenden Strophen ist dann auf die so ausführliche Schilderung der päpstlichen Kirche, der Reformation und ihrer Gegner verzichtet, indem das Ganze auf die allgemeine Tendenz beschränkt ist.

Wenn solch anderes Verfahren schon durch die Formen des Strophenliedes bedingt war, so war dafür doch auch die musikalische Seite des Liedes, seine Bestimmung für den Gesang, zu berücksichtigen. Es muß wiederholt werden, daß nur im Zusammenhang von Musik und Textworten die Lieder ihre Lebensbedingung hatten. Daraufhin müssen sie betrachtet werden, weil ihre vielen Wunderlichkeiten ohne Berücksichtigung des musikalischen Ausdruckes nicht zu verstehen sind.

*) zicken heißt: andringen, hervorstreben.

Wenn die Meistersinger bei ihren Notenschriften nicht immer den rechten Schlüssel fanden (man vergl. die im Anhang gegebenen Beispiele), so ist dies kaum zu verwundern, da ihnen auch für die Poesie der rechte Schlüssel fehlte. Was die verschnörkelten Versformen betrifft, so müssen wir erkennen, daß dieselben auf festeren Gesetzen beruhten, als die Liederformen der Minnesinger; aber es war dies auch nötig, um wenigstens in den mechanischen Verskünsten einen Ersatz für den Mangel tiefern poetischen Ausdruckes zu finden, der ja selbst bei Hans Sachs nur einem kleinen Teile seiner massenhaften Lieder zugestanden werden kann. An ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung werden sie durch diese Einsicht nichts verlieren, und wenn wir sie im großen und ganzen nur vom historischen Gesichtspunkt aus würdigen können, so ist dabei noch zu berücksichtigen, daß ihr ästhetischer Zweck gegen ihren moralischen im allgemeinen der untergeordnetere war, was ganz besonders auch von der Gesamtthätigkeit des Hans Sachs gilt, unbeschadet seiner so ganz außerordentlichen dichterischen Veranlagung.

Trotz des großen Ansehens, das Hans Sachs in seinen Kreisen genoß, bildeten doch die Meistersinger eine bestimmte Gesellschaft für sich, und in einem so ausschließlich aristokratisch-republikanischen Staate, wie es Nürnberg war, wurden auch die Meistersinger von den höheren und herrschenden Ständen nur mit Geringschätzung angesehen. Aber so wie der Rat Nürnbergs sein Recht der Beaufsichtigung für alle Stände und für alle die Stadt und Republik betreffenden Dinge geltend machte, so hielt er auch seine schützende Hand über die Meistersingschule, und seine Autorität wurde, wie wir aus einigen in der Schulordnung enthaltenen Bestimmungen erkennen, von jener in besonderen Fällen angerufen.

Man möge nun in den Meisterliedern ihren künstlerischen Gehalt, den musikalischen wie den dichterischen, noch so gering schätzen, so war doch jedenfalls der Meistergesang eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der deutschen Kulturgeschichte, und gerade Nürnberg bietet auch hierfür den reichsten Stoff zur Erkenntnis und Beurteilung desselben.



Zehntes Kapitel.

Nürnberg in Not.

Hans Sachs und Albrecht Alcibiades.

Bis zur Mitte des Jahrhunderts, bevor die Stadt und das Land von einem schweren Geschick betroffen wurde, war Nürnberg zur höchsten Blüte auf allen Gebieten seiner Thätigkeit und seines Ruhmes gelangt. Wenn auch die größten Männer seiner Kunstepoche, ein Dürer, Peter Vischer und Adam Krafft, nicht mehr am Leben waren, so zierten doch ihre unvergänglichen Kunstschöpfungen alle herrlichen Kirchen, sowie andere öffentliche Gebäude und zahlreiche Privathäuser. In politischer Hinsicht hatte die Republik trotz aller Gefahren, die ihr durch die Kämpfe für die Reformation und für die Verteidigung ihrer Errungenschaften erwachsen waren, sich ihr Ansehen im Reiche zu erhalten gewußt, wenn auch die Regierung noch für einige Zeit der Zwangslage des gesamten Protestantismus sich mit Schmerz hatte fügen müssen.

Im großen Handel und Wandel war allerdings ein Stillstand eingetreten. Seit der Auffindung des neuen Seewegs nach Ostindien durch die Portugiesen waren die großen Straßen für den Welthandel andere geworden. Wie in Oberitalien Venedig und Genua in ihrer Bedeutung sanken, so hatten auch die süddeutschen Städte, vor allen Nürnberg und Augsburg, die durch ihre Vermittelung mit dem gesamten Norden zum Reichtum gelangt waren, mehr und mehr eingebüßt, wie in

gleichem Maße namentlich England und Holland von der veränderten Lage der Dinge Vorteil zogen. Aber die große Rührigkeit der Nürnberger Kaufleute wußte solche Nachteile auf andere Weise wieder auszugleichen. War auch die frühere intime Beziehung zu Venedig geschwunden, so suchte man neue Handelsbeziehungen mit Portugal und Spanien zu erlangen. Vor allem aber war die eigene Industrie auf nürnbergischem Gebiet noch in stetem Wachsen. Allerdings hatten die reich gewordenen Geschlechter die größten Besitzungen an sich gebracht und damit war dem Patriziertum der Hochmut der Herrschenden gewachsen. Das war aber schon seit länger als einem Jahrhundert der Fall. Die Vorstadt Gostenhof war von den Waldstromers dem Burggrafen abgekauft; das Städtchen Gräfenberg war von den Haller und Holzschuher erworben; Heroldsberg hatten die Geuder als unabhängiges Reichslehen im Besitz; die Muffel besaßen Eschenau, und so waren die meisten Geschlechterfamilien so begütert, daß die Ehrgeizigen danach strebten, zu den Mitgliedern der Ritterschaft gezählt zu werden, als welche sie aber als Großhändler nie so recht als vollzählig anerkannt wurden. Infolgedessen ließen manche von ihnen sich dadurch bestimmen, dem bürgerlichen Gewerbe zu entsagen.

Dessenungeachtet blieb Nürnberg und sein großes Gebiet der ergiebigste Boden für die Industrie jeder Art. Zahlreiche Fabriken waren fortwährend im Entstehen und sie hoben auch die kleineren Orte zu großem Wohlstand. Ganz besonders war dies in dem Städtchen Lauf der Fall, welches die größten Fabriken für Nadeln jeder Art besaß. Nicht minder bedeutend waren die verschiedenen Manufakturen, die Fabriken der Spiegelschleifen, der Messingschlagereien und die sehr zahlreichen und thätigen Papiermühlen.

In gleich kräftiger Weise hatte sich in der Stadt das Kunstgewerbe immer erfindungsreicher und ausgedehnter entwickelt, und mit der Vervollkommnung der nachbildenden Künste, des Holzschnittes und des Kupferstichs, hatte auch Nürnbergs Bücherdruck sich auf seiner Höhe erhalten. Unter den Briefmalern stand Georg Glockenthon noch obenan, indem er besonders die künstlerisch ausgeführten Buchstaben und Bilder auf Goldgrund für Gesangbücher verfertigte. Die Anwendung sinnreicher Initialen war bei dichterischen und anderen Schriftstücken so allgemein geworden, daß z. B. Hans Sachs in seinen geschriebenen Spruchbüchern, deren Zahl jetzt bereits auf acht starke Folianten angewachsen war, bei der Mehrzahl seiner Dichtungen an Stelle des

ersten Buchstabens einen leeren Raum für die (unausgeführt gebliebene) Initiale gelassen hatte.

Zu den bedeutendsten unter den jüngeren Künstlern und Kunsthandwerkern gehörte jetzt August Hirschvogel, ein erstaunlich vielseitiger Mann, der nicht nur im Zeichnen, Ätzen, Emaillieren und Steinschneiden treffliches leistete, sondern besonders auch durch eigene Erfindungen, z. B. für die Glasmalerei, sich dauernde Verdienste erwarb. Von noch größerer Vielseitigkeit war ein Mann, dessen Ruhm kaum über die Grenzen Nürnbergs hinausgekommen war, der aber als ein wahres Universalgenie bezeichnet werden kann. Es war dies Johann Lobsinger, der in der Kunstfertigkeit alles das in seiner Person vereinigte, was schon in den Lobsprüchen Nürnbergs von Kunß Haß und von Hans Sachs als Erzeugnisse so vieler kunstreicher Hände rühmend hervorgehoben war. In erster Reihe war er ausgezeichnet in Werken der Mechanik, worin er die folgenreichsten Erfindungen machte. Daneben bestand seine Hauptthätigkeit darin, allerlei kleine Gegenstände der Natur, kleine Eidechsen und allerlei Gewürm, Pflanzen u. s. w., durch seine besonders geschickte Behandlung in Silber und anderen Metallen zu formen. Ja, er verstand es schon, die verschiedenen Teile des menschlichen Körpers, des inneren wie des äußeren, aus Gips und Wachs nachzubilden. Dabei ätzte auch er in Kupfer, bereitete selbst aus neu gewonnenen Stoffen verschiedene Farben, verfertigte Schrauben, Luftbüchsen, und machte neue Erfindungen für den Gebrauch von Mühlen, um solche ohne Hilfe von Wasser in Betrieb zu setzen. Kurz, Lobsinger repräsentierte einen nicht geringen Teil der Kunstthätigkeit Nürnbergs in seiner eigenen Person.

Wohl kam Hans Sachs auch mit solchen Leuten in persönliche Beziehung. Er suchte über alles, was die Kunst- und Gewerbethätigkeit Nürnbergs betraf, sich selbst zu unterrichten, und er wußte von allem, was seine Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte, sich so viel Kenntnisse zu verschaffen, daß er in seiner so vielseitigen dichterischen Thätigkeit auch darüber als Sachkundiger sich äußern konnte. Zeugnis davon geben auch seine Verse, die er erst in späterer Zeit zu den Holzschnitten Jost Ammans in dem Büchlein „Beschreibung Aller Stänt auf Erden" verfaßte.

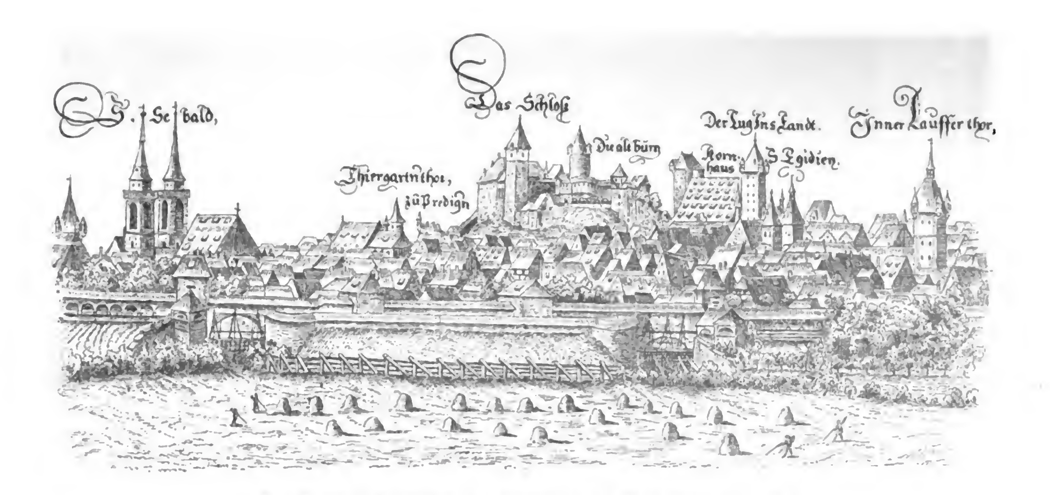
Im Jahre 1552 war ein Künstler, der namentlich in der Kupferradierung schon vieles vortreffliche geleistet hatte, mit einem Werke ans Licht getreten, das noch bis heute als ein treues Abbild der herrlichen

alten Stadt und ihrer damaligen Beschaffenheit historischen Wert behalten hat. Es waren dies die sechs großen Blätter, auf denen Hans Sebald Lautensack unter der Bezeichnung „Warhafftige Contrafactur der löb-



Der fünfeckige Turm mit dem Kornhaus und dem Luginsland.

lichen Reichstatt Nüremberg" die ganze Ost- und Westseite der Stadt in musterhafter Zeichnung und leichter Kupferradierung klar und übersichtlich dargestellt hat. Jedes der drei Blätter in Querfolio, welche



Aus H. Sebald Lautensacks „Contrafactur" der Stadt Nürnberg, 1552.
Mittlerer Teil der östlichen Ansicht.

die östliche Ansicht der Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung darstellen, ist einen halben Meter breit und giebt alle darauf sichtbaren Gebäude nebst den Befestigungsmauern und Türmen in tadellos richtiger perspektivischer Behandlung und in künstlerischer Zeichnung. Wir geben aus dem mittleren der drei Blätter nebenstehend denjenigen Teil, welcher links mit St. Sebald beginnt und nach rechts bis zum inneren Laufertor sich erstreckt, während die Burg nebst dem alten zwischen dem fünfeckigen Turm und dem Luginsland hoch aufsteigenden Kornhaus, auch Kaiser-



Die Lorenzkirche,
von den Außenwerken der alten Stadt gesehen.
(Nach Lautensack 1552.)

stallung genannt, die Stadt überragt. Die beiden Hauptteile der Burg sind auch hier durch die Überschriften „das Schloß“ (als die Kaiserwohnung) und „die alt Burg“ (als die frühere Burggrafenburg) unterschieden.

Aus dem südlichen Teil der Ostseite ist obenstehend die äußere Ansicht der Lorenzkirche aus dem Ganzen abgelöst wiedergegeben, ebenso umstehend das Frauenthor mit den charakteristischen Vorwerken. Der zu den sogenannten Dürer-Türmen zählende runde Turm am Frauenthor ist auf dieser Darstellung noch nicht enthalten, da er erst fünf Jahre später

erbaut wurde, nachdem seit 1555 auch am Lauferthor und am Spittlerthor die gleichen runden Türme erbaut waren. Dagegen stand der schlankere runde Turm, der den Mittelpunkt der Veste bildet, schon im 14. Jahrhundert. Das östlich gelegene Burggrafenschloß war nach seiner 1419 erfolgten Zerstörung nicht in seiner früheren Gestalt wieder aufgebaut worden. Dagegen war an der Kaiserburg der nach dem Thiergartner Thor gelegene Teil in einer Reihe von Jahren durch Neubauten vervollkommnet worden und dieser sogenannte Vestnerbau war erst 1545 vollendet. Auch die Bauten am Stadtgraben, mit den Mauern und Basteien, welche nach einer langen Reihe von Jahren 1530 vollendet wurden, erkennen wir deutlich aus Lautensacks Radierungen.



Beim Frauenthor mit den Vorwerken.
(Nach Lautensack 1552.)

Sie haben für uns nicht nur den Wert an sich, als der künstlerisch besten Überlieferung einer getreuen Darstellung des alten, auf der Höhe seiner Entwickelung stehenden Nürnberg, sondern sie lassen uns auch erkennen, wie gut gerüstet die Freie Reichsstadt dastand, bevor ihre Wehrkraft eine schwere Probe, die schwerste und härteste seit ihrem Bestehen, abzulegen hatte.

Das schwere Unheil, das im Sommer 1552 über Nürnberg kam, stand in Beziehung zu den Parteikämpfen, welche durch den Religionsstreit für so lange Zeit das Deutsche Reich beunruhigen sollten. Aber die Religionsfrage war in diesem Falle nur der vom Zaun gebrochene Anlaß für die Kriegs- und Beutelust des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Bayreuth, Nürnbergs bösen Nachbar, dem der Beiname Alcibiades gegeben ward.

Auch über diesen Krieg, oder vielmehr über die unglückliche Situation, in welche Nürnberg durch denselben gekommen war, hat sich Hans Sachs als patriotischer Dichter geäußert, wenn auch keines seiner darauf bezüglichen Gedichte zu seiner Zeit durch den Druck in die Öffentlichkeit gelangte. Sowohl über das während der Belagerung Nürnbergs geschriebene Gedicht, wie auch über die seltsamen Umstände, welche mit der Geheimhaltung aller die Person des Markgrafen betreffenden Dichtungen zusammenhängen, wird in der Folge weiter zu reden sein.

Zuvor ist hier noch in Kürze zu erwähnen, mit welchem Eifer und Fleiß Hans Sachs in den letzten Jahren, eben bis zu dem Zeitpunkte jenes Krieges, sich der Dichtung mannigfacher Art gewidmet hatte. Neben seinen Meisterliedern war besonders die Schauspieldichtung fast ausschließlich in den Vordergrund getreten. In den letzten zehn Jahren, von 1540 bis 1549, war neben seinen Meisterliedern und anderen Gedichten nicht dramatischer Gattung nur spärliches aus seiner Feder gekommen. Mit Ausnahme der beiden Jahre 1545 und 46, in denen er drei Komödien, zwei Tragödien und zwei Fastnachtspiele geschrieben hatte, kam in diesem Zeitraum auf das Jahr höchstens eine dramatische Dichtung, ja in den Jahren 1541 bis 1543 war ihm die dramatische Muse gänzlich fern geblieben. Es ist keine Frage, daß dies zumteil auch mit äußerlichen Umständen, mit den lokalen Verhältnissen Nürnbergs zusammenhing, die man späterhin kennen lernen wird. Die nunmehr so ganz plötzlich erwachte stärkere Teilnahme fürs Schauspiel begann erst mit dem Jahre 1550. In diesem einzigen Jahre hatte er dreizehn Stücke geschrieben: zwei Tragödien, drei Komödien und acht einaktige Fastnachtspiele. Im darauf folgenden Jahre steigerte sich diese Produktion noch erheblich, denn das eine Jahr 1551 hat nicht weniger als siebzehn dramatische Dichtungen von ihm aufzuweisen, in welcher Zahl sich zehn mehraktige Komödien und Tragödien befinden. Mehrere der Stoffe waren aus der Bibel genommen — Judith, Prophet Jonas, die Auferweckung Lazari, Rehabeam und Jerobeam —, einige andere Stücke behandelten Stoffe aus fremdländischen Chroniken. Unter den Fastnachtspielen dieses Jahres befanden sich einige der vorzüglichsten: „Das heiß Eisen“ und „Der fahrend Schüler im Paradeis“. Auch noch in den beiden ersten Monaten des folgenden Jahres (vom 16. Januar bis 4. Februar) kamen schon wieder zwei Tragödien und eine Komödie zum Vorschein; und noch im Anfang Mai beendete er eine neue Tragödie von König David.

Diese so gewaltig gesteigerte Thätigkeit auf dramatischem Gebiete wurde nun plötzlich für einige Zeit unterbrochen, und zwar durch jenes Ereignis, das über die Stadt und ganz besonders über das weite Landgebiet so großes Unglück brachte.

In ihrer übergroßen Sorge, das bis dahin nur mit Mühe und ohne Dank aufrecht erhaltene gute Verhältnis zum Kaiser nicht ernstlich zu gefährden, hatte Nürnberg das von Hans Sachs so drastisch geschilderte Gewand des Augsburger „Interim“ sich schmählich über den Kopf ziehen lassen und die Sache des Protestantismus in zu weit gehender Nachgiebigkeit preisgegeben. Die ein paar Jahre darauf eintretenden großen politischen Ereignisse waren nun wohl geeignet, gerade von denjenigen, die am tiefsten bekümmert waren über die traurige Zwangslage des Protestantismus, als eine verdiente Strafe für Nürnberg betrachtet zu werden. In der That war die Politik der klugen Vorsicht, mit der die Nürnbergische Regierung wiederholt so glückliche Erfolge erzielt hatte, diesmal für die Republik höchst verhängnisvoll geworden.

Nachdem Moritz von Sachsen durch den über die Schmalkaldischen Verbündeten errungenen Sieg sich den vom Kaiser ihm zugesagt gewesenen Kurhut verdient hatte, strebte jetzt sein selbstsüchtiger Ehrgeiz nach größeren Erfolgen durch den gegen den Kaiser geübten Verrat. Denn die Sorge um seinen vom Kaiser noch gefangen gehaltenen Schwiegervater, den Landgrafen Philipp, war es nicht allein, was ihn dazu verlockte, mit dem Könige von Frankreich ein geheimes Bündnis abzuschließen. Ihm fällt die schwere Schuld zu, durch dieses Bündnis mit dem König Heinrich II. die Franzosen ins deutsche Land gerufen zu haben, eine Gastfreundschaft, welche für das Deutsche Reich den Verlust von Metz, Toul und Verdun zur Folge hatte.

Zu den Verbündeten des Kurfürsten Moritz hatte sich auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach gesellt, einer der verwegensten und grausamsten Parteigänger in dieser stürmischen Zeit. Albrecht war ein Sohn des Markgrafen Casimir, dessen Brüder, der Markgraf Georg und der Herzog Albrecht von Preußen, die Vormundschaft für den erst fünfjährigen Sohn Casimirs übernommen hatten. Bei der Mündigkeit desselben war eine nochmalige Landesteilung der fürstlichen Gebiete beschlossen worden, infolge deren Georg den Ansbachischen Teil, das sogenannte „Niederland“, Albrecht aber das Land „ob dem Gebirg“, Kulmbach-Bayreuth, erhielt.

Als Markgraf Albrecht unter dem Vorgeben, den bedrängten Protestantismus zu retten, dem Bündnisse des Kurfürsten Moritz beitrat, war es zunächst sein Wunsch, aus dem ausweichenden Verhalten Nürnbergs Veranlassung zu nehmen, das „übermütige Krämervolk" zu demütigen und von den verhaßten „Pfeffersäcken" eine beträchtliche Loskaufungssumme zu erlangen.



Markgraf Albrecht (Alcibiades) von Brandenburg-Kulmbach.

Nürnberg hatte zwar, um in diesem gegen den Kaiser selbst gerichteten Kriege seine Neutralität zu bewahren, als protestantischer Staat den Verbündeten eine ansehnliche Geldsumme gezahlt, und hatte auch vom Kurfürsten wie von anderen Mitgliedern des Bundes Schonung und Schutz zugesagt erhalten. Nürnberg hatte dadurch sich so sicher gewähnt, daß es kein Bedenken hatte, seinem schlimmsten Gegner selbst die Waffen zu liefern.

Markgraf Albrecht schien anfänglich nur gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg sich rüsten zu wollen, und zwar angeblich nur zu seiner Verteidigung. Er sandte deshalb unterm 1. März 1552 ein Schreiben an den Nürnberger Rat, des Inhaltes, daß die Nachbarn sich kriegerisch rüsteten, und da niemand wisse, wer sich eines feindlichen Angriffes zu erwehren haben würde, so müsse er selbst für alle Fälle auf seine Verteidigung denken. Da es ihm an Hakenbüchsen und Spießen fehle, so möge der Rat, der bereits ein Verbot wegen Verkaufs von Kriegsrüstung erlassen hatte, seinem guten Nachbar zu Liebe eine Ausnahme machen und seinem in Nürnberg erschienenen Bevollmächtigten gestatten, daß demselben gegen Bezahlung sechs- bis achthundert Haken und eintausend Spieße zur Ausfuhr auf seine Kosten überlassen würden. Der Markgraf hoffe um so mehr auf diese freundnachbarliche Handlungsweise, als er von den Waffen nur in dem Fall Gebrauch machen wolle, daß er „unverschuldeter Ding" angegriffen werden sollte*).

Daß diesem freundlich gestellten Ersuchen des Markgrafen nur ein Akt unerhörter Tücke und Hinterlist zu Grunde lag, konnte allerdings Nürnberg kaum ahnen. Im Gegenteil hoffte der Rat, daß er durch die Erfüllung des markgräflichen Begehrens sich für alle Fälle einen gut gesinnten Nachbar erwerben und seine Neutralität um so mehr sicherstellen würde.

Dem war nun aber keineswegs so. Als der Markgraf eine ansehnliche Streitmacht zusammengebracht hatte, schien er seine Feindseligkeit zunächst nur gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg zu richten. Er warf denselben vor, daß sie die Feinde des Bundes durch Hilfsmannschaft unterstützten; es sei ihm deshalb der Auftrag geworden, insbesondere den Bischof von Bamberg „sauber auszuscharren und ihm mit rechtem Ernst ins Maul zu greifen". Als auch dem Bischof von Würzburg der Absagebrief des Markgrafen zugeschickt worden war, kamen zwar den Nürnbergern bedenkliche Äußerungen des Markgrafen zu, aber bei alledem konnten sie auf einen so widerrechtlichen und unerhörten Überfall noch nicht vorbereitet sein. Da — am 4. Mai — erschien plötzlich der Markgraf mit einem Heere von 1500 Reitern und 18 Fähnlein Knechte vor dem zu Nürnberg gehörenden Schlosse Lichtenau. Auf seine Aufforderung zur Übergabe des Schlosses schickte der Pfleger Ludwig Schnödt seinen Sohn hinaus zur Unterhandlung

*) Vgl. die in den Anmerkungen zu diesem 10. Kapitel mitgeteilten Dokumente.

mit dem Markgrafen. Dieser behielt ohne weiteres den Sohn als Geisel zurück und drohte, beim geringsten Widerstande des Schlosses ihn zu henken. Das Schloß wurde infolgedessen übergeben und danach von den Markgräflichen vollständig ausgebrannt und zerstört.

Die Nürnberger waren bei dieser Nachricht von dem unerhörten Friedensbruche aufs furchtbarste bestürzt, aber sie trafen nun um so eiliger Anstalten, die Stadt selbst in Verteidigungsstand zu setzen. An eine offene Schlacht konnten sie bei der Stärke des feindlichen Heeres kaum denken.

Am folgenden Tage schickte der Markgraf nach Nürnberg die Aufforderung, sich unverzüglich für den Bund gegen den Kaiser zu erklären. Der Rat ließ die Abgesandten gar nicht in die Stadt, ließ aber dem Markgrafen melden: Nürnberg habe durch geleistete Geldhilfe und durch Vertrag mit dem Kurfürsten von Sachsen sich verglichen und fordere deshalb den Abzug des Markgrafen und die Rückgabe des zerstörten Schlosses Lichtenau.



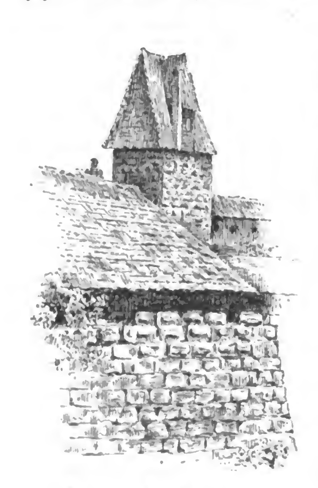
Wappen der Stadt Nürnberg. I.

Markgraf Albrecht erklärte hierauf, daß er von einem solchen Vertrage nichts wisse. Man möge aber, um ihn von der Richtigkeit desselben zu überzeugen, seinem Amtmann Veit Zigk zu Erlangen sicheres Geleit nach Nürnberg geben. Daß der Markgraf von dem Abkommen mit Nürnberg nicht unterrichtet gewesen sein sollte, ist wohl nicht denkbar. Er stellte sich unwissend, um zunächst seinen Überfall zu rechtfertigen, dann aber wohl auch in der Hoffnung, daß die Nürnberger gegen seinen Bevollmächtigten sich irgend eine Ungehörigkeit zu Schulden kommen lassen würden, die ihm dann ein scheinbares Recht zu weiteren Gewaltthätigkeiten gegeben hätte. Als er in dieser Erwartung sich getäuscht sah, indem die Nürnberger sich darauf beschränkten, den aus Erlangen gesandten Amtmann von der Richtigkeit des Vertrages zu überzeugen und mit dem ihm gegebenen sicheren Geleit zu entlassen, erklärte der Markgraf ganz einfach: der Vertrag gehe ihn nichts an, die Nürnberger wollten gern „auf zwei Achseln tragen“, und er müsse sie als Feinde des Bundes behandeln, sofern sie nicht ohne weiteres ihren Beitritt erklärten und denselben durch thatsächliche Unterstützung bekräftigten.

Der Nürnberger Rat hatte sogleich bei den ersten feindseligen Schritten Albrechts sich mit dringenden Vorstellungen an den Kurfürsten

Moritz gewendet, der sich im Lager bei Gundelfingen in Baden befand. Der Rat hatte unterdessen von ihm ein Schreiben erhalten, worin er sich höchst erstaunt und unwillig über des Markgrafen Handlungsweise äußerte: Er hätte sich eher „des Himmels Einfall, als dies Beginnen zu seiner Liebden versehen“, und ernstliche und nachdrückliche Abmahnung von weiteren Feindseligkeiten versprach.

Markgraf Albrecht ließ sich aber durch nichts in seinem nun einmal gegen Nürnberg beschlossenen Unternehmen hindern. Da der Rat seine aus dem Feldlager bei Stein erfolgte letzte Aufforderung abschlägig beantwortete, brach er gegen Nürnberg auf, nachdem er auch den Flecken Stein hatte anzünden lassen. Durch Brandschatzungen hatte er sich reichlich mit Geldmitteln versehen und sein Heer, verstärkt durch den jungen Markgrafen Georg Friedrich, war auf 12000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter angewachsen, und er konnte damit zugleich gegen Bamberg operieren, wie auch das ganze Nürnbergische Gebiet in Schrecken setzen. Gegen die Stadt Nürnberg suchte er zunächst in dem Walde bei St. Peter Stellung zu nehmen, doch wurden die ersten Streifhorden dort von den schweren Geschützen der Nürnberger angegriffen und verjagt.



Nürnberger Befestigungsturm.

Im Gefühle ihres Rechtes gegen die unerhörte Gewaltthätigkeit des grausamen Feindes hatten die Nürnberger zu ihrer Verteidigung in Eile alles aufgeboten. Die starken Befestigungen der Stadt, die mehr als hundert Türme in den Umfassungsmauern wurden eiligst mit Geschützen ausgerüstet. Durch 800 Bauern wurden Schanzen und Wälle aufgeworfen, die Zollhäuser an den Thoren wurden abgebrochen und alle Gärten in der Nähe der Stadt zerstört. Je weniger Aussicht der Markgraf hatte, die Stadt zu bezwingen, um so furchtbarer wütete er in dem weiten Landgebiete durch Plünderungen, Brandstiftungen und

alle erdenklichen Grausamkeiten. Durch gleichzeitiges Wüten auf dem Bambergischen Gebiet hatte er dort durch seinen Verbündeten Wilhelm von Grumbach bald seine Zwecke erreicht, indem der Bischof nach wiederholten Verhandlungen sich dazu verstand, an den Markgrafen zwanzig Ämter seines Bistums, darunter Forchheim, abzutreten und außerdem 80000 Gulden zu zahlen. Auch der Bischof von Würzburg mußte, um sein Gebiet von den räuberisch wütenden Horden zu befreien, dem Markgrafen die weitestgehenden Zugeständnisse machen. Es waren dies: Zahlung einer Summe von 220000 Gulden, dazu noch die Übernahme einer Schuldsumme des Markgrafen von 350000 Gulden und außerdem noch die Lieferung von Karthaunen, Kugeln und Pulver in großer Menge.


Nürnberger Befestigungsturm.

Unter den protestantischen Fürsten und Städten war der Unwille gegen den Markgrafen ein allgemeiner, aber alle dringenden Vorstellungen und Vermittelungsversuche blieben vergeblich, und nachdem alle Schlösser, Dörfer, Mühlen und Herrensitze des Landes gründlich zerstört waren, setzte Albrecht die Belagerung Nürnbergs mit erhöhten Kräften fort. Auf Hilfe konnten die Nürnberger jetzt nicht mehr rechnen. Der Kaiser selbst war machtlos und auf der Flucht; Kurfürst Moritz war bereits nach Füssen und den Tiroler Alpen gelangt, um den nach Innsbruck geflüchteten Kaiser zu Zugeständnissen zu zwingen. Aus dem Lager der Ehrenberger Klause schrieb er am 19. Mai an den Nürnberger Rat auf dessen dringender werdende Vorstellungen: „Sie hätten, das weiß Gott, ihr Möglichstes bisher nicht unterlassen, um den Markgrafen von seinem Vorhaben abzubringen“; jetzt aber könnten sie weiter nichts versuchen, da sie selbst zu viel zu thun hätten, um ihre Feinde zu zwingen.

Schon seit Mitte Mai waren in Augsburg die Vertreter von zahlreichen Reichsstädten versammelt, welche nach gepflogenen Beratungen beschlossen, eine Deputation in das markgräfliche Lager zu senden, um ihn zum Frieden zu bestimmen. Die Deputation ging auch ab; sie bestand aus den Vertretern von Augsburg, Rothenburg und Schwäbisch Hall. Auf ihre Vorstellungen forderte Albrecht als Friedensbedingungen:

Zahlung von 600000 Gulden, sowie Überlassung aller von ihm eingenommenen und zum größern Teil verbrannten Schlösser, Städte, Flecken und Dörfer, — was nicht weniger als das gesamte schöne Nürnbergische Gebiet außer der Hauptstadt bedeutete. Außerdem aber sollte der Rat sein Kriegsvolk entlassen und eine Besatzung der feindlichen Truppen in die Stadt nehmen, so stark wie es der Markgraf für nötig befinden werde.

Daß diese furchtbaren Bedingungen nicht anzunehmen wären, mußten die Vermittler selbst empfinden. Sie gestanden auch den Nürnbergern die Härte derselben zu, rieten aber dennoch, darauf einzugehen, da eben nichts anderes übrig bliebe, weil vom Kaiser wegen seiner eigenen Bedrängnisse keine Hilfe zu erwarten sei, denn die Ehrenberger Klause und alle Alpenpässe waren schon eingenommen.

Trotz alledem konnte der Rat auf die ihm zugemuteten Bedingungen nicht eingehen, denn es wäre dies nicht geringeres als eine völlige Selbstvernichtung Nürnbergs gewesen. Er erwiderte denn auch mit männlicher Fassung und Entschlossenheit: Da der Markgraf ohne alle Ursache und wider den Willen der Bundesfürsten die Stadt angegriffen habe, und da die maßlosen Forderungen des Feindes nicht zu erfüllen seien, so wolle man im Bewußtsein der Unschuld eher das Äußerste versuchen, als sich dieser landfriedensbrüchigen Gewalt und unerhörten Tyrannei preisgeben.

Während der Verhandlungen hatten die Nürnberger sogar einen Ausfall gegen das markgräfliche Lager gemacht, ohne freilich mehr damit zu erreichen, als die Wut des Feindes zu steigern. Aber man wollte damit gleich nachdrücklichst zu erkennen geben, daß man nach wie vor zum äußersten Widerstande entschlossen sei.

In seinen Briefen an Andere hatte der Markgraf immer nur vorgeschützt, daß er zu seiner Handlungsweise „für Erhaltung und Vergleichung der heiligen, wahren, christlichen und apostolischen Religion“ genötigt worden sei, um die Stadt „zu den einigungsverwandten Ständen zu bringen, die sie eben für diese Religion und zu Auffahrung der deutschen Nation Libertäten mit der löblichen Krone in Frankreich verglichen haben“.

In diesem christlichen Wohlmeinen ließ der Markgraf die Stadt von neuem mit Aufbietung aller Mittel beschießen; in der Nacht nach dem vergeblich unternommenen Versuch der Gesandten ließ er gegen die Stadt Sturm laufen und Feuer in die Vorstädte werfen. Die Nürnberger hatten nicht eine ruhige Stunde mehr. Tag und Nacht mußten die Mannschaften in der Stadt arbeiten, Schäden ausbessern, Brände

löschen und an den Befestigungen gegen den Feind thätig sein. Zu der wachsenden Not der Stadt kam der Jammer um das grausam verwüstete Land, indem bereits fünfzig Nürnbergische Dörfer niedergebrannt waren. Da es außerdem in der Stadt selbst bereits schwierig wurde, unter den unzufrieden werdenden Volksmassen Ordnung zu halten und Tumulte zu verhüten, so fand sich der Rat bereit, um einen Waffenstillstand wegen neuer Friedensverhandlungen zu ersuchen. Die Verhandlungen fanden vom 7. bis 10. Juni statt, aber auch sie führten zu keinem befriedigenden Ergebnis. Der Markgraf forderte jetzt: entweder 600000 Gulden, oder: 200000 und Einräumung aller der Städte, Schlösser u. s. w. „auf dem Gebirg“. Der Rat aber wollte an Geld nur 80000 Gulden bewilligen, dagegen nichts von dem Besitze der Ortschaften aufgeben.

Der Markgraf, der jetzt noch Verstärkungen durch den Grafen Christoph von Odenburg und den Hauptmann Jobst von Dalbeck — im ganzen 9000 Mann Fußvolk und Reiterei — erhalten hatte, drohte jetzt nochmals mit Sturm der Mauern und versicherte, daß nach Bezwingung der Stadt gegen die Einwohnerschaft ohne jede Schonung verfahren werden sollte. Um seine Drohungen nachdrücklicher zu machen, zwang er die armen eingefangenen Nürnberger Bauern, in der Nähe der Stadt Schanzen aufzuwerfen, wodurch die Nürnberger Besatzung genötigt wurde, auf die eigenen Landeskinder zu schießen.

So trostlos standen die Dinge noch, als unser Hans Sachs, dem bei seinem freundlichen Sinne und wohlwollenden Herzen der Krieg überhaupt etwas Furchtbares war, und der jetzt mit eigenen Augen das entsetzliche Elend ermessen konnte, seinem bekümmerten Gemüte in einem schönen Gedichte Luft machte und darin sich auch zugleich wieder als ein durchaus politischer Kopf zeigte. Das niemals gedruckte Gedicht, das er vom 16. Juni 1552 datierte und „Klagspruch der Stadt Nürnberg ob der unbilligen schweren Belegerung Markgraff Albrecht's Anno 1552“ benannte, existiert nur handschriftlich*). In der Form

*) Ich habe diese Handschrift, von deren Existenz man bis dahin nichts wußte, unter den Schätzen der Königl. Bibliothek in Berlin im Jahre 1885 entdeckt. Abgesehen von dem Werte des Gedichtes selbst ist dasselbe noch dadurch besonders merkwürdig, daß es das einzige Beispiel eines von Hans Sachs apart geschriebenen Gedichtes ist, während sonst alles, was wir von seinen Handschriften besitzen, von ihm in den Foliobänden gesammelt wurde. Das Gedicht ist 300 Verse lang und genau nach des Dichters eigener Handschrift vollständig im Anhang (III) mitgeteilt.

Facsimile: Anfang der Handschrift vom Klagspruch der Stadt Nürnberg.

eines Gespräches, welches zwischen Nürnberg (als „Fräulein" personifiziert) und dem Dichter geführt wird, sind die allgemeinen politischen Verhältnisse in deutlicher Weise allegorisiert und die trübselige Lage Nürnbergs in rührend schlichter Weise geschildert. Als der Dichter, so beginnt er, eines Morgens in einen grünen Wald „reviren" ging, kam er an einen freien Platz, durch den ein Bach floß, und an dem Bache sah er auf einem Stein ein herrliches Weib sitzen, mit „wohlgliedmasirtem Leib" — „gliedmasirt", von Gliedmaßen, ist ein von Hans Sachs häufig gebrauchtes Wort. Er redete sie an und fragte, warum sie so traurig dasäße und wer sie wäre? Das „Fräulein" wundert sich über diese Frage, da sie doch „die namhaftigste Frau im ganzen Lande" sei. Nachdem sie fünfzig Jahre in Frieden gelebt, sei der wütige „Greif" über sie gekommen und habe mit Raub, Mord und Brand ringsherum gewütet*). „Der Alte", so sind nunmehr die folgenden Reden des



Wappen des Markgrafen.
(Unter seiner gedruckten Protestation gegen die Achtserklärung, 1554.)

*) Vielleicht, daß Hans Sachs in dem oben aus einer Verteidigungsschrift des Markgrafen mitgeteilten Wappenschild desselben den Adler als den „Greif" ansah.

Dichters überschrieben, fragt, was sie denn dem Greisen gethan habe, daß er ihr also zusetze. Sie versichert, sie habe ihn nie verletzt, sondern ihm stets nur Gutes erwiesen, wofür er ihr nun Arges thue. Aber, fragt der Alte weiter, ohne Ursache könne das doch nicht sein.

„Sie sprach: die Ursach' ist allein
Vielleicht mein Gelück und Wolfart,
Das bewegt sein' neidige Art
Zu solchem unverdienten Haß."

In den weiteren Reden und Gegenreden wird dann ausgeführt, daß die Stadt — das „Fräulein" — sich nicht genug vorgesehen habe; sie hätte sich vielmehr von den schmeichelhaften Worten des Feindes täuschen lassen, und er, der sich früher schon in anderen Dingen treulos erwiesen, habe seine Anschläge verborgen gehalten. Auf des Alten Frage, ob es denn der Greif allein sei, der sie plage, oder wer sonst bei einer solchen Ungerechtigkeit ihm Hilfe leisten könne, lautet die Antwort: es seien viele wilde Tiere mit dem Greif verbunden, und auch „die Kron' der Lilien" (Frankreich) sei dabei, „den großen Adler zu vertilgen". Auch ihre Freunde, die ihr wohl helfen könnten, hätten sie verlassen und wären zum Feinde übergegangen. Aber, so fragt der Alte wieder, der „große Adler" selbst müsse ihr doch mit den Waffen beistehen? Ja, lautet die Antwort, aber der Adler selber sei erlegen und ehe er sich wieder gerüstet und ihr mit einem Heere beistehen könne — das dauere sehr lange. Als der Alte sie wieder tröstet und ermutigt, den Kampf ferner zu bestehen, antwortet sie: Leider käme ihr so manches zu Ohren, was von ihren eigenen Kindern gegen sie geklagt und gemurrt werde. Ach, sagt der Alte, das läge so in des gemeinen Mannes Art, daß er „plaudert ohn allen Verstand"; sie möge nur thun, als höre sie solche Dinge nicht, und durch Freundlichkeit in Worten und Handlungen die Leute mutig und bereitwillig erhalten. Unzufriedenheit und Unordnungen, die durch den Mangel an Proviant leicht entstehen, müsse sie zu stillen suchen —

„Mit guter Ordnung und dergleichen,
Mit Hilf' des Armen durch den Reichen,
Brüderlich Leben in Deim Haus,
Den Eigennutz gar treiben aus.
Wo Eigennutz in Noth regiert,
Die Sach' je länger ärger wird,
Hunger ist ein unwirscher Gast."

Schließlich aber rät der Alte, mit dem Feinde Frieden zu machen, denn es sei besser, dabei einen Schaden zu erleiden, als aufs ungewisse hin in immer größere Not zu geraten. Darauf erwidert sie: des Feindes Vorschläge und Forderungen wären bis jetzt so unbillige und harte gewesen, daß es schlimmer sein würde, sie zu erfüllen, als den Krieg noch weiter fortzusetzen. Auch besorgt sie

„Des Greisen Trug und List,
Der keiner Redlichkeit Achter ist.“

Nun, redet der Alte weiter, wenn alles gar so schlimm steht, so könne sie nur an Gott sich wenden,

„Daß sich derselb dein woll erbarmen,
Dieweil Gott der verlassen Armen
Ein gnädiger Erlöser ist,
Der brechen kann der Feinde List,
Ein Ring ihm legen kann in d' Nasen,
Ihn wieder heimführen sein Straßen
Wie den Künig Nebucadnezar.

Das Fräulein.

Sie sprach, du sagst wol recht und wahr,
Er ist der einig Helfer wol,
Zu dem ich billig fliehen soll
In meiner Not, doch nit dest minder
Leider ich und all meine Kinder
Haben uns hart gen ihn versündt,
Derhalben ob uns ist anzündt
Der bitter Gottes grimmer Zoren,
Derhalb mein Hoffnung ist verloren,
Es werd all mein Flehen und Bitt
Von Gott genzlich erhöret nit,
Weil groß ist meiner Sünden Meng.
Sein Hilf verzeucht sich in die Läng,
Weil ich schon lang gebeten hab.“

Aber der Alte ermahnt sie wieder, vom Gottvertrauen nicht abzulassen, er werde ihr endlich doch beistehen, denn Gott „weiß die rechte Weil und Zeit“.

Hierauf „beschleußt“ das Fräulein die Dichtung, indem sie erklärt, sie fühle sich getröstet und sie hoffe zu Gott, endlich noch erlöst zu werden —

„Durch ihn von mein greuling Erbfeind,
Wie tirannisch er's gen mir meint.
Daß ich ihm sampt den Kinden mein
Will immerdar noch dankbar sein.
Nun will ich folgen Deinem Rath,
Ich hab durch Sünd und Missethat
All' dieses Unglück wohl verschuldt,
Will das auch tragen mit Geduld,
Und will es Gott meinem Heiland
All's ganz ergeben in sein Hand,
Und mich befehlen in sein Schutz,
Der wird des Greif unbillig Trutz
Durch sein gewalting Arm zerbrechen
Und mich kurzer Zeit an ihm rächen,
Und mich, die ich bin geschlagen nieder,
Gnädiglich aufrichten wieder,
Daß ich wieder zunehm' und wachs,
Das wünscht zu Nürenberg Hans Sachs."

Facsimile: Schluß des Klagspruchs.

Man wird schon aus den hier mitgeteilten Proben erkennen, mit welchem gesunden Sinn und politischen Blick der merkwürdige Mann die Lage der Dinge zu überschauen vermochte, und wie er doch alles wieder unter den Gesichtspunkt seiner eigenen liebenswürdigen Treuherzigkeit und höchsten sittlichen Anschauung brachte. Ehe wir darauf zu reden kommen, wie er auch später noch die Handlungen und Schicksale des Markgrafen Albrecht verfolgte, möge hier noch ein anderes seiner Gedichte erwähnt sein, welches er unmittelbar vor dem Friedensschlusse schrieb. Es ist dies sein vom 18. Juni desselben Jahres datiertes und im zweiten Buche der alten Nürnberger Gesamtausgabe mitgeteiltes Gedicht „Unterschied zwischen Krieg und Frieden". Obwohl er darin

nicht direkt auf die schwere Belagerung Nürnbergs hinzielt, so sind doch die Beziehungen zu dem Ereignis und seine von ihm selbst gemachten Erfahrungen darin zu erkennen. Wieder kleidete er hier seine Beobachtungen und Gedanken in die Form eines Traumes. Scheinbar absichtslos berichtet er zunächst, daß er niemals einen Krieg erlebt, aber so viel davon gehört habe, daß er den Wunsch hegte, einen solchen selbst mit anzusehen. Da er in diesen Gedanken entschlief, erschien ihm der Krieg in Gestalt eines „erschröcklichen Weibes", das mit wildem Aussehen in der Rechten ein Schwert trug, in der Linken einen Feuerbrand. In allem, was er von ihrem Thun berichtet, wie sie Felder und Gärten verwüstete, Städte und Dörfer anzündete u. s. w., können wir des Dichters eigene Erlebnisse erkennen. Auch die traurigen Zustände seiner Vaterstadt erfahren wir aus seiner Schilderung: Kirchen und Schulen waren leer, Recht und Gericht stand still, der Kaufmannshandel und das Handwerk lagen darnieder:

Fleischbänk und Markt war leer und öd,
Die Nahrung mager, dürr und spröd;
Dergleichen thät sich auch ereigen
Mangel in vielen Dingen erzeigen,
Abnahm Barschaft sampt dem Gewerb,
Es lag dem Armen streng und herb,
Auch gschah dem Reichen großer Schaden,
So waren beid Theil überladen
Von diesem Weib mit Angst und Not . . .

Nachdem er dann hinzufügt, wie in dem großen Elend alles zu Gott dem Herrn flehte, daß er den Frieden herabsenken und die Bürgerschaft aus den Händen dieses schrecklichen Weibes erlösen möge, — da kam ein schönes, holdseliges Weib vom Himmel herab auf die Erde, das von allen mit erhobenen Händen und freudigem Zujauchzen empfangen wurde. Und da sie erschien, verschwand die Kriegsfurie, die Arbeit wurde wieder aufgenommen, die Straßen füllten sich mit frohen und thätigen Menschen, die Felder wurden neu geackert u. s. w. Nachdem er alle Herrlichkeit und alles Glück des Friedens noch des weiteren ausgemalt, schließt er mit dem gewöhnlichen Reimpaar auf seinen Namen:

Selig ist, der hier Frieds begehrt.
Den wöll uns Gott geben auf Erd,
Daß er beständiglich aufwachs
Das wünscht zu Nürenberg Hans Sachs.

In der That waren an diesem Tage die Friedensverhandlungen schon im Gange und führten am nächsten Tage zum endlichen heißersehnten Friedensschluß. Nürnberg mußte sich zur Zahlung von 200000 Gulden verstehen, von welcher Summe 150000 Gulden sofort, der Rest aber in einem Monat gezahlt werden sollte. Außerdem hatte es an den Markgrafen 400 Centner Pulver und sechs Stück schweres Geschütz (2 „Notschlangen", 2 „Singerinnen" und 2 „scharfe Metzen") zu liefern. Diese Vereinbarung geschah unter der Mitwirkung der in Nürnberg vertretenen Bundesfürsten und Nürnberg mußte sich, ebenso wie Augsburg und die anderen Reichsstädte, verpflichten, der Einigung der Fürsten sich treu anzuschließen. Am 21. Juni erschien der Landgraf von Leuchtenburg mit Gefolge in der Stadt, um den Vertrag zu vollziehen und er sowohl wie die fürstlichen Gesandten und Abgeordneten der Reichsstädte mußten außer der ihnen zukommenden Bewirtung noch Ehrengeschenke an Geld erhalten.



Wappen der Stadt Nürnberg. II.

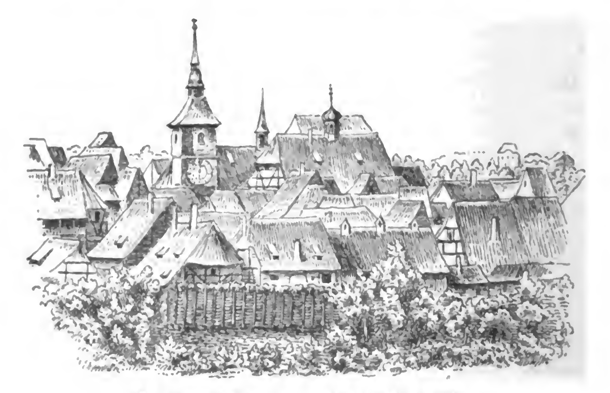
Was aber wollten die gezahlten Geldsummen bedeuten gegen den furchtbaren Schaden, den außer der Stadt vor allem das unglückliche Land und die Vorstädte erlitten hatten. Man hat später berechnet, daß außer zwei Städten des Nürnbergischen Gebietes drei Klöster und nicht weniger als 90 Herrensitze und Schlösser sowie 170 Flecken und Dörfer nebst einer großen Anzahl Mühlen ausgeplündert und zum großen Teil in Asche gelegt worden seien, und von dem großen Stadtwalde wurden 3000 Morgen niedergebrannt*).

Von den Vorstädten hatte Wöhrd am meisten zu leiden gehabt, und da es für die Verteidigung der Stadt Schwierigkeiten bereitete, so wurde diese Vorstadt hernach von den Nürnbergern selbst zerstört.

Diese Vorsicht war nicht überflüssig, da schon im nächsten Jahre Nürnberg aufs neue durch den Markgrafen Albrecht bedroht wurde. In dem am 15. August 1552 zwischen Karl V. und den Anhängern der Augsburgischen Konfession zu Passau geschlossenen Frieden waren

*) Die Zahl der zerstörten Schlösser, Dörfer u. s. w. ist in einem Schreiben des Rates an alle deutschen Fürsten und Reichsstädte etwas geringer angegeben, aber immerhin groß genug. Vergl. die Anmerkungen zum 10. Kapitel.

die den Protestanten entrissen gewesenen Rechte ihnen zurückgegeben. Der Kaiser mußte aber die Treue der Stadt Nürnberg, obwohl auch sie jetzt zu dem Bunde gehörte, anerkennen und kassierte den von ihr mit dem Markgrafen geschlossenen Vertrag. Da dieser vom König von Frankreich, dem er seine Dienste anbot, zurückgewiesen war und auch zum Kaiser kein besseres Verhältnis erlangen konnte, so begann er aufs neue seine Kriegsthaten auf eigene Faust, nahm Bamberg ein, dessen Bischof flüchten mußte, und setzte dann seine Plünderungen und Zerstörungen aufs neue fort. Nach der Einnahme von Bamberg hatte Nürnberg bei den ihm wieder drohenden Gefahren eiligst in Böhmen



Kirche und Rathaus in der Vorstadt Wöhrd, 1552.

und Schlesien eine Reiterschar von 500 Mann geworben. Aber der Landgraf von Leuchtenburg, der ihnen vom Markgrafen entgegengeschickt wurde, schloß sie bei dem Stifte Eichstedt ein, und der von den Nürnbergern geschickte Entsatz wurde zurückgeschlagen. Nachdem hierauf der Markgraf die nürnbergischen Städte Lauf und Altdorf überfallen und angezündet hatte, fiel er wieder ins Würzburgische und nahm Schweinfurt ohne Widerstand ein.

Nachdem der Markgraf wegen seiner neuen landfriedensbrüchigen Thaten gegen Nürnberg, Bamberg und Würzburg in die Acht erklärt worden, zogen sich seine kriegerischen oder richtiger räuberischen Unternehmungen nach entfernteren Gebieten hin.

Hans Sachs hatte die Thaten des Markgrafen Albrecht auch fernerhin im Auge behalten. Nachdem Albrecht selbst bei Sievershausen vom Kurfürsten Moritz geschlagen, sein fränkisches Land erobert und die Plassenburg bei Kulmbach zerstört worden war, schrieb Hans Sachs einen (ungedruckt gebliebenen) Prosa-Dialog, betitelt: „Ein Pasquillus von dem Schlosse zu Plassenburg“. Die fränkischen Bundesstädte hatten sich nach der Einnahme der markgräflichen Burg wegen deren künftigen Schicksals an den Kaiser Karl V. gewendet und harrten noch der Entscheidung. Der genannte Dialog des Hans Sachs wird zwischen „Pasquillus“ und der Plassenburg selbst geführt. Danach folgte noch 1554 ein langes Gedicht: „Gespräch der Götter wider den aufrührischen Fürsten Markgraf Albrecht und ander Fürsten und Städt Deutschlands“. Die Personen dieses Gesprächs sind: Frau Racio, Justizia, Jupiter, Merkur und Herkules. Aber in dem ganzen 400 Verse langen Gedichte ist eigentlich nur von der Blutdürstigkeit des Mars die Rede, während des bösen Markgrafen selbst nur kurz im Eingange Erwähnung geschieht.

Drei Jahre später, also fünf Jahre nach der Belagerung Nürnbergs sollten endlich die Thaten dieses wüsten Parteigängers und schließlich von allen verlassenen Fürsten mit seinem Leben zu Ende gehen. Sein Tod zu Pforzheim 1557 gab nun dem Nürnberger Dichter noch einmal Gelegenheit, seinem gerechten Zorn gegen den Peiniger seines Landes Ausdruck zu geben, und zwar in einem großen Gedicht, das er als „Himmelfahrt des Markgrafen Albrecht Anno 1557“ bezeichnet. Johannes Voigt, der in seiner Monographie des Albrecht Alcibiades das zu Hans Sachsens Zeit gleichfalls ungedruckt gebliebene Gedicht nach einer ältern Abschrift wiedergegeben hat, fühlt sich dabei veranlaßt, in einer Anmerkung daran zu erinnern, daß wir hier den „ergrimmten Nürnberger“ nach seiner Weise dichten hören. Aber der Nürnberger Patriot wie der rechtlich fühlende Mensch hatte zu seinem Grimme überreiche Ursache. Wenn auch die harte und schonungslose Kriegführung jener Zeit das Urteil über den Markgrafen um ein geringes mildern mag, so war doch sein Verfahren gegen Nürnberg ein so grausames, daß wir mit unserem Gefühl ganz auf der Seite des Nürnberger Dichters stehen müssen.

Eine vollständige Handschrift vom Dichter selbst existiert von diesem seinem poetischen Erzeugnisse nicht mehr, denn in dem handschriftlichen elften Spruchbuch (Leipzig) sind nur ein paar Reste davon übrig geblieben, während die Blätter mit dem Hauptinhalt schon in früher Zeit aus dem Band entfernt wurden. Wohl aber sind uns zwei

Abschriften aus alter Zeit erhalten geblieben, die das Gedicht, welches durch kühne Phantasie und kraftvollen poetischen Ausdruck zu den bedeutendsten und merkwürdigsten Schöpfungen des Dichters gehört, vor dem Untergang bewahrt haben. Die „Himmelfahrt" ist, wie man denken kann, ironisch gemeint, da es sich in der That um eine Höllenfahrt handelt, für deren Schilderung er wieder nach seiner alten Gewohnheit bei derartigen Phantasien die Form des Traumes gewählt hat. In diesem Traume erscheint ihm zuerst der „Genius", der ihn auffordert, ihm zu folgen:

Ich will dir zeigen ein Kriegsfürsten,
Den allzeit hart nach Blut was dürsten,
Welcher schier das ganz deutsche Land
Mit Krieg erweckt hat durch sein Hand,
Und deß verderbt ein großer Theil
Unnütz ihm selber zum Unheil.

Der „Genius" führt nun den Dichter zunächst in ein weites und dunkles Thal, wo er eine lange Gestalt mit Ächzen, Seufzen und Wimmern dahin schreiten sieht, während von allen Seiten die Glocken läuten und klägliche Gesänge zu vernehmen sind. Der Dichter meint, das sei wohl ein Fürst, der von allem Volke sehr geliebt worden sei. O nein, erwidert der Genius, im Gegenteil bedeute das ein allgemeines Frohlocken, und wenn sich Klagen darein mischen, so sei das nur deshalb, daß der Tod ihn nicht schon vor längerer Zeit abberufen habe. Selbst die Fürsten, die im Anfang mit ihm verbündet waren, hätten sich zuletzt vor seinen Thaten so entsetzt, daß auch von ihnen keiner ihn möchte ins Leben zurückrufen. An diese Einleitung schließt sich nun der Hauptinhalt des Gedichtes in der eindringlichen Beschreibung der Scharen und langen Züge aller derjenigen, die durch den Verstorbenen ins Verderben, in Tod und Elend gerissen worden sind, sei es als unschuldig von ihm Bekriegte und Hingeopferte, sei es in seinem Gefolge. Wie Hans Sachs hier die Wanderung beschreibt, die er unter Führung seines Genius fortsetzt, kommt er in der ausschweifenden Phantasie und in der Eindringlichkeit der Farben in der That seinem großen Vorbild Dante nahe. Nachdem sie auch über den Styx gefahren sind, bemerken sie drüben die Geister aller jener Tyrannen, die sich in der Geschichte durch blutige Thaten hervorgethan haben. Er beschreibt den Cerberus und den großen Höllenrachen, endlich das furchtbare Feuer, welches im ganzen höllischen Haus zu toben beginnt und über dessen Krachen und Prasseln der Dichter — erwacht.

Sehr fein ist es empfunden, daß Hans Sachs in dem ganzen Gedichte den Namen des Markgrafen Albrecht nicht ein einziges Mal nennt, und daß er die Erklärung des Traumbildes wie die Pointe des Ganzen in den Schluß gelegt hat. Denn bald nachdem er erwacht war, so erzählt er weiter, kam ihm die Nachricht, daß der Markgraf Albrecht am 7. Januar 1557 verstorben sei. Und in fein humoristischer Weise, die auch zugleich den diplomatischen Nürnberger erkennen läßt, schließt er dann:

> Nit weiß ich, ob mir das Gesicht
> Sein Himmelfahrt hat unterricht,
> Oder ob der Traum ungefähr
> Dieselbig Nacht sei kommen her, —
> Das laß ich weise Leute rechen,
> Ich kanns eigentlich nit aussprechen,
> Daß mir kein Ungunst daraus wachs
> Bei den Märkischen, wünscht Hans Sachs.

Bei der Rücksicht, welche der Nürnberger Rat, um sich gegen seine gefährliche Nachbarschaft nicht das geringste vorwerfen zu müssen, auf die Markgrafen von Ansbach und Kulmbach-Bayreuth zu nehmen hatte, können wir es sehr wohl erklären, daß von den Hans Sachsschen Dichtungen diejenigen, die den Markgrafen Albrecht betrafen, nicht in den Druck gelangt sind. Aber das Gedicht von der Himmelfahrt sollte sogar in der Handschrift vernichtet werden! Sie war vom Dichter in den elften Band seiner von ihm gesammelten Dichtungen eingetragen. Dieses elfte „Spruchbuch“ ist uns zwar erhalten, aber die vier Blätter, die das Gedicht von der „Himmelfahrt“ enthalten, sind ausgerissen. Daß dies nicht so von ungefähr geschehen ist, ersieht man daraus, daß auf den beiden Blättern, die noch den Anfang und das Ende des Gedichtes enthalten, der Name des Markgrafen an zwei Stellen ausradiert ist. Und auch in den oben zitierten Schlußversen ist in der letzten Zeile sogar das Wort „Märkischen“ ausgetilgt worden. Die drei betreffenden aus dem Reste der Handschrift umstehend facsimilierten Stellen zeigen die Lücken, die durch das Ausradieren entstanden sind. Eine zwar nicht hinlängliche aber doch teilweise Aufklärung haben wir erst vor mehreren Jahren erhalten, in einer von dem ehemaligen Stadtbibliothekar Lochner in Nürnberg gemachten Mitteilung. Unter einigen von ihm veröffentlichten Urkunden befand sich nämlich ein Bericht, der am Tage nach dem Tode des Hans Sachs aufgenommen wurde, und aus dem wir erfahren, daß ein gewisser Fesselmann, in wessen Auftrag ist nicht gesagt,

an den Nürnberger Rat die Bitte richtete: man möchte doch etliche Gedichte des Verstorbenen — es sind besonders „zween Pasquillos“, darunter eines vom Schlosse Plassenburg, hervorgehoben —, die bis dahin nicht gedruckt worden, sich von den Erben ausantworten lassen, weil durch etwaige Veröffentlichung derselben Ärgernis entstehen könnte.

(„Marggraf Albrecht“ wegradiert)

(„Marggraf Albrecht“ wegradiert)

(„Märkl“ wegradiert)

Drei Facsimiles aus dem Gedicht von der Himmelfahrt.

In dem erwähnten Dialog „Ein Pasquillus von dem Schlosse Blassenburg“ konnte man nun in Wahrheit nicht das mindeste Verfängliche finden, dafür aber mußte um so entschiedener die Himmel- oder Höllenfahrt beseitigt werden, damit der guten Stadt daraus, wie Hans Sachs in den letzten beiden Zeilen selber ahnungsvoll andeutete, „kein Ungunst von den Märkischen erwachs“.

Aus dem Verfahren des Rates erkennt man übrigens, daß die Zeitgedichte des Hans Sachs, auch wenn sie nicht gedruckt wurden, dennoch in den Kreisen seiner näheren Bekannten von ihm selber mitgeteilt wurden, und diesem Umstande besonders ist es zu danken, daß auch von der „Himmelfahrt“ uns zwei verschiedene Abschriften aus des Dichters Zeit erhalten geblieben sind*).

*) Die eine der Abschriften befindet sich in der Stadtbibliothek zu Nürnberg, die andere in der Berliner Königlichen Bibliothek. Mit Benutzung beider Abschriften sowie der Reste der Original-Handschrift ist das so bedeutende Gedicht vollständig im Anhang (IV) mitgeteilt.

Aus der Zeit der Belagerung ist es bemerkenswert, daß Hans Sachs auch noch am 5. Mai, also da schon die Feindseligkeiten des Markgrafen gegen Nürnberg begonnen hatten, eine Tragödie beendete: „Wie König David seine Mannschaft zählen ließ“, worin nach dem Bibeltexte (1. Buch der Chronica) des Königs Unternehmen als eine Überhebung und als ein Vergehen gegen Gott an seinem Volke durch Pestilenz gestraft wird. Man ersieht aus diesem nur dreiaktigen Stücke auch beiläufig, in welcher Weise der Dichter den Bibeltext bei aller Treue in den wesentlichen Umständen dramatisch verwertete. Da nämlich das 22. Kapitel der Chronika mit den Worten beginnt: „Und der Satan stund wider Israel und gab David ein, daß er Israel zählen ließ“, — so nahm der Dichter daraus Veranlassung, den Satan persönlich in dem Stücke agieren zu lassen, indem er ihn als den „Hofteufel“ charakterisiert, übrigens eine dramatische Gestaltung des Satans, die auch in anderen Schauspielen der Reformationszeit wiederholt vorkommt.

Nachdem für Nürnberg der Friede hergestellt war und alles an der Verbesserung der gestörten Verhältnisse rüstig arbeitete, nahm auch Hans Sachs neben seinem Handwerk die dichterische Thätigkeit mit Eifer wieder auf. Es entsprach ganz seiner Stimmung nach den traurigen Erlebnissen, daß er fürs Schauspiel zunächst zwei Stoffe wählte, in denen es sich um Belagerungen handelt, nämlich in den Tragödien der „Belagerung Samariae“ und der „Belagerung Jerusalems“ durch Sanherib. Das erstere Stück hat er vom 6. Juli datiert und das folgende bereits wieder vom 9. Juli. Er würde also an dem ersten Stück mit seinen fünf (allerdings nur kurzen) Akten nicht mehr als drei Tage geschrieben haben. Daß beide Stoffe nach der erst kürzlich überstandenen Not Nürnbergs seinem Empfinden nahe lagen, ist natürlich. Um so auffälliger aber ist es, daß weder in dem einen noch dem anderen, auch nicht in den Prologen und Epilogen, irgend eine vergleichende Andeutung gemacht ist. Es entspricht dies seiner Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der er alle biblischen Überlieferungen behandelte. Wohl aber läßt er den Ehrenhold, als den ständigen Vertreter aller Moral, in dem Prolog zur Belagerung Samariae seine Entrüstung über diejenigen aussprechen, welche, die Not einer Stadt benutzend, durch schändlichen Wucher sich bereichern und das Elend vermehren.

In dem nämlichen Jahre folgten noch zwei Komödien und eine Tragödie. Von anderen Gedichten aber kam in dieser Zeit außer den erwähnten, die sich auf den Krieg beziehen, nichts mehr aus seiner Feder,

als eine sehr unbedeutende Chronikgeschichte und ein Schwankgedicht ohne Wert. Wie man hieraus ersieht, lag jetzt der Schwerpunkt ganz und gar in seiner Schauspieldichtung, die denn auch in seiner weiteren massenhaften Produktion sich noch mehrere Jahre auf der Höhe hielt.

In einem seiner Meisterlieder hatte er 1554 die Summe seiner dichterischen Schöpfungen angegeben und danach hatte er bis dahin neben 3844 Meisterliedern bereits 530 Spruchgedichte (Historien, Fabeln, Schwänke und Gedichte biblischen oder religiösen Inhalts) sowie 133 Schauspiele geschrieben. Und ob er auch in der Folge wiederholt seine Absicht verkündet hatte, nunmehr mit dem Dichten aufzuhören, so gelang es doch den ihm freundlich zuredenden Musen immer wieder, ihn zur Fortsetzung seiner ersprießlichen Thätigkeit zu bewegen.



Elftes Kapitel.

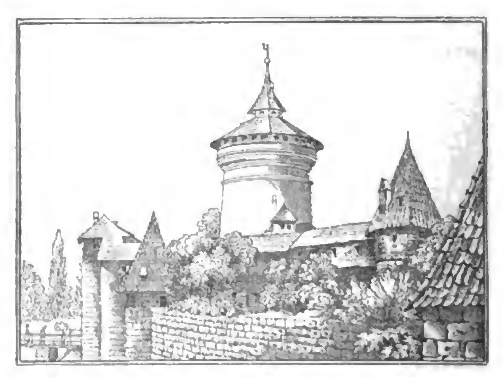
Die Schauspiele des Hans Sachs

und die theatralischen Aufführungen in Nürnberg.

So arg auch Nürnberg durch diesen vergleichsweise nur kurzen Krieg geschädigt worden war, namentlich durch die furchtbaren Verwüstungen, die das offene Land zu erdulden hatte, so wurde ihm doch der eine Trost dafür, daß der Kaiser Karl durch den Passauer Friedensvertrag genötigt wurde, dem Protestantismus seine ihm so gewaltthätig geraubten Rechte und Freiheiten zurück zu geben. Schon während der Belagerung der Stadt wurden die ihrer Religionsfreiheit auferlegten Beschränkungen eine nach der anderen fallen gelassen. Die feindlichen Kugeln des Markgrafen hatten auch das „Interim" derartig durchlöchert, daß davon kaum noch etwas übrig war, als endlich durch den Friedensschluß die Bestimmungen des Interim auch gesetzlich aufgehoben wurden.

Aber es dauerte doch noch lange Zeit, ehe die Stadt sich von den Folgen der ihr widerfahrenen Unbill einigermaßen hatte erholen können. Daß dies überhaupt so bald noch geschehen konnte, verdankte Nürnberg vor allem den festen Traditionen seiner ausgezeichneten Verfassung, dem kräftigen Bürgersinn und der Rührigkeit und Tüchtigkeit, mit der alle Stände wieder daran gingen, die geschlagenen Wunden zu heilen und die Schäden auszubessern. Die Befestigungen der Stadt waren so vor-

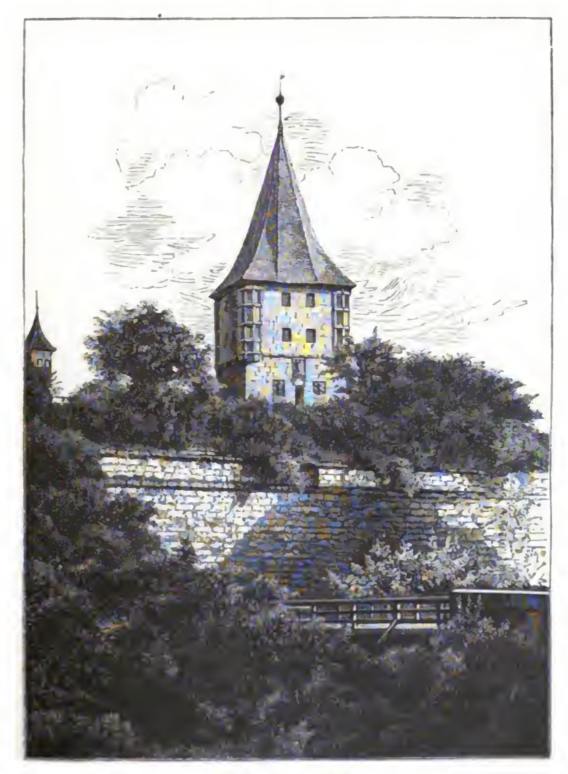
zügliche und hatten sich gegen den mächtigen Feind so trefflich bewährt, daß nur manche Aufbesserungen an den Mauern und Türmen, namentlich an der Ost- und Südseite, nötig geworden waren. Zu den in den folgenden Jahren beschlossenen Neubauten, die der Stadt noch bis heute zur besonderen Zierde gereichen sollten, gehörten in erster Reihe die vier runden sogenannten Dürer-Türme, zu denen aber nur frühere Entwürfe des großen Künstlers benutzt worden waren, der sich ja, wie wir wissen, in der letzten Zeit seines Lebens überhaupt mit den Problemen guter Befestigungen zum Schutz der Städte befaßt hatte. Die runden Türme waren in der That nur schwere „Mäntel", mit denen die älteren vier-



Das Spittlerthor.

eckigen Türme umgeben wurden, und deren Bau dem Werkmeister Georg Unger übertragen ward. Das Innere war infolgedessen viereckig geblieben, und es wurden darin Feldschlangen und andere Geschütze aufbewahrt, die — sobald sie zur Verwendung kommen sollten — durch Hebewerke in die Höhe gewunden wurden. Diese Dürer-Türme, welche aufrechtstehenden riesigen Kanonenläufen gleichen, wurden in den Jahren 1555—1558 ausgeführt, und die Jahreszahlen sind darin ausgehauen. Die vier Türme, alle von genau gleicher Form, kamen an das Frauenthor, ans Neue Thor, Spittler- und Lauferthor. Den malerischsten Anblick gewährt der Turm am Spittlerthor durch die Umgebung von den alten zugespitzten Festungstürmen der inneren und äußeren Stadt-

mauer. Das Thiergärtnerthor, in dessen Nähe ehemals der Burggraf einen kleinen Park besaß, in dem auch einige Tiere gehalten wurden, hat noch seinen alten Turm mit spitzem Dach behalten und gewährt



Das Thiergärtnerthor.

mit seinen schön gemeißelten Wappenbildern und den erkerartigen Verzierungen an seinen Ecken einen besonders malerischen Vordergrund für den Blick nach der Burg.

Die Basteien am Thiergärtnerthor waren schon 1538 bedeutend verstärkt worden, durch Neubauten und einen weiter hinaus gelegten breiten Graben; und auch dies hatte schon dem benachbarten Markgrafen von Ansbach Veranlassung zu Beschwerden gegeben.

Zwei der unbedeutenderen Thore, das Haller und das Wöhrder Thörlein, hatten insofern ihre besondere Wichtigkeit, als zu gewissen Zeiten, vor allem auch des Nachts, man nur durch diese beiden Thore Einlaß erlangen konnte*).

Die große Mannigfaltigkeit in den Formen der zahlreichen Befestigungstürme, ihre Stellungen zu einander in der doppelten Mauerumschließung der Stadt, mit dem zwischen der inneren und äußeren Mauer liegenden Zwinger, den tiefen und breiten Gräben u. s. w. — das alles war zwar nicht auf Schönheit berechnet, sondern ausschließlich aus dem Bedürfnis hervorgegangen. Aber eben dieses Bedürfnis war es, was bei dem künstlerischen Gefühl der Erbauer hier ungezwungen Bilder von hohem malerischen Reize geschaffen hatte. Dieser Reiz steigerte sich in jenen Partien der Stadt, die zur Burg hinaufleiteten und mit dieser vereint auch durch malerische Gruppierung die Schönheit erhöhten.

Von den vielen herrlichen Gebäuden der Stadt, den zahlreichen Kirchen wie auch Privathäusern, Brunnen u. s. w. war glücklicherweise durch die Belagerung nichts zerstört worden. Denn bei den so weit ausgedehnten Befestigungslinien konnten die Geschosse mit ihrer noch geringen Tragfähigkeit die Stadt selbst schwer erreichen. So war denn auch von jenen Bauwerken der Stadt, deren Reize durch das Alter stets noch erhöht werden, nichts verloren gegangen.

Ein Mann wie Hans Sachs, bei seiner lebhaften Empfänglichkeit, seinem starken Sinn für das Historische und bei seiner leicht erregten Phantasie, mußte bei seinen Gängen durch die alte Stadt durch die vielen malerischen Punkte, auf die sein Blick fiel, sich stets aufs neue in der Liebe zu seiner Vaterstadt befestigt fühlen. Allerdings spricht sich in seinen Gedichten sein lebhafter Natursinn, seine Liebe zum Frühling, zur Waldpoesie und zu dem „Quintiren“ der Vögel viel häufiger aus, als sein Interesse an künstlerischer Schönheit und an den Schöpfungen von Menschenhänden. Aber er nahm doch auch in letzterer

*) Erst bei Beginn des dreißigjährigen Krieges hatte das Wöhrder Thörlein die sehr starke Bastei erhalten, die aber jetzt abgetragen ist und an der die schönen in Stein gehauenen Wappen (S. 44 u. 45) sich befanden.

Beziehung die sich ihm darbietende Nahrung seines Geistes unwillkürlich in sich auf, und trotz seines weiten Blickes für alle Weltereignisse, wie für alles, was die Menschheit überhaupt bewegte, blieb er doch der treueste Sohn seines engeren heimatlichen Bodens; seine gesamte Dichtung trägt das historische Gewand seiner Vaterstadt, und wir könnten uns ihn nicht anders denken, als in dieser Umgebung. Zuweilen wohl bezeichnet er auch einzelne Teile der Stadt, wenn er irgend eine Geschichte

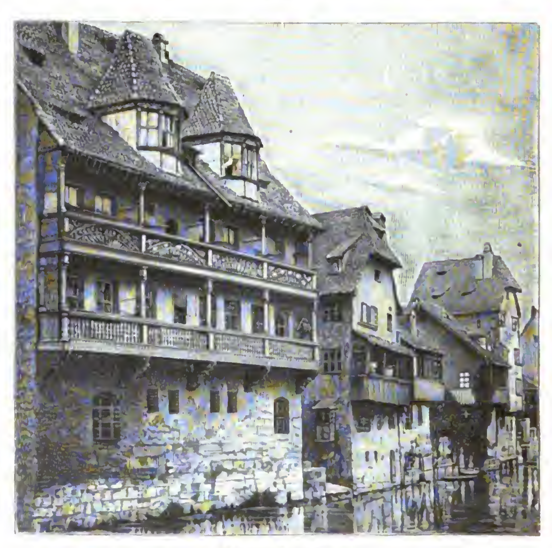


Der Henkersteg.

mit poetischer Freiheit dorthin verlegt. So hat u. a. ihn auch der Henkersteg, der in seinem düstermittelalterlichen Charakter unter den alten Städtebildern wenig seinesgleichen findet, einmal dazu angeregt, in einem seiner Meisterlieder einen aus anderer Quelle genommenen Eulenspiegelstreich nach dem Henkersteg zu verlegen.

Trugen nun solche Punkte, wie der Henkersteg, die verschiedenen Teile an der Burg, mehrere Partien an der Pegnitz und an der Insel Schütt u. s. w. vor allem zur Verstärkung des mittelalterlichen Charakters

der Stadt bei, so geschah doch trotz der Konservierung dieser Teile auch immer sehr viel zur Verschönerung im eigentlichen Sinne, auch durch Erbauung von architektonisch wertvollen Privathäusern. Schon in sehr früher Zeit waren die intimen Beziehungen Nürnbergs zu Venedig häufig Veranlassung, daß venezianische und andere italienische Baumeister nach Nürnberg berufen wurden, um den Patriziern schöne Wohnstätten zu erbauen. So ward das hübsche, wenn auch nicht große Tuchersche

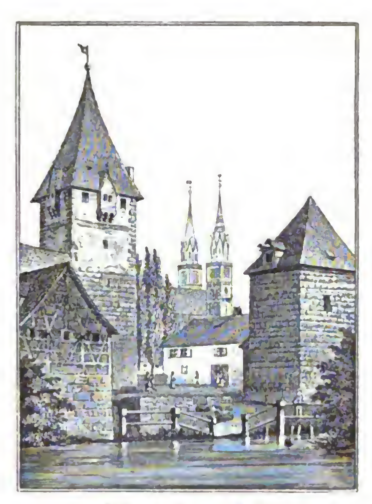


An der Pegnitz.

Haus in der Hirschelgasse erbaut, nachdem Hans Tucher 1479 von einer Reise aus Palästina zurückgekehrt war. Obwohl in späterer Zeit mehrfach renoviert, ist es doch in den Grundmauern dasselbe geblieben und besonders der minaretartige Turm hat den orientalischen Charakter bewahrt. Willibald Pirkheimer hatte sein Haus am Herrenmarkt, gegenüber dem „schönen Brunnen“. Von Dr. Scheurls Haus am Aufgange zur Burg ist schon früher die Rede gewesen, gelegentlich des Alba'schen Aufenthaltes in Nürnberg. Eines der ältesten Häuser und zugleich das

schönste, das noch heute der Stadt zu besonderer Zierde dient, ist das sogenannte Nassauer Haus, gegenüber der Westseite der Lorenzkirche, das den Pröbsten dieser Kirche als Wohnung diente. Mit seinen zierlichen Ecktürmchen, dem gotischen Chörlein und der durchbrochenen Galerie darf es als ein Juwel altdeutscher Baukunst bezeichnet werden.

Wie nach den schweren Störungen und Schädigungen der Handel Nürnbergs allmählich sich wieder zu einer gewissen (wenn auch gegen



Partie von der Insel Schütt.

früher geringeren) Bedeutung erhob, und die Gewerbthätigkeit bald wieder zur Blüte kam, so konnten auch in den großen Volkskreisen die Leute an gewissen Festtagen und zu besonderen Zeiten des Jahres den gewohnten Vergnügungen wieder nachgehen. Wenn auch zur Fastenzeit das seit 1539 verbotene Schembartlaufen nicht wieder stattfand, so hatten doch unter den Handwerkszünften andere Lustbarkeiten der Fastnacht sich erhalten. Dazu gehörte besonders der Schwertertanz der Messerer, die dafür, ebenso wie sonst die Schembartläufer, eine besondere übereinstimmende Kleidung trugen. Die Tuchknappen hielten ihren Reiftanz,

die Schreiner, mit einer aus Hobelspänen geflochtenen Fahne daher-ziehend, agierten vor den Häusern vornehmer Bürger ihr sogenanntes „Bauernhobeln“. Besonders beliebt war auch noch immer das Fischer-stechen. Die Frauen und Töchter aus den Handwerkerkreisen nahmen an allen diesen Vergnügungen lebhaften Anteil; beim Messerertanz mußten sogar, wie bei Hochzeiten, zwei geputzte Tischjungfrauen und Kronbräute den Staat erhöhen.



Das Nassauer Haus.

Auch die Fastnachtspiele, welche von herumziehenden Gesellen aus dem Handwerkerstand in den Stuben der Wirtshäuser dargestellt wurden, behielten für die Fastenzeit noch ihre alte Bedeutung. Diese war sogar gestiegen, seitdem Hans Sachs jedes Jahr für eine ganze Anzahl neuer Fastnachtspiele Sorge trug, bei denen es oft nur auf den derben Spaß ankam, der aber gewöhnlich eine sittliche Tendenz hatte, so daß man, wie es des Dichters Wunsch war, den Zuschauern irgend eine moralische Belehrung zurücklassen konnte.

Aber abgesehen von diesen Fastnachtspielen war überhaupt das Vergnügen des Schauspiels schon gegen die Mitte des Jahrhunderts sehr eifrig betrieben, hauptsächlich durch die an Zahl und Bedeutung gewachsene Meistersingerzunft.

Wie in Nürnberg, so waren auch besonders in Augsburg die Meistersinger sehr thätig im Komödienspielen. Sie rivalisierten dort auch mit den Schulaufführungen, welche zur Erziehung und Übung der Jugend dienten und besonders durch die Reformation allenthalben in Deutschland die weiteste Verbreitung gefunden hatten. In Augsburg spielten die Meistersinger noch 1540 im Martinskloster. Da sie dann aber das Lokal an die Schullehrer hatten abtreten müssen, so wurde ihnen das neue Tanzhaus für Aufführungen von Komödien bewilligt. Als dort die Meistersinger beim Rate um die Bewilligung dieses Lokales petitionierten, und zwar wegen Aufführung der Tragödie von „Fortunatus' Wunschseckel“ und für „Die unschuldige Genoveva“, machten sie dafür besonders geltend, daß in den genannten Stücken „der Personen, so darin gebraucht werden sollen“, ziemlich viel sind. Aus einer andern Petition für das Tanzhaus ersieht man aber auch, daß sie ein besonders dafür erbautes hohes Podium brauchten, was man in Süddeutschland wie in der Schweiz die Brücke, Brüggen oder Prucken nannte. Da es in diesem Falle sich um die Aufführung eines Passionsspieles handelte, in welchem zwei oder auch drei Abteilungen über einander lagen (die untere für die Hölle), so war eine solche Prucken um so nötiger.

Ein eigentliches Komödienhaus existierte damals auch in Nürnberg noch nicht. Aber da das protestantische Volksspiel im Gegensatz zu den mittelalterlichen Mysterien und Passionsspielen den Bühnenapparat sehr eingeschränkt hatte, so bedurfte man auch nicht so großer und komplizierter Gerüste. Die Nürnberger Meistersinger hatten ebenso wie für ihre Singschule auch für die theatralischen Aufführungen gleich nach der Reformation die Marthakirche überwiesen erhalten.

Hans Sachs war nicht nur der unermüdlich thätige Dichter, der auch bei den Aufführungen mitwirkte, sondern er hatte dafür auch das Amt des Theaterdirektors übernommen, und er hatte für alle neu aufzuführenden Stücke in jedem Jahre die Erlaubnis des Rates einzuholen, der auch über die Stücke die Zensur übte. Aus einem Nürnberger Ratsdekret wissen wir, daß Hans Sachs 1557 die Erlaubnis erhielt, auch in dem ehemaligen Dominikanerkloster zu spielen; doch wurde ihm

dabei ausdrücklich bemerkt, er müsse bei Strafe dafür einstehen, daß nicht schon während des Nachmittagsgottesdienstes die Leute eingelassen würden, denn man wollte durch das Schauspiel nicht den Kirchenbesuch beeinträchtigen lassen, obwohl ja auch kirchlich gesinnte Männer es für zweckmäßig hielten, durch gute Schauspiele den religiösen Sinn und die Moral überhaupt zu fördern und zu verbreiten (vergl. das 7. Kap. S. 202). Schüleraufführungen in lateinischer Sprache hatten auch in Nürnberg in der ersten Hälfte des Jahrhunderts stattgefunden. Im Jahre 1543 wurde den Schülern bei der Genehmigung besonders verboten „Trommeln und Pfeifen“ (vermutlich beim Aufzug der Personen) dabei zu gebrauchen. Und 1547 wurde den Schülern die „Regimentsstube“ eingerichtet und die „jungen Knaben beim Rappolt“ spielten daselbst in lateinischer Sprache. Der Schulmann Rappolt war es, der den Homulus des Macropedius 1549 auch übersetzt hatte und deutsch aufführen ließ. In diesem Jahre waren auch sechs Italiener in Nürnberg, welche die „alte römische Historie vom Herkules“ spielten, und im folgenden Jahre waren wieder andere „welsche Spielleute“ eingetroffen. Aber auch unter den Nürnbergern waren außer Hans Sachs noch andere als Theaterunternehmer thätig. So hatte Ende 1556 ein Messerschmied Frölich die Konzession erhalten, von Neujahr ab zu spielen, und in demselben Jahre hatte auch Hans Sachs wieder Aufführungen veranstaltet, wobei ihm aber aufgegeben ward, „nicht mehr als zweimal“ in der Woche zu spielen und für den Eintritt von den Zuschauern nicht mehr als 3 Pfennige zu nehmen. Wie aufmerksam aber der fürsichtige Rat die Zensur übte, erfahren wir aus einem Beispiel. Als Hans Sachs im Januar 1557 um Erneuerung seiner Konzession einkam, wurde ihm bedeutet, er möge seine Stücke, die er aufzuführen beabsichtige, einreichen, damit „nichts Ärgerliches“ darin vorkomme. Daß dies nicht etwa aus sittlichen Bedenken geschah, sondern aus politischen Rücksichten, erkennen wir daraus, daß ihm nach Einreichung seiner Stücke die „Königin von Frankreich“ untersagt wurde, „um nicht Ärgernis zu geben“ *).

Die genannten Kirchenräume (St. Martha und Dominikanerkloster) wurden anfänglich nur für die Aufführungen von solchen größeren

---

*) Wenn darunter die übrigens schon 1549 geschriebene Komödie „Von der Königin aus Frankreich mit dem falschen Marschalk“ (eine ähnliche Geschichte wie die der Genoveva) zu verstehen sein soll, so ist nicht zu begreifen, was dadurch hätte für Ärgernis gegeben werden können.

Komödien und Tragödien benutzt, welche biblische Stoffe behandelten*). Dazwischen aber wurden auch (späterhin ausschließlich) einzelne Gasthäuser für die Vorstellungen benutzt, so der Goldene Schwan und der Goldene Stern, meist für die kürzeren Komödien und für einige der ausgedehnteren Fastnachtspiele. Mit dem Wachsen der Zuhörerschaft wurden aber solche Räume immer unzureichender, und wo es anging, verlegte man das Spiel in den Vorraum des Gasthauses. Ganz besonders günstig war dafür das Gasthaus zum „Heilsbrunner Hof", weil die gegen einander im rechten Winkel stehenden beiden Flügel dieses Gasthauses einen natürlichen Spielplatz abgaben. Es ist uns von diesem Hause glücklicherweise ein alter Kupferstich erhalten, der uns eine sehr gute Vorstellung von der Zweckmäßigkeit desselben bei den Aufführungen giebt. Die Abbildung (S. 328/29) mit der Bezeichnung „Halsprüner Hof" rührt zwar aus dem Jahre 1623 her, also aus späterer Zeit, und sie zeigt uns keine Aufführung einer Komödie, sondern eines der großen Fechterspiele. Aber dieselbe Situation des Schauplatzes, wie auch der vielen dicht mit Zuschauern angefüllten Galerien, hat auch noch für die ältere Zeit der Schauspielaufführungen ihre Gültigkeit. Nur war für die Bühne durchaus ein fester Abschluß im Hintergrund erforderlich, um die Lokalitäten in den Stücken anzudeuten. Allerdings verschmähte das Reformationsschauspiel, wie schon bemerkt, den eiteln Flitter und Prunk aus der katholisch-mittelalterlichen Zeit; aber für die Dekoration mußten immerhin gewisse Andeutungen durch Versetzstücke gegeben werden. Auch war bei der üblichen Zusammendrängung des Stoffes die Handlung der Stücke meist so reich an sichtbarer Aktion, daß immer ziemlich viel Requisiten erforderlich waren. Wir sehen selbst bei den Schauspielen des Hans Sachs, wie er seit seinen ersten dramatischen Versuchen bis zu dieser Zeit nach dieser Richtung hin immer mehr Anforderungen gestellt hat. Endlich mußte auch das Bühnengerüst, das nach drei Seiten hin frei für die Zuschauer war, Verschläge zum Ankleiden der Darsteller haben, was ja einigermaßen durch den Umstand erleichtert wurde, daß für die weiblichen Rollen der Stücke noch keine Frauen mitwirkten, sondern daß auch die weiblichen Rollen (wie auch noch etwa

---

*) Mit der Zeit — aber erst nach Hans Sachs — wurde diese Rücksicht mehr und mehr vernachlässigt, und da man sich unziemliche Dinge bei den Aufführungen erlaubte, so wurde im Anfange des folgenden Jahrhunderts den Komödianten der Gebrauch der Kirche entzogen.

achtzig Jahre später in England) von den jüngsten Männern dargestellt wurden.

Betrachten wir die Summe der von Hans Sachs geschriebenen Schauspiele, so sehen wir, daß alle Gattungen darin vertreten waren, von den Tragödien biblischen Stoffes oder aus der römischen Geschichte bis zu den burlesken, dem kleinbürgerlichen Leben seiner Zeit entnommenen oder ihr doch angepaßten Fastnachtspielen. Auf den ungeheuern Reichtum von Quellen, die ihm bei seiner erstaunlichen Belesenheit die Stoffe lieferten, werden wir erst später in einem Überblick über seine gesamte dichterische Thätigkeit zu reden kommen. In seinen Bezeichnungen der Gattung des Stückes unterschied er durchgängig nur: Tragödie, Komödie und Fastnachtspiel. Bei einzelnen Stoffen aber war es ihm schwer, sich für die eine oder andere Bezeichnung zu entscheiden, und dann bezeichnete er das Stück einfach als „ein Spiel". In seinen Registern wich er manchmal von der anfänglich gegebenen Bezeichnung ab, indem er mehrmals Fastnachtspiele späterhin unter die Komödien rechnete. Auch über den Unterschied von Tragödie und Komödie war er nicht immer ganz sicher. Doch ging er im allgemeinen von der Anschauung aus, daß der Tod der Hauptpersonen die „Tragödie" bestimme, während er die anderen auch durchaus ernsten Stücke als Komödien bezeichnete. Zuweilen gab er seinem eigenen Zweifel über die zu wählende Bezeichnung im Prolog Ausdruck. So nennt er die „Judith" (geschrieben 1551) eine „Comedi", läßt aber dann den Prologsprecher sagen:

> Ihr ehrbarn, achtbarn und hochweis
> Herren, euch mit hoch günsting fleiß
> Sind wir gebeten hierherkommen,
> Zu halten ein geistlich Comedi,
> Doch schier fast gleich einr Tragedi —

Die besonders respektvolle Anrede und auch die darin enthaltene Bemerkung, daß sie zum Spiele seien „gebeten gekommen" weist darauf hin, daß sehr häufig solche Schauspiele auf besondern Wunsch oder mit Zustimmung in einzelnen Häusern reicher Leute gespielt wurden. Es heißt darum auch in verschiedenen Antwortschreiben des Magistrats, daß dieser und jener Gesellschaft die Erlaubnis erteilt werde, zu spielen „wo man es begehre".

Auch in der „Comedi vom Fürsten von Orlientz mit seiner Amaley" (geschrieben 1559) sagt der Prologsprecher: die Zuschauer wären versammelt,

Zu sehen ein artlich Comedi,
Die sich fast vergleicht einer Tragedi,
Sehr traurig hin bis zu dem End,
Da es sich erst zu Freuden wendt.

In einer seiner Dichtungen späterer Zeit hat er seltsamer Weise sogar einen bloßen moralisierenden Dialog „Die zwölf argen Königin“ als Tragödie bezeichnet, obwohl hier nur sämtliche Personen nach einander auftreten, um ihre Thaten und Schicksale zu erzählen.

Für das Wesen des Dramatischen ist bei ihm in dem langen Laufe der Zeit ein wirklicher Fortschritt in der Erkenntnis kaum wahrnehmbar; nur in der Form der Ausarbeitung und in der szenischen Ökonomie hatte er sich mit der Zeit vervollkommnet. Wie unbehilflich er in dieser Beziehung in seinen ersten Fastnachtspielen (1517 und 1518) und auch noch in seinen ersten Versuchen mit tragischen Stoffen war, ist gelegentlich — in letzterer Beziehung bei der „Lucrezia“ (1527) und der „Virginia“ (1530) — angedeutet worden.

Wenn wir jene Anfänge betrachten, so ist es begreiflich, daß er sich erst sehr spät, erst in seinem reifsten Mannesalter, zur dramatischen Gattung hingezogen fühlte, und daß selbst die Reformation ihn nicht gleich anfänglich dazu veranlaßte, das dramatische Wort und die lebendig plastische Darstellung als Mittel für die eindringlichere Wirkung zu gebrauchen, wie es vor ihm in so hohem Maße bei den Schweizer Dichtern der ersten Reformationszeit der Fall war. Wenn er dessenungeachtet schon frühzeitig in seinen köstlichen Prosa-Disputationen bewiesen hatte, wie groß seine Befähigung für den lebendigen dramatischen Dialog war, so scheint es, daß außer seiner Unkenntnis der szenischen Ökonomie auch seine außerordentliche Leichtigkeit in der Behandlung der Versform ihm ein Hindernis war, dieselbe auch den so wesentlich anderen Bedingungen des Dramas unterzuordnen. Daß er für seinen 1531 geschriebenen „Henno“ (vergl. S. 201) ein so ausgezeichnetes Muster für dramatische Komposition in der lateinischen Komödie des Reuchlin hatte, brachte nur dieser Komödie selbst den Vorteil einer geschlosseneren dramatischen Form, während er auch noch in den folgenden Stücken, für die er kein solches Vorbild hatte und deren Stoffe er aus der Bibel, der alten Geschichte oder den Chroniken nahm, erkennen läßt, daß bei ihm der epische Dichter stets dem Dramatiker im Wege war. Vor Schwierigkeiten aber, die ein von ihm erwählter Stoff der szenischen Formgebung bereitete, schreckte er in der Folge keineswegs zurück. Er

ließ sich eben ganz naiv von der Art des Stoffes leiten, jenachdem dieselbe sich mehr oder weniger bühnenfähig zeigte. Kam es ihm dabei zunächst auf die Dialogisierung an, so fühlte er sich doch dabei mit Vorliebe zu solchen Stoffen hingezogen, die eine lebhafte und anschauliche Aktion boten. Die plastische Erscheinung der Dinge war dann für ihn gar kein Hindernis, im Dramatischen gerade so zu verfahren, als ob es sich um eine erzählte Begebenheit handelte. Entwickelt sich in dem gegebenen Stoffe die Handlung in einfachem, ruhigem Gange, da ist auch bei Hans Sachs die Behandlungsweise, in der Aktteilung sowohl wie in der ganzen dramatischen Komposition, vollkommen korrekt. Das ist zum Beispiel der Fall in der Tragödie „vom Fürsten Concreti“ (es ist die Geschichte von Guiscardo und Ghismonda aus dem Boccaccio). Von einem inmitten der Akte stattfindenden schnellen Wechsel des Ortes ist hier keine Rede; jeder der allerdings äußerst kurzen Akte giebt meist nur eine Szene und mit der Situation schließt dann auch der Akt ab. Wo hingegen der Stoff komplizierter und bewegter in der Handlung ist, da giebt sich der Dichter gar keine Mühe, die Schwierigkeiten in der Behandlung von Zeit und Ort durch Vereinfachung der Komposition zu lösen, sondern er ignoriert jene Schwierigkeiten und hält seine Aufgabe als Dramatiker für gelöst, wenn er den epischen Stoff in einer Reihenfolge von Szenen in dramatischen Dialog gebracht hat. Wie äußerst naiv er dabei verfährt, möge man aus der Tragödie von Griseldis ersehen. Nachdem im dritten Aufzug der Griseldis das erste ihrer Kinder fortgenommen ist, angeblich um getötet zu werden, kommt nach einem kurzen Dialog von nur zwanzig Zeilen eine ihrer Frauen wieder herein, mit der Nachricht:

> Ach! gnädiger Herr auserkorn,
> Die Fürstin hat einen Sohn geborn.

Und ähnlich geht es mit den weiteren Fortschritten in der Handlung.

Im dritten Akte von „Jephta mit seiner Tochter“ (geschrieben 1555), als Jephta ihr verkündet hat, daß er sie zum Opfer bringen müsse, und sie sich zwei Monate Frist erbeten hat, gehen Vater und Tochter traurig ab. Dann folgt ein Gespräch der zwei Alten, Esras und Zacharias', die den kläglichen Fall besprechen. Nach diesem Gespräch von 44 Zeilen gehen sie ab. Dann kommt Jephta zurück und sagt:

> Ach, heut sind die zwei Monat aus.

In „David und Bathseba“ (zweiter Akt) meldet der vom König ausgesandte und wieder zurückgekehrte Trabant, Uria sei bei den Kriegsknechten und wolle nicht nach Hause gehen. Danach heißt es:

„Der König spricht:
Geh hin, sag, daß er zu mir kumm.
Der Knecht bringt Uriam. David spricht:
Mein Uria, sag mir &c.“

Namentlich werden auch große Schlachten ungemein kurz abgemacht. In der genannten Komödie von Jephta heißt es im zweiten Akt, nachdem Jephta den Befehl zum Angriff auf die Amoniter gegeben hat, in der Bühnenanweisung kurzweg:

„Die Amoniter kommen und sie schlagen einander, bis Amon fleucht und Israel jaget ihn nach hinaus.“

Und unmittelbar darauf spricht Jephta:

Nun haben wir in diesen Tagen
Mit Gottes Hülf Amon geschlagen &c.

Besonders reich an Schlachtszenen ist die Komödie von „Josua mit seinen Streiten“, und die Vorschriften muten der Darstellung außerordentlich viel zu. Am Schlusse des zweiten Aktes, ehe Jericho fällt und nachdem die Posaunen herbeigebracht worden sind, lautet die Anweisung: „Sie gehen einmal oder dreimal herum, blasen und machen ein Feldgeschrei. Die Stadt fällt mit Gerümpel. Die Feind werden erschlagen“.

Ebenso kurz abgethan ist im letzten Akte vom „Richter Simson“ die Szene, da dieser die Säulen umreißt. Nachdem er dem Knaben gesagt, er möge ihn zu den Säulen führen, daß er sich daran lehne und möge dann schnell das Haus verlassen, lautet die Anweisung:

„Der Knab führt Simson hin“ (soll hier heißen: hinter die Szene); „dann wird ein groß Gerümpel samb (als) falle das Rathaus ein. Der Knab kommt gelaufen, schreit kläglich:

O weh der großen Angst und Not,
Simson, mein lieber Herr ist todt“ . . . &c.

Man ersieht aus solchen Beispielen, deren noch hunderte anzuführen wären, daß ihm die dramatische Ökonomie durchaus kein Kopfzerbrechen machte. In einem der Schauspiele, deren Stoff der deutschen Heldensage

entnommen ist, in der 1557 geschriebenen Tragödie „Der hörnen Seyfried“, wo die ganze Siegfriedssage von Anfang an bis zum Tode des Helden mit allen Abenteuern dargestellt ist, eilt er wieder mit wunderbarer Naivetät über weite Zeiträume hinweg. Im ersten Akte wird Siegfried von seinem Vater Siegmund fortgeschickt, um nach Worms zu gehen, und schon im nächsten Auftritt desselben Aktes erscheint Siegfried in der Schmiede und macht dort seine Kraftproben. Im zweiten Akte wird zunächst die Erlegung des Drachen in einem einzigen Monolog Siegfrieds abgemacht und dazwischen findet sich die folgende Bühnenanweisung:

„Seyfried geht zu dem Höl, schaut hinein; der Trach scheußt heraus auf ihn, er schützt sich mit dem Korb, darnach mit dem Schwert, schlagen einander. Der Trach giebt die Flucht, laufen beid ab. Seyfried macht draußen ein Rauch, als verbrenne er den Trachen, geht darnach wieder ein und spricht:“ 2c.

In ähnlicher knapper und beschreibender Weise werden die weiteren Aktionen des Trauerspiels behandelt, das bis zum Tode Siegfrieds geht, dem sich noch ein Monolog der klagenden Kriemhild anschließt und danach wie stets der moralisierende Epilog des Ehrenhold, der übrigens auch mit Siegfried sehr unzufrieden ist, denn er nennt ihn

Ohn Zucht, guter Sitten und Tugend,
Verwegen, frech und unverzagt,
Der sich in all Gfärlichkeit wagt.

Oft sind die Bühnenanweisungen von sehr spaßhafter Naivetät, namentlich, wo er in den biblischen Stücken dem Wortlaute des Bibeltextes treu zu bleiben sucht, ihm aber doch auch zugleich sein eigenes Kolorit verleiht. In der Komödie „Gideon“ (geschrieben 1556), als der dem Helden erschienene Engel das „Speisopfer“ gebracht hat, schreibt der Dichter vor:

„Gideon setzt Korb und Hafen nieder, geußt die Brüh aus; der Engel rührt's mit dem Stab an, geht Feuer raus. Der Engel geht eilend ab.“

Wie Hans Sachs meist sehr gewissenhaft in der Angabe der Quellen ist, so weist er auch in den biblischen Stücken in dem Prolog des Ehrenhold stets auf das Buch und Kapitel des Bibeltextes hin. So beginnt der Prolog zum Gideon:

Heil, Fried und Gnad von Gott, dem Vater,
Dem mild himelischen Wohlthater!
Ihm zu sonderm Ruhm, Preis und Glori
Wöll wir ein schriftliche Histori
Comediweis hier recidirn,
In hochteutscher Sprach eloquirn.
Wer die will lesen, derselb such
Sie ursprünglich im Richter-Buch ꝛc.

Ebenso im Prolog zur Komödie von David und Bathseba, wo es heißt: Sie wären gekommen die betreffende Histori

Comedienweis an Tag zu geben,
Welche man findt beschrieben eben
Nach Läng im andern König-Buch;
Das elft und zwölfte man durchsuch — ꝛc.

So ferner bei der Komödie, „wie David seine Mannschaft zählen ließ", wo es im Prolog heißt:

Wie das zweiundzwanzigst Caput
Der andern Chronica sagen thut.

Obwohl Hans Sachs von der künstlerischen Gliederung eines Dramas eben so wenig einen Begriff hatte, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, so ist doch sein Szenenbau im allgemeinen ordentlicher und regelmäßiger als bei jenen. Das zeigt sich bei ihm auch in den Aktteilungen, obgleich dieselben sich keineswegs aus innerer Notwendigkeit ergeben. Er benutzte dieselben nur als Mittel, komplizierte Stoffe und längere Stücke zuweilen durch die Aktteilungen zu unterbrechen und zugleich den Zuhörern in den kurzen Pausen Zeit zum Plaudern zu geben. Da die Aktpausen noch nicht durch Herablassen eines Vorhanges markiert werden konnten, indem die Bühne stets offen blieb, so finden wir bei den Aktschlüssen, wie auch am Ende des Stückes, den Abgang der gerade auf der Szene befindlichen Personen vorgeschrieben, und am Schlusse sprach der Ehrenhold seinen Epilog, nachdem alle Personen, — wie es in den meisten Fällen heißt „in Ordnung" abgegangen sind. Bei dem schon erwähnten zweiten Aktschlusse des Falles von Jericho heißt die Anweisung: „Sie tragen die Todten ab, gehen danach auch ab".

Abgesehen von den stets nur einaktigen Fastnachtspielen ist die Zahl der Akte je nach dem Stoffe sehr verschieden. Durchschnittlich kann er sich mit fünf Akten begnügen, zuweilen auch mit nur drei Akten. Wo ihm aber bei einer reichen und wechselvollen Handlung fünf Akte nicht

ausreichen, da steigert er sehr häufig die Zahl der Akte auf sieben, zuweilen muß er sogar, um den Stoff ganz unterbringen zu können, sich zu neun oder auch zehn Akten verstehen. Aber auch in diesen übrigens nur wenigen Fällen überschreitet der Umfang seines Stückes niemals das Maß, und Hans Sachs mutete in diesem Punkte den Zuhörern nicht so viel Geduld zu, wie sehr viele Schauspieldichter der Reformationszeit;



aber in der Zahl seiner Stücke übertrifft er auch die fruchtbarsten um das zehn- bis zwanzigfache.

Den Gebrauch der Prologe und Epiloge hatte er mit dem gesamten Volksschauspiel des 16. Jahrhunderts gemein, und in allen seinen Tragödien ist es der „Ehrenhold" (oder Herold), dem das Amt zugewiesen ist, im Prolog die Zuhörerschaft über die Handlung im allgemeinen vorzubereiten, und im Epilog mit aller Deutlichkeit die Moral der Geschichte hervorzuheben. Der Ehrenhold war bei Hans

Sachs in allen seinen Schauspielen (wie auch in den nichtdramatischen Gedichten) der Vertreter des Rechtes, der Sitte und der Redlichkeit, und in diesem seinem Charakter läßt er ihn beiläufig wohl auch einmal in der dramatischen Handlung selbst — gleich dem antiken Chorus — mitsprechen, was aber allerdings nur in einigen wenigen Stücken der Fall ist, und zwar, wenn er gerade keine andere Person zur Verfügung hat, um das Amt zu übernehmen. Neben der Personifizierung des Ehr- und Rechtsbegriffes hatte der Ehrenhold, wie schon gelegentlich bemerkt wurde, in den Prologen zu den Schauspielen auch die Quellen zu nennen. So wie dies bei den biblischen Stücken geschieht, so versäumt er es auch nicht bei solchen Komödien, deren Stoffe er den alten Geschichtschreibern und Dichtern wie den Chroniken und italienischen Novellisten entnahm. Im „Judicium Paridis“ (einer seiner älteren Komödien) heißt es im Prolog:



Der Ehrenhold.

Homerus und Virgilius,
Ovidius, Lucianus
Auch andre mehr gar kunstenreich,
Doch in Behandlung ungeleich.

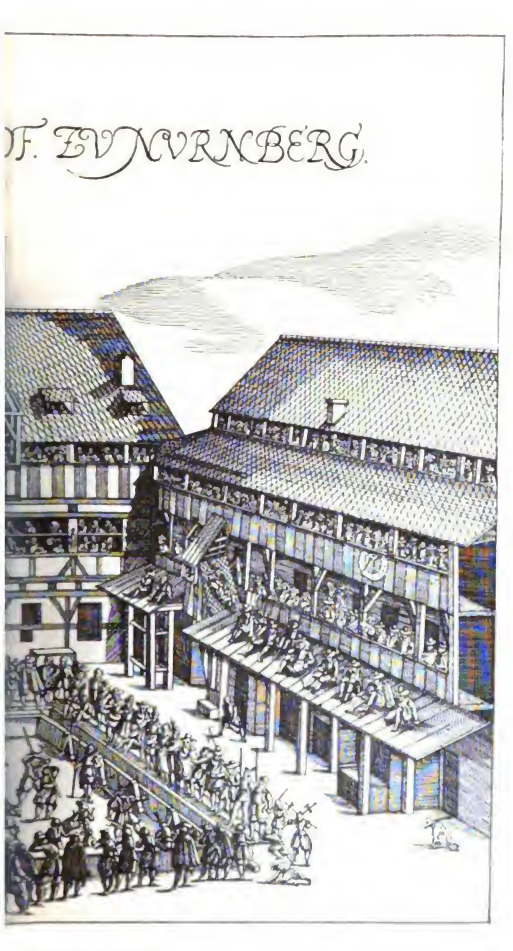
In einer ganz undramatischen Komödie von den „zwölf durchleuchting getreuen Frauen“ berichtet der Ehrenhold mit Hinweis auf die Quellen:

Wie solche tugendhafte Weiber
Uns sind beschrieben durch die Geschichtschreiber:
Durch Valerium Maximum
Plutarchum und Bocatium,
Den griechischen Xenophontem
Und durch Ludovicum Vivem — — 2c.

Der Ehrenhold, in seiner bestimmten Heroldstracht, den Reichsadler auf seinem Wappenrock, mit breitem Federbarett und in der Hand den Heroldsstab, trat so vor Beginn des Stückes vor die Zuschauer, häufig



Gasthaus zum Ha



(Vergl. S. 319.)

auch sie zur Ruhe und Aufmerksamkeit zu ermahnen, was meist — nach kurzem Bericht über den Inhalt — am Ende des Prologs geschah. So heißt es einmal

> Seid still und züchtig um und um
> Und hört nach Läng die ganze Summ.

Ein andermal:

> Seid still, so werdet ihrs fürwar
> Hörn und sehen lauter klar.

Oder auch:

> Merkt, seht und höret fleißig zu,
> Wie sich das Alles enden thu.

Zuweilen motiviert er seine Aufforderung noch dringender:

> Nun seiet fein ruhsam und still,
> Daß kein Person werd irr im Spiel!
> Ist unser Bitt Begehr und Will.

Ja, in dem Prolog zur Belagerung von Jerusalem spricht er sogar vom „Anfang, Mittel und End“.

Am Schlusse des Stückes mußte dann der Ehrenhold nochmals über die Moral sich aussprechen, die sich für die Zuschauer aus den Vorgängen ergebe, wobei der Dichter zuweilen sogar eine jede der Hauptpersonen mit einer Nutzanwendung charakterisiert.

Nur in den Fastnachtspielen bedurfte er nicht des Ehrenhold, denn erstens kam es bei diesen Schwänken nicht in erster Reihe auf die Belehrung an, und außerdem hatte er meist der Hauptperson in diesen Spielen eine Schlußrede erteilt, worin er doch den Zuhörern eine Nutzanwendung demonstriert. Wiederholt hat sich Hans Sachs, sowohl in seinen Gedichten wie auch in den Vorreden zu der Nürnberger Gesamtausgabe seiner Spruchgedichte darüber ausgesprochen, wie es ihm in allen seinen Dichtungen darum zu thun sei, echte Frömmigkeit und alle Tugenden zu verfechten und zu fördern, und zugleich die Laster — die er wiederholt als „alles Unheils Ziehpflaster“ bezeichnet — zu verfolgen und zu strafen, und es ist ganz merkwürdig, wie er einen jeden Stoff, der sich ihm darbot, in diesem Sinne zu verwerten wußte.

Ihm war aber nicht nur alles Unzüchtige zuwider, sondern er war auch stets bemüht, gewisse Situationen, die anstößig erscheinen konnten, zu vermeiden, indem er sie hinter die Szene verlegte. Das geschieht

sogar in der Komödie von „Genura", die denselben Stoff des Boccaccio behandelt (2. Tag, 9. Geschichte), den später Shakespeare für seine Imogen in „Cymbeline" verwertete. Bei Hans Sachs schließt der zweite Akt damit, daß der Bösewicht Amprogilo mit der „Alten" verabredet hat, daß sie ihn heimlich in das Schlafgemach der Genura befördere. Damit ist die Sache abgethan, und im folgenden Akte kommt Amprogilo bereits zurück zu Barnaba, um ihm seinen Sieg zu melden. Spaßhafter verfährt er in gleicher Umgehung einer noch bedenklicheren Situation in dem „Judicium Paridis". Im dritten Akte dieser Komödie ist Paris auf das Gebot Jupiters herbeigekommen, um zunächst sich Juno zu besehen. Er sagt zu ihr:

Wenn ich dich nun besehen hab
Mit bloßem Leib und die all beid,
Darnach niemand zu Lieb noch Leid
Sprich ich ein Urtheil on gefähr.
Wollt Gott, daß ich jetzt Argus wär
Welcher wol hundert Augen hätt,
Daß ich nur recht erfünden thät
Und ein wahr Urtheil möcht verjehen.
Nun zeuch dich ab und laff dich sehen.

Jupiter aber meint, das ginge doch hier nicht an, und er möge ihr nur zu dem Zelt hin folgen, damit er ganz allein sie dort besehen könne. Damit gehen beim Aktschluß alle ab. Und zum Anfang des folgenden Aktes spricht Paris sein Entzücken über Junos Schönheit aus. In gleicher Weise geschieht es dann mit Minerva und mit Venus, die am Schlusse des Aktes mit Paris abgehen. Im letzten Akte schließt sich dann sogleich der Raub der Helena an und im Epilog des Ehrenhold wird dann die Moral besonders auf das Richteramt angewendet, indem Paris in thörichter Weise sich durch das Versprechen der Venus verblenden ließ und damit großes Unglück über Troja gebracht hat.

Von den unmittelbaren Bearbeitungen römischer Dichter ist vor allen die Komödie „Monechmo, ein Comedi Plauti" zu nennen. Die Verwechselungskomödie des Plautus ist hier gerade nicht verbessert. Die Hauptmomente der Handlung sind wohl beibehalten, aber sie folgen auf einander in rein äußerlicher Weise. Die beiden Brüder heißen „Lutz der Ehemann" und „Lutz der Fremd". Die Courtisane ist als „Rosina", die schön Buhlerin" bezeichnet. Übrigens weist der Ehrenhold am

Schlusse darauf hin, daß das Spiel nicht etwa Buhlerei lehren, sondern im Gegenteil diesem Laster wehren solle:

> Daß man darin erkenne endlich
> Wie gar unehrlich und so schändlich
> Sei einem ehrbaren Ehmann,
> Wenn er sich also henket an
> Ein ander leichtfertiges Weib ꝛc.

Auch der „Plutos" des Aristophanes ist vom Dichter nachgebildet, in der Komödie „Der Pluto, ein Gott aller Reichthum". Aber das Stück gehört zu seinen schwächsten Arbeiten, indem er, ohne den griechischen Satiriker zu verstehen, aus der beißenden Satire eine dürftige Moralität gemacht hat.

Am glücklichsten zeigt sich des Dichters Talent in jenen Stücken biblischen Inhalts, die ihm Gelegenheit geben, allgemein menschliche und ihm verständliche Empfindungen auszudrücken, wie dies zum Beispiel in der schon 1533 geschriebenen Tragödie von der „Opferung Isaacs" der Fall ist, das er fünfundzwanzig Jahre später nicht zu seinem Vorteil erweitert hat. In dem ältern, nur dreiaktigen Stücke sind namentlich die Vorbereitung zur Opferung und die fromme Bereitwilligkeit des Kindes mit wahrhaft rührender Herzlichkeit und Schlichtheit geschildert. Wie hier, so ist der Dichter auch bei anderen Stoffen auf dieselben zurückgekommen, um sie nochmals, mit Benutzung der älteren Arbeit, umzugestalten. Am meisten scheint ihn die Geschichte von Adam und Eva angezogen zu haben. Besonders ist es eine legendenhafte Episode darin, deren eigentlicher Ursprung nicht ganz festzustellen ist, die ihn aber wiederholt beschäftigt hat. Es ist die Geschichte, die in seinem dramatischen Spiel „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet". Für Hans Sachs war die direkte Quelle ein lateinischer Dialog von Erasmus Alberus, der wieder aus einem Briefe Melanchthons die Anregung erhalten hat. Es scheint aber, daß ein ähnliches Spiel schon 1516 in Freiberg in Sachsen aufgeführt worden ist, wenigstens stimmen Titel und Personenverzeichnis*) mit dem größeren Spiele des Hans Sachs überein. Er bearbeitete den liebenswürdigen Stoff zuerst als Meisterlied (1546), dann in dem einaktigen dramatischen Spiel „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet", das er in demselben Jahre noch stofflich bedeutend erweiterte, und endlich in einem erst 1558 geschriebenen

*) Mitgeteilt im Morgenblatt 1808.

Schwankgedicht. Von diesen verschiedenen Bearbeitungen ist aber das genannte einaktige Spiel die weitaus beste und kann als eine wahre Perle unter seinen Dichtungen bezeichnet werden, indem sich hier reine Frömmigkeit und gesundes Urteil über Welt und Menschen, entzückende Naivetät und feiner schalkhafter Humor in unvergleichlich harmonischer Weise vereinigen*). Daß Hans Sachs viele solche Stoffe wiederholt und in verschiedenen dichterischen Formen bearbeitete, beweist, daß es ihm keineswegs nur auf das Stoffliche dabei ankam, sondern auch auf die rechte dichterische Gestaltung. Älteren Ursprungs ist seine Tragödie „Von der Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradiese“. Hier aber wollte der Stoff sich ihm für die dramatische Formung noch gar nicht fügen und er verfährt hier in den kaum darstellbaren Situationen mit jener sorglosen Unbehilflichkeit und Naivetät, von der wir schon aus anderen seiner Schauspiele Proben gegeben haben.

Wenn man bei Hans Sachs die oft spaßhaften Naivetäten, den Nürnberger Lokalton, den auch die fremdartigsten und in nationaler wie zeitlicher Hinsicht am fernsten liegenden Stoffe in seinen Schauspielen nicht verleugnen, als Mängel in seiner Dichtung erkennen muß, und wenn solche Mängel gerade in seinen dramatischen Schöpfungen am stärksten hervortreten, so wird man dabei doch stets zu berücksichtigen haben, daß der Nürnberger Handwerker nicht weniger ein Kind seiner Zeit war, als es auch selbst die gelehrten Schauspieldichter der Reformationsepoche gewesen sind. Denn solche Mängel teilte er mit allen seinen Zeitgenossen, die sich mit dem Schauspiel beschäftigten. Man blicke nur auf die Schweizer Dichter bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus. Nur Niclaus Manuel steht wenigstens als wirklicher Dichter auf höherer Stufe, wenn auch fast alle seine dramatischen Spiele nichts anderes als Demonstrationen gegen das Papsttum waren, so daß dabei der dramatische Wert kaum in Frage kommt, mit einer einzigen Ausnahme, dem meisterhaften Fastnachtspiel von „Elsli Tragdenknaben“. Aber die sich ihm anschließenden Dichter, die als wirkliche Dramatiker betrachtet sein wollen, wie Kolroß, Rüte, Ruef, Bullinger und der geborene Augsburger Sixt Birck, ferner von den sächsischen Dichtern Joachim Greff in Zwickau, Tirolf von Kala u. s. w., dann die Elsässer Tibolt Gart, Jörg Wickram und viele andere — sie

*) Dieses liebenswürdige Spiel ist von mir in meinem Büchlein „Hans Sachs. Leben und ausgewählte Dichtungen“ vollständig abgedruckt und ich gehe deshalb hier nicht näher auf dasselbe ein.

alle lassen uns die Mängel in der dramatischen Gestaltung wie bei Hans Sachs erkennen — und dort gehörten die Reformationsdramatiker fast ausschließlich dem Gelehrtenstande an, dort hatten die Theologen und Schullehrer die Form der Schauspieldichtung als Mittel für Volkserziehung und Volksaufklärung im Geiste der Reformation ergriffen. Als der einzige, der im dramatischen Bau, in der szenischen Komposition seinen Zeitgenossen überlegen war, muß der Zwickauer Schullehrer Paul Rebhun (aus Berlin stammend) anerkannt werden, aber auch nur in dem einen Schauspiel von der „Susanne", die ja überhaupt zu den beliebtesten biblischen Stoffen gehörte und neben der herrlichen Geschichte des Joseph am häufigsten dramatisch behandelt worden ist.

Wenn wir aber Paul Rebhun als hervorragende Ausnahme gelten lassen müssen, so haben wir im allgemeinen doch bei Hans Sachs einen großen Vorzug allen zeitgenössischen Dramatikern gegenüber anzuerkennen: daß er seine dramatischen Stoffe niemals mit der ausgesprochenen Tendenz der Reformationsdichter verquickte, wie es die meisten Schweizer und wie es namentlich in Sachsen Joachim Greff, Naogeorgius (Kirchmeyer) und andere thaten. Bei Hans Sachs war der Geist der Reformation so ganz und gar in seine Dichtung übergegangen, daß er die von ihm gewählten dramatischen Stoffe für sich selber wirken lassen konnte. Seine innige Anhänglichkeit an den neuen Glauben, seine unerschütterliche Treue darin hatte er seit dem Glaubensbekenntnis in der Wittenbergischen Nachtigall und den Prosa-Dialogen noch in vielen seiner späteren Gedichte klar und eindringlich bekundet. Aber sein gesunder Sinn bewahrte ihn davor, die nach den Überlieferungen treu dargestellten Begebenheiten durch Hinweisungen auf die reformatorische Tendenz in diesem Sinne ausdrücklich zu stempeln. Während in dem gesamten Schauspiel des 16. Jahrhunderts diese demonstrierende Tendenz die Fortschritte der dramatischen Dichtung ganz zweifellos hemmte, begnügte sich unser Hans Sachs, die Stoffe allein durch die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit und Moralität zu beleuchten, und dies besorgte er allerdings in den Prologen und Epilogen in ausgiebigster Weise.

Wir werden aber bei Beurteilung seiner so unzureichenden ernsten Schauspiele außerdem zu berücksichtigen haben, daß das Volksschauspiel der Reformationszeit noch in den ersten Kinderschuhen steckte; denn das, was man allenfalls aus den mittelalterlichen geistlichen Spielen, wie aus den älteren sehr rohen Fastnachtspielen dafür lernen und nutzbar

machen konnte, war sehr wenig, und die Zeit forderte neue Formen wie neuen Inhalt. Das einzige, was die Erkenntnis für die Bedingungen des Dramas fördern konnte, war die Wiedererweckung der alten Klassiker, aber man hielt sich dabei mehr an Äußerlichkeiten, ohne in das Wesen der Sache dringen zu können.

Aus den Schauspielen des Hans Sachs ist zu ersehen, daß er im Fortschritte seiner Thätigkeit immer mehr darauf bedacht war, neben den immer ausführlicher werdenden Bühnenanweisungen auch den vorgeschriebenen Worten der Spielpersonen die der Situation und dem Sinn der Worte entsprechenden Gebärden vorzuschreiben. In diesen seinen Vorschriften heißt es u. a.: „setzt sich", „neigt sich", „schlägt die Händ über den Kopf zusammen", „geht traurig ab" oder „eilends ab" und dergleichen mehr. Je eifriger er sich die Schauspieldichtung angelegen sein ließ, und je mehr Erfahrungen er darin auch durch die zahlreicher werdenden Aufführungen machen konnte, um so reichlicher werden seine Anweisungen für die Darstellung. In der 1558 geschriebenen Tragödie von „Abraham und Lott" sind die Vorschriften besonders zahlreich. Da heißt es einmal: „Hagar geht trutzig ab", dann beim Abraham: „spricht mit aufgehobenen Händen", und ein andermal: „sie thun als wollen sie gehen". Im sechsten Akt heißt es einmal: „Ismael greint, kratzt sich im Kopf und spricht" rc. — Bei der Herausgabe des dritten Buches seiner Dichtungen, das nur Schauspiele enthält, konnte denn auch der Herausgeber Georg Will in seinem Vorwort darauf hinweisen, daß die Schauspiele mit höchstem Fleiß darin „an den Tag gegeben" seien, und zwar „mit Worten und Geberden, wie auch mit Eingängen und Ausgängen".

Wenn wir die Schwächen in der dramatischen Dichtung des Hans Sachs mit dem Kindheitsalter des gesamten Schauspiels und mit dem Zeitgeschmack zu entschuldigen haben, so ist dies doch keineswegs nötig bei jener Gattung der Schauspieldichtung, in der Hans Sachs seine besondere Meisterschaft errang, nämlich in den Fastnachtspielen, von denen eine beträchtliche Anzahl bis heute noch, nach dreiundeinhalbhundert Jahren, ihren Wert behalten hat. Es ist daher wohl gerechtfertigt, die Gattung der Fastnachtspiele für sich einer eigenen Betrachtung zu unterziehen.

In diesen kurzen (stets nur einaktigen) Spielen machte ihm die szenische Komposition gar keine Schwierigkeiten, und wo solche etwa durch den Wechsel des Ortes oder durch die einen längeren Zeitraum

voraussetzende Handlung sich hätten geltend machen können, da hatte er sie mit siegreicher Hand in leichtester Weise überwunden. Seine Anschauungs- und Ausdrucksweise stimmte hier ganz zu den der kleinbürgerlichen Sphäre seines Zeitalters entnommenen Stoffen, und alle seine Vorzüge konnten sich auf diesem Boden so ungehindert entfalten, daß er in einer großen Anzahl der Fastnachtspiele (nicht in allen) so unvergleichlich dasteht, wie in seinen humorvollen und dabei zugleich so sinnreichen Schwankgedichten.

Die Fastnachtspiele machen in der Zahl etwa den dritten Teil seiner gesamten Schauspieldichtung aus, und sowie er in dieser erst sehr spät eine lebhaftere und dann schnell sich steigernde Thätigkeit entwickelte, so war dies auch bei jenen kleineren burlesken Komödien oder Possen der Fall. Auf den ersten und längsten Zeitraum seiner dichterischen Thätigkeit, von dem ersten Fastnachtspiel 1517 bis zum Jahre 1549, kommen nur ungefähr 16 Fastnachtspiele*), und unter diesen ist noch keines, dem ein besonderer Wert zuzusprechen wäre. „Das Narrenschneiden" ist zwar im Drucke wie auch in seiner Handschrift mit der Jahreszahl 1557 bezeichnet, aber nach seinem Generalregister würde es in viel früherer Zeit entstanden sein. Vielleicht ist der Widerspruch damit zu erklären, daß der Schwank erst in späterer Zeit eine neue Bearbeitung durch ihn erfuhr. Wie es uns vorliegt, ist es eine treffliche Satire auf alle menschlichen Schwächen und Laster, die sämtlich als die im Bauche des Kranken steckenden Narren symbolisiert sind. Schade, daß die häßliche und unästhetische Manipulation, durch die der Kranke erst die in ihm steckenden Narren erkennt, den sonst so hübschen Schwank für unseren Geschmack unmöglich macht.

Auf das Jahr 1550, in welchem des Dichters Thätigkeit für das Schauspiel sich plötzlich so bedeutend steigerte, kommen dann allein acht Fastnachtspiele, und das gleiche Verhältnis bestand dann noch bis 1554 fort, so daß auf den kurzen Zeitraum von fünf Jahren nicht weniger als fünfunddreißig Fastnachtspiele kommen. Auch bei dieser großen Zahl erstaunen wir nicht nur darüber, wie viel er geschrieben hat, sondern auch darüber, was er dafür alles gelesen hat, um Stoffe ausfindig zu machen. Für die Fastnachtspiele benutzte er hauptsächlich das

*) Wir können nur „ungefähr" sagen, weil bei einigen Spielen die Zeit der Abfassung nicht ganz feststeht. Auch hat Hans Sachs später in seinem Generalregister viele Stücke unter die Fastnachtspiele gereiht, denen er anfänglich die Bezeichnung „Spiel" oder „Comedi" gegeben hatte.

Decamerone nach der alten Übertragung von Steinhövel; ferner den Eulenspiegel und verschiedene Schwanksammlungen, unter denen Pauli's „Schimpf und Ernst“ obenan steht. Aus dieser Quelle entnahm er den Stoff zu dem „fahrend Schüler im Paradeis“. Der fahrende Schüler kommt zu der Frau des Bauers, und — um eine Gabe von ihr zu erhalten — schwindelt er ihr vor, er sei in Paris gewesen und könne vielerlei Künste. Die Frau versteht, er sei im Paradies gewesen und fragt ihn, ob er dort nicht ihren verstorbenen ersten Mann getroffen habe, dessen sie noch immer in Liebe gedenkt, weil sie viel glücklicher mit ihm war, als mit ihrem jetzigen Manne. Der Schüler macht sich die Dummheit der Frau zunutze und erzählt ihr: es ginge ihrem ersten Manne im Paradies sehr schlecht, da er weder Geld noch Kleider habe und viel Entbehrungen leide. Die gutmütige Frau rafft nun allerlei Sachen zusammen, nimmt auch einen Beutel mit Geld und bittet den Schüler, wenn er wieder zurück ins Paradies käme, so möge er ihrem Manne die Sachen und das Geld geben, damit er recht gut leben könne. Nachdem der Schüler damit sich davon gemacht hat, kommt der jetzige Mann der Frau zurück und bringt allmählich von ihr heraus, was für Dummheiten sie gemacht hat. Er stellt sich, als sei er ganz einverstanden damit, nur habe sie dem Schüler zu wenig Geld gegeben; damit könne er im Paradies nicht auskommen. Er wolle deshalb schnell sein Pferd satteln lassen, um dem Schüler nachzureiten und ihm noch mehr Geld mitzugeben. Die Frau ist sehr vergnügt darüber und verspricht ihrem Manne, sobald er sterben sollte, wolle sie auch für ihn so sorgen. Der Schüler ist unterdessen zu einem Moos gekommen, wo er ein wenig rasten will. Bald aber sieht er, daß ein Bauer eilig zu Pferde angeritten kommt. Da er nichts gutes vermutet, versteckt er die erbeuteten Sachen und zieht sich ins Moos zurück. Der Bauer kommt an und fragt, ob er nicht einen spitzbübischen Gesellen mit einem Bündel Sachen gesehen habe. Ja, sagt der Schüler, der ist dort übers Moos gegangen und ihr werdet ihn gleich hinterm Wald noch einholen können. Da aber der Bauer sein Pferd nicht dort hinüber führen kann, so bittet er den Schüler, ihm dasselbe so lange zu hüten; wenn er wiederkäme, solle er auch den Lohn dafür empfangen. Der Schüler verspricht ihm das, aber als der Bauer fort ist, besteigt er natürlich dessen Pferd, um sich davon zu machen. Da der Bauer zurückkehrt, erkennt er seinen Schaden, und da er sich schämt, daß er nun selbst sich so habe betölpeln lassen, redet er der Frau ein, er habe dem Schüler auch noch sein Pferd gegeben,

damit er um so schneller ins Paradies komme. — Hans Sachs hat dieser Geschichte in seiner Ausführung noch viele hübsche spaßhafte Züge verliehen. Eine wichtige Abweichung von seiner Quelle verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. In der kleinen Erzählung ist der Verstorbene, um den die gute Frau klagt, nicht ihr erster Mann, sondern ihr Sohn gewesen. Mit sehr richtigem Gefühl machte Hans Sachs daraus einen ersten Mann, und es liegt auf der Hand, wie dadurch der Humor der Sache gewann, und wie auch zugleich dadurch dem lebenden und ihr unfreundlichen Manne gegenüber eine wahrhaft komische dramatische Gerechtigkeit erzielt wird.

Mit gleichem Geschick benutzte der Dichter eine Geschichte aus dem Boccaccio zu dem Fastnachtspiel „Das Wildbad“, indem er die Novelle angemessen vereinfacht und nur auf das Burleske darin zusammengedrängt hat.

Ganz hervorragend ist aus dieser Zeit das mehr sinnreiche als burleske Fastnachtspiel „Frau Wahrheit will niemand herbergen“ *). Die Anregung dazu hat er gleichfalls aus Pauli's „Schimpf und Ernst“ erhalten, aber hierbei gerade zeigt sich seine Meisterschaft, wie er die ihm gegebenen Stoffe bereichern und dramatisch gestalten konnte. In dem einen Kapitel der Paulischen Schwanksammlung wird einmal von vier Jungfrauen erzählt: Ignis, Aqua, Aer und Veritas, wie eine jede der Schwestern berichtet, wo sie zu finden sei, wenn man sie rufen wolle. Nachdem Feuer, Wasser und Luft gesprochen, sagt die Wahrheit: „O ihr lieben Schwestern, ihr habt alle eure Orte erzählt, da man euch zu finden weiß. Aber leider habe ich kein eigen Haus, niemand will mich beherbergen, ich bin von jedermann gehaßt“. Und aus dieser so dürftigen Andeutung gestaltete er sein so reizendes, auch in der Reinheit der Ausführung so meisterhaftes Fastnachtspiel von der Frau Wahrheit. Aus dem Eingange desselben erkennen wir sogleich, daß diese Art Spiele zunächst für das Wirtshaus bestimmt waren, und gerade hier ist dieser Zweck sehr hübsch in die Handlung selbst gelegt. Der Bauer tritt mit der Bäuerin in die Gaststube und bittet, man wolle sie an der Gesellschaft teilnehmen lassen:

*) Abgedruckt in meiner Ausgabe: „Hans Sachs. Leben und ausgewählte Dichtungen“, worin man von anderen Fastnachtspielen noch findet: Der fahrend Schüler im Paradeis, Der Baur im Fegfeuer und Der Doktor mit der großen Nasen.

Ihr ehrbarn Fraun und züchtig Herrn,
Ich kumm zu euch in die Tavern,
Zu haben mit euch ein guten Mut,
Wie man jetzund zu Faßnacht thut.
Nehmt auf mich freundlich mit mein'r Alten,
Ich will mich fein und weidlich halten — 2c.

Als die Bäuerin beklagt, daß ihr Mann nicht seine Sackpfeife mitgebracht habe, um zum Tanze aufzuspielen, verweist der Mann ihr das, weil sie hierher nicht zum Tanz gekommen sind, sondern um gutes und tugendhaftes zu hören. Gleich danach tritt ein armes Weib, Frau Wahrheit, ein und bittet um Unterkunft, da man sie nirgends beherbergen wolle. Auf die mitleidigen und wiederholten Fragen des Bauers und der Bäuerin weigert sie sich beharrlich, ihren Namen zu nennen, weil sie dann auch gewiß von ihnen verstoßen würde. Aber die Bäuerin ruht nicht eher, bis das arme Weib sich dazu versteht, sich zu nennen und sich als die Frau Wahrheit zu erkennen zu geben. Die Bäuerin ist übermäßig froh, endlich die oft von ihr Ersehnte jetzt vor sich zu sehen und ihr gutes erweisen zu können. Sie versichert der Wahrheit, diese möge nur getrost zu ihnen kommen, sie würde bei ihnen willkommen sein und könne so lange bleiben, als sie mag. Auf die weiteren Fragen erzählt nun Frau Wahrheit alle ihre Schicksale, wie sie überall ihr Heil versucht habe und allenthalben hinausgewiesen sei. Anfänglich habe sie ein jeder willkommen geheißen, aber sobald man ihr Wesen erkannt, sei sie auch überall beschimpft und vertrieben worden. Erst kam sie in die Dörfer und ward freundlich aufgenommen; da sie aber den Bauern ihre Unarten gesagt, habe man sie mit Steinen und Schollen geworfen. Dann kam sie zu Bürgern und Kaufleuten, wo es ihr ebenso erging. Danach ging sie zum „Richthaus“, denn da, dachte sie, wo Gerechtigkeit herrsche, würde man auch sie gewißlich ehren. Als sie sich aber ehrlich geltend machen wollte, da sei sie mit Wut hinausgestoßen, wobei man ihr die Tinte ins Gesicht goß, wodurch sie ganz unkenntlich geworden. Dann kam sie an die Fürstenhöfe und endlich auch zur Priesterschaft, wo sie aber in die allergrößte Not geriet und ihr Leben nur durch schnelle Flucht retten konnte. — Bauer und Bäuerin sind sehr gerührt durch alle ihre Erzählungen und bleiben dabei, sie gern bei sich zu beherbergen. Nun kommt aber die allerliebste Schlußpointe. Denn als im weiteren Gespräch das Bauernpaar mit Bezug auf sich selbst die Sprache der Wahrheit zu hören bekommt und erkennen muß, daß sie selbst mit der

Wahrheit nicht bestehen können, werden sie unmutig und weisen sie endlich mit derben Grobheiten und Schimpfworten hinaus, worauf dann die Wahrheit das Spiel mit einem sinnigen Epilog beschließt. Trotz des allegorischen Gewandes wirkt das ganze doch so realistisch, daß hierdurch der bittere Ernst und der feine Humor aufs eindringlichste zur Geltung kommen.

In das Jahr 1551 fallen drei der vorzüglichsten Fastnachtspiele: „Des Bauern Knecht will zwo Frauen han“, „Der fahrend Schüler mit dem Teufelsbannen“ und „Das heiß Eisen“. Das zweitgenannte ist ein Musterstück jener Schwänke, in denen der derbe Spott gleichzeitig gegen die Weiber und die Pfaffen gerichtet war. Die eigentliche Quelle ist mir noch nicht bekannt, doch scheint sie aus der italienischen oder spanischen Novellenlitteratur geflossen zu sein, da auch Cervantes viel später denselben Stoff in einem seiner Zwischenspiele (unter dem Titel „Die Höhle von Salamanca“) bearbeitet hat, allerdings eleganter als Hans Sachs. Der Stoff ist auch im Deutschen nach Hans Sachs noch oft behandelt worden, so auch von seinem Nürnberger Zeitgenossen Peter Probst *).

Für „Das heiß Eisen“ hatte der Dichter wieder die Anregung aus Pauli's „Schimpf und Ernst“ erhalten. Aber die Vergleichung mit seiner Quelle zeigt auch hier, mit welchem richtigen Gefühl er eine an sich unbedeutende Anekdote zu einer ganz anderen Bedeutung auszuarbeiten wußte**). Und gerade, was ihm hierbei als seine eigene Erfindung angehört, stellt sein großes Geschick in das hellste Licht. Das heiß Eisen ist vor allem auch dadurch ein wahres Meisterstück, daß er es hier verstanden hat, binnen wenigen Minuten eine dramatische Spannung voll echter Komik hervorzubringen.

In das Jahr 1552 gehören die Fastnachtspiele: „Die verschmitzte Buhlschaft“, „Der Partekensack“, „Der gestohlene Pachen“, „Die listige Buhlerin“ und „Der Bauer im Fegfeuer“. Bei dem letztgenannten ist die Umgestaltung, die er mit seiner Quelle (Decamerone, dritter Tag, achte Geschichte) vornimmt, besonders wichtig, da sie die Tendenz des ganzen und

*) Selbst bis in die neueste Zeit hat er Umwandlungen erfahren, so u. a. durch L. Schneider in der Posse „Der reisende Student“.

) In den zu diesem Kapitel des Buches gegebenen **Anmerkungen (siehe daselbst) aus Pauli's „Schimpf und Ernst“ sind diejenigen Schwänke, in deren Benutzung Hans Sachs seine größte Kunst am deutlichsten erkennen läßt, im Wortlaut mitgeteilt.

die Austilgung des frivolen Charakters betrifft. Beim italienischen Novellisten giebt der in die schöne Frau des toscanischen Bauers Ferondo verliebte Abt dem Bauer einen Schlaftrunk in der Absicht, unterdessen bei seinem Weib ungestört verweilen zu können; und nachdem der Bauer wieder aufgewacht ist, redet der Abt ihm ein, daß er wegen seiner Eifersucht im Fegfeuer sitze. Beim Nürnberger Dichter hingegen ist der Bauer der wegen unbegründeter Eifersucht mit Recht Bestrafte, und der Abt hat keinen anderen Zweck dabei, als ihn von seiner Eifersucht zu heilen, was denn auch geschieht. Während also bei Boccaccio der Abt der Sünder ist, und der Bauer der Betrogene, sehen wir bei Hans Sachs den Abt ein verdienstliches Werk üben, indem er den thörichten Bauer von seiner Eifersucht heilt. Die Dummheit des Bauers ist vortrefflich geschildert, und die Szene im angeblichen Fegfeuer voll der spaßhaftesten Einfälle.

Unter den elf Fastnachtspielen des Jahres 1553 befinden sich zwei Eulenspiegelschwänke, sowie ein paar Stoffe aus den Gestis Romanorum und ein paar andere aus Boccaccio. „Die Bürgerin mit dem Thumbherrn" (heißt: Domherrn) gehört sowohl der hübschen Erfindung nach, wie auch hinsichtlich der Ausführung zu den gelungensten der Fastnachtspiele. Die Gesta Romanorum sind hier wohl als die eigentliche Quelle anzusehen, obwohl die Geschichte auch in die italienische und französische Novellenlitteratur übergegangen ist. Für den „Bauer mit dem Plerr" finden wir wohl auch bei Boccaccio (neunte Geschichte des siebenten Tages) etwas der Idee nahe verwandtes, doch wäre es möglich (wenn auch nicht notwendig), daß noch eine andere Quelle dafür vorhanden war. Boccaccio läßt den Betrug an einem Ehemann dadurch ausführen, daß letzterem vorgeredet wird, ein Birnbaum in seinem Garten sei verzaubert, so daß derjenige, der sich auf dem Baume befindet, unten Dinge sieht, welche thatsächlich nicht sind. An die Stelle des Birnbaumes ist nun bei Hans Sachs das „Plerr" gesetzt, ein Nebel, durch den das Auge andere Dinge sieht, als in Wirklichkeit da sind*). Ein Bauer hat gesehen, daß seine Frau sich mit dem Pfaffen abgegeben hat, und klagt darüber. Die schlaue Nachbarin will die Frau von dem Verdacht befreien. Sie redet deshalb zu dem Bauer fortwährend von ihm und noch einem dritten, der neben ihm stehe. Als der Bauer aber wiederholt versichert, er wäre ganz allein da, und als er endlich die Nachbarin

*) In solchem Sinne kommt der Ausdruck „Plerr" auch noch in anderen Gedichten des Hans Sachs vor.

davon überzeugt, sagt sie: Sie merke nun wohl, daß sie „das Plerr“ gehabt habe. Auf des Bauern Frage, was das bedeute, berichtet sie ihm: wenn man morgens im Nebel ausgehe, so überziehe dieser die Augen derart, daß man immer zwei verschiedene Personen zu sehen glaube, wo in Wirklichkeit nur eine ist. Der Bauer sieht hiernach ein, daß auch er das „Plerr“ gehabt habe und also der Pfaffe, den er zu sehen gemeint, nur eine Augentäuschung war.

Die Fastnachtspiele des Jahres 1554 sind: „Der todte Mann“ (die oft wiederholte Geschichte, daß ein Mann, um die Liebe seiner sich ihm gegenüber so übermäßig zärtlich gebärdenden Frau zu prüfen, sich tot stellt), „Das weinend Hündlein“, „Der alt Buhler mit der Zauberei“, „Die wunderlichen Männer gschlacht zu machen“, „Der liederliche Mann mit dem munketen Weib“, „Der Pfarrer mit sein ehbrecherischen Bauern“, „Der blinde Meßner mit dem Pfarren und seinem Weib“ und endlich „Der Krämerskorb“. Zwei kleineren gleichfalls einaktigen Stücken „Sanct Peter letzt sich mit seinen Freunden“ und „Der Kampf zwischen Frau Armut und Frau Glück“ hat er nur die Bezeichnung „ein Spiel“ gegeben, er führte sie aber später doch unter den Fastnachtspielen auf. Bei mehreren der hier genannten Stücke ist der Stoff von ihm auch als Meisterlied behandelt worden, die Geschichte vom „Krämerskorb“ sogar zweimal. Dieses Fastnachtspiel, wenn es auch nicht zu seinen vorzüglichsten gehört, zeichnet sich doch durch seine einfache und geschickte Struktur aus. Der Krämer und sein Weib zanken sich auf der Straße, wer den Korb tragen soll, wobei sie sich gegenseitig über ihre Untugenden die härtesten Vorwürfe machen, bis nach einer Balgerei beide fortgelaufen sind. Der Hausknecht, der für seine Herrschaft Wein holen sollte, hat den Vorgang belauscht, und als sein Herr nebst der Frau ankommen und ihn wegen seines langen Ausbleibens schelten, erzählt er ihnen den eben von ihm gesehenen Vorgang. Nun entspinnt sich zwischen dem Herrn und der Frau darüber der Streit, ob der Krämer oder die Frau des Krämers im Rechte sei; und der Zank darüber führt ebenso zur Prügelei. Nun kommt die Magd gleichfalls und hört von dem Hausknecht, was die Ursache des Streites zwischen der Herrschaft gewesen. Da auch sie nun für die Frau Partei nimmt, so kommt es schließlich auch zwischen ihr und dem Hausknecht zu einer Prügelei, und der Hausknecht schließt in dem Epilog das Spiel mit der Moral

Es solle sich ein weiser Mann
Nicht fremden Handels nehmen an.

Vom Jahre 1555 ab sehen wir bei Hans Sachs die Fastnachtspiele im Verhältnis zu der großen Zahl seiner anderen dramatischen Dichtungen sich plötzlich auffallend vermindern. Aus dem genannten Jahr haben wir gar kein Fastnachtspiel, wohl aber sechs Tragödien, drei Komödien und zwei nur als „Spiel" bezeichnete Stücke. Das eine davon „Der Tod im Stock" hat er zwar später (im Generalregister) unter den Fastnachtspielen aufgeführt, wohl aber nur seiner Kürze wegen, denn für den sehr ernsten Inhalt paßt die Bezeichnung nicht. Auch aus dem nächstfolgenden Jahre, das für die Schauspieldichtung das ergiebigste war, ist nur ein einziges Fastnachtspiel „Eulenspiegel mit dem Pelzwaschen" zu nennen, während ein anderes einaktiges Stück als Komödie gelten muß. Es ist dies „Der Knabe Lucius Papirius Cursor", das er ursprünglich als „Spiel" bezeichnete, und worin er den gleichen Stoff behandelte, wie vor ihm Leonhard Culmann (vgl. S. 202) in seiner Komödie: „Aufruhr der ehrbaren Weiber in Rom", die er aber nicht benutzt hat. Er beruft sich auch im Prolog des Ehrenhold (der niemals in den Fastnachtspielen auftritt) nicht auf Culmanns lateinische Quelle, den noch nicht ins Deutsche übersetzten Aulus Gellius, sondern auf den „alten Geschichtsschreiber Macrobius" und fügt hernach noch hinzu, daß nach dem Berichte des Titus Livius aus dem Knaben Papirius ein großer Mann geworden sei.

Auch in den Jahren 1557—1559 stehen unter seinen so zahlreichen Schauspieldichtungen die Fastnachtspiele sehr weit zurück, sowohl an Zahl wie an Wert. Eines der vortrefflichsten ist nur noch „Der Doktor mit der großen Nasen", in welchem er zwar seiner Quelle gegenüber (Pauli's „Schimpf und Ernst") weniger selbstschöpferisch gewesen ist, als bei den früher erwähnten, dagegen in der Dialogisierung wieder seine Meisterschaft in der treffenden Charakterisierung der Personen zeigt.

Gerade nach dem Jahre 1554, nach dem die Fastnachtspiele so auffallend zurücktreten, steigerte sich im allgemeinen seine Thätigkeit für die Schauspieldichtung aufs höchste. Das Jahr 1555 brachte zwölf Schauspiele, das folgende aber neunzehn (darunter acht Tragödien, zehn Komödien und ein „Spiel"); aus dem Jahre 1557 haben wir wieder siebzehn dramatische Dichtungen, darunter sechs Tragödien und acht Komödien. Das Jahr 1558 ergab acht Tragödien und Komödien und nur ein Fastnachtspiel, endlich das Jahr 1559 im ganzen sechzehn Stücke, worunter wieder sechs Fastnachtspiele. Er hatte also in den zehn Jahren von 1550 bis 1559 im ganzen 155 dramatische Dichtungen verfaßt, ungefähr dreiviertel der Gesamtsumme seines langen Lebens.

Daß Hans Sachs als Nürnberger Schauspieldichter nicht mehr allein das Volkstheater versorgte, ist schon früher erwähnt worden, bei der Besprechung einiger Stücke des Predigers Leonhard Culmann, der aber 1556 Nürnberg verlassen hatte und einige Jahre später starb*). Aber in späterer Zeit war in Nürnberg ein neuer Dichter und zugleich Meistersinger aufgetaucht, der außer einer „christlichen Komödie“ auch sieben Fastnachtspiele verfaßt hat. Es war dies der Spitalschreiber Peter Probst, von dem uns ein ganzer geschriebener Band seiner Dichtungen erhalten geblieben ist. Außer jener christlichen Komödie enthält er sieben Fastnachtspiele, welche seiner eigenen Angabe nach 1553 gedichtet sind, nur bei dem letzten Spiel ist ausdrücklich hinzugefügt: „vollendet den 20. November im 1556 Jar“. Das erste derselben „Von einem Müllner und seinem Weib, sambt eim Pfarrer und eim Studenten“ behandelt, wie schon der Titel erkennen läßt, dieselbe Geschichte, wie Hans Sachsens zwei Jahre früher geschriebenes Fastnachtspiel vom „Fahrend Schüler mit dem Teufelsbannen“, ist aber in einigen Zügen von demselben abweichend und scheint aus einer Quelle, die wohl auch Hans Sachs benutzt hatte, geschöpft zu sein.

Die anderen Probstschen Fastnachtspiele bewegen sich alle auf dem gleichen Gebiete, wie die Sachsschen; doch handelt auch eines von den Landsknechten, ein anderes von einer Bauernheirat. Alle Stücke beginnen mit einer Ansprache an die Zuhörer: „Ich wünsch euch Glück und Heil allzeit“, oder „Glück zu, Glück zu, ihr lieben Herrn“, — was wiederum auf die Aufführungen in den Gaststuben schließen läßt. In einzelnen Stücken artet seine Derbheit auch in Unanständigkeit aus. Die neben den Fastnachtspielen einzige christliche Komödie „Von dem plint gebornen“ beginnt sehr eigentümlich mit der Vorschrift: „Erstlich tritt der plint ein, setzt sich nieder an die Erden und redt nichts, sunder der Prologus tritt von stundan nach ihm ein und spricht den Eingang wie unten folgt“. Dann spricht der Herold den Prolog und nach Schluß desselben heißt es dann weiter: „Jetzt treten die Juden und Pharisäer ein und der Blinde fängt an zu betteln“ 2c. Das Stück hat fünfzehn Personen, bei deren Aufzählung aber bemerkt ist, auf welche Weise man sie auch mit zehn Personen spielen könne.

---

*) Der Grund seiner Entfernung von Nürnberg war wohl der, daß er als Prediger an St. Sebald sich 1554 öffentlich zu der Osianderschen Lehre bekannt hat, wodurch große Streitigkeiten unter den Nürnberger Geistlichen entstanden.

Daß die Lust am Schauspiel in Nürnberg sehr groß und verbreitet gewesen sein muß, können wir nicht nur daraus schließen, daß mit den von Hans Sachs geleiteten Aufführungen auch andere Unternehmer aus den Handwerkerkreisen wetteiferten und selbst von außerhalb nach Nürnberg kamen, sondern es spricht dafür auch die Thatsache, daß mehrere Lokalitäten für den Spiel- und Schauplatz eingerichtet wurden. Auch die außerordentliche Zahl von Stücken läßt auf die große Teilnahme der Bevölkerung schließen, denn außer Hans Sachs schrieben nicht nur die beiden genannten Dichter Culmann und Peter Probst, sondern wir haben aus jener Zeit auch noch manche in Nürnberg gedruckte Stücke von ungenannten Autoren.

Daß die Stücke des Hans Sachs nicht nur für die Aufführung geschrieben waren, sondern daß sie in der Mehrzahl auch wirklich aufgeführt worden sind, wissen wir durch den Dichter selbst, der in dem Vorwort zum dritten Bande seiner Werke (der ausschließlich Schauspiele enthält) berichtet, wie er die meisten seiner hier in Druck gegebenen Stücke „selbst habe agiren und spielen helfen“.

Naiv wie die Stücke und wie die Spielweise der Leute war natürlich auch das szenische Arrangement. Interessant ist in dieser Beziehung eine Stelle in einem etwa 1534 in Nürnberg erschienenen Schauspiel von der „Susanna“. Der anonyme Verfasser ironisiert hier selbst die Dürftigkeit der Szenerie. Nachdem er im Prolog auf den Garten hingewiesen hat, in welchem die Handlung beginnen soll, heißt es:

Dieser Gart ist gar hübsch und schön,
Von Kräutern und viel Bäumen grün,
Welchen, so euch zu sehn gelüst,
Gar scharfe Brillen haben müßt.

Wenn aber auch von vollständigen Dekorationen noch keine Rede sein konnte, so wurden doch außer den zur Aktion nötigen Requisiten auch einzelne Dekorationsstücke, wie Bäume und Sträucher, Häuser und Türme und dergleichen mehr, gebraucht. Wie in den größeren Schauspielen die Personen aus verschiedenen Zeiten und Völkern nicht nur dieselbe Sprache reden, sondern auch in ihren Anschauungen und Bräuchen die Zeit des Dichters erkennen lassen, so war es auch mit dem Kostüm bestellt, das sich meist nur nach dem höhern oder niedern Range der Personen unterschied. Vorschriften darüber wurden vom Dichter erst in späterer Zeit

gemacht, aber diese beruhten jedenfalls auf den Erfahrungen. Wo namentlich die Kleidung eine Veränderung durch die Situation bedingte, da versäumt er niemals, sie ausdrücklich vorzuschreiben, wie z. B.: kommt schön geschmückt, fürstlich gekleidet, wohlgekleidet, schlechtgekleidet u. s. w. Bei stattfindenden Verkleidungen heißt es u. a.: kommt türkisch gekleidet. In dem Zeitalter der unaufhörlichen Türkenkriege war überhaupt bei fremdländischen nationalen Trachten die türkische Kleidung vorzugsweise, ja fast ausschließlich berücksichtigt worden. Sonst gingen die Königinnen, Fürstinnen und Edelfrauen aller Nationen schmuck in der Kleidung der Nürnberger Patrizierinnen einher, wie wir aus Titelbildern einzelner Stücke ersehen können. Daß der König stets mit der Krone und mit Scepter einherging, der Herrgott in schönem langen Talar und mit langem weißen Bart, die Engel in weißen Gewändern und mit vergoldetem Heiligenschein, die Teufel aber mit schrecklichen Gesichtslarven — das alles versteht sich für diese Zeit von selbst. Helme, Schilde, Speere und Schwerter wurden für die großen historischen Schauspiele stets nach dem Bedürfnis verwendet.


Eine „römische Kaiserin" in den Schauspielen des Hans Sachs.

Über die Leute, welche in Nürnberg die Komödien agierten, sind nur in einer ältern Schrift einige erwähnenswerte Mitteilungen gemacht. Es wird darin gesagt: „Die ältesten Schauspieler, und noch zu Hans Sachsens Zeiten, waren zwar lauter geringe und gemeine Leute, größtenteils Meistersänger. Doch hat man Nachrichten, daß sie ihre Person zum Teil vortrefflich spielten. Ein gewisser Häublein war Meister in den kläglichen Rollen und brachte alle Zuschauer zum Weinen. Der Teisinger war ernsthaft, und sehr geschickt, den türkischen Kaiser oder gar den Teufel zu spielen. Der Perschla, ein junger Mensch und Bürstenbinder, spielte eine Jungfrau so gut, daß es ihm keine Weibsperson zuvor that". Die Sprache des Hans Sachs war für alle ein bequemes Gewand. Seine Ausdrucksweise verstieg sich trotz der durchgängig festgehaltenen Versform niemals in ein höheres Pathos, sondern

entsprach stets seiner naiven und unmittelbaren Anschauung der Dinge, und war eben dadurch geeignet, auch ganz fern liegende Ereignisse, fremde Sitten und Zeitverhältnisse dem Verständnisse seiner Zuhörerschaft nahe zu bringen. Er konnte nie daran denken, Römer und Griechen oder die Romantik des Mittelalters schildern zu wollen. Er benutzte die ihm überlieferten Begebenheiten nur, um aus den äußerlichen und oft beweglichen Vorgängen eine Moral zu ziehen, die auch für die kleinbürgerlichen Verhältnisse und Anschauungen seiner Zeit von Bedeutung war.

Bis zu diesem Zeitpunkte waren von seinen Gedichten ziemlich viele (aber nur sehr wenig Dramatisches) in kleinen Einzelausgaben im Druck erschienen. Aber es war dies eine verschwindend kleine Zahl im Vergleich zu der Masse dessen, was er schon geschrieben und sorgfältig gesammelt hatte. Allein in den letzten fünf Jahren von 1555—1559, in denen die Zahl seiner Schauspiele so enorm gestiegen war, hatte er daneben von anderen Gedichten (Biblisches, Historien, moralisierende Betrachtungen, Fabeln und Schwänke) noch gegen 400 schreiben können. Mit dem ihm eigenen Ordnungssinn hatte er alle seine Handschriften gesammelt. Sobald er im Laufe einiger Jahre eine genügende Anzahl beisammen hatte, trug er dieselben sorgfältig in einem Foliobande zusammen, ließ sie einbinden und versah jeden der Bände mit einer Einleitung über den Inhalt, nach den Gattungen geordnet, wobei er auch nicht versäumte, jeder Dichtung das Datum der Abfassung beizufügen. Schon 1556 hatte er (wie bereits zwei Jahre vorher im Meisterlied und dann 1555 in seinem 9. Spruchbuch) auch in einem Spruchgedicht alle seine bisherigen Dichtungen summiert, und schrieb dies in das 10. Buch seiner „Sprüch, Comedi, Tragedi und Fastnachtspiel“

Die Suma all meiner gedicht
Anno salutis 1556 am 30 Septembris

„Ein Doctor“, so beginnt er, habe ihn heut gefragt,

> Was ich bis her bei meinen Tagen
> Doch **neben meiner Handarbeit**
> Von Anfang meiner Jugendzeit
> Doch für ein Kurzweil hätt getrieben — —

Hierauf antwortet der Dichter, daß er sich niemals mit „Buhlen, Spielen, Hadern noch Zechen“ unterhalten habe, sondern mit dem Lesen guter Bücher, die er nach den Gattungen bezeichnet, worauf er fortfährt:

Bis ich trat in das zwanzigst Jahr,
Meins Alters ich zu München war,
Da fing ich selb zu dichten an.

Auch hier schon (wie später in der „Summa“ von 1567) bezeichnet er — im Widerspruch mit seinen Angaben über die ersten „Töne“ zu Braunau und zu Ried — München als die Anfangsstation für seine eigenen Dichtungen.

Bis gegen Ende des Jahres 1557 hatte er bereits zwölf geschriebene Folianten beisammen, und nun wurde in ihm der Wunsch rege, aus diesen Handschriften eine gedruckte Gesamtausgabe seiner poetischen Werke (die Meisterlieder immer ausgeschlossen) herzustellen. Das freundliche Entgegenkommen eines ihn hochverehrenden Verlegers in Augsburg, Georg Willer, brachte diesen seinen Wunsch zur Erfüllung. Derselbe hatte zunächst die Ausgabe des ersten Buchs „sehr herrlicher, schöner und wahrhafter Gedicht“ des „sinnreichen und weitberühmten Hans Sachs“ übernommen, doch wurde das Buch in Nürnberg von Christoph Heußler gedruckt. Dieser erste Band in Folio enthält 376 Dichtungen (darunter nur 18 Schauspiele) nebst einer Einleitung (Widmung) des Verlegers Willer und einem Vorwort des Dichters an den „gutherzigen Leser“. Dieses Vorwort enthält eine für sein Leben wichtige Bemerkung. Indem er darin von seinen Dichtungen spricht, sagt er wieder: „die ich bisher neben meiner Handarbeit vollendet hab“, — und fügt hinzu, daß von dem Inhalt des ersten Buches 170 Gedichte nie zuvor gedruckt seien. Es ist also dadurch verbürgt, daß Hans Sachs bis in sein spätes Mannesalter — er hatte jetzt sein 63. Lebensjahr vollendet — trotz seiner enormen dichterischen Thätigkeit sein Handwerkszeug keineswegs hatte ruhen lassen, was freilich unser Erstaunen über seine dichterische Thätigkeit noch erhöhen muß. Er war sich aber auch stets dessen bewußt geblieben, daß seine Dichtungen nichts zweckloses waren, sondern daß ihre Verbreitung in den weiten Kreisen des Volkes denjenigen moralischen Nutzen brachte, den er stets mit Eifer erstrebte. In seinem Vorwort beruft er sich auf einen Ausspruch des Lucius Aeneus Seneca, der einmal in einer Epistel sage:

„Es seie kein schändlicher Schad, denn der aus Fahrlässigkeit verwahrlost werde. Dieser Spruch hat mich nicht unbillig vermahnet, auf daß auch nicht die langwierige Arbeit meiner Gedicht mit der Zeit, so mich Gott aus diesem Leben abfordert, aus Fahrlässigkeit hin und wieder zerstreuet, vergingen und verloren würden. Solchem Schaden zufür zu kommen habe ich im 63. Jar meines Alters alle meine Gedicht, so ich bisher in zweiundvierzig Jahren, neben meinr Handarbeit, vollendet hab, in meinen Büchern besichtiget, und aus denselben allen die fürnehmsten erwählet und verfertiget, in dieses Buch zusammen zu trucken; wie dann solches viel ehrbare Leut viel und oft bei mir begehrt und angesucht haben".

Er selbst wie auch sein mutiger Verleger wurden durch den Erfolg reichlich belohnt, denn schon nach zwei Jahren war eine zweite Auflage erschienen, der in den folgenden Jahren noch drei Neudrucke folgten.

Durch die gute Aufnahme der ersten Sammlung konnte er sich freudigst angeregt fühlen, sogleich einen zweiten Band vorzubereiten, dessen Ausgabe dann auch wiederum Georg Willer übernahm. Dieses zweite Buch, das 1560 erschien, ist nicht minder reich an Inhalt; neben zahlreichen wertvollen Gedichten, darunter auch die auffälliger Weise im ersten Buche noch nicht gedruckt gewesene Wittenbergische Nachtigall, enthält es auch achtunddreißig dramatische Stücke, also mehr als das Doppelte vom ersten Buch. Georg Willer hatte diesen Band „mit Wissen und Willen des Autors" dem Nürnberger Rate gewidmet und er spricht sich in der Zueignung auch darüber aus, daß ihm der fürtreffliche Poet Hans Sachs diese seine treue Arbeit, „zu gemeiner Wolfart des geliebten Vaterlandes", in Verlag gegeben habe; daß ferner der erste Teil dieses Buches die geistlichen Gedichte enthalte „zur Unterweisung und Stärkung des Glaubens" und im Geiste Martin Luthers, „des von Gott erwählten Werkzeuges" wider den Antichrist, „wie solche des Dichters Meinung und Gewohnheit bei männiglich bekannt ist".

Hans Sachs aber spricht sich in seinem Vorwort dieses Buches über die so große Mannigfaltigkeit seines Inhaltes in seiner liebenswürdig launigen Weise aus. Er sagt: „Weil aber dies Buch so mancherlei Art und ungleicher Materi, auch ungleicher Zeit an Tag kommet" (die Gedichte sind aus sehr verschiedenen Zeiten durcheinandergeworfen und nur nach den Gattungen geordnet) — „derhalb es wol nit unbillig ein Monstrum oder Meerwunder genennet wird von den Gelehrten. Aber mein Begehr ist, gutherziger Leser, du wollest dies ander Buch meiner Gedicht annehmen für ein gemeines offenes Lustgärtlein, so an offener Straße steht für den gemeinen Mann, darin



vnd warhaffte Gedicht.

Geistlich vnnd Weltlich/allerley art als ernstliche Tragedien/liebliche Comedien/seltzame Spil/kurtzweilige Gesprech/sehnliche Klagreden/wunderbarliche Fabel/sampt andern lecherlichen schwencken vnd bossen ꝛc. Welcher stück seind dreyhundert vnnd sechs vnnd sibentzig.

Darundter Hundert vnd sibentzig stück/ die vormals nie im truck außgangen sind/yetzund aber aller welt zu nutz vnnd frummen inn Truck verfertigt.

Durch den sinreichen vnd weyt berümbten Hans Sachsen ein liebhaber teudscher Poeterey/vom M. D. XVI. Jar/biß auf diß M. D LVIII. Jar/zusamen getragen vnnd volendt.

Getruckt zu Nürnberg bey Christoff Heußler.
Im Jar/ M. D. LVIII.

Titelblatt des ersten Buchs (1558) der Nürnberger Gesamtausgabe.
(In halber Größe des Originals.)

Das ander Buch

Sehr Herrliche Schöne

Artliche vnd gebundene Gedicht mancherley art.

Als Tragedi/Comedi/Spiel/Gesprech/ Sprüch vnd Fabel/ darinn auff das kürtzt vnd deutlichest an Tag gegeben werden/viel guter Christlicher vnd sitlicher Lehr/auch viel warhaffter vnd seltzamer Histori/sampt etlichen kurtzweyligen Schwencken / doch niemandt ergerlich/ sonder jeder= mann nützlich vnnd gut zu lesen.

Dreyhundert vnd zehen stück vorhin im ersten Buch/ noch sonst im Truck nie gesehen noch außgangen.

Durch den sinnreichen vnd weytberümbten Hans Sachsen ein Liebhaber Teutscher Poeterey / mit fleyß in diß ander Buch zusamen getragen.

Gedruckt zu Nürmberg durch Christoff Heußler/ Anno Salutis M. D. LX. Jar.

Titelblatt des zweiten Buchs (1560) der Nürnberger Gesamtausgabe.
(In halber Größe des Originals.)

man nit allein findet etliche süß fruchttragende Bäumlein zur Speiß der Gesunden, sondern Wurz und Kraut so reß und bitter sind zur Arzenei, die kranken Gemüter zu purgiren und die bösen Feuchtigkeit der Laster auszutreiben. Dergleich findet man darin wohlriechende Feyel (Veilchen), Rosen und Lilien, aus denen man kräftige Wasser, Oel und Säft distiliren und bereiten mag, die abkräftigen und schwachen Gemüter, so bekümmert sind, zu stärken und wieder aufzurichten; auch endlich mancherlei schlechte Gewächs und Feldblümlein, als Klee, Distel und Kornblümlein, doch mit schönen, lieblichen Farben, die schwermütigen melancholischen Gemüter frölich und leichtsinnig zu machen". Im übrigen, fährt er fort, werde ihm „jeder Verständige" das Zeugnis geben, daß er seine Gedichte „niemand zu Neid oder Nachtheil, auch noch viel weniger zur Heuchlerei an Tage gegeben habe", sondern Gott zu Ehren, „zur Auferbauung guter Sitten und Tugend und zur Ausreutung der Laster".

Wir haben in diesen Worten des goldherzigen Mannes auch eine Abwehr gegen mancherlei Anfechtungen zu erkennen, von denen er nicht verschont blieb. Wir erfahren dies auch aus dem in diesem Bande enthaltenen Einleitungsgedicht, von dem im folgenden Schlußkapitel noch die Rede sein wird.



Zwölftes Kapitel.

Letzte Lebenszeit.

Im November 1560 hatte Hans Sachs sein sechsundsechszigstes Lebensjahr vollendet, und in diesem Zeitpunkt — schon seit Mitte der fünfziger Jahre — war seine Popularität am höchsten gestiegen. Wenn er nach seiner eigenen Angabe 1513 zu dichten angefangen, so konnte er jetzt bereits auf mehr als vierzig Jahre seiner fruchtbaren Thätigkeit zurückblicken, — und welch eine außerordentliche Summe seiner poetischen Produktionen konnte er überschauen! Von seinen Meisterliedern lagen bereits sechzehn geschriebene Bände da, und hiermit hatte er seine Thätigkeit auf diesem Gebiete als abgeschlossen betrachtet. Seine Spruchgedichte sollten sich aber noch erheblich vermehren, obwohl in den fertigen vierzehn Büchern schon beinahe die ganze Summe seiner mehr als 200 dramatischen Dichtungen enthalten war.

Seine geradezu wunderbare Arbeitskraft, die er besonders in dem letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der Schauspieldichtung gezeigt hatte, wäre genügend gewesen, seine Beliebtheit zu erhöhen. Denn es mußte mehr und mehr erkannt werden, wie sehr er das im Volke gesteigerte Vergnügen daran zugleich als ein Bildungsmittel zu verwerten wußte. Zur Erhöhung seines schon weitverbreiteten Ruhmes hatten aber auch besonders die ersten beiden gewaltigen Bände seiner gedruckten Dichtungen

beitragen müssen; und in der Herstellung dieser Ausgabe lag zugleich eine Anerkennung seiner Bestrebungen, die ihn mit wahrer Herzensfreude und Genugthuung erfüllen mußte.

Eben kurz vor diesem Zeitpunkt waren aber auch die Einzeldrucke seiner Gedichte, von denen die aus früherer Zeit schon erwähnt sind, in außerordentlicher und von Jahr zu Jahr gesteigerter Fülle erschienen, und mehrere Buchdrucker Nürnbergs wetteiferten in diesen kleinen Ausgaben, die für jedermann um wenige Kreuzer zu haben waren. Hans Guldenmund, der erste und verdienstvollste Drucker und Herausgeber seiner Dichtungen, hatte jetzt mehrere Konkurrenten bekommen, unter denen Gutknecht und Georg Merckel die thätigsten waren. Ein jedes dieser dünnen Quarthefte enthielt meist zwei oder drei Gedichte, und viele derselben erschienen in wiederholten Auflagen. Von solchen mögen hier nur genannt sein: die schon früher geschriebenen Gedichte „Die gemartert Theologie“ und das „klagend Evangelium“; dann: „Das Gespräch der Götter über die Ursachen der Zwietracht im römischen Reiche“, das Gespräch mit dem „faulen Lenzen“ und vom „verloren redenden Gulden“, die vier Wirkungen des Weins; die derbhumoristischen Schwankgedichte von den Landsknechten, die Narrenfresser und das Narrenbad, Hans Unfleiß und der Hederlein. Jedes dieser Hefte hatte auf dem Titelblatt einen auf den Inhalt des Gedichtes bezüglichen Holzschnitt. So zeigt das Gedicht von dem „Tod und den zwei Liebhabenden“ den Knochenmann mit dem umgehängten Holzschlaginstrument, das man das „hölzerne Gelächter“ nannte. In diesem hübschen Gedichtchen wenden sich die zwei Liebenden an den Tod mit inniger Bitte: daß er sie noch möge am Leben lassen, sie wären noch jung, und er möge zu anderen gehen, die arm und elend oder alt und gebrechlich seien. Worauf dann der Tod seine Antwort im Sinne der verschiedenen Totentänze giebt: daß er keinen Unterschied mache, weder zwischen jung und alt, noch arm und reich,



Der Tod, das „hülzern Gelächter“ schlagend*).

*) Holzschnitt zu einem Hans Sachsischen Gedicht, von 1555.

er nehme jeden, wie es ihm beliebe, darum solle jedermann stets vorbereitet sein auf ein unverhofftes Ende, und — so schließt er seine Ermahnung —:

Euch hilft kein Weinen und kein Klagen,
Ich muß euchs hülzen Glächter schlagen.

Selbst der übermütigen Fastnacht hält er in einem solchen Gedichte seine Strafpredigt, indem er sich gegen die im Übermaße der Fröhlichkeit vorkommenden Roheiten und Unzüchtigkeiten wendet. Der Holzschnitt dazu stellt die „Fastnacht" in grotesk-phantastischer Weise als ein widrig plumpes und dabei doch lächerliches Ungeheuer dar.


Die Faßnacht*).

Ferner mögen hier von den Einzeldrucken noch genannt sein: Die gut und bös Eigenschaften des Gelds; die christlich Geduld; das Gespräch der Götter ob der edel und bürgerlichen Krankheit des Podagra oder Zipperlein; die verschiedenen Gespräche des Herrn mit St. Peter; das Gespräch mit dem schnöden Müßiggang und seinen zwölf Eigenschaften; das Kampfgespräch zwischen Wasser und Wein; die Klagred der Frau Arbeit über den großen müßigen Haufen, ferner die Gedichte, welche die Kenntnis der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde in populärer Darstellung verbreiten sollten, sowie die Gedichte naturwissenschaftlichen Inhalts, wofür ihm die in einzelnen Teilen erschienenen Bücher von der Naturgeschichte des Plinius reichen Stoff boten.

Besonders zahlreich sind auch jene in Einzeldrucken erschienenen Gedichte, in denen er sich mit dem Hauswesen und häuslichen Leben befaßt, indem er einmal das Verhältnis zwischen Männern und Frauen beleuchtet (wie in der Klage der „sieben Weiber über ihre ungeraten Männer" und dem Gegenstück dazu), dann wieder das Verhältnis zwischen Dienstboten und Herrschaft in mehreren Gedichten scharf kritisiert,

*) Holzschnitt zu dem Hans Sachsschen Gedicht „Ein Gespräch mit der Faßnacht", 1555.

wie in dem Gespräch „dreier Frauen über ihre Hausmaid“, in der „Klagred der Magd über ihren harten Dienst“ u. s. w.*).

Der poetische Gehalt kommt bei derlei Gedichten kaum in Betracht, um so mehr aber ihre sittliche Tendenz. Gerade mit solchen Gedichten wirkte er auf jene Kreise, die er aus eigener Beobachtung kannte und



Die Kaufmannsfrau.

die ihm genügenden Stoff zu seinen Lebensregeln und Betrachtungen boten. Man könnte aus der Masse dieser Gedichte, welche geradezu alles umfassen, was das Leben nah und fern ihm bot, ein vollkommenes Kulturbild seiner Zeit konstruieren, sicherlich das reichste, vollständigste

*) Die hier beigefügten Figuren der Kaufmannsfrau und der Dienstmagd gehören nicht zu den Hans Sachsschen Titelbildern, sondern sind wegen ihrer hübschen Zeichnung dem Nürnberger (Weigelschen) „Trachtenbuch“ entnommen.

und zuverlässigste, das ein Schriftsteller irgend welches Zeitalters uns zu bieten vermöchte.

Welchen Gegenstand er aber auch seiner Betrachtung und Beurteilung unterzog: in allen Dingen zeigt sich bei ihm nicht nur sein praktischer und gesunder Sinn wie sein heller Blick für die Dinge wie sie sind, sondern dabei auch vor allem sein unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl. So konnte er einmal die Überhebung, den Trotz und die Faulheit in den niederen Ständen züchtigen, und so nimmt er ein andermal sich der Leidenden, der schuldlosen Unterdrückten gegen ihre Peiniger lebhaft an, und in allen Fällen mit der schlagenden Logik des gesunden Urteils und Gefühls, wie mit der Gedanken- und Wortfülle der ihm zu Gebote stehenden Sprache. Er schätzte wie irgend Einer das Handwerk und den Wert der Arbeit, aber er wollte nicht, daß der Handwerker sich überhebe oder mit Neid auf andere Stände blicke, sondern daß er mit seinem Los zufrieden sei und innerhalb seines Berufskreises seine Schuldigkeit thue. Er, der überall die Schwächen und Gebrechen, Ungerechtigkeiten und Laster mit scharfem Wort verurteilte und immer darauf bedacht war, die Begriffe von Tugend und Moral zu verbreiten und zu befestigen, er war dabei nichts weniger als ein Mißvergnügter oder Hetzer gegen gesetzlich bestehende Verhältnisse, sondern eine durch und durch loyale Natur. Wie er die weise Ordnung in der großen Schöpfung bewunderte und dankbar für alles war, was sie ihm darbot, so ehrte er auch die gesellschaftliche und Staatsordnung. So scharfe Worte des Unwillens er auch fand, wo es galt, das Unrecht und Laster nicht nur im einzelnen Falle, sondern mehr noch bei eingewurzelten und zur Gewohnheit gewordenen Übeln zu bekämpfen, so blieb doch, wo es sich einzig um den Widerspruch von Meinungen handelte, die wohlwollend freundliche und vermittelnde Milde das entschiedenste Merkmal



Die Hausmagd.

seines sittlichen Charakters. Aus diesem Grundzuge seines Wesens wurde aber in ihm auch die Überzeugung von seiner „poetischen Sendung“ befestigt. Alle neun Musen, deren Gunst er sich erfreuen und rühmen durfte, sie hätten nicht so viel zu leisten vermocht, wenn sie nicht das Kommando von seinem so starken Moralitätsgefühl erhalten hätten. Das Gold der Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit in seinem Herzen war für ihn der unerschöpfliche Schacht, aus dessen Bestand er immer wieder neue Münzen prägen und in Umlauf setzen konnte, mit der steten Signatur — Hans Sachs.

Wie sein starker Hang zum Moralisieren in der Strömung seiner Zeit lag, so war es doch auch sein lebhafter Bildungstrieb, der ihn zu immer neuen Schöpfungen veranlaßte. Die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst und die Wiedererweckung der alten Klassiker hatte Ende des 15. Jahrhunderts noch den Reiz des neuen und außerordentlichen, und die Lust daran begleitete auch die Reformationsbewegung. Das Bestreben, durch Bücher sich zu unterrichten, war allgemein verbreitet und Hans Sachs fühlte dabei das Bedürfnis, alle die Kenntnisse, die er selbst durch rastlos fleißiges Lesen der Bücher erwarb, schnell auch anderen mitzuteilen.

Wenn man erstaunen darf, wie viel Hans Sachs geschrieben hat, so muß man noch mehr darüber erstaunen, was er zu diesem Zwecke alles gelesen hat. Es ist bei vielen seiner besprochenen Dichtungen, namentlich den dramatischen, bereits auf die Quellen hingewiesen, aus denen er schöpfte, und in den meisten Fällen hat er selbst die Angaben nicht versäumt. Ihn bestimmte dazu nicht allein seine große Gewissenhaftigkeit, sondern auch häufig die Absicht, mit dem Hinweis auf seine Autoritäten die Wahrheit des Erzählten zu begründen.

Nach der Vollendung seines Generalregisters hatte er in denselben Band auch ein Verzeichnis sämtlicher in seinem Besitz befindlichen Bücher eingetragen. Man wird aus diesem Verzeichnis ersehen (Anhang VIII c), daß er nicht alles, was er las und benutzte, auch besessen hat, aber doch sehr vieles davon. In diesem Verzeichnis finden wir auch die Sammelbände der kleinen theologischen Schriften, darunter besonders auch die von Luther. Er selbst hat sechs solcher Sammelbände verzeichnet, die zusammen 180 Druckschriften umfassen.

Von den alten Klassikern besaß er: Homer, Ovid, Plutarch, Herodot und Herodian; ferner Valerius Maximus, sowie einzelne Schriften von Seneca, Suetonius, Apulejus. Die alphabetische Ordnung in seinem

Bücherverzeichnis ist eine eigentümliche. Boccaccio trug er einmal unter dem Buchstaben C ein (Cento novelle), ein andermal (das Buch von den berühmten Frauen) unter J (Johannes Boccaccio); Petrarcha ist unter dem Buchstaben F (Franziscus Petrarcha) eingetragen. Die erwähnten Sammelbände wie auch die drei ersten gedruckten Bücher seiner eigenen Werke sind unter den Buchstaben D gestellt, und zwar: „Das erst Buch", „das zweit" u. s. w.

Um seine Bibliothek noch stattlicher erscheinen zu lassen, hatte er nämlich nicht nur seine eigene Gesamtausgabe, d. h. die bei seinen Lebzeiten noch erschienenen drei Bücher, darin verzeichnet, sondern auch seine sämtlichen (jetzt bereits dreißig) handschriftlichen Bände und sogar den Registerband selbst.

Daß er viel mehr Bücher studiert hatte, als diejenigen, die er als sein Besitztum angab, läßt sich leicht aus den Stoffen seiner mannigfaltigen Gedichte und aus seinen eigenen Quellenangaben feststellen. Auffallend ist, daß in seinem Bücherschatz die dramatische Litteratur nur durch drei Komödien von J. Frey vertreten war, daß er auch von den Schweizern Niclaus Manuel und Gengenbach nichts besessen haben sollte, deren Stücke durch so zahlreiche Auflagen sehr verbreitet waren. Jedenfalls hatte sich sein Bücherschatz im Laufe der Zeiten durch Tausch vielfach verändert. Wir finden in dem Verzeichnis auch nicht Agricola's Sprichwörter, die er zuverlässig besaß, wie ein mir bekanntes Exemplar der Ausgabe von 1548 beweist, in welchem von seiner Hand Notizen gemacht sind, die er auch verwertet hat, wie z. B. für das Gedicht „Der ungehört Bauer".

Wie sehr eine ihm erst bekannt gewordene Quelle auch sogleich sein Interesse ganz und gar in Anspruch nahm, kann man unter anderem daraus erkennen, wie eilig er die schon 1545 erschienene Eppendorffsche Verdeutschung der Nordischen Chronik von Albert Krantz, sobald er sie kennen lernte, auch ausbeutete, indem er in kurzem Zeitraum, Tag für Tag, die Stoffe von vielen Dutzenden Gedichten daraus nahm, die er als Historien bezeichnete. Darunter befindet sich auch die dänische Geschichte von Horvendil und Fengo, jener Brudermord, der erst fünfzig Jahre später dem größten Dramatiker den Stoff zum Hamlet bot. Aus derselben Chronik empfing er auch für seine Tragödien Hagwart und Signe das Macbeth-Motiv des wandernden Waldes.

Bei der Aneignung solcher Stoffe war bei ihm von psychologischen Problemen keine Rede. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, sie

dichterisch zu vertiefen, sondern er nahm einfach die Begebenheiten als solche und war zufrieden, wenn er ihnen in seiner Formgebung eine nützliche Lehre zur Begleitung geben konnte. Nicht immer ist dies bei den Gedichten der Fall, die er als „Histori“ oder „Geschicht“ bezeichnete. Am umständlichsten dagegen wird sein Moralisieren immer bei den biblischen Stoffen. Während bei den Dramen durchgehends der Ehrenhold dieses Amt für den Epilog zu übernehmen hatte, fügte er den bloß erzählenden Gedichten eine Erklärung als Moral hinzu, die er dann besonders als „Beschluß“ bezeichnete, zuweilen auch als „Allegoria“ oder „geistliche Auslegung“. Bei manchen seiner biblischen Geschichten hing er denselben eine dreifache Moral an, so z. B. der Geschichte von der „Susanna mit den zweien falschen Richtern“. Die erste Lehre giebt er der Frau, der er vorhält, daß sie nicht nur ihre Ehre streng bewahren, Hoffart vermeiden solle u. s. w., sondern auch

> Thu all Wort und Geberden fliehen,
> Darmit sie möchte an sich ziehen
> Unzüchtiger Männer Gemüt,
> Und sich auch auf das fleißigst hüt,
> Allein nit weit umbzuspazirn
> An öde Stätt und Ort revirn,
> Daran sie möcht bezwungen wern,
> Beraubet ihrer weiblich Ehrn . . . u. s. w.

Die zweite Lehre giebt er den Männern, welche sich nicht sollen durch die Liebe überwältigen und zum bösen verleiten lassen. Die dritte Lehre endlich giebt er dem Richter, der die ihm zur Entscheidung vorgelegten Fälle gar sorgfältig nach allen Umständen untersuchen müsse und dann sein Urteil freimütig sprechen soll.

In manchen Fällen ist bei ihm die Auslegung viel länger, als die Geschichte selbst. So enthält das dem Evangelium Matthäi entnommene Gleichnis vom Sauerteig nur zwölf Verszeilen, die daran gehängte „Auslegung und Erklärung“ aber nicht weniger als 112.

Daß er im Drama von dem eigentlichen Begriffe des Tragischen noch keine Vorstellung hatte, kann uns nicht Wunder nehmen. Die Kindlichkeit seiner Schauspielformen gehört der Kindheit des deutschen Schauspiels überhaupt an. Wenn er ein paarmal davon spricht, daß in den Schauspielen die Begebenheiten mit „Anfang, Mittel und Ende“ an den Tag gegeben sind, so müssen wir annehmen, daß er von der Theorie des dramatischen Kunstgesetzes wohl etwas vernommen und

daß er darüber nachgedacht hat, ohne jedoch über die Bedeutung jener wesentlichen Teile — der Exposition, Peripetie und Katastrophe — sich ganz klar zu sein. Der epische Charakter aller seiner größeren Schauspiele wird daher auch nicht durch die oft wirklich dramatische Dialogisierung aufgehoben.

Indem er sich eine so umfassende Kenntnis der vorhandenen Litteratur verschaffte, war es ihm gleichzeitig Bedürfnis, die eigene Bereicherung seines Wissens auch zum Nutzen Anderer in deutlichster Darstellung weiter zu verbreiten. Erstaunlich ist es dabei immerhin, wie bei seiner Empfängnis eines neuen Stoffes auch die für ihn brauchbare dichterische Form so schnell sich gefunden hatte. Man muß annehmen, daß schon beim Lesen des Buches, oder der Geschichte daraus, sich in seinem Kopfe die Art der Verwertung wie von selbst gestaltete.

Allerdings blieb seine Versform durchgängig dieselbe — soweit es sich um die Spruchdichtung handelt. Es waren die altdeutschen Reimpaare, welche bei jambischem Rhythmus vier Hebungen in der Verszeile hatten. Diese Hebungen aber verlegte er oft so ganz willkürlich, daß weniger die Zahl der wirklichen, in der Sprache begründeten Hebungen, als vielmehr die Silbenzahl (je nach den männlichen oder weiblichen Reimen von acht und neun) als das vorherrschende Gesetz galt. Diese Versform blieb bei ihm bei allen Stoffen die er behandelte (immer abgesehen von den Liedern) durchgehends dieselbe, ebenso im Schwankgedicht wie in den Historien oder biblischen Stoffen, ebenso im Fastnachtspiel wie in den Schauspielen ernster Gattung. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß durch diese Gleichmäßigkeit der sprachlichen Form die Gesamtheit seiner Dichtung an Eintönigkeit leidet. Ganz besonders fürs ernste Schauspiel, in welchem ohnedies nicht seine Stärke liegt, bilden diese gleichmäßigen Reimpaare ein hemmendes Element, obgleich er im Dialog beim Wechsel der redenden Personen die Reimbrechung sehr geschickt handhabte, indem er am Schlusse der einen Rede nur die erste Zeile des Reimpaars giebt, die zweite Hälfte desselben aber von dem nächsten Sprechenden übernehmen läßt. Durch dies Mittel, das er kurz nach seinen ersten Anfängen im Schauspiel konsequent anwendete, gab er dem dramatischen Dialog größere Lebendigkeit.

In seiner epischen Dichtung ist er von der herrschenden Form der acht- und neunsilbigen Verse nur in einigen Dutzend Gedichten — mit kürzeren Verszeilen von nur drei Hebungen — abgewichen, wie in:

dem klagend Evangelium, der gemartert Theologie, dem Landsknechtspiegel, dem Gesellenstechen u. s. w. Schon die Verschiedenartigkeit der Stoffe zeigt, daß er für dieses Abweichen von der gewohnten Form keinen anderen Grund hatte, als daß ihm beim Beginn der Dichtung diese kürzeren Verse entstanden waren, wonach er sie dann für das Gedicht beibehielt.

In der gebundenen Sprache des Hans Sachs wird man oft finden, daß einzelne Verszeilen so ganz gegen den Rhythmus klingen, daß sie für unser Gefühl gar nicht in das sonstige Maß passen wollen, oft auch kürzer oder länger erscheinen. Wenn man sie aber, ohne Rücksicht auf die rhythmische Bewegung, nach ihrer Silbenzahl betrachtet, so wird man stets finden, daß sie derselben aufs genaueste entsprechen.

Wie den Rhythmus so behandelte er auch den Reim ganz nachlässig, ohne sich um die Reinheit desselben zu kümmern. Diese Freiheit galt ihm aber als etwas selbstverständliches. Er reimte nicht nur kurze und lange Vokale, sondern er veränderte auch zuweilen den Vokal zu Gunsten des Reims, wovon schon früher Beispiele gegeben sind. Auch hielt er sich für berechtigt, aus einem einsilbigen Wort ein zweisilbiges zu machen, oder ein mehrsilbiges zu verkürzen, wenn es ihm für den Reim oder für die Verslänge erforderlich war. Nur mit dieser Freiheit im Gebrauch der Sprache ist es auch einigermaßen zu erklären, daß er — bei der Leichtigkeit in seiner Behandlung des Verses — so erstaunlich viel schaffen konnte.

Es wird die Anerkennung seiner außerordentlichen Bedeutung nicht verringern, wenn man dabei zugiebt, daß die möglichst große Masse der dichterischen Produktion ihm eine besondere Genugthuung gewährte, was man auch daraus entnehmen kann, wie oft er in verschiedenen Zeiträumen die Summe seiner Gedichte, nach den verschiedenen Gattungen, ausgerechnet hat.

Aber trotz der inneren Befriedigung, die er über sein reiches Wirken und über die ihm gewordene Anerkennung empfinden mußte, war er gerade in dieser Zeit, bis zu der wir sein Leben und Dichten im Auge behalten haben, in eine Periode der Verstimmung und der Ermüdung, ja einer gewissen Bekümmernis gekommen, die bei ihm wiederholt zum Ausdruck gelangt.

Es ist sehr auffallend, daß er schon 1554, also da seine dichterische Kraft und Thätigkeit im höchsten Maße sich zu steigern begonnen hatte,

über seine zunehmende Schwäche klagte, und zwar in einem Meisterlied. Schon damals hatte er seinen Entschluß verkünden wollen, fortan nichts weiter zu dichten, sondern sein ferneres Leben in Ruhe („müßig von aller Poeterei") zu beschließen. Aber da, so erzählt er in dem Liede, wären ihm wieder die neun Musen erschienen und hätten ihn daran erinnert, wie sie vor vierzig Jahren ihn begabt hätten, und sie ermunterten ihn, in seiner Thätigkeit fortzufahren, da er in ihren Diensten stehe und ihnen verpflichtet sei. — Dann wieder vier Jahre später, als er das erste Buch seiner gesammelten Werke schon hatte im Druck ausgehen lassen, kam er auf die gleichen Empfindungen und Ursachen zu sprechen und schrieb im Februar 1558 das Gedicht, das er an die Spitze des zweiten Buches als Einleitung setzte. Auch hierin klagt er wieder, daß er, mißmutig über die Plagen des Alters, beschlossen habe, nichts mehr zu dichten, sondern sich in eine „sanft stille Ruh" zu begeben. Zu solchem Entschluß habe ihn auch „viel Hass und Ungunst" die er erfahren mußte bewogen. Denn es habe sich, fährt er fort, so mancher durch seine Aussprüche getroffen gefühlt, während er doch niemals eine Person angegriffen, niemandem aus Gunst geheuchelt noch aus Neid geschmäht, sondern immer nur die Laster („alles Unrats ein Ziechpflaster") gescholten und verfolgt habe. Und als er in dem Unmut über den „heimlichen Neid und Hass" entschlafen war, da sei ihm der „Genius" erschienen, der habe ihn in einen schönen Saal geführt, wo — umgeben von vielen adeligen Frauen — in schneeweißem Kleid eine Königin saß mit Scepter und Krone. Das sei die Weisheit gewesen, welche auf ihrem Thron alle Tugenden um sich versammelt hatte: Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Wahrheit, Freundschaft, Lieb und Treue, Ehrbarkeit, Zucht und Scham, Geduld und Gehorsam, — die sich beschwerten wie sie alle auf Erden in Ungunst und Verachtung gekommen waren. Da winkte die Königin ihn, den Dichter, zu sich heran und sprach:

> Du auserwählter Mann
> Und unser Ehrenhold
> Jedoch ohn allen Sold,
> Warum willst du dermaßen
> Uns Tugend auch verlassen —?

Der Dichter antwortete ihr darauf, indem er sich auf die Feindschaft berief, die er wegen seines Wirkens von manchen erfahren. Aber da sprach die Königin ihm Mut und Beharrlichkeit zu, indem sie ihn ermunterte, fortzufahren und, wie er bisher gethan, den Lasterhaften

zum Schaden und den Tugendsamen zur Freude und Erbauung zu dichten, auch den Schwermütigen durch fröhliche Schwänke das Gemüt zu erheben und mit Freude zu erfüllen. Und wenn er darin Maß hielte, so würde er Ehre damit erlangen und sein Gedächtnis würdig erhalten. Zuletzt habe sie ihm ihre Hand entgegengehalten, und da er ihr die seinige reichen wollte, habe er damit — ans Bettbrett gestoßen und sei davon erwacht. Aber ihren Ermahnungen nachzukommen, habe er nun rüstig weiter gedichtet und dabei auch seine Gedichte fürs zweite Buch gesammelt. Und noch im November desselben Jahres, an seinem Geburtstage, schrieb er das sehr inhaltvolle und sinnreiche „Klaggespräch über das schwer Alter“, worin er mit Herzählung aller Unannehmlichkeiten, die das Alter mit sich bringt, sich doch philosophisch zu trösten sucht.

Seine trübe Stimmung stellte sich aber immer wieder ein, wodurch auch seine dichterische Produktion, im Vergleich zu den früheren Jahren, sehr merklich abnahm. Seine Klagen darüber vernehmen wir sowohl aus seinem Vorwort zu dem 1561 erschienenen dritten Buche (datiert den 16. August 1561), wie auch in noch verstärktem Maße in den Einleitungen zu seinen handschriftlichen Büchern aus dieser Zeit.

Als er sein „16. und letzt Buch“ der Meisterlieder, welches 1556 begonnen war, vollendet hatte, und nun dasselbe, wie er zu thun pflegte, einbinden lassen wollte, fand er, daß es „gar klein“ geworden sei, weshalb er sich entschloß, gegen seine sonstige Gewohnheit, das Meisterliederbuch mit seinem gleichzeitig vollendeten vierzehnten Spruchbuch in einen gemeinsamen Einband zu bringen. Im Vorwort dazu berechnete er die Zahl seiner Meisterlieder auf 4270. In der That ist dieses sechzehnte Meisterliederbuch sein letztes geblieben, während er für die Spruchgedichte seinem vierzehnten Buch noch vier ganze Foliobände hat folgen lassen. Man ersieht daraus, daß in der letzten Lebenszeit sein Interesse für die Schuldichtung geringer geworden war. Er hatte zwar in der Folge noch einiges nachgetragen, aber auch bis zum Jahre 1567 hatte sich doch die Zahl der Meisterlieder nur um fünf vermehrt.

Ganz besonders bezeichnend für ihn sind seine Worte, mit denen er das erwähnte vierzehnte Spruchbuch einleitete, das er erst 1559 angefangen hatte, wie er nach seiner gewohnten sehr genauen Weise hinzufügte, seines Alters im „65. Jahre weniger 3 Wochen“. Er klagt hier wieder sehr über das „schwach gebrechlich Alter“, das nach seinem Brauch ihn „je länger je härter schwächet, so daß der liebliche

springende Quell der Poesie ganz langsam, träg und unlieblich" seinen Gang nehme. Das mache ihn verdrossen und klagbar, denn als er das vierzehnte Buch seiner Gedichte am 1. Juni 1560 besah, fand er „nit mehr darin, denn 13 stück, daß ich erschrak von Herzen; und gedacht, dies würd wol mein letzt Buch sein". Die Zahl der darin enthaltenen Gedichte hatte sich allerdings noch erheblich vermehrt, so daß der Band schließlich doch noch zwölf dramatische Stücke und vierundzwanzig andere Spruchgedichte enthielt, von welchen letzteren aber die größere Zahl ungedruckt blieb und auch nichts von besonderem Werte enthält.

Das wertvollste darin war aber das Gedicht, das er am 19. Juni schrieb, und aus welchem wir mancherlei von seiner Persönlichkeit und manche für sein Leben bemerkenswerte Angaben erhalten, damit zugleich auch die wesentliche Ursache von seiner so gedrückten Stimmung erfahren. Denn dieses Gedicht ist zum Gedächtnis seiner Ende März 1560 verstorbenen langjährigen Lebensgefährtin Kunigunde geschrieben. Der Verlust seiner Frau, nach einundvierzigjähriger Ehe, mußte ihn um so schwerer treffen, als er zu diesem Zeitpunkt bereits alle seine Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter, durch den Tod verloren hatte. Er bezeichnete das Gedicht: einen „wunderbarlich Traum von meiner lieben abgeschidenen gemahel kundigund Sächsin" und seine Schilderung darin, wie er in erster Zeit nach ihrem Hinscheiden sich noch gar nicht in den Verlust finden konnte, wie er immer an den gewohnten Stätten sie wieder zu sehen glaubte, oder wie er einmal meinte, sie sei nur zu einer ihrer Freundinnen ausgegangen — wie sie dann einmal, als er in trüben Gedanken in seinem Bett entschlafen war, vor seinem Bette erschien, so daß er sie mit einem Kuß umfangen wollte, sie aber gleich einem Schatten von ihm entwich —: das alles ist in seiner schlichten Weise, ohne allen Schmuck der Rede, ohne alle falsche Empfindung, ohne zur Erhöhung des Eindrucks gebrauchte Übertreibung und Metaphern, so natürlich, herzlich und innig dargestellt, daß auch dieses Gedicht unter die Perlen seiner dichterischen Schöpfungen zu zählen ist, eben weil es in seiner Einfachheit und Kunstlosigkeit die Tiefe und Reinheit seines Empfindens um so wahrer und eindrucksvoller wiedergiebt*). Dasselbe gilt von den Betrachtungen, die er dabei über das Jenseits, über zeitliches und ewiges Leben anstellt, und wobei er auch seines vor zwanzig

*) Das Gedicht ist im Anhang (Nr. V) in getreuem Wortlaut nach des Dichters eigener Handschrift mitgeteilt.

Jahren verstorbenen Lehrmeisters Nunnenbeck gedenkt, der ihm auch nach seinem Tode im Traum erschienen war und der ihm auf seine Fragen nach der Beschaffenheit des künftigen Lebens die gleiche Antwort gab: daß niemand in dem zeitlichen Leben das Rätsel der Zukunft verstehen und niemand darüber reden könne.

Trotz seiner ihn drückenden Gemütsstimmung und seiner Klagen über das Alter hatte er freilich auch in dieser Zeit nicht ganz zu dichten aufgehört. Denn im Jahre 1560, noch nach dem Tode seiner Kunigunde, schrieb er vier größere Schauspiele historischen Inhaltes (darunter eine ungedruckt gebliebene Tragödie „Artaxerxes der künig Persie"), ferner eine dreiaktige Komödie „von der jung Witfrauen Franzisca", worin (nach Boccaccio, 9. Tag, 1. Geschichte) die umworbene Franzisca zwei ihrer Werber schmählich zu Narren macht, und ein Spiel „Esopus der Fabeldichter", worin allerdings nur ein paar dürftige Anekdoten des Esopus zu fünf Akten ausgereckt sind. Diese Stücke waren aber in diesem und dem folgenden Jahr, das nur eine Tragödie aufweist, fast alles was er schrieb, denn die wenigen nichtdramatischen Spruchdichtungen sind bedeutungslos.

Aber eine andere Arbeit aus diesem Jahre giebt wieder Zeugnis für seinen großen Ordnungssinn und seinen Sammelfleiß. Es war das im Jahre 1560 angelegte Generalregister über seine sämtlichen bis zu diesem Zeitpunkt geschriebenen Dichtungen, deren Zahl er jetzt schon (wie bereits vorher bemerkt) auf nahezu 5400 angeben konnte, und die er in diesem Register alle mit den Angaben, in welchem seiner geschriebenen Spruchbücher sie stehen, und mit Bezeichnung der Zahl der Verse eines jeden sorgfältig verzeichnet hat.

Gleichzeitig oder kurz danach war er eifrig damit beschäftigt, für die gedruckte Gesamtausgabe seiner Komödien und anderen Spruchgedichte das dritte Buch herzustellen, welches wieder Georg Willer in Augsburg unter seinen Schutz nahm und auf seine Kosten bei Heußler in Nürnberg drucken ließ. Dieses 1561 erschienene dritte Buch unterscheidet sich von den beiden Vorgängern (wie auch von den erst viel späteren beiden Nachfolgern) wesentlich dadurch, daß es — mit Ausnahme des erwähnten Gedichtes über den Tod seiner Kunigunde — ausschließlich Schauspiele enthält, im gangen 102, darunter 75 mehraktige Tragödien und Komödien, drei einaktige „Spiele", das übrige Fastnachtspiele. Georg Willer leitet das Buch wieder mit einem Vorwort ein, worin er auf

den Nutzen hinweist, den schon seit der Römer Zeiten gute Tragödien und Komödien gebracht haben, dann die Verdienste unseres Hans Sachs hervorhebt, der dabei schon der „fromme alte Hans Sachs, teutscher Poet“ genannt wird, der hier in seinem dritten „und letzten“ Buche seine Schauspiele gesammelt habe. Auch Hans Sachs in seiner Vorrede „an den gutherzigen Leser“ bezeichnet diesen Band sowohl auf dem Titel wie in der Überschrift zu seinem Vorwort als sein „dritt und letzt Buch“. Da er damals noch wirklich meinte, daß dies sein letztes sein werde, so ist es um so bezeichnender, daß er darin einen so ganz besonderen Wert auf die Schauspieldichtung legte, die in den beiden früheren Bänden nur den geringern Teil ihres Inhalts ausmachte. So sagt er auch jetzt in seinem Vorwort, daß er bisher den meisten Teil seiner „Comedi, Tragedi und Spiel als einen besondern lieben heimlichen Schatz“ habe behalten wollen, weil ich sie den meisten Theil selb hab agiren und spielen helfen, wiewohl derer auch viel nie an Tag gekommen noch gespielt worden sind“. Er sei aber von guten Herrn und Freunden ermant worden, diese Spiele nicht also einzusperren und in den Winkel zu stoßen, da sie dann vielleicht nach seinem Tod nie an den Tag kommen würden, sondern „zerstreut vergingen“. Weil denn auch nach dem alten guten Sprichwort aller guten Dinge drei sein sollen, so wolle er sich hiernach zur Ruh setzen. Dann berichtet er, wie er die Schauspiele in drei Klassen geteilt habe, nämlich in solche, welche aus dem alten und neuen Testament, Figuren, Geschichte der Könige und Propheten, wie auch aus den Evangelien genommen sind, ferner in dem anderen weltlichen Theil, alter Historien „aus den Poeten und Geschichtschreibern“, und endlich für den dritten Theil die Fastnachtspiele „mit schimpflichen Schwänken gespickt, doch glimpflich ohn alle Unzucht, die schwermütigen Herzen zu Freuden zu ermuntern“. Alle diese Spiele würden aber „auf das deutlichst an den Tag gegeben mit Anfang Mittel und Ende“, auch seien alle Personen, gute und böse „eine jede nach ihrer Art, auf das eigentlichst und fleißigst dargethan mit ihren Geberden, Worten und Werken, Eingängen und Ausgängen“, so daß also dies Buch nicht nur nützlich zu lesen sei, sondern daß auch die Stücke „für jeden, der dazu Lust habe, mit leichter Mühe darzustellen sind“. — Wir ersehen hieraus, daß er in den reicheren Anweisungen über Ton und Gebärde, Ein- und Ausgänge nicht nur auf die praktisch-theatralischen Forderungen mehr Wert legte, sondern daß er auch über die dramatische Komposition schon zu klarerer Erkenntnis gekommen war.

Zu der Freudigkeit, mit der er diese neue Ausgabe veranstaltet hatte, kam aber noch ein anderes Ereignis, das seinen Mut und seine Lebenslust wieder bedeutend hob.

Wer wollte es ihm verargen, daß er, der durch Verlust von Weib und Kindern jetzt in seinen alten Tagen vereinsamt war, den Entschluß faßte, zum zweiten Male sich eine Frau zu nehmen, daß sie seiner so musterhaft geordneten Haushaltung vorstehe und zugleich den Rest seines Lebens durch das Rosenband der Liebe verschöne?

Ein Jahr und fünf Monate hatte er den Witwerstand und die ihn drückende Vereinsamung seines Hauses ertragen, als er noch in seinem 67. Lebensjahr sich mutig zu dem Schritt der neuen Heirat entschloß. Die neue Auserwählte war ein junges Mädchen, Barbara Harscherin, mit der er sich am 12. August 1561 verlobte und mit der er Anfang September Hochzeit machte, „fein schlecht und still“. Daß er auch in dieser zweiten Ehe sich glücklich fühlte, erkennen wir nicht nur in seiner danach neu erweckten dichterischen Thätigkeit und bedeutend gesteigerten Schaffenskraft, sondern er fühlte sich auch gedrungen, ein volles Jahr später seinem Glücke beredte Worte zu geben, in einem Gedicht, das er „das künstlich Frauenlob“ nannte. Mit außerordentlicher Beredsamkeit schildert er darin alle äußeren und inneren Vorzüge seines jungen Weibes. Wie ein junger Verliebter beschreibt er ihre körperlichen Reize mit größter Naivetät —

> Ein Hälslein und ein Kehlen weiß
> Darunter zwei Brüstlein ich preis,
> Mit blauen Äderlein gezieret
> Hin und wieder gedividiret —

Und so geht es eine Weile fort mit einer Offenheit, die man indiskret nennen könnte, wenn sie nicht des Dichters treuherzig-naive Darstellungsweise zeigte. Nachdem er sich in der Herzählung ihrer körperlichen Reize wie auch ihrer guten und edlen Eigenschaften und ihres hohen moralischen Wertes erschöpft hat, schließt er sein Lobgedicht mit einem Hinweis auf das von ihm vielfach benutzte Buch Boccaccios „von den fürnehmsten Frauen“ (nach Steinhöwel), indem er sagt:

> Wenn Bocatius in seiner Jugend
> Auch hätt gwußt ihr Sitten und Tugend,
> So hätt er sie gestellt auf Trauen
> Zu den hundert durchleuchtigen Frauen.

Derhalb hab ich ihr zugericht
Auch zu Dienst dises Lobgedicht,
Als die meinem Herzen gefällt,
Die ich mir auch hab auserwählt
Zu einem ehlichen Gemahl,
Die sich hält ehrenfest wie Stahl.
Fünfzehnhundert ein und sechszig Jar
Unser Hochzeit gehalten war
Am Erichtag nach St. Egidij,
Die sich hielt löblich je und je,
Mit Nam Barbara Harscherin,
Die heißt nun Barbara Sächsin,
Bei der ich bschließen will mein Leben.
Gott woll Heil und Gnad darzu geben,
Daß unser ehlich Lieb und Treu
Sich täglich alle Tag verneu,
Zunehm und fruchtbarlich aufwachs
Bis an das End, das wünscht Hans Sachs.

Das neue Leben, das ihn in dem Glücke mit seiner jungen Frau erfüllte, kommt auch zum deutlichen Ausdruck in seiner wieder ganz außerordentlich gesteigerten dichterischen Produktion. Hans Sachs war aber viel zu klug, als daß er sein junges Weib nun hätte bei sich einsperren sollen, um einzig für ihn da zu sein. Sie sollte bei ihrer Jugend auch noch andere Freuden haben, als nur seine neuen Gedichte sich vorlesen zu lassen, wiewohl er damit auf die Ausbildung ihres Geistes und ihres sittlichen Charakters stets eifrig bedacht war. Sonntags besuchte er mit ihr die seinem Hause so nahe gelegene Spitalkirche, oder auch die Frauenkirche. In der von ihm so oft in seinen Gedichten gepriesenen Frühlingsherrlichkeit mit dem „Quintiren" der Vögel ging er mit ihr bis in den Reichswald spazieren, gönnte ihr wohl auch einmal ein Tanzvergnügen und besuchte auch wieder zuweilen, zur Freude seiner Singegenossen, die ihn in der Singschule nur selten mehr gesehen hatten, das enge Stübchen in dem niedrigen Anbau der Moritzkapelle, wo er früher auch einmal mit Dürer zusammengetroffen war, und wo man später das Glöckchen als Wahrzeichen angebracht hatte*). Jedermann freute sich, daß der treffliche Mann wieder unter Menschen kam und daß er ein neues junges Eheglück gefunden hatte. Er ließ sichs auch angelegen sein, der jungen Frau die vielen Herrlichkeiten

*) Das heutige Bratwurstglöckle ist ein uraltes Häuschen, das schon im 15. Jahrh. an die der Sebaldustirche nahe benachbarte Moritzkapelle angebaut war.

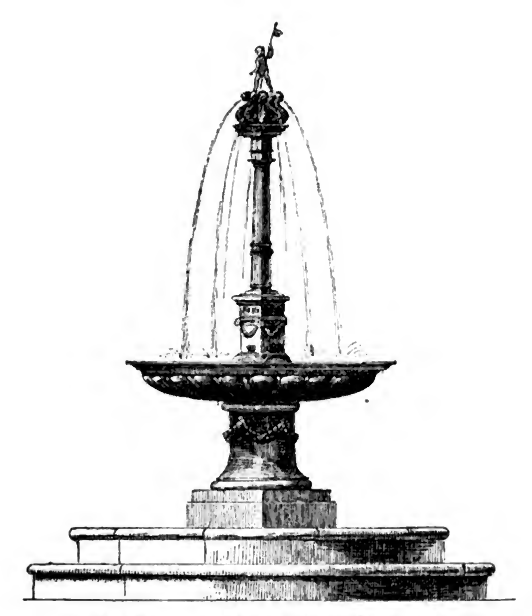
Nürnbergs zu erklären, und er selbst sah sie jetzt mit frischerm Blicke wieder an und freute sich über das fortschreitende Gedeihen seiner lieben Vaterstadt. In den letzten Jahren hatte sie wieder manchen neuen Schmuck erhalten. Auch die von ihm vor dreißig Jahren in seinem Lobspruch der Stadt Nürnberg genannte große Zahl von Brunnen hatte sich jetzt — vor drei Jahren — um einen künstlerisch schön geformten Brunnen vermehrt, der in einem Hofe des Rathauses durch den kunstfertigen Meister Labenwolf aufgeführt worden war.



Das Glöcklein an der Moritzkapelle.

Aber es kam bald wieder eine schlimme Zeit für Nürnberg, durch eine aufs neue verheerend auftretende epidemische Krankheit. Hans Sachs berichtet selbst eingehend darüber in einem erst nachträglich geschriebenen langen Gedicht, das er als Eingang für das (erst nach seinem Tode erschienene) vierte Buch seiner Werke bestimmt hatte. Die „geschwinde Krankheit der Pestilenz“ begann danach schon Ende des Jahres 1561 („eh das zweiundsechszigst anging“). Nachdem er die furchtbar wütende Krankheit als eine Strafe Gottes für unsere Sünden („Gottlästerung und Füllerei, Ehbruch, Hoffart und Schinderei, Wucher und allerlei Betrug“) und für unser unbußfertiges Leben bezeichnet hat, berichtet er getreulich, was alles für Verordnungen der ehrbare weise Rat erlassen hat, um durch Reinlichkeit der Stadt, Entfernung aller ansteckenden und die Krankheit weiter verbreitenden Stoffe u. s. w. die

Gefahren möglichst zu verringern. Dann erzählt er, wie während des massenhaften Sterbens (die Krankheit soll in diesem Jahr neuntausend Opfer gefordert haben) ein guter Freund zu ihm gekommen sei, um ihn zu fragen, ob er nicht seines Lebens halber die Stadt verlassen wolle? Das Gespräch, das er hierauf zwischen dem Freund und dem Dichter



Der Labenwolfsche Brunnen (1557) im Rathaushofe.

führen läßt, ist wieder recht bezeichnend für seine klare Geistesrichtung und seinen Charakter. Niemand, sagt er, sterbe zu dieser Frist, „als wer dazu verordnet ist“. Diejenigen aber, welche fliehen, würden damit keineswegs dem Tode entgehen, und ihre Furcht beängstige und gefährde sie nur täglich mehr. Er aber wolle ruhig zu Hause bleiben und in seinem Dichten fortfahren. Da erinnert der Freund denn auch den Dichter: er habe ja doch in seinem dritten Buche bekannt, daß er sich

jetzt zur Ruhe setzen wolle, weil er alt und schwach geworden. Was würden also die Leute dazu sagen, wenn er dennoch wieder anfinge zu dichten. Dieser Einwand macht aber dem Dichter keine Besorgnis —

> Deß, sprach er, schäm ich mich mit nichten.
> Ich hab gefeiert nach dem Zusag
> Etwas länger wann Jahr und Tag,
> Wenn mich nun diese Ursach trieb,
> Daß ich anheim zu Hause blieb
> Und fing wieder zu dichten an,
> Brächt recht gut Gdichte auf die Bahn
> In Sterbensläufen aus Gottes Gnaden —

den Armen wie den Reichen zu Gut, zur Tröstung und Erheiterung, und der Tugend zu Nutz —: so wäre solch Beginnen nützlicher, als wenn er müßig säße. Und so kann er denn auch schließlich zu seiner Genugthuung berichten, daß er in diesem Zeitraum viertehalb hundert Gedichte zusammengebracht habe, so daß er hoffe, noch für ein viertes und fünftes Buch Stoff zu haben.

In der That war gerade in diesem Unglücksjahr seine dichterische Produktion wieder eine ganz erstaunliche geworden. Von dramatischen Dichtungen fallen allerdings in dieses Jahr nur drei*), zwei historische und das nur einaktige und nicht ganz berechtigt als „Tragödie“ bezeichnete Spiel „Die zwölf argen Königin“. Es ist im Grunde nur ein Dialog, in dem er seine Kenntnisse zu einer moralisierenden Schlußpointe führt. „Frau Ehr“ ist wieder die von ihm gepriesene Königin. Sie verkündet erst, daß sie nach Deutschland gekommen sei, um sich nach solchen tugendhaften Frauen umzusehen, die sie an ihren Hof nehmen könne. Der „Ehrenhold“, der bei Hans Sachs stets der Vertreter oder der Begleiter und Schützer von Ehre und Tugend ist, meldet der Königin, draußen stünden zwölf große Königinnen, die ihr ihre Aufwartung machen wollen. Nun kommen nach einander: Semiramis, Venus, Niobe, Medea, Phädra, Klitemnestra, Tullia, Olympia, Cleopatra, Agrippina, Rosimunda und Arsinoe. Jede berichtet

*) Im vierten Buche der poetischen Werke steht zwar auch das dreiaktige Spiel „Der Neidhart mit dem Feyhel“ (Veiel: Veilchen) mit dem Jahre 1562 bezeichnet, aber nach der Handschrift gehört es ins Jahr 1557, was schon Edm. Götze in der Ausgabe der Fastnachtspiele richtig gestellt hat. Auch das Fastnachtspiel „Eulenspiegel mit dem Pelzwaschen“ ist im fünften Buche mit der Jahreszahl gedruckt, während Götze es nach der Handschrift vom Jahre 1556 datiert.

über ihr Leben und ihre Schicksale, und nachdem alle gesprochen, erklärt Frau Ehr, daß sie bei ihr nichts zu suchen hätten, da an ihrem Hof nur Tugend, Ehr und Zucht Aufnahme fänden u. s. w.

Je mehr aber jetzt bei ihm das Drama in den Hintergrund trat, um so gewaltiger war seine Thätigkeit in den anderen Spruchgedichten verschiedener Gattung geworden. In dieses eine Jahr fallen 95 Gedichte biblischen Stoffes, darunter 30 Psalmen; ferner 20 Historien, meist längere Gedichte, nach Plutarch, Justinus, Diodorus u. s. w., 38 Fabeln und Schwänke und noch 14 Gedichte verschiedenen Inhalts, zum größten Teil Naturgeschichtliches, wofür ihm Plinius stets neue Stoffe gab. Seine in dem erwähnten Gedicht über die Pest angegebene Zahl von viertehalb hundert stimmt vollkommen, da er hierbei auch schon das Jahr 1563 bis zum Ende mitrechnen konnte, denn in diesem zweiten Jahre kamen wieder 58 Historien zum Vorschein, 70 biblische Stoffe, 57 Fabeln und Schwänke und noch 33 Gedichte verschiedener Art.

In den folgenden vier Jahren, bis 1567, nahmen ihn dann aber die dichterischen Bearbeitungen der Bibel, die ganzen Sprüche Salomonis, das ganze Buch Jesus Sirach und vor allem die Psalmen Davids fast ausschließlich in Anspruch, während die Schwankdichtungen geringer an Zahl wurden und die Schauspiele ganz aufhörten.

Poetische Bearbeitungen und Auslegungen des Psalters, wie Bearbeitungen einzelner Psalmen für Kirchenlieder, kamen ja in der Zeit vielfach zum Vorschein. Aber eine solche Beharrlichkeit, wie sie Hans Sachs in seiner Bearbeitung der Psalmen, noch neben allen den anderen Dichtungen, zeigte, war nur bei diesem merkwürdigen Manne möglich. Diese Arbeit verteilt sich bei ihm auf den Zeitraum von acht Jahren, und einen einzelnen Psalm (den 95.) hatte er schon viel früher bearbeitet. Daß er dann nicht schon 1559, da er zwölf der Psalmen umdichtete, die Absicht gehabt, den ganzen Psalter vollständig zu geben, könnte man wohl daraus schließen, daß er sie in den nächsten Jahren nicht fortsetzte, sondern erst 1562 sie wieder aufnahm, dann aber nochmals pausierte und erst in den Jahren 1565 und 1566 dieser Arbeit mit solcher Ausdauer sich widmete, daß er die sämtlichen 150 Psalmen vollenden konnte. Wenn er auch für seine eigenen Auslegungen verschiedene theologische Werke zu Rate ziehen konnte (er selbst besaß unter seinen Büchern den Psalter „ausgelegt durch Pomeranum“ und noch andere in dieses Gebiet gehörende Reformationsschriften, von Brenz u. s. w.), so bleibt doch die dichterische Form ganz sein Eigentum. Er selbst war

nur in der Auslegung viel umständlicher, ja peinlicher, als irgend ein Anderer es sein konnte, denn es war ihm Herzenssache, es allen so deutlich und verständlich als möglich zu machen. In seinem Eifer ging er so weit, daß es ihm nicht genügte, den Inhalt eines jeden Psalms in die dichterische Umschreibung seiner altdeutschen Reimpaare zu bringen, sondern er kommentierte ihn zunächst in einer kurzen Einleitung, die er als „Summa" bezeichnet, und mußte dann noch dem umgedichteten Psalm eine längere moralisierende Betrachtung anhängen. Wie er bei der Versifizierung des Bibeltextes verfuhr, möge man beispielsweise aus dem 136. Psalm ersehen; es ist dabei interessant, wie er das in den Worten der Bibel immer wiederkehrende „denn seine Güte währet ewiglich" für seine Reimpaare zu modeln wußte. Nach der einleitenden „Summa" von zwölf Versen beginnt bei ihm dieser Psalm:

Dankt dem Herren, er ist freundlich
Sein Güt währt immer ewiglich,
Danket Gott, aller Götter Gott,
Sein Güt hilft ewiglich aus Not,
Danket dem Herrn aller Herren,
Sein Güt währt ewig nach und ferren,
Der große Wunder thut allein,
Denn ewig währt die Güte sein,
Der die Himmel gemachet hat,
Wann sein Güt währet früh und spat,
Der die Erd auf das Wasser breit,
Denn sein Güt währt in Ewigkeit — 2c.

Der Druck aller dieser Umdichtungen aus der Bibel, der sämtlichen Psalmen, der Sprüche Salomonis, des Buches Sirach, wozu noch zwölf Kapitel aus dem Prediger Salomonis und vereinzelte Kapitel aus anderen Büchern der Bibel kamen, mußte den letzten beiden Büchern seiner poetischen Werke vorbehalten bleiben.

Der Ruf Hans Sachsens war schon nach dem Drucke seiner ersten drei Bände in Folio nicht nur außerhalb Nürnbergs sehr gestiegen, sondern auch in seiner Vaterstadt, wo man in den Kreisen der Gelehrten und Patrizier sich lange gesträubt hatte, den dichtenden Schuhmacher als wirklichen Dichter anzuerkennen, hatte doch sowohl seine beispiellose dichterische Thätigkeit wie sein makelloser Charakter und sein unermüdliches Wirken für alles Gute und Rechte sein Ansehen sehr gesteigert, so daß auch seine Gegner, über deren „Haß und Ungunst" er in jenem Vorwort sich beklagt hatte, vor der Reinheit und Tüchtigkeit eines solchen

Mannes verstummen mußte, dessen Ruf bereits über ganz Deutschland verbreitet war.

Zu den Persönlichkeiten, welche in dieser letzten Lebenszeit des Dichters zum Ruhme Nürnbergs beitrugen, gehörten jetzt außer dem schon genannten Lobsinger und anderen besonders auch der große Goldschmied Wenzel Jamnitzer und der auf dem weitesten Gebiete des Kunstgewerbes rühmlichst thätige Augustin Hirschvogel. Dieser Letztere hatte seine ursprüngliche Kunst als Glasmaler durch einige wichtige Erfindungen, durch neue Farbenmischungen wie durch Vervollkommung des Glasbrennens, sehr gesteigert und hatte besonders auch die Kunst des Emaillierens auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht. Er war zu diesem Zwecke mit einem Hafner nach Venedig gereist, hatte dort neue Erfahrungen gesammelt und erweiterte nach seiner Rückkehr das Gebiet seiner Thätigkeit auch dadurch, daß er seine Kunst auf die Herstellung von Krügen und Öfen übertrug und antike Geschirre geschickt nachahmte.



Thürbeschlag und Klopfer aus dem Rathause.

Durch die rastlose Thätigkeit solcher Köpfe hatten die Kunstgewerbe in Nürnberg fortdauernd sich auf der Höhe erhalten. Unter den Handwerken hatte das der Rotschmiede seine Bedeutung seit Jahrhunderten sich zu erhalten gewußt, ebenso das der Erzgießer. Die künstlerischen Erzeugnisse auf diesen Gebieten waren bereits so zahlreich in der Stadt verteilt, daß sie kaum mehr auffielen. Namentlich die schön ersonnenen Formen in den Thürbeschlägen, Thürklopfern und an anderen Dingen waren ebenso reichlich für Privathäuser verwendet, wie für die öffent-

lichen Gebäude, von denen das alte Rathaus besonders reich bedacht war. Aber auch bei diesen Arbeiten wurden die Nürnberger beiden Wappen neben dem schützenden Reichsadler angebracht und gaben Zeugnis von dem stolzen Bewußtsein des Reichsstädters.

Wenzel Jamnitzer (auch Jamitzer genannt) war erst 1535 nach Nürnberg gekommen, hatte aber durch seine kunstfertige Hand und seinen erfindungsreichen Kopf mit den im vorgeschrittenen und bereits in Überladung ausartenden Renaissance-Stil gearbeiteten silbernen Pokalen, Tafelaufsätzen u. s. w. bereits in Deutschland seinen Ruf verbreitet. Schon 1553 hatte der Fürst Magnus zu Braunschweig von ihm ein Silbergeschirr zum Preise von 5000 Gulden arbeiten lassen und auch manche der ersten Nürnberger Patrizierhäuser schmückten ihre Tafel mit irgend einer Schöpfung aus Jamnitzers Werkstatt.



Wenzel Jamnitzer.

Aber noch ein anderer Künstler war von außerhalb nach Nürnberg gekommen und war mit Hans Sachs nicht nur in persönliche Beziehungen getreten, sondern er hatte diesen auch noch in seiner letzten Lebenszeit angeregt, für ihn seine Feder in Thätigkeit zu setzen. Es war dies der der Züricher Maler, Zeichner und Holzschneider Jost Amman, welcher erst 1560, in seinem 21. Lebensjahre, das weitberühmte, kunst- und gewerbthätige Nürnberg zum Orte seines dauernden Aufenthaltes gewählt hatte und hier sodann das reichste Feld für seine vielseitige künstlerische Thätigkeit fand. Seine Illustrationen zu dem Fronspergerschen Kriegsbuch, zu Boccaccios „berühmten Frauen“, zu Plinius' Naturgeschichte und vieles andere war bereits durch den thätigen Frankfurter Buchhändler Feyerabend herausgegeben, als dieser ihn auch veranlaßte, die Mitwirkung des berühmten Nürnberger Volksdichters zu suchen. Die erste Frucht dieser Verbindung war ein kleiner Auszug aus dem Fronspergerschen Kriegsbuch. Von diesem in mehreren Abteilungen erschienenen sehr umfangreichen Werke war erst die Ausgabe von 1564 mit zahlreichen Zeichnungen von Jost Amman ausgestattet. Wahrscheinlich um diesen vortrefflichen Holzschnitten eine weitere Verbreitung zu schaffen, als sie in dem sehr umfangreichen und nur der Kriegswissenschaft dienenden

Hauptwerke finden konnte, wurde eine kleine handliche Ausgabe von 48 in Größe und Charakter der Zeichnung wie in den Arabesken-Einrahmungen (Passepartouts) gleichartigen Holzschnitten hergestellt, und Hans Sachs hatte für jedes der Bilder ein zehnzeiliges Gedicht gemacht,



Hierin wird angezeigt ohn gferd,
Mit kurzen Worten fein erklärt
Die Kriegsampt, was jede Person
Im Krieg soll lassen oder thon,
Aus Leonhard Fronsbergers Kriegsbuch,
Wer weitres wissen will, der such.

Darin findt ers nach Läng beschrieben,
Doch besser wär unkrieget blieben,
Weil Krieg ist nach der Schrifte Sag
Ein erschreckliche Gottesplag,
Ein Ursprung großes Ungemachs,
Ein steten Fried wünscht uns Hans Sachs.

Jost Ammans Schlußbild zu dem Kriegsbuch
mit den Versen des Hans Sachs.

wozu er sich von den verschiedenen Kriegsbräuchen, den Pflichten und Rechten der verschiedenen Chargen unterrichten mußte. Die Verse beweisen wiederum, mit welcher Leichtigkeit er sich solche seinem Wirkungskreis und seiner Lebenssphäre fernliegende Kenntnisse eigen zu machen wußte, um sie dann in seinen verständlichen Versen weiter zu verbreiten. Von den Jost Ammanschen Holzschnitten möge hier nur der letzte in dem Büchelchen wiedergegeben werden, weil er mit den vier höchst charakteristischen Landsknechtgestalten zu den vorzüglichsten gehört und weil die auch darunter stehenden Verse von Hans Sachs (nur diese letzte Erläuterung hat zwölf statt zehn Verszeilen) das Ganze umfassen und selbst in dieser Bestimmung seine Abneigung gegen den Krieg aussprechen.

Der Buchdrucker.



Ich bin geschicket mit der Preß,
So ich auftrag den Firniß reß,
So bald mein Diener den Bengel zuckt,
So ist ein Bogen Papiers gedruckt.
Dadurch kompt manche Kunst an Tag,
Die man leichtlich bekommen mag.
Vor Zeiten man die Bücher gschribn,
Zu Meintz die Kunst ward erstlich tribn.

Außer in diesem Ableger des Fronspergerschen Kriegsbuches hatte er kurz danach noch für ein anderes Werk Jost Ammans als poetischer Erklärer zu dienen. Es waren dies die hübschen Darstellungen in der „eigentlichen Beschreibung aller Stände auf Erden“, welches Buch wiederum Feyerabend in Frankfurt in Verlag genommen hatte, und wovon in demselben Jahre 1568 erst eine lateinische Ausgabe und dann eine deutsche mit den Versen des Hans Sachs herauskam. Hier hatte nun der Dichter ein viel reicheres Feld, seine schon erworbenen

Kenntnisse und die Resultate seiner eigenen Lebensbeobachtungen über die verschiedenen Stände, Gewerbe, Handwerke und allerlei Berufszweige in seiner Vaterstadt zu vervollständigen. Auf dem Titel des Büchleins ist sonderbarer Weise Jost Amman gar nicht genannt, wogegen als der Urheber der erläuternden Verse („teutschen Reime") der „weitberümpte Hans Sachs" bezeichnet wird. Die sechs Druckseiten lange Widmung des Verlegers ist an den „weitberümten und kunstreichen" Goldschmied Wenzel Jamnitzer in Nürnberg gerichtet, dessen Name aber in Gomnitzer verkehrt ist. Von den Versen mögen hier (besonders da sie in die Gesamtausgabe des Hans Sachs nicht gekommen sind) wenigstens diejenigen mitgeteilt werden, von denen auch die Holzschnitte facsimiliert wiedergegeben sind. Sie betreffen den Buchdrucker, den Briefmaler und den Schuhmacher, und besonders die letzteren sind dadurch bemerkenswert, daß wir daraus ersehen, wie der Schuhmacher sein Handwerk auch auf andere Lederarbeiten ausdehnen durfte.

Der Schuhmacher.

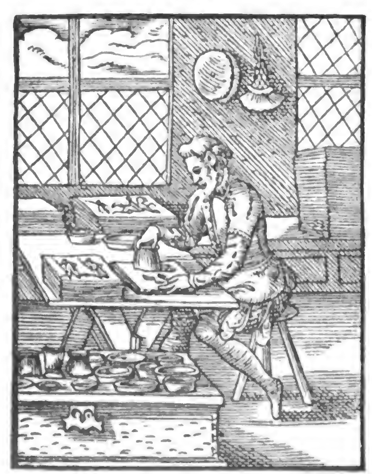


Herein, wer Stiffl und Schuh bedarff,
Die kan ich machen gut und scharff,
Büchsn, Armbrusthalfter und Watsäck,
Feur Eymer und Rheystruhen Deck,
Gewachtelt Reitstieffel, Küritzschuch,
Pantoffel, gefüttert mit Tuch,
Wasserstiffl und Schuch außgeschnittn,
Frauwenschuch, nach höflichen sittn.

In seinem 73. Lebensjahre nahm Hans Sachs eine nochmalige Summierung seiner Gedichte vor und gab dabei zugleich einen kurzen Abriß seines Lebens, von seiner Geburt an bis zu seiner zweiten Verheiratung. Er trug dieses Gedicht unter dem Titel „Summa all meiner

Gedicht“ am 1. Mai 1566 in den letzten (18.) Band seiner Spruchgedichte ein, machte aber dann später in den Daten ein paar Änderungen (vergl. Anhang VI). Hiermit wollte er nun wirklich Abschied von den Musen und von seinen Lesern nehmen und wollte es deshalb als sein „Valete“ betrachtet wissen, unter welchem Titel es auch kurz nach seinem Tode veröffentlicht wurde.

Der Briefmaler.



Ein Briefmaler bin aber ich,
Mit dem Pensel so nehr ich mich,
Anstreich die Bildwerk so da stehnd,
Auf Papier oder Pergament,
Mit Farben und verhöchs mit Gold,
Den Patronen bin ich nicht hold,
Darmit manch schlechte Arbeit macht
Darvon auch gringen Lohn empfacht.

Dieses sein letztes größeres Gedicht hat uns aber außerdem noch den Vorteil gebracht, daß wir dadurch ein gutes und zuverlässiges Bildnis aus seinem letzten Lebensjahr erhalten haben.

Man kann annehmen, daß die volle dichterische Thätigkeit des Hans Sachs mit dem Jahre 1567 und mit seinem „Valete“ abgeschlossen war. Denn was danach noch folgte, bis wenige Jahre vor seinem Tode, waren nur vereinzelte Kleinigkeiten. Es mag hier aber noch erwähnt sein, daß er auch in den Jahren 1565 und 1566 einige Liebes- und Hochzeitslieder für Andere schrieb, darunter auch „ein Hochzeitslied auf des Muffels Dochter Hochzeit, mit 5 Stimmen“. In die späteren Jahre fällt noch sein Gedicht „Die Werke Gottes sind alle gut“; einige andere Gedichte, die noch in die Gesamtausgabe kamen, sind von geringerm Wert.

Er hatte bis zu dem Abschlusse seiner Thätigkeit achtzehn starke Folianten mit seinen Spruchgedichten (Komödien und Gedichte jeglicher

Art) ausgefüllt und sechzehn Bände mit Meisterliedern. Daß er dies alles so sorgfältig ordnete und in seine Sammelbände eintrug, spricht nicht allein für seinen Ordnungssinn, sondern läßt auch erkennen, daß er selbst nicht zu gering von seinen dichterischen Werken dachte, wie er auch in den verschiedenen Vorreden sich darüber ausgesprochen hat, daß es ein Unrecht wäre, wenn aus bloßer Nachlässigkeit die vielen Dichtungen nach seinem Tode zerstreut würden oder auch verloren gingen. Und wir können heute, nach Jahrhunderten, dem merkwürdigen Manne auch für diese seine Sorgfalt dankbar sein.

Wenn wir die Masse seiner Handschriften, von denen uns ein recht großer Teil erhalten geblieben ist, von Anbeginn seiner Thätigkeit bis zum Schlusse derselben durchblicken, so finden wir, daß seine sehr bestimmte Handschrift in dem so langen Zeitraum sich nur wenig verändert hatte. Nur in seinem ersten Sammelband fremder und eigener Lieder (1517 begonnen) haben seine Schriftzüge noch einen etwas andern Charakter als später. In den Überschriften wie den Liedertexten mischt sich deutsche Frakturschrift mit den lateinischen Buchstaben, die er auch bei den unter seinen Gesangnoten stehenden Texten beibehielt. So schrieb er in seinem ersten Meisterliederbuch 1517 die Überschrift:

Dagegen zu demselben Meisterlied in späterer Zeit in seiner gewöhnlichen Handschrift:

Auf der Titelseite jenes ersten Liederbuches schrieb er seinen Namen so:

Schön und klar, wenn auch noch bedächtiger als später, schrieb er den Namen in seinem zweiten Meisterliederbuch 1528:

dann 1544—46:

Ebenfalls aus dem Jahre 1546 (5. Spruchbuch) in den Schlußreimen seiner Gedichte:

spricht Hans Sachs

wünscht Hans Sachs

Aus dem Jahre 1552 sind bereits (S. 296) Proben mitgeteilt, aus seinem „Klagspruch der Stadt Nürnberg". Endlich in dem Jahre 1560 schrieb er in dem Generalregister den Namen seiner Meistertöne (im neuen Ton) Hans Sachsen und das im handschriftlichen Generalregister enthaltene Verzeichnis seiner Bücher schloß er mit seinem Namen: ich Hans Sachs

Im Jahre 1570 hatte er die Freude, daß auch von dem zweiten Buche seiner Gesamtausgabe eine zweite Auflage veranstaltet werden konnte, während gleichzeitig vom ersten Buche eine dritte Auflage erschien. Aber für die endgültige Ordnung und Durchsicht des massenhaften Stoffes, den er noch für ein viertes und fünftes gesammelt hatte, fand er nicht mehr die ausdauernde Kraft. Nur für das vierte Buch war ihm das noch möglich, aber beide Bände kamen erst nach seinem Tode heraus.

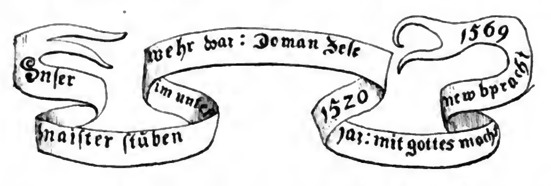
Wenn er übrigens jetzt auch mit dem Schreiben von Schauspielen schon aufgehört hatte, so wurden doch seine Stücke in Nürnberg fortdauernd noch aufgeführt, wenn auch ohne seine Leitung. Schon 1565 spielte ein Veit Hasselmann Hans Sachssche Komödien und auch noch in den folgenden Jahren fanden Aufführungen seiner Stücke durch andere Unternehmer statt. Zu seinen letzten dramatischen Arbeiten gehört die noch im November 1564 verfaßte Bearbeitung des Terenz, die er bezeichnet als „eine schöne Comedi Terentij deß Poeten, vor 700 Jahren beschrieben, Von der Buhlerin Thais und ihren zweien Bulen, dem Ritter Thraso und Phoedria, und hat 5 Aktus". Daß er es aus einer deutschen Übersetzung des Terenz bearbeitet hat, kündigt er gleich im Anfang des Prologs an:

Terentius der hoch Poet
Ein Comedi beschreiben thet,
Artlich in lateinischer Sprach,
Die ist verteutscht worden hernach — 2c.

Daß seine Beteiligung an der Meistersingschule seit einer Reihe von Jahren aufgehört hatte, ist unzweifelhaft. Schon sein letztes (16.) Meisterliederbuch bezeugt dies, da es nach seinem erfolgten Abschluß im Jahre 1560 nur noch sehr wenige Eintragungen aus späterer Zeit aufzuweisen hat, darunter ein paar der schon erwähnten Hochzeits-Carmina, die aber auch zur Gattung der „Buhllieder“ gehörten. Die Nürnberger Meistersingschule zeigte auch in dieser Zeit schon Spuren ihres Niederganges, obwohl noch tüchtige Kräfte, wie Hans Glöckler und wie Hans Sachsens Schüler Adam Puschmann und andere, dabei waren. Was Puschmann seines Handwerks war, ist nicht mit Sicherheit zu sagen; nach einer älteren Meistersingerhandschrift wäre er Schneider gewesen. Zu Görlitz 1532 als der Sohn eines Bäckers geboren, war er nach Nürnberg gekommen, um von Hans Sachs den Meistergesang zu erlernen. Was wir aber von Puschmanns Liedern kennen, läßt vermuten, daß Hans Sachs an seinen Dichtungen nicht viel Freude gehabt haben kann, denn seine Verse sind holperig und voll grausamer Gewaltthätigkeiten gegen die Sprache. In den letzten Lebensjahren seines Meisters scheint er noch in Nürnberg gewesen zu sein; seinen Tod aber erfuhr er, als er wieder in Görlitz war, wo er ein „Elogium reverendi viri Johannis Sachsen Noribergensis“ auf ihn dichtete. Das Gedicht hat drei Teile, deren jeder in einem andern Meisterton geschrieben ist: in Hans Sachsens Morgenweis, im Abendton Nachtigall, und der dritte in der Traumweis Müglings. Später ist Puschmann nach Breslau gegangen, wo er den Meistergesang eifrigst pflegte, die Meisterlieder aller Dichter sammelte und auch die Gesangweisen dazu setzte.

Wenn nun aber auch Hans Sachs in seiner letzten Lebenszeit, seit zehn bis fünfzehn Jahren, fast nichts mehr für den Meistergesang dichtete und auch die Singschule höchstens noch als Zuhörer besuchte, so blieb er doch für die Nürnberger Singer und Dichter der hochverehrte Meister, der jetzt ohne Widerrede nur gepriesen ward. Als ein äußerliches Zeichen dieses seines Ansehens, das sich auch in den zunehmenden Parteibildungen und Streitigkeiten der Singschule nicht verringerte, gilt uns eine schlecht gemalte Tafel oder Schilderei, die noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der „Meisterstube“ des Schuhmachergewerks sich befunden hat und uns erhalten geblieben ist. Trotz der recht handwerksmäßigen Malerei ist diese Tafel aus mehreren Gründen von Wichtigkeit, und es soll deshalb das wesentliche davon — die eigen-

artige Darstellung des Hans Sachs und die darüber befindliche Inschrift — hier wiedergegeben werden. Das Haupt- und Mittelstück des ganzen Bildes ist ein Schild, welcher, von plumpen Arabesken eingefaßt, von zwei Jungfrauen gehalten wird. Das ebenso unähnliche wie schlecht gemalte Bildnis des schreibenden Dichters ist besonders dadurch interessant, daß darauf — abweichend von allen sonstigen Bildnissen desselben — auch sein Handwerk veranschaulicht wird, durch die vor ihm befindlichen drei Schuhe, von denen die zwei vorderen seltsame Formen haben. Daß der eine Schuh von einem Pfeil durchbohrt ist, mußte wohl im Handwerk eine symbolische Bedeutung haben. Das am oberen Teil des Bildes (hier für sich besonders wiedergegebene) Schriftband sagt uns erstens, daß 1520 die „Meisterstube“ in der unteren Wehrstraße war, und ferner, daß das Bild im Jahre 1569 übermalt worden ist. Das letztere besagt auch die vor dem schreibenden Dichter befindliche inkorrekte Aufschrift. Daß man sich dabei in der Altersangabe verrechnet



hat (denn im Jahre 1569 war Hans Sachs bereits 75 und nicht 73 Jahre alt), ist wohl auffallend, aber der Fehler in der über die Zahl LXX gemalten III kann auch dadurch entstanden sein, daß das Bild im vorigen Jahrhundert nochmals übermalt wurde, und vielleicht mit Verderbung der dabei undeutlich gewordenen Zahl.

Die zusammenzulegenden Teile der ganzen Lade enthalten noch ein Dokument aus neuerer Zeit, mit den Namen der „geschworenen Meister“ und mit dem Datum 2. Oktober 1786. Es heißt darin: „Diese Tafel auf Unsere Meisterstuben hat in das Werk gebracht der ehrbare Hans Sachs, Schuhmacher-Meister allhier“. Es handelt sich also hier ganz augenscheinlich um ein Inventar der Meisterstube des Schuhmacherhandwerks, was noch zweifelloser daraus hervorgeht, daß nach den verzeichneten Namen der „vier geschworenen Meister“ noch die Unterschrift des „Handwerksschreibers“ folgt. Dabei ist aber der Schuhmacher Hans Sachs im Bilde nicht nur als solcher dargestellt, sondern auch gleichzeitig als der gefeierte Dichter.

Aus derselben Zeit haben wir noch einige andere vervielfältigte Bildnisse von ihm, wie die schlechte Radierung mit der Überschrift: „Hans Sachs, Teutscher Poet zu Nürnbergk“, wo er, ähnlich wie auf



dem oben besprochenen Bilde der Meisterstube, vor einem Tische sitzend und schreibend dargestellt ist, mit aufgeschlagenem Buche, in das er die Summe seiner Gedichte eingetragen hat, und gleichfalls mit der Bezeichnung „Etatis 73“.

Man muß hiernach annehmen, daß diese Bilder durch seine eigenen Angaben, sowohl in seinem „Valete“ wie auch schon vorher, veranlaßt sind. Dieses sein „Valete“ wurde aber mehrere Jahre später der Anlaß zu dem künstlerisch ausgeführten Bildnis, das ihn in seinem letzten Lebensjahre darstellt, und das für diese Zeit den größten Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat.

Es war das durch den Stich vervielfältigte Bildnis, das der Maler Herneißen erst im Jahre 1576, also in des Dichters 81. Lebensjahre, gemalt hat. Die Vorgeschichte dieses Bildes ist von Hans Sachs selber in einem Gedicht erzählt, das er im August 1568 in sein letztes „Spruchbuch“ (Blatt 216) eintrug, unter dem Titel: „Ein Gespräch, darin der Dichter dem gefürsteten Abt zu Allerspach sein Valete und letzten Spruch dediciret“. Der Dichter selbst bezeichnet darin den Maler Herneißen als

Den weit berümt und künstenreich
Maler, der in Nürnberg der Stadt
Den Ruhm von Albrecht Dürer hat.

Dieser Maler war beschäftigt gewesen, für den Abt von Allersbach in der Klosterkirche daselbst den Chor neu auszumalen, und zwar, wie Hans Sachs hinzufügt, für die Summe von 130 Gulden. Im Gespräche mit dem Maler hatte der Abt ihn nach Hans Sachs befragt, ob derselbe gestorben sei, wie ihm schon vor Jahren berichtet worden. Der Maler konnte dies nach eigenem Wissen verneinen und sagte dem Abt, er wolle ihm als Zeugnis, daß der Dichter noch lebe, eine Handschrift von ihm bringen. Als Herneißen dies dem alten Meister mitteilte und ihn ersuchte, ihm das eben geschriebene „Valete“ zu dem Zwecke zu schenken, kam der Dichter dem Wunsche des Künstlers gerne nach und gab ihm das Gedicht „feuerneu“, um es dem Abte mitzubringen, das

Aus dienstwilliger Lieb und Treu
Ich Seiner Gnaden dedicir,
Bitt gar untertänig, von mir
Aufnehmen mein letztes Gedicht
Im höchsten Alter zugericht,
Das wird mir, Hans Sachs, Zeugnus geben,
Daß ich noch bin gewiß am Leben,
So lang der ewig Gott noch will,
Der allein weiß meins Endes Ziel.

Der Maler aber widmete dem Dichter dafür nicht nur eine poetische Danksagung, sondern er entschloß sich auch nach Jahren, als Hans

Sachs schon krank und sehr hinfällig war, zu einem Bildnis des berühmten Dichters, dessen alter Kopf dem Künstlerauge interessant war, und machte ihm das Bildnis zum Geschenk.



Hans Sachs, in seinem 81. Lebensjahre, gemalt von Herneyssen; nach der Radierung von Jost Amman.

Jost Amman, der das gelungene Bild im Hause des Dichters sah, war auf des Malers geäußerten Wunsch gern bereit, diese letzte „Contrafaction" durch seine Radiernadel zu vervielfältigen. Herneißen berichtet selbst darüber in seinen Versen: Weil er dachte,

> Daß viel Leut auch in nah und fern
> Verlangt zu sehen diesen Herrn
> Und nit zu ihm können kommen,
> Hab ich zu Ehren diesem Frommen

Mein willig Dienst auch darzu than
Und ihn in Druck lassen ausgahn,
Weil er selbst sagt an seim Siechbett,
Daß ihm das Bild geleichen thät.

Daß aber die Radierung nicht, wie es hiernach scheinen könnte, von Herneißen selbst ausgeführt wurde, sondern von Jost Amman, bezeugt das Monogramm J. A. am unteren Rande der radierten Einfassung, mit den darunter stehenden Versen:

Zwei Monat ein und achtzig alt
War ich Hans Sachs in der Gestalt,
Von Endres Herneysen abgmalt.
Ein Kind war ich auf d'Welt geborn,
Zum Kind bin ich auch wieder worn,
Denn all mein Kraft hab ich verlorn.
Gott bscher mir nun ein seligs End
Und nehm mein Seel in seine Händ,
Geb mir auch ein frölich Urstend.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Verse unter dem Bilde ebenfalls von dem des Dichters kundigen Maler herrühren. Denn wenn das Alter des Hans Sachs mit einundachtzig Jahren und zwei Monaten richtig angegeben ist, so war der Dichter in dieser Zeit — nur zwei Wochen vor seinem Tode — nicht mehr imstande, Verse zu machen, da er schon in den letzten Jahren völlig ermattet an Körper und Geist geworden war. Aber der Maler hat in den Versen nicht nur den Ton des Dichters sehr wohl getroffen, sondern er hatte gewiß auch aus der Herzenstiefe des Greises den Wunsch nach einem seligen End und nach fröhlicher Auferstehung (Urstend) ausgesprochen.

Am Abend des 19. Januar 1576 war Hans Sachs still entschlafen. Da alle seine Kinder schon vor ihm — bereits seit vielen Jahren — verstorben waren, so waren von seinen Angehörigen außer seiner getreuen jungen Frau Barbara nur noch vier Enkel da, die Kinder seiner mit dem Messerschmied Hans Pregel verheiratet gewesenen Tochter Margarethe, um ihm das Geleit zu seiner letzten Ruhestätte zu geben. Er wurde auf dem Johanniskirchhof beerdigt, doch ist die Stelle nicht mehr mit Sicherheit zu bezeichnen. Es wäre zu verwundern, daß niemand da war, der diese Liebespflicht übernahm, wenn wir nicht annehmen müßten, daß er in ein allgemeines Grab gekommen sei. Die Meistersinger konnten wohl, nach den Gepflogenheiten der

Genossenschaft, ihm einen frommen Scheidegruß nachsingen, aber sie hatten keine Befugnis, die Grabstätte ihres größten und verehrtesten Meisters für die Nachwelt besonders zu bezeichnen; und der Rat der Stadt ahnte damals noch nicht, daß nach Jahrhunderten noch der Fremde das Grab des dichtenden Schuhmachers aufsuchen möchte.

Wie schwach er in seinen letzten Lebensjahren geworden war, erkennt man auch aus seinem letzten (achtzehnten) Spruchbuch. Seine Gedichte darin werden in den letzten Jahren immer spärlicher und seine sonst so bestimmte Handschrift wird unsicherer und zitternd. Dieses Nachlassen seiner Kräfte erfüllte ihn mit Kummer. Um den letzten Band doch noch einigermaßen zu füllen, hatte er aus seinen älteren Gedichten noch manches hervorgesucht, was er früher kaum der Veröffentlichung wert hielt. Unter den wenigen Gedichten, die noch nach der Eintragung seines „Valete" hinein kamen, sind aber manche noch bemerkenswert, indem man daraus ersieht, wie der greise Dichter noch von vielen anderen angegangen wurde, seine Feder für besondere Gelegenheiten in Thätigkeit zu setzen. Zu den interessantesten solcher kleinen Gelegenheitsgedichte — es waren Strophenlieder, aber keine Meistergesänge — gehören mehrere für andere gemachte Liebeslieder, in denen er den Namen der Angesungenen als Akrostichon gebrauchte. Die kleinen lyrischen Poesien fallen noch in die Jahre 1567—1569. Da finden wir ein Akrostichon auf den Namen Maria, das er bezeichnet als „ein schönes Lied einer ehrlichen Jungfrau, in eigenem Ton, mit ihrem Namen in fünf Buchstaben". Es beginnt:

> Mein Herz hat auserwählet
> Ein herzenliebes Lieb,
> Und sich zu ihr gesellet,
> Der ich mich gar ergieb — ꝛc.

Ein anderes, längeres ist auf den Namen Magdalena gemacht (siehe im Anhang VII das dritte Lied), und wenn er hier auch vielleicht für die ersten Strophen ein vorhandenes Volkslied benutzt hat, so bleibt doch der Hauptteil des Gedichtes sein geistiges Eigentum, und man muß danach erstaunen, wie der bereits vierundsiebzigjährige Dichter bei der leichten und gefälligen Form und dem echt lyrischen Ton in diesen Poesien sich auch so vollkommen in die Empfindungen jugendlichen Liebesglückes hat versetzen können.

Auch sein letztes Meisterliederbuch enthält noch mehrere solcher Gedichte, die er als „Buhllieder" bezeichnet, und die zum Teil bestellte oder erbetene Hochzeits-Carmina waren.

Aus diesen letzten Erzeugnissen seiner ermüdeten Muse ersehen wir aber trotz ihrer Geringfügigkeit, wie er in seinem innersten Wesen stets sich selber treu geblieben war. Daß er in den drei letzten Jahren seines Lebens nicht mehr die Kraft fand, einige Verse zu schreiben, ist bezeichnend genug für die Schwäche, die seinen Körper und Geist befallen hatte; denn sicher war ihm der letzte und unwiderrufliche Abschied von seinen geliebten Musen, wie auch von seinem so treu erfüllten Dichterberufe, sehr schwer geworden. Man kann wohl annehmen, daß gerade seine frühere so beispiellose Fruchtbarkeit ihn für die letzten Jahre seines Lebens völlig erschöpft hatte. Die letzte Eintragung in sein achtzehntes Spruchbuch waren ein paar vom 18. November 1572 datierte unbedeutende Verse auf ein „geschenkt Glas". Seine vorletzte Eintragung ist am 30. Oktober desselben Jahres geschrieben, und auch da schon beschränkte er sich auf fünf kurze Verszeilen, die aber wieder bezeichnend für ihn sind, da sie darthun, wie sehr er noch in seinem hohen Alter sich's angelegen sein ließ, auch sein junges Weib, das ihm bis zum Tode eine treue Pflegerin blieb, auf dem rechten Pfade zu erhalten. Diese wenigen Verse lauten mit der Überschrift:

Ein Zuchtspruch meiner lieben Hausfrauen
Barbara Sechsin.

Mensch, hab Geduld in dem Elend,
Wenn dir Gott auf Erden sendt
Durch sein väterlich gütig Händ
Die Buß, und dich von Sünden wend,
So nimmst ein christlich selig End.

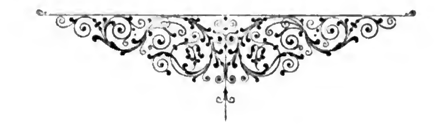
Man muß erst das ganze Leben und Wirken dieses herrlichen Mannes kennen und würdigen, um bei diesen seinen frommen Ermahnungen zu verstehn, aus welchem reinen Herzen sie kamen. Wie er fünfzig Jahre früher, ehe er den großen Schritt mit seinem Bekenntnis für Luther und für die Reinheit des Evangeliums that, Jahre lang mit sich zu Rate gegangen war, um nichts zu thun, was er nicht hinterher mit seinem Gewissen hätte dauernd in Einklang erhalten können, so blieb er unter allen Verhältnissen, in allen Stimmungen und wechselnden Umständen der feste, klare Charakter, der bei allen Fragen des moralischen Lebens und der Rechts- und Tugendbegriffe nie einen Augenblick in Schwanken kam. Seine Begriffe von Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Tugend wurzelten in ihm so tief und stark, daß ihn auch keinerlei

Verhältnisse und Rücksichten, keine herrschenden Vorurteile der Zeit und eingewurzelte Mißbräuche hätten bestimmen können, das zu unterlassen, was er für Recht und Pflicht erkannte. Sein großes Vorbild Christus war bei ihm keineswegs nur eine religiöse Form, sondern es war für ihn die stete Ermahnung zum Guten und Rechten. Das muß man stets beachten, wenn man die wiederholten Bekenntnisse seines Glaubens und den Ausdruck seiner treuherzigen Frömmigkeit liest. Daß mit diesem festen sittlichen Grund seines Charakters sich eine gesunde Anschauung des ihn umgebenden realen Lebens, daß mit seinem hellen offenen Blick für alles Wirkliche sich eine heitere Lebensanschauung und eine liebenswürdige Schalkhaftigkeit verband, bewahrte ihn vor Pedanterie und vor jeglicher Unduldsamkeit und verleiht seiner ganzen dichterischen Thätigkeit den durchgehenden Zug des freundlichen Wohlwollens und der Milde.

Wie in seiner Dichtung die Strömungen zweier Zeitalter sich begegneten und wie die aus ihrer Berührung hervorgehenden Dissonanzen bei ihm zur vollen Harmonie sich auflösten, so kam bei Hans Sachs auch der starke Bildungsdrang seiner Zeit im Verein mit der ursprünglich naiven Anschauungsweise zum vollsten Ausdruck. Diese in ihm verbundenen Elemente, vor allem auch das der Nachwelt fremdartig und unverständlich gewordene äußere Gewand seiner Dichtungsweise und seiner Sprache, wirkten zusammen, um ihn seit der Mitte des 17. Jahrhunderts seinem eigenen Volke mehr und mehr zu entfremden, so daß fast nur der so populäre Klang seines Namens übrig geblieben war. Aber die „fröhliche Auferstehung“, auf die er in seinem frommen Gemüte so zuversichtlich vertraute, wird und muß ihm auch im Herzen des deutschen Volkes werden, das für seine besten nationalen Eigenschaften keinen reinern und liebenswertern Vertreter hat.

Zu der bedauerlichen Thatsache seiner Entfremdung hat nicht wenig auch seine beispiellose Produktivität als Dichter beigetragen, und seine ersichtliche Freude daran, so viel als möglich zu schreiben, um nach seinen Kräften so viel als möglich Gutes zu wirken. Er verdient es aber wie irgend Einer, daß man in der zu einem Gebirge angewachsenen Masse seiner Dichtungen den reichen Goldadern, die es durchziehen, fleißig nachgrabe. Man mag es immerhin zugestehen, daß er als Dichter voll und ganz nur vom historischen Gesichtspunkte aus verstanden und gewürdigt werden kann. Wer es aber vermocht hat, durch die mannigfachen Umhüllungen seines tiefen und kostbaren Kerns

bis zu diesem vorzudringen, der wird in ihm nicht nur einen der fruchtbarsten Dichter und eine der merkwürdigsten Erscheinungen aller Zeiten und aller Völker erkennen, sondern er wird in ihm, in der harmonischen Ganzheit seines Wesens, eine in ihrer Lauterkeit, Gesundheit und Liebenswürdigkeit so herrliche Persönlichkeit verehren müssen, wie die Kulturgeschichte des deutschen Volkes nicht ihres Gleichen aufzuweisen hat.



Anhang.

I.

Gesangweisen der Meisterlieder.

Nur wenige der älteren handschriftlichen Sammlungen von Meisterliedern geben außer den Liedertexten die dazu gehörenden Gesangweisen in Noten. Die reichste Sammlung der Art ist wohl die von Adam Puschmann, dem Schüler des Hans Sachs. Seine Liedersammlung, die sich in der Stadtbibliothek in Breslau befindet, wo er zuletzt längere Zeit gelebt hat, ist ein sehr starker Foliant, in welchem für sämtliche von ihm gesammelten „Töne“, d. h. Liederformen anderer Meister, wie auch für seine eigenen, die Gesangnoten beigefügt sind. Nächstdem ist Georg Hagers Sammlung (Dresdener Königl. Bibliothek) von Wert, obwohl dieselbe erst um 1600 vollendet wurde und deshalb auch sehr zahlreiche Töne Neuerer enthält. Von den 268 verschiedenen Tönen, die er mitteilt, sind von mehr als 100 auch die Gesangnoten aufgezeichnet. Wenn schon bei Puschmann und bei Hager in den Notenbezeichnungen bei vielen „Tönen“ andere Lesarten vorkommen, so sind bei denjenigen Tönen, die Puschmann von Hans Sachs wiedergiebt, die Abweichungen von den uns durch Hans Sachs selber überlieferten neun Tönen am größten. Doch beziehen sich diese Abweichungen nur auf die Gesangnoten, nicht aber auf den Versbau der ganzen Strophe, der schon als Vorbild für die späteren Dichter genau derselbe bleiben mußte.

Über die Art der Notenschrift ist im Texte des 9. Kapitels schon das wesentliche gesagt worden. Die viereckigen Noten, die Hans Sachs noch durchgängig gebrauchte, findet man in seinem nachstehend facsimilierten „kurzen Ton“, während in unseren Mitteilungen seiner anderen Töne diese viereckigen Noten in die später gebräuchlicher gewordenen durchbrochenen runden übertragen worden sind. Außer den in unserer heutigen Notenschrift als ganze und halbe bezeichneten Noten kommen auch zuweilen noch die viel älteren schwarzen Noten vor. Auch die alte

dreizeitige sogenannte Tempus-Note, die man in der alten Notenschrift als die Takteinheit annahm, wird sowohl bei Hans Sachs wie bei den Anderen angewendet; aber den Mangel der eigentlichen Mensuralnoten hatten die Meisterlieder auch mit den psalmodischen unmensurierten Kirchengesängen gemein.

Die Notenschrift des Hans Sachs unterscheidet sich von der seiner Nachfolger, außer in dem Gebrauch der viereckigen Noten, auch dadurch, daß er die notwendigen längeren Halte nur selten bezeichnete. Alle Noten sind in gleichmäßigen Reihen hintereinander geschrieben, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Verslängen. Damit aber für den heutigen Leser der Bau des Liedes deutlicher hervortrete, sind in den nachfolgenden Liedern (ausgenommen in dem Facsimile) für die Absätze jeder neuen Verszeile die senkrechten Striche hinzugefügt worden.

Von der willkürlichen Anwendung des C-Schlüssels ist schon im 9. Kap. die Rede gewesen. Von sonstigen Vorzeichnungen kommt auch bei Hans Sachs nur das b unter der C-Linie vor. Wie er das alte Schlüsselzeichen umgestaltet hat, ersieht man aus dem facsimilierten ersten Liede. (In den nach seiner Handschrift nur übertragenen Gesangweisen ist auch von dieser seiner Schlüsselform Abstand genommen.) Wie verschieden er den C-Schlüssel setzte, möge man aus den Vorzeichnungen für seine neun ersten „Töne“ ersehen.

Silberweis.	Gülden Ton.	Hohe Bergweis.	Morgenweis.	Gesangweis.	Kurzer Ton.	Langer Ton.	Neuer Ton.	Bewährter Ton.
(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)	(9)
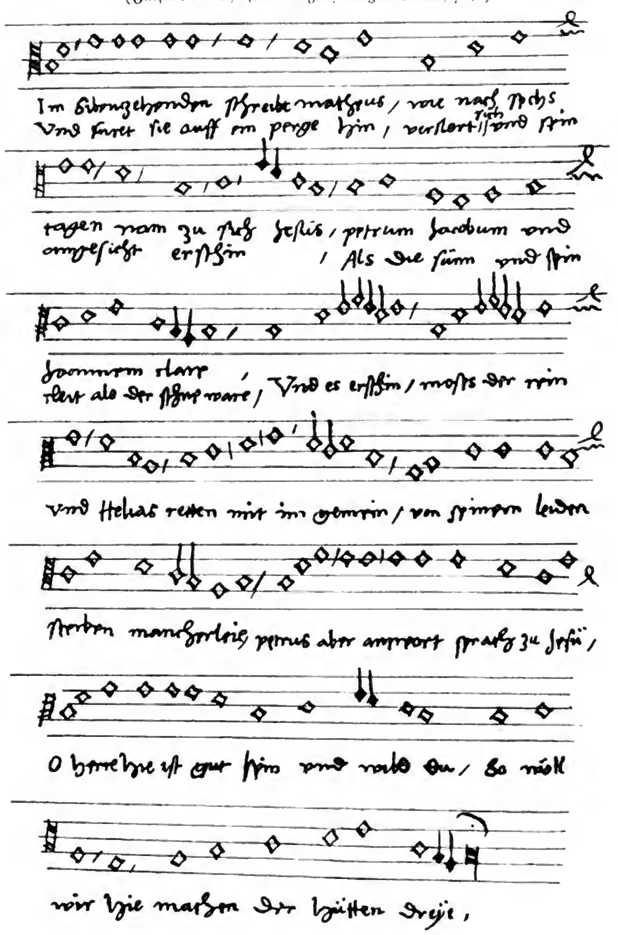
Für die in den nachfolgenden Liedern gegebene Auswahl der Melodien war einesteils die Bedeutung des Meisters bestimmend, anderenteils das besonders Charakteristische der Töne. Zu den besten Tönen ist zweifellos der „Abendton Nachtigall's“ zu zählen, der sich bei einfacher Weise auch durch melodischen Reiz auszeichnet. Von Interesse wird es sein (mit Rücksicht auf Wagners „Meistersinger“), einen der Töne Beckmessers kennen zu lernen.

Als letztes der gegebenen Beispiele ist einer der gekrönten Töne der alten Meister gewählt, der lange Ton Frauenlobs, damit man daraus ersehe, in welcher Weise die Meistersinger die von ihnen verehrten Klassiker sich zu eigen machten.

Der „kurze Ton“ von Hans Sachs

„zu Landshut im 1519 Jar“.

(Facsimile nach seiner eigenhändigen Notenschrift.)



Die Silberweis Hans Sachsens.

(Erster „Ton", erfunden 1513.)

Nach des Dichters Handschrift.

Sal - - - - ve ich grüß dich schone || Rex Christe in dem throne ||
All - - - - ler barmhertzi - keite || am Hailand man dich seite ||

der du tre - gest die krone || mi - - se - ri - cor-di - e.
an unsern letz - ten zeite || uns hilfflich bei-ge - ste.

(Wiederholung des Stollen.)

(Abgesang.)

vi - te dul - ce do bist fürwar || des Le-bens u - rsprung. ||

Et spes nostra wann an dir gar || leit all unsre hoffnung. ||

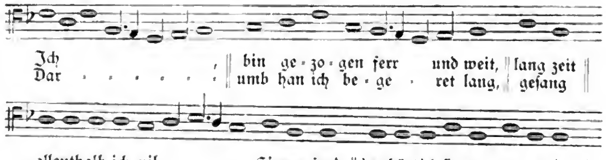
Salve Christe wir grüßen dich, || Ein Herr Himmel und Erdterich, ||

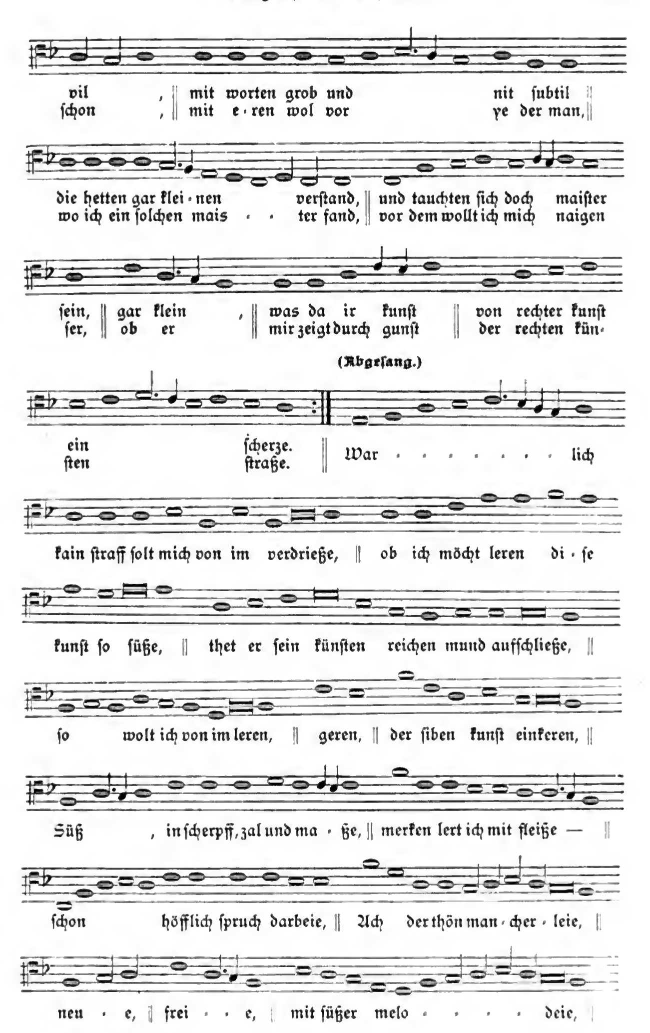
gar hoch in Hier - arch - ei - e, || ad te Christe gar freie |

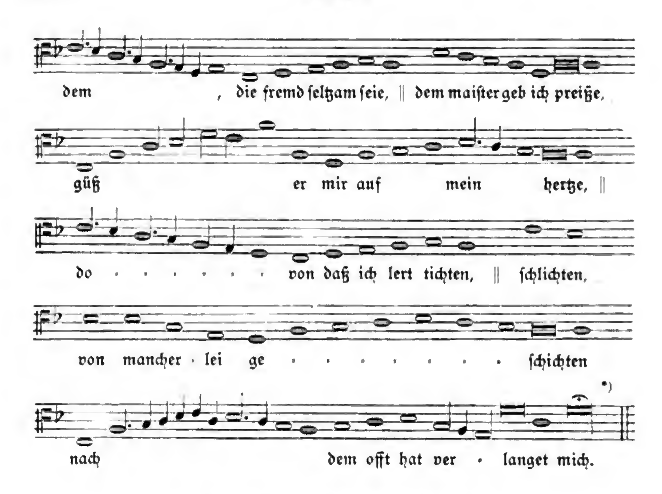
Cla - ma - mus wir stets schreie, || Hilff uns aus allem wee;

Die hohe Bergweis von H. Sachs (1516)

(nach seiner Handschrift übertragen).
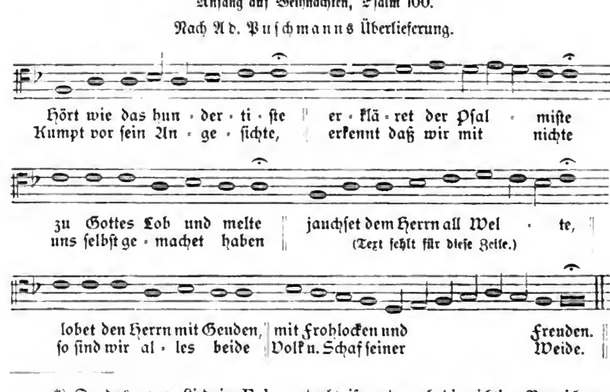



vil , mit worten grob und nit subtil
schon , mit e - ren wol vor ye der man,
die hetten gar klei - nen verstand, und tauchten sich doch maister
wo ich ein solchen mais - - ter fand, vor dem wollt ich mich naigen
sein, gar klein , was da ir kunst von rechter kunst
ser, ob er mir zeigt durch gunst der rechten kün-
ein scherze.
sten straße.
(Abgesang.)
War - - - - - - - - - lich
kain straff solt mich von im verdrieße, ob ich möcht leren di - se
kunst so süße, thet er sein künsten reichen mund aufschließe,
so wolt ich von im leren, geren, der siben kunst einkeren,
Süß , in scherpff, zal und ma - ße, merken lert ich mit fleiße —
schon höfflich spruch darbeie, Ach der thön man - cher - leie,
neu - e, frei - - e, mit süßer melo - - - - deie,



In der Spruchweis Hans Sachsen.
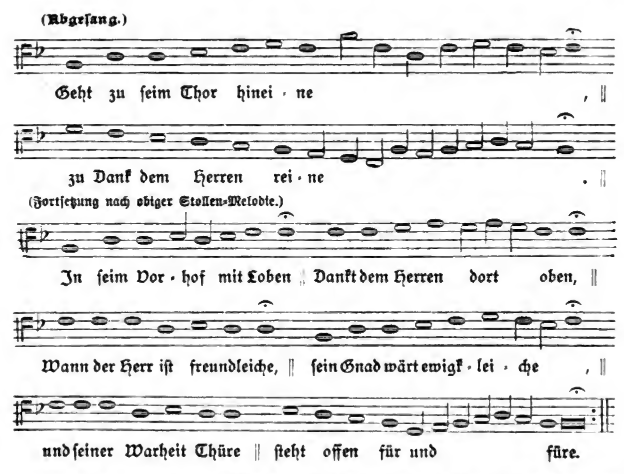
Anfang auf Weihnachten, Psalm 100.

Nach Ad. Puschmanns Überlieferung.



---

*) Da das ganze Lied in F dur gedacht ist und auch die richtige Vorzeichnung hat, so wären die beiden letzten Noten für unser musikalisches Gefühl nicht möglich, sondern würden so lauten müssen [Noten], oder [Noten].



In welcher Weise Hans Sachs in der Bearbeitung des Psalter fürs Meisterlied verfuhr, möge man aus der Vergleichung des obigen Liedes mit dem nachstehenden biblischen Text des 100. Psalms ersehen:

Jauchzet dem Herrn, alle Welt! Dienet dem Herrn mit Freuden. Kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken.

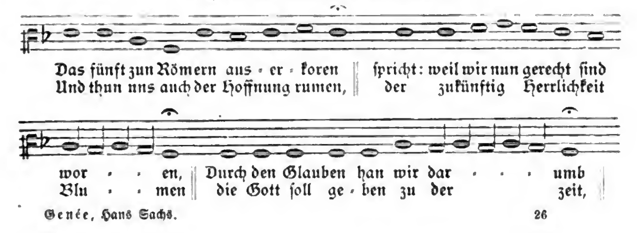
Erkennet, daß der Herr Gott ist. Er hat uns gemacht und nicht wir selbst, zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide.

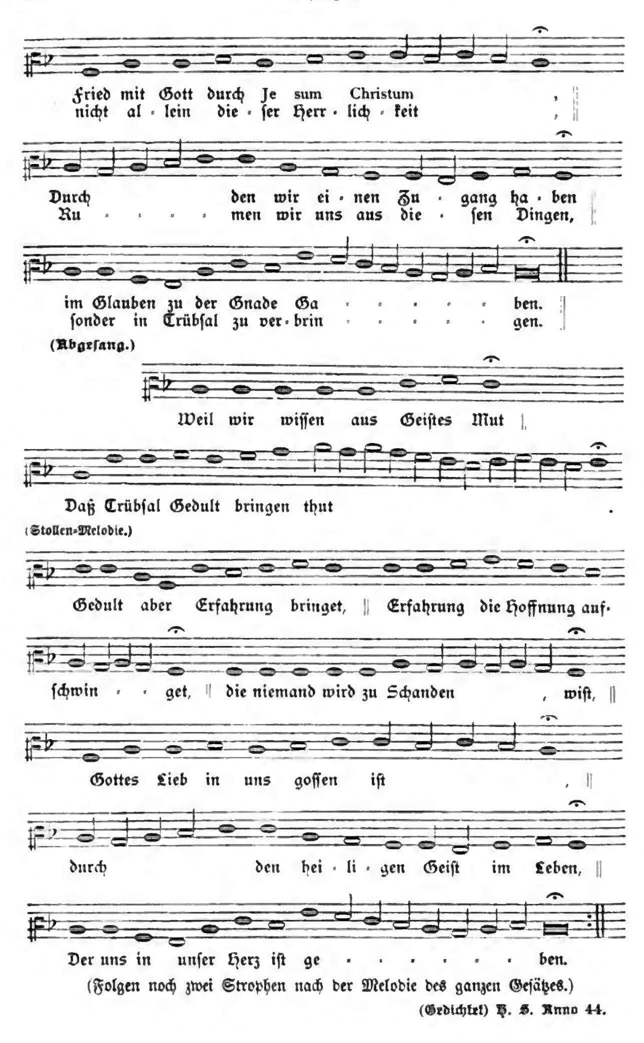
Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben; danket ihm, lobet seinen Namen! Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig, und seine Wahrheit für und für.

Im Rosenton des Hans Sachs.

Der geistliche Harnisch. Römer Cap. 5.

Nach Ad. Puschmanns Überlieferung.





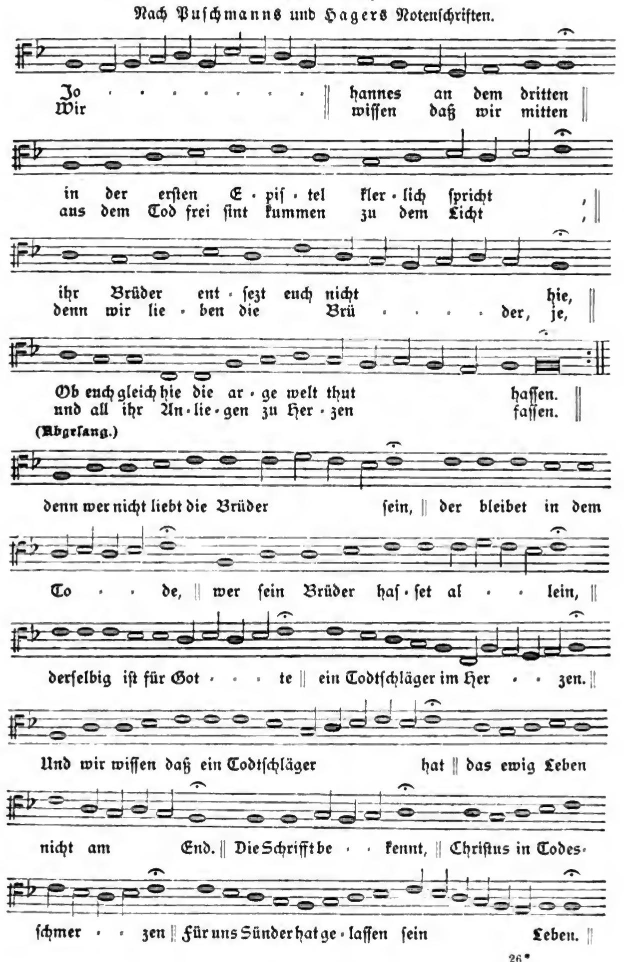
(Folgen noch zwei Strophen nach der Melodie des ganzen Gesätzes.)
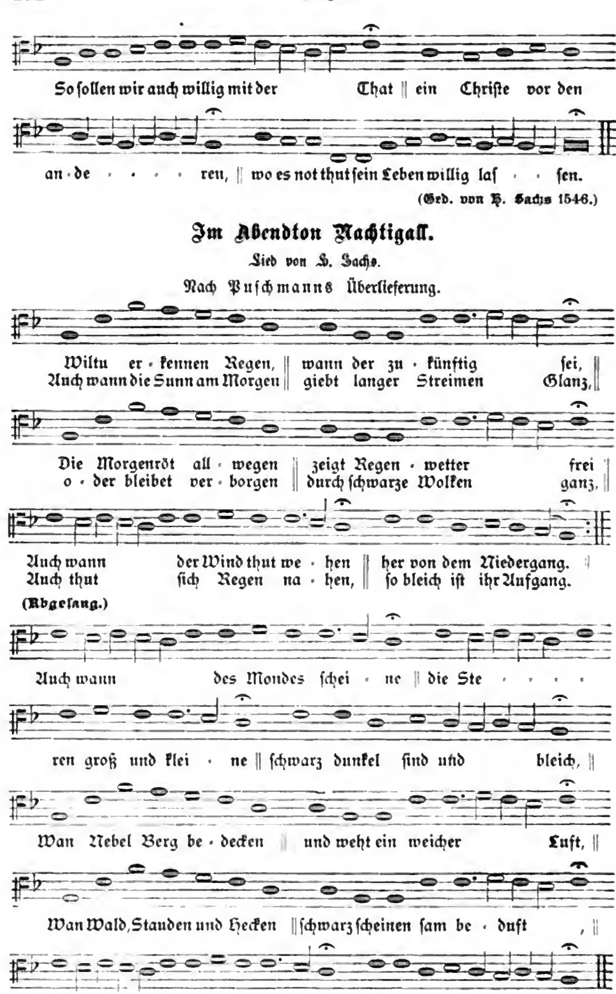
(Gedichtet) H. S. Anno 44.

Im Neuen Ton Beckmesser.

(1. Epistel Joh. 3.)

Nach Puschmanns und Hagers Notenschriften.

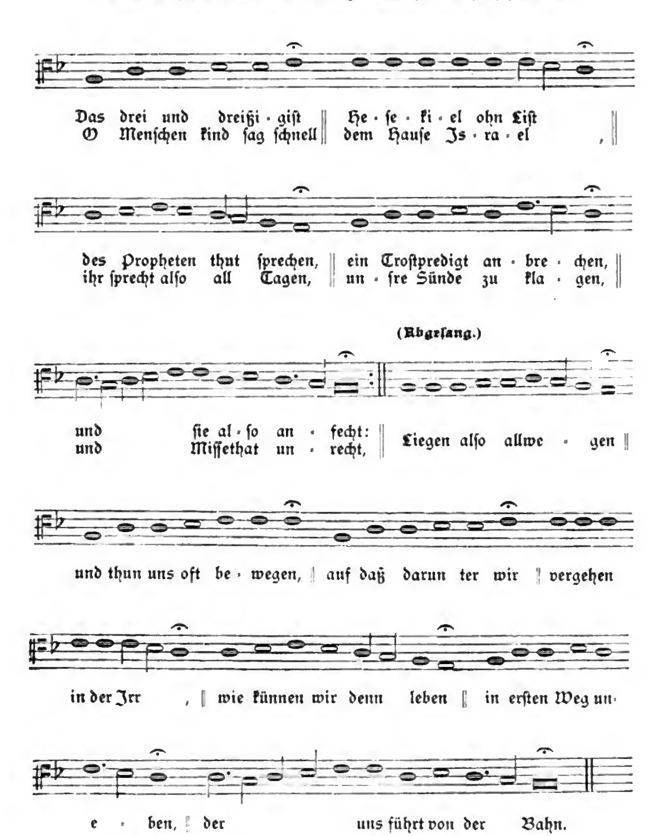



So sollen wir auch willig mit der That ‖ ein Christe vor den
an - de - - - - ren, ‖ wo es not thut sein Leben willig las - - sen.
(Gedr. von H. Sachs 1546.)
Im Abendton Nachtigall.
Lied von H. Sachs.
Nach Puschmanns Überlieferung.
Wiltu er - kennen Regen, ‖ wann der zu - künftig sei, ‖
Auch wann die Sunn am Morgen ‖ giebt langer Streimen Glanz, ‖
Die Morgenröt all - wegen ‖ zeigt Regen - wetter frei ‖
o - der bleibet ver - borgen ‖ durch schwarze Wolken ganz, ‖
Auch wann der Wind thut we - hen ‖ her von dem Niedergang.
Auch thut sich Regen na - hen, ‖ so bleich ist ihr Aufgang.
(Abgesang.)
Auch wann des Mondes schei - ne ‖ die Ste - - - - -
ren groß und klei - ne ‖ schwarz dunkel sind und bleich, ‖
Wan Nebel Berg be - decken ‖ und weht ein weicher Luft, ‖
Wan Wald, Stauden und Hecken ‖ schwarz scheinen sam be - duft, ‖
so kümmt Regen gemei - ne, ‖ der das Land über - - reich.

Im Süßen Ton Georg Schillers.

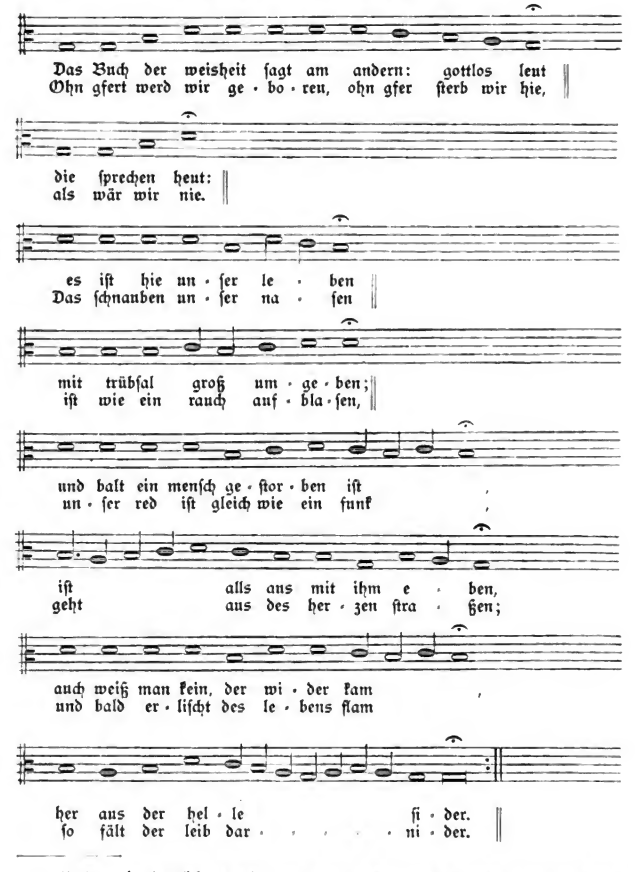
(Trost der bußfertigen Christen. Hesek. 33. Cap.)

Nach Puschmanns Überlieferung. Gedicht von Puschmann.



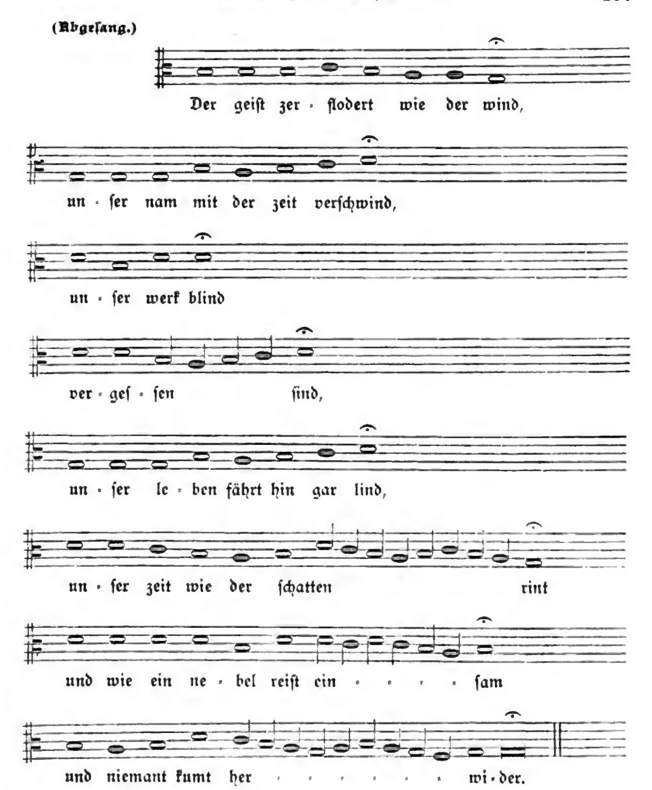
Im Langen Ton Frauenlobs*).

Nach Puschmanns Überlieferung.



*) Um ein deutlicheres Bild der Form des Liedes zu geben, sind bei diesem Ton ausnahmsweise die Notenreihen entsprechend den einzelnen Verslängen unter einander gesetzt.

(Abgesang.)


Der geist zer - flodert wie der wind,
un - ser nam mit der zeit verschwind,
un - ser werk blind
ver - ges - sen sind,
un - ser le - ben fährt hin gar lind,
un - ser zeit wie der schatten rint
und wie ein ne - bel reist ein - - - - sam
und niemant kumt her - - - - - - wi - der.

II.

Die Schulordnung der Nürnberger Meistersinger.

Nach der Handschrift des Hans Sachs.

Ich gebe dieses Dokument, dessen allgemeiner Inhalt und einzelne Bestimmungen bereits im neunten Kapitel in deutlicherer Umschreibung mitgeteilt sind, hier im vollständigen Wortlaut und mit buchstäblicher Genauigkeit wieder, wie es von ihm in seinem handschriftlichen Generalregister (Zwickau) von seiner Hand eingetragen ist. Nur die bei ihm fast gänzlich fehlenden Interpunktionszeichen sind hier, der bessern Verständlichkeit wegen, beigefügt.

Der Schuelzetel zu Nürnberg.

Anno Salutis 1540 haben die mercker sampt den Singern gemainer Singschuel zw fürdrung der kunst diese schuel ordnung sambt dem gemerck vnd straff der vnkunst verornet und gestelt, der Singschuel zw guet mit ir aller verwilligung wie folget.

Erstlich sol im Hauptsingen auf der Schuel nichts pegabet werden, den was hailliger geschrifft gemes sey, vnd das geleich in dem vergleichen alda*).

Item latein, die nicht Congrua sey, ein wort oder mer oder ein aigner nam für iden silben ainer silben zu straff.

*) Mit der Bezeichnung „Vergleichen", ebenso wie mit „Gleichen", ist hier wie auch später die engere Konkurrenz der aus dem vorausgegangenen Singen erwählten besten Singer gemeint.

Ein plosen ungepunden reimen	4	
Ein ganze Equivoca	4	
Ein halbe Equivoca	2	
Ein Diffrenz im aufgang vnd eingang	2	
Ein plinte mainung	2	
Ein plint wort	1	
Ein halb wort	1	
Ein Schiller reimen	1	
Ein ruerenden reimen oder waisen	1	Silben zu straff.
Ein Schnurenden reimen	1	
Ein drisilbing wort in ein Silben drungen	1	
Ein silben zu kurz	1	
Ein silben zu lang	1	
Ein Stuez ein Silben	1	
So viel für sich oder hinter sich greiffen, so vil S.	1	
Ein zwungen reim	2	
Vür lind und hart	2	

Ein falsche mainung hat gar verloren.

Item in Druppel*) vorher der schuel mügen geschrifflich auch weltlich histori, poetrey, Schuelkunst, fabel und stampaney gesungen werden. doch straffer raizer vnd schampare lieder genzlich vermieden bleiben**).

Item welcher vor dem Hauptsingen vorher singen wil, der zaig den Merckern sein par an. welcher das nit („thut" zu ergänzen) vnd ain unzüchtig par sung, dem sol hernach auf der schuel nit gemercket werden ain ganzes jar. Es möcht sich aber ainer so grob mit unzuchtigen liedern halten, die mercker zeigten es einem Erbarn rat an, auf das nicht der schuel ein vnglück oder nachteil daraus entsprung.

Item es sol kein text zwir***) gesungen werden weder im Hauptsingen noch im gleichen noch an der zech. Wer das uber fuer†), sol ler abgen und unpegabet pleiben.

Item so ein klingen††) reim das N hinden abgeprochen würd, das er von natur haben sol, versingt 1 silben.

Item wer zwen oder mer reimen hart precht die lind solen sein oder lind precht die hart solen sein, der versingt ein Silben.

---

*) Druppel ist wohl als eine Verunstaltung von Trubel (trouble) zu verstehen, soll also hier heißen: in dem freieren Verkehr, welcher der strengen Singschule vorhergeht.

**) Schulkunst bezieht sich auf solche Lieder, welche die Gesetze der Schulkunst behandeln; unter Stampanei sind leichte Lieder beim Tanz oder bei fröhlicher Geselligkeit zu verstehen; schampare Lieder: der Scham bare, schamlose.

***) zwir: zweimal.

†) soll wohl heißen: überführt wird, oder auch: übertritt.

††) klingen soll heißen klingender (weiblicher) Reim.

Item wer ein paus helt vor ausgang ains reimen oder nit paus helt nach ausgang aines reimen oder waisen, versingt ain Silben so oft ers thuet.

Item ein ider thon sol in Zal und mas gesungen werden, wie er von dem maister ausgangen ist oder von alter her kumen ist. welcher mer oder minder reimen precht oder die reimen anderst püend oder pluemet*), sol als vil Silben versungen haben, als die verendrung silben hat.

Item zw fürdrung der kunst solen alle thon frey seyn, doch das sie maisterlich stolen**) und abgesang haben. Doch solen im Hauptsingen keine thon unter zwainzig reimen gesungen werden, im gleichen aber solen die lengsten thon vorgen***) pis auf die dreyssig reimen.

Item auf verwilligung der schuelgeselen auf das auch die ueberlangen dön†) gepranchet werden, sol almal ein schuel umb die ander im gleichen die lengsten thon vorgen, also das ainer den andern überlengen mag. Wo sie in gunst gleich sein glat, so gewint der lengest.

Item es muegen auch an der Zech ain schuel umb die ander zwayerley gemes††) gesungen werden. Erstlich von 7 reimen an pis auf zwainzig und im gleichen die leng pis auf 20 vorgen vnd das lenger gemes von zwelff reimen pis auf 22 reimen vnd die leng im gleichen auch vorgen pis auf 22 reim. Welcher aber im langen gemes ueber 22 reimen oder in kurzem gemes vber 20 reimen sing, hat so vil silben versungen.

Item ein par auf der schuel oder an der zech zway mal gesungen, sol das selbig jar nit mer gemerckt werden.

Item wer im Hauptsingen oder an der zech mit ainem par gewint, das sey im gleichen oder singen, dem ist das selbig par das jar verpfent.

Item wer ein par nider oder höher anfecht, den er im anfang angefangen, hat 2 silben versungen.

Item es müegen an ainem Hauptsingen gesungen werden 3, 5 vnd 7 par, doch ider zu seiner Zeit als die 5 par wen der tag 12 stund lang ist vnd ein 7 par wen der tag 16 stund lang ist vnd ain gesibent par hat 2 Silben vor aim gefünften par vnd 4 silben vor aim gedritten par vnd ain gefünft par 2 silben vor aim gedritten par haben.

Item es sol keiner kein gefünft par aus einem 7 par nemen noch gedrit aus aim gefünften par nemen, sunder ain jeder par singen wie das vom maister ausgangen ist. Wer ein par anderst precht hat gar verloren.

Item auf die Fest zu weinachten, ostern oder pfingsten sol das schuel klainot und kranz fray und nach der kunst ausgeben werden. welcher Aber in

---

*) anderst püend: bindet, d. h. den entsprechenden Reim an eine falsche Stelle setzt; oder pluemet: die Fioritur oder Verzierung einer Silbe nicht genau nach dem Vorbilde des Originals giebt.

**) stolen: Stollen.

***) vorgen ist immer zu lesen: vorgehn.

†) für Töne schreibt H. S. abwechselnd: thon, thön oder dön.

††) gemes = Gemäß, bezieht sich auf die Zahl der Verszeilen in der Strophe.

der kirchen stutzet oder Confues machet, den sol hernach auf der schuel nit gemercket werden. welche aber auf der schuel zw sam im gleichen kumen, sol der so das nechst fest darfor gewunnen hat ler abgen und der gewiner der vor nit gewnnen hat.

Item auf allen schuelen im jar, die vormals im jar 1 mal oder öfter gewunen haben, so sie mit andern zu gleichen kumen, nach dem Ersten gleichen ler abgen vnd die pegabet werden, so das selbig jar noch nie gewunnen haben, gleicher weis sol es auch an der zech gehalten werden.

Item wer den David oder krantz an einem der dreyer fest gewinnet auf der schuel, hat ganze uerten*) pefor. Wer aber auf einer andern schuel im jar David oder krantz gewinnt hat halbe Zech auf der nechsten schuel pefor, dergleichen wer den kranz an der Zech gewint hat halbe urten pefor vnd welcher auf der schuel im Hauptsingen zv gleichen kumpt, hat 1 seidl wein an der vrten pefor. Solchs wirt als aus dem puld pezalt.

Item welcher den david des schuelkleinot gewint, sol auf der nechst schuel den Fürhang umb das gemerck aufmachen und als (alles) hinzwsuechen zum gemerck gehörig vnd darnach pey dem gemerck sitzen vnd abmercken helfen. wo er dem nit nach kem vnd versamlich wer und kain an sein stat verornet, der hat den nechsten kranz sambt halber zech verloren vnd (—?) das pult verfallen.

Item zwen zech vnd kranz gewinner auf der schuel solen die selb schuel zech zu disch der zech warten, Ein schencken, wein aufdragen, vrten machen vnd zech einemen vnd nechst schuel hernach der thuer huetten vnd das schuelgelt einsameln vnd das vor ent der Schuel den merckern vberantworten vnd wo sie an solchen seumig wir (wären) auch nymant an ir stat pestelen, die solen an ir gewunen zech vnd kranz sambt 1 urten**) ins pult verfallen sein.

Item im thon pemeren sol kein thon mit dem gemes oder gepent***) in ein andern thon grewffen†) auch mit der melodey vber einen 7 silbigen reimen grewffen da solen in (ihn) die mercker sambt den Schuelgesellen drey mal verhören vnd der Singer so den newen thon pemeren wil, alle mal entweichen da sol den††) die mercker sampt der Schulmenig†††) den thon so er tuoglich vnd künstlich nirgent in ander thön eintrifft, den newen thon penamen vnd als pewert Ein geschriben vnd sol der singer ein virteil wein den singern zu gedechtnus zw fertrincken geben.

---

*) Das Wort urten (auch uerten oder vrten) kommt von hier ab wiederholt vor. Im Mittelhochdeutschen wird es erklärt als: Frühstück, Picknick, auch Gesellschaft; andere erklären es einfach als Wirtszeche. Es scheint also ein Beitrag zur Zeche gewesen zu sein.

**) Das Wort ist undeutlich, kann aber für „urten" gelesen werden.

***) Gebänd.

†) greifen.

††) sol den: bedeutet wohl: sollen denn.

†††) menig wird häufig für meng oder menge gebraucht.

Item die mercker haben alle schuel halbe orten pefor vnd auf die drey fest ganze orten, dergleich in der zeit der verhörung der festlider auch halbe orten pefor.

Item die mercker sint schuldig almal den nechsten tag nach der Singschuel ainem iden Singer der nit ze gleichen ist kumen, seinen fel so ers pegert an ze zaigen.

Item wer sich an seinem angezeigten fel nicht pennuegen*) lies, sundern den merckern darüber ein redet, sol den nechsten kranz den er gewinnt ins pult sambt halber vertenn verfallen haben.

Item alle jar auf sanct thomas tag oder die nechst schuel darfor sol man die Festlider verhören vnd die fest singer verornen (verordnen) wie solen singen.

Item als den (alsdann) solen die mercker die schuel rechnung thon öffentlich vnd welcher unter in (ihnen) peschweret ist, mag vrlob (urlaub) pegern dergleich mag auch die schuel meng die mercker verendern, dergleichen den schulzeit**) pessern oder ringern***) nach rat und gelegenheit der sachen und hernach das folgent jar gehalten werden.

Item die gab singen oder geselen singen muegen im jar ain mal gehalten werden. Da geben die mercker ein gulden oder zwen darzu aus dem puld an dem zin†) pefor. da macht man aim jeden singer ain gab das keiner ler aus get, da legt ir ainer ain ort††) oder was sie rettig†††) werden darzu vnd haben ain freuntlich singen, ein ider in ainem pesundern thon in 20 reimen vnd das schuelgelt der selbig schuel gehört an das Convivium auf das mal.

Item sol zu dem gab singen oder fest singen kein singer zu gelassen werden, er hab den das jar 4 schuelrecht gethan.

Item es sol auch keiner den andern aufodern umb gelt oder gelz wert zu singen pey einem virtel wein an gemainer zech ze geben, weil zwitracht vnd unfrid daraus entstet.

Item ob einer oder mer sich*†) an der zech mit zu drinken, gotschweren, zank oder hader vnter der gsellschaft unerlich wer, der sol zumb nechsten unser schuel vnd zech muesig gen oder pey aim Erbern weisen rat gestraffet werden; der solichs zw vermeiden almal den schuel werbern almal pefilcht.

Item ob ainer ein par auf der schuel oder an der zech sünge, das ains andern singers wer, welches er allein noch nit von im hingeben het welches im sunst entpfrembt, verloren oder in ander wegen kumen wer, der mag es den

---

*) begnügen.

**) schulzeit soll wohl heißen schulzettel.

***) ringern: d. h. die Gesetze oder Strafen einschränken.

†) zin = Zinn, ist wohl mit Bezug auf die zinnerne Sammelbüchse gemeint.

††) Ein Ort = bedeutet den vierten Teil eines Gewichts oder einer Münze, gewöhnlich ein Viertel Gulden.

†††) rettig = räthig, d. h. was man beraten hat.

*†) Das Wort sich ist hier offenbar ein Schreibversehen und wegzulassen. In demselben Satze ist auch almal fälschlicher Weise wiederholt.

merckern anzeigen, er sey unwissent umb dis par kumen, so solen als den die mercker dem singer das par ungemercket lassen, vil zank neid vnd has ze vermeiden und ze verhueten.

Item wo einer auf das puld porget*), dem sol nit gemercket werden pis er das puld pezal.

Item es sol auch keiner kein maistergesang noch maister thon zu nacht auf der gassen singen, ausgenumen stück frawen lob**), prenberger, muscaplüt, Schiller, welche gemain im Druck sint, weil sunst alle par so im Druck sint auf der schuel nit mer pegabet werden, welcher singer aber andere par so auf der schuel gebruch weren süng, dem selben singer sol in einem jarlang nit mer auf der singschuel gemercket werden.

Der Zechzettel wirt almal an
dem anfang der zech verlesen.

So oft den merckern von einem Erbern rat ein singschuel vergünt, wirt almal von einem Erbern rat pefolhen, sich erlich vnd zuechtig ze halten auf der Schuel vnd an der zech fridlich vnd freuntlich halten vnd sol im anfang der zech ein ider sein Weer fon im thon, auch sol da kein spil, zutrincken, got lestern, zürnen noch hadern geliden werden, auch sint straffer vnd raizer zu singen da verpoten, noch kein anfordern mit gesang geliten werden. Da muege aber umb das krenzlein gesungen werden gaistlich oder weltlich histori, loica fabel vnd stampaney in tönen von 7 pis in 20 reimen gesungen werden vnd wer das pest thuet mit dem kranz vnd halber uerten verert werden . wo sich aber einer oder mer mit wort oder wercken so ungepürlich hilt der mag zum nechsten vnser schuel vnd zech wol muesig gen, dar vor wil sich menigclich zu hueten.

*) „auf das puld porget" kann wohl nur heißen: den Beitrag fürs Vereinspult schuldig bleibt.

**) soll heißen: Stücke von Frauenlob, Brennberger, Muscatblüt u. s. w.

III.

Klagspruch der Stadt Nürnberg, 1552.

Nach der ungedruckten Handschrift des Hans Sachs.

Dieser „Klagspruch", den der Dichter während der Belagerung Nürnbergs, durch den Markgrafen Albrecht Alcibiades, schrieb, ist unter allen seinen Gedichten das einzige, von dem eine aparte Abschrift vom Dichter selbst bekannt ist, während alle seine übrigen Handschriften nur in den von ihm gesammelten Foliobänden enthalten sind. Diese interessante Handschrift befindet sich in der Berliner Königl. Bibliothek, wohin sie im Jahre 1836 aus dem Besitze des ehemaligen Ministers und Generalpostmeisters v. Nagler gekommen war. In schmalem aber sehr hohem Format füllt das Gedicht drei Blätter oder sechs Folioseiten. Auf der letzten Seite des vierten (leeren) Blattes steht von anderer Hand, aber aus des Dichters Zeit, die Notiz:

„Hansen Sachsens Spruch von der beschwerlichen Belegerung dr Stat Nürmberg, welches er mir den 3. February Anno 1553 geschenkt und mich damit verehret hat." [Ohne Unterschrift.]

In seinem geschriebenen „Generalregister" steht es in dem Teil „register mancherley gesprech" verzeichnet, mit dem Hinweis auf das siebente Buch seiner Spruchgedichte, und unter der Bezeichnung: „clag gesprech der Stat nürnberg ob ir pelegerung". Das siebente Spruchbuch ist aber verloren gegangen, und wir haben es sonach einem glücklichen Umstand zu verdanken, daß uns das an Inhalt und Form interessante Gedicht durch diese von dem Dichter selbst herrührende Abschrift erhalten blieb, nach der es hier mit buchstäblicher Genauigkeit, nur mit Hinzufügung der Interpunktionszeichen, wiedergegeben wird.

Clagspruch der stat Nürenberg

ob der unpillichen Schweren
pelegerung Margraff al·
Brecht Anno 1552.

Eins morgens ging ich in dem mayen
mich zu erluesten vnd erfrewen
in einen grüenen walt refieren
Und hort zw der Fögel quintiren.
5 Ging also hin in ainem gedrecht,
in dem ich in dem walt erspecht
Ein weiten Zirkel runden plan,
Umb den der walt ringsweis war gan.
Mitten dar durch ich fliessen sach
10 Auf gelbem Sant ain schönen pach
An dem sach ich sitzen allein
Auf einem quaderirten stein
Ein herlich Schemparliches weib
mit wolgeliedmasirtem leib,
15 peclaid in einem guelden stueck,
masirt mit einem adler flueck;
ir lincke Seiten dividiret
mit Seiden rot und weis gezieret.
Die sas sewfzent pe(t)ruebt elent,
20 Het ir haupt in der lincken hent.

---

4. Der Ausdruck von „der Vögel Quintiren“ — von der fünfsaitigen Chitar oder Cither, Quinterne genannt — kommt bei H. S. wiederholt vor. Auch der Anfang, daß er im Mai in dem Wald refieren ging, findet sich fast gleichlautend in anderen seiner Gedichte, z. B. in dem vom „Ameishaufen“. Und in dem Schwankgedicht „Der Narrenfresser“ heißt es:

Bei einem Wald ich umbrefirt
Darin der Vogel schar quintirt.

5. Gedrecht oder Gedrechten kann Verlegenheit heißen, aber auch Unsicherheit, Unschlüssigkeit. So heißt es in dem Gedicht „Der Narrenfresser“:

In dem da theilet sich die Straß
Aus zu der linken und der rechten,
Und als ich stund in den gedrechten,
Welche Straßen ich wollt eingahn . . ꝛc.

13. Schemparlich heißt vielleicht: scheinbarlich, im Sinne von ansehnlich.
18. Das Nürnberger Wappen.

Als ich sie also trawrig sach,
Mit senfter Stim ich sie ansprach,
gruest sie vnd fraget wer sie wer,
Wie so trawrig wer ir geper.
25 pald sie auf plicket mich ersach
mit haisem Wainen sie danach sprach.

Das frewlein.

Und sprach, pin ich dir unpekant?
ich pin gewest im ganzen lant
Das namhaftigste fraw vürwar
30 im Fried gesessen fuenfzig jar.
iz aber mich durch echtet steiff
Der wuetig vnd grimige greiff,
paide mit raub, prant vnd auch mort
ringweis um mich an manchem ort,
35 mein schmuck vnd kleinot sint dahin,
Derhalb ich also trawrig pin,
mein angst ich nit aussprechen kon.

Der alt.

ich sprach was hast dem greiffen thon,
Das er dir also hart zu setzt.

Das frewlein.

40 Sie sprach, ich hab in nie verletzt,
Sunder pewiesen alles guet,
iz er mir args herwider thuet.

Der alt

ich sagt, on vrsach kans nit sein.

das Frewlein

Sie sprach, die Vrsach ist allein
45 vielleicht mein gelück vnd wolfart
Das pewegt sein neidige art
Zu solchem unferdienten has,
Allzeit er mir auffezig was,
(2. Seite) Unschuldig, wider got vnd recht.
50 Unpillig ganz vnferursecht

---

26. Für „danach sprach" kann auch „durch sprach" gelesen werden. 32. Der Greif, in welchem hier und weiterhin der Markgraf personifiziert ist, war wohl der heraldische Adler im Wappen des Markgrafen. In einer seiner späteren Verteidigungsschriften ist aber auch ein geteiltes Wappen, dessen eines Feld den Greif enthält. 50. vnferursecht: unverursacht.

pringt er mich iz in diese angst,
Des ich zwar hab besorget langst,
Almal sein grollen wol gemerket.

Der alt

ich sprach, dw solst dich han gestercket,
55 Was im gehört zu widerstant,
Weil er ist mit gerüster hant
Ein lange zeit da umbgeschwaift
Und hat dein nechste grenz durch streift;
Das hat dir warlich zu gepuert.

Das Frewlein

60 Sie sprach, mich hat leider verfuert
Sein sues vnd schmeichelhaftig gift
Durch guete wort vnd freundlich schrift,
Darauf ich thet gar thörlich pawen.

Der alt

ich sprach, kein feint ist zu vertrawen,
65 Vor aus wo er in ander dat
Sein zusag nit gehalten hat.
Ein feint helt sein anschleg verporgen
Seiner dück mus man all stund pesorgen,
Des ist kain feint auch zw verachten,
70 Sunder man sol fürsichtig trachten,
Almal pey gueter warnung sein.

Das Frewlein

Sie sprach, o wer der greiff allein
geleich mit allen seinen jungen,
in die not het er mich nit trungen,
75 het mir pald vor im gschaffet rw.

Der alt

ich sprach, Sag mir, wer hilft den zw
Solch großer Ungerechtigkeit.

Das Frewlein

Sie sprach, sich haben zu der zeit
Zwsam verpunden gleich vnd eben
80 Vil wilder thier vnd auch zwei leben,

55. Nürnberg hatte es unterlassen sich zum Widerstand vorzubereiten. 63. Bezieht sich auf das heuchlerische Schreiben des Markgrafen vom 1. März 1552. 65. In anderen Thaten oder Fällen. 80. leben: für Löwen. Der Dichter bezeichnet mit den Wappen die Verbündeten des Markgrafen.

Der gleuff und auch die kron der lilgen,
Den grosen adler zu verdilgen,
Sambt all den so im hangen on.
Schaw mit diesen ich vor hin hon
85 Verglichen mich und ganz vertragen.
Uber das als vor kurzen tagen
Hat mich der greiff mit seinen klaen
Angriffen mich gar zu umbfaen,
mit Schwert vnd fewr thuet des verlengen
90 Das im die andern thier verhengen
Darzu helfen im nicht dest minder
Ains dails meiner leiplichen kinder,
Die ich hab tragen vnd erzogen
Ernert mein pruest haben gesogen
95 Sint mein Vereter in dem zenk
Zu opfern mich auf (der) fleischpenck
Sambt andern mein ghorsamen kinden,
trewlos pegern zw uberwinden,
Der untrew kuemert mich erst vast.

Der alt

(3. Seite)
100 Ich sprach, o dw elende hast
kein freunt der dir in not zw spring.
mit Hilff, E dir gar miseling
in diser geferlichen not.

Das Frewlein

Sie sprach, o nein das clag ich got,
105 ich pin verlassen vnd ellent,
All mein Freunt die sint abgewent
Von mir vnd sinem tail anhangen,
Des pin ich mit Herzleid umbfangen
mit Angst vnd inniclichem trawren.

Der alt

110 ich sprach, hastu nit guet nachpawren,
Die in der not dir halten schutz.

---

81. „Gleuff" steht hier für Greif. Die „Kron der lilgen" ist die Lilie Frankreichs. 82. Der große Adler: das kaiserliche Wappen. 85. Bedeutet, daß Nürnberg für den Krieg zuvor seine Neutralität erkauft hatte. 87. klaen: Klauen. 93. Wer darunter zu verstehen sei, ist unklar; denn der Vorwurf scheint gegen Angehörige Nürnbergs selber gerichtet zu sein.

Das Frewlein

Sie sprach, ider sucht seinen nutz,
ob meim schaden nit hart erschrecken.
Sie lassen mich in prenten stecken,
115 Von den ich pessers hat gehoft,
weil ich in (ihnen) thet vil guetes oft,
iz verpergens ir angesicht,
Hab hilf vnd trost von nimant nicht,
ider sagt, hab gnug mit im zschaffen.

Der alt

120 ich sprach, grewfft den nit zu den waffen
der gros adler dich zu entschuetten
ob des greiffen unpillig wuetten,
Weil dw das leidst von seinen wegen.

Das Frewlein.

Sie sprach, der adler ist erlegen
125 Ein klein, der sich zw gegen wer
Wol rueştet vnd samlet ein heer.
Es ist mir aber vil zu lang,
Der greyff thuet mir gros Ubertrang.
Allein hab ich ein kleine Sumb
130 Meiner kinder ghorsam vnd frumb,
Die helfen mir noch halten schutz
Und handhaben gemainen nutz
On all psöldung, gar umb sunst
Aus lauter trewe, lieb vnd guenst.
135 Die haben sich mir ganz ergeben
pey den las ich auch leib vnd leben
Wie wol der ist gar vil zw wenig
gen des greiffen vnzelig menig,
Schaw diesen trost hab ich allein.

Der alt

140 ich sprach, wo ain rat vnd gemain
ist ains, das ist ein starcke mauren,
Derhalben las dein clag vnd drawren,
Di weil deine kinder pey dir
trewlich pesten wie dw sagst mir
145 Derhalb sey keck vnd nit verzag.

---

114. So viel wie: im Feuer schmoren. 121. entschuetten: eine belagerte Festung entsetzen. 123. Des großen Adlers, das heißt des Kaisers wegen. 125. zu Gegenwehr. 144. pesten: bestehen.

Das Frewlein

Sie sprach, es kümpt aber vil sag
Deglich al tag vur meine oren,
ich pin vil nachred inen woren,
Darmit ich haimlich angriffen wirt
150 Von mein aigen kinden verirt,
(4. Seite) Wie wol ich spar kein Fleis noch mue
on all rw spat unde frwe
mit hilff vnd rat wo ich nur kan,
Vnd sol doch on danck vil nachred han
155 Das selb peschwert mich heimlich hart.

Der alt

ich sprach, der gmain man hat sein art
Vnd plawdert on allen verstant,
Das las dir thon von im nit ant,
Vnd thw geleich als hörstus nit.
160 Doch hab gut aufmerckung darmit
Und hab gedult zu derer zeit,
Erzeig in alle freuntlikeit,
paide mit worten vnd mit dat,
Damit erhelzt dus frw vnd spat
165 Vil mer den durch die strengikeit.

Das frewlein

Sie sprach, das hab ich thon vil zeit
Vnd thw es iz auch noch vil mer.
Doch ir vil weder nach trew vnd Er
pillikeit oder nach rechten fregen
170 Sunder dückisch vnd gar verwegen
mir vil Ding ver vnglimpfen dund
Vnd das on all warheit vnd grund
ire prüder heimlich veraizen
Wider mich ze vnglimpff verpaizen,
175 Des ist mir schwerlich zu pesorgen
Aines auflaufs heut oder morgen
pay mir vnter mein aigen kinden.

Der alt

ich sprach, wo sich dw ainer finden
Der so vermessen vnd geferlich,
180 Fürseylich so vergist vnd perlich
Zw ainer aufrur wolt vermonen,
Des ist gar nicht mer ze verschonen,

Sunder greuff zw mit scharpfer straff;
Du waist man spricht, ein reudig schaff
185 Ein ganzen stal wol reudig macht.

Das frewlein

Sie sprach, der gleich in sorgen wacht
mein Herz, weil ich hab so vil gest,
Es werde mir auch an der lest
Abgen an mancherley profant
190 Vnd was man sunst darff in der hant
So kint vnd gest reite der mangel,
Würt hecken sie der vndult angel,
Erwecken pey in widerwillen.

Der alt

ich sprach, das selbig mustu stillen
195 mit guter ordnung vnd der gleichen,
mit hilff des armen durch den reichen,
pruederlich leben in deim Haus,
Den eigen nutz gar treiben aus,
Wo aigner nutz in not regirt
200 Die sach ie lenger Erger wirt,
Hunger ist ein unwirser gast.

(5. Seite) Das Frewlein

Sie sprach, mein freunt, Erst dw mich hast
in newe anfechtung gesetzt,
ich fürcht meiner austilgung zw lezt
205 aus mancherley geferling sachen.

Der alt

ich sprach, thw mit Deim Feind Fried machen.
pesser ist dw leidst noch ein schaden,
den das dw nach werst vberladen
mit groserm schaden auf deim rueck
210 Wan in dem krieg hat das vnglück
großen gewalt, thut petrarcha jehen
Es ist die Schanz pald vbersehen,
Drumb handel umb frid in der guet.

Das frewlein

Sie sprach, nach frid ringt mein gemuet,
215 o ich wolt frid am liebsten han,
Der Feind mich aber muetet an

211. jehen, gebräuchlich für sagen.

So unpillig vnd schwere ding,
Das größern schaden ich entpfing
Von solchem frid, den von dem krieg,
220 Derhalb in groser angst ich lieg;
ich pforg des grewffen trug vnd list
Der kainer redlikait achter ist,
furcht mort, fewer vnd veretrey,
Aufrur vnd heimlich mewterey
225 Ander vnglück vnd schwind auffez,
Erschöpfet sint vil meiner schetz
Auch möcht mir an der lez abgon
An profant vnd municion
Dis ist izund mein trawrig leben
230 mit vnzal gferlikait vmbgeben,
pin verlassen an hilff vnd rat.

Dr alt

Ich sprach, weil dich verlassen hat
Freunt vnd nachpaurn in deiner not,
So hab dw dein zuflucht zw got,
235 Das sich der selb dein wol erparmen,
Dieweil got den verlassen armen
Ein gnediger erlöser ist,
Der prechen kan der feinde list
Ein ring im legen kan int nasen,
240 in wider heimfüren sein strasen
Wie den küng Nepucadnezar.

Das Frewlein

Sie sprach, dw sagst wol recht vnd war,
Er ist der ainig helffer wol,
Zw dem ich pillig flihen sol
245 In meiner not, doch nit dest minder
leider ich vnd all meine kinder
Haben uns hart gen im versüent
Derhalben ob vns ist anzuent
Der pitter gottes grimmer Zoren,
250 Derhalb mein hoffnung ist verloren,
Es wert all mein Flehen vnd pit
Von got genzlich erhöret nit,
Wann gros ist meiner Sünden meng,
Sein hilff verzeucht sich in der leng,
255 Weil ich schon lang gepeten hab.

(6. Seite) Dr alt

ich sprach, o frewlein las nit ab
Zw pitten, sunder pit erst ser
Vnd von den Sünden dich peker,
Dw dich vnd dein kinder ergeben
260 in ein puessertig Cristlich leben
Wie der künig zw Ninive
Was gelz ob dir got nit pey ste;
Er wais der rechten weil vnd zeit
Vnd hilft durch sein parmherzikeit
265 Durch ain weg, dir iz vnpekant,
Wan vnferkuerzet ist sein hant,
Hilft wan sunst ist kein hilff nit mer,
Auf das im pleib allein die Er,
Das er der ainig Helffer sey;
270 Drumb rueff in an, sey sorgen frey
Sambt allen deinen lieben kinden
So wert ir seiner Hilff entpfinden,
Weil er vns selb rueft zv sein gnaden,
Spricht, kumbt all die ir seit peladen
275 Mit truebsal, ich wil euch erquiken.

Das Frewlein peschlewst

Da dat gar senlich mich anplicken
Das frewlein, sprach, ach lon dir got,
Wie hastw mich in meiner not
So vberflüssiclich getröst,
280 ich hoff zw got ich werd erlöst
Durch in von meim grewling Erbfeint
Wie tirannisch ers gen mir meint,
Das ich im sampt den kinden mein
Wil imer ewig dankbar sein.
285 Nun wil ich folgen deinem rat,
ich hab durch sünt vnd missidat
All dises Vnglück wol verschult,
Wil das auch dragen mit gedult,
Pues thon, mit allen meinen kinden,
290 ich hoff parmherzikait zv vinden
Und wil es got meinem Heilant
Als ganz ergeben in sein Hant

---

259. Dw für thu. 262. gelz schreibt er hier für gelt's (gilt es), wie sonst auch für Geldes. 279. überflüssig, für überreichlich. 283. Dieser Vers ist an den Rand geschrieben. 289. Buße thun.

Vnd mich pefelchen in sein schutz,
Der wirt des greiffn vnpilling trutz
295 Durch sein gewalting arm zeprechen
Vnd mich kurzer Zeit an im rechen
Vnd mich, die ich pin gschlagen nider,
genediclich aufrichten wider,
Das ich wider zw nem vnd wachs
300 Das wünscht zw Nürenberg Hans Sachs.

Anno Salutis 1552
Am 16 tag Juni
300
Vers.

IV.

Gesprech von der Himelfart margraff Albrechts anno 1557*).

Als man zelt funfzehundert jar
Und siebn und funfzig als gleich war
Januarj der Sibent tag,
Jch die Selb nacht gar munter lag
5 Und pedacht mich hin unde her,
Weil man hört so vyl pöser mer
Vom düercken und andren thirannen
Wie die zw ruesten ir streitfannen,
Viel haimlich practic würden gmacht
10 Über Dewtschlant, drob ich pedacht,

*) Von des Hans Sachs eigener Handschrift dieses Gedichtes sind nur die vierundzwanzig ersten und die siebzehn letzten Verse erhalten (vergl. 10. Kap. S. 303 u. 305). Für das Fehlende sind hier die beiden, aus des Dichters Zeit vorhandenen Abschriften benutzt, von denen sich die eine in der Berliner Königl. Bibliothek, die andere in der Stadtbibliothek zu Nürnberg befindet. Die Berliner Abschrift ist an vielen Stellen die korrektere; doch ist die in Nürnberg befindliche Abschrift in einzelnen Wörtern vorzuziehen. In dem Bruchstück von Hans Sachsens eigener Hand heißt die Überschrift wie oben. In der ersten Abschrift (Berlin) lautet sie: Die Himelfart Margravenn Albrechts von Brandenburg Anno Salutis 1557. Nach Ranischs Lebensbeschreibung wäre ein Manuskript davon (vermutlich das noch in Nürnberg befindliche) früher im Besitze des Prof. Schwarz in Altdorf gewesen. Die Berliner Königl. Bibliothek erhielt ihre Handschrift aus der Sammlung des Dr. Kloß.

1 bis 24 sind nach dem vorhandenen Bruchstück der Handschrift des Dichters. 4. In den Abschriften: Als ich zu Nachts .. 5. In den Abschriften: Und bedacht auch ..

Pesser wer sterben den zw leben,
So würd doch ainem rue gegeben
In seinem grab mit fried zv liegen
Vor thiranney, aufrur vnd kriegen.
15 In den schweren gedancken dieff
Ich mit aim starcken schlaff entschlieff.

genius.

Im traum mir Genius erschin,
Sprach wolauff, dw muest mit mir hin,
Ich wil dir zäigen ain kriegsfuersten,
20 Den alzeit hart nach pluet was duersten,
Welcher schier das ganz deutsche lant
Mit krieg erweckt hat durch sein hant,
Und des verderbt ein grosen dail
On nuez ym selber zu vnhail.
25 Dann er mit gewaltiger hant
Aus seinem aigenen Erblant
Vertriben worden und im elent,
Der sein leben heut hat geendt.
Wollauf und kom bald mit mir dar,
30 Schau wie sein seel gen himel far.

Also daucht mich in traumes qual
Wie er mich in ein dunckel thal
Fur und zaigt mir da an
Von weitten ein lange person,
35 Die vor uns ging gemach abwartz
In aim dußmichen nebel schwartz,
Welche bei ir selbst klagt und wemert
Echzet, seuffzet, wainet und gemert.
Darob ich ward entsatzt erschrocken,
40 In dem erhör wir alle glocken
Oben auf erden leuten lang
Sambt eim kleglichen todten gsang.
Ich sprach, Genius mich beschaid,
Dem volck ist umb den fürsten leid,

---

12 u. 13. In der Nürnberger wie in der Berliner Handschrift steht Rast statt rue, und in der folgenden Zeile rhu statt fried. 14. In den Abschriften: Im fried vor Thirannen und Krigen. 23. Berliner Abschrift: Und der verderbt . . . 24. Bis hierher reicht das erste Bruchstück von Hans Sachsens Hand. 37. „bei ihr“ oder „bei ihm“ ist bei Hans Sachs gebräuchlich für „bei sich“ oder „für sich“. 38. gemert: jemmert, für jammert.

45 Brüf ich bei dem kleglichen gsang
Und auch gleich an der glocken klang.
Genius sprach, man leut die glocken
Vor grosen freuden und frolocken,
Das er nu hin ist auf der erdt.
50 Das todten gsang und klag gebert
Helt man gwißlich allein darumb,
Das in der todt nit lengst hinnmb.

Hans Sachs.

Ich sprach, das mag sein bei den bauren
Und den Burgern in den Mauren
55 Welchen er hart zusatzen thet,
Beraubet, brent Dörffer und Stet,
Den fürsten aber ist es laid.
Genius sprach nein, bei meim aid.
Die Fürsten haben sich zu letzt
60 Selber vor sein dücken entsetzt,
Hat wol in dises krieges spil
Etlich fürsten gekostet vil,
Die jm haimlich haben hilf than,
Soltens jm lenger hangen an,
65 Er het sie wol sambt jm verderbt,
Gleich sein land das er hat ererbt,
Derhalb wünscht jn kein mensch herwider
Der weis ist, ehren wert und bider,
Weil er noch het gelebt in rhu,
70 Nach aufrur trachtet imer zu.
Nun wir volgten von feren nach,
In dem ich ein gros volck ersach
Von Adel, Reutter und lantzknechten,
Warn gerüst zu schlagen und fechten.
75 Als nun die Seel kam zu jn dar
Und fast mitten unter jn war,
Ungstüm schrei der hauf obgemelt
Diser Seel zu, gelt gelt, gelt gelt.
Stilschweigend ging der geist sein straß
80 Durch sie und dückisch sehen was.

---

45. Brüf oder prüf ich: urteile ich. 52. hinumb: hinnahm. 63. Dessen wurden in der That Einzelne beschuldigt; es war sogar zu vermuten, daß Kurfürst Moritz selbst auch in diesem Punkte heuchlerisch gehandelt. 65. sambt jm: mit sich selbst. 66. Gleich sein land: wie sein eignes Land. 75 u. 76. Beide male: ihnen, für jn. 78. Wird durch die folgenden Verse erklärt.

Ich sprach, Genius sag mir war,
Was ist das für ein grose schar
Von den nacketen kriegs knaben,
So alle da gelt wollen haben.
85 Genius sprach, schau das sind schlecht
Edelleut, Reutter und lantzknecht,
Den er verhies gros Solt zu geben
Dieweil er kriegt in seinem leben
Sollten all gwinnen ehr und gut,
90 Die reitt itzunder die armut,
Weils jn erst an der zalung felt
Und ward manchem kaum das laufgelt,
Die schreien itzt mit ungedult,
Auch hat er gemacht große schult
95 Bei Fürsten, Adel hin und wider,
Die jm liehen, es wolt ein jder
Mit seinen kriegen werden gleich
Mit jm werden selig und reich.
Weil es nu hat geschlagen umb
100 Ist ungestüm des Volkes sumb,
Das dinst und lehen ist verlorn,
Derhalb wüdt es also im zorn
Und zeucht jn greulich hinden nach.
Nachdem ein groses Volck ich sach
105 Von Weib, Kinder, Burger und Baurn,
Die stunden da in grosem traurn,
Der anzal etlich tausend war.
Als nu der geist kam zu der schar
Und jn erst recht erkennen war,
110 Da gingen sie entgegen jm,
Schrien gar mit kleglicher stim,
On ursach hastu uns verderbt,
Weib und Kinder hungers gesterbt,
Itzt must du auch für grichte gon
115 Und mit nemen verdienten lon.
Der geist in Seuftzen senken was
Ging stilschweigend durch sie die straß
Und schlug schamrot sein augen unter.

---

94. Diese Zeile ist in den neuern Drucken (bei Friedländer, Voigt und Weller) nach der Nürnberger Abschrift ausgelassen und an eine falsche Stelle (nach Vers 104) gesetzt. In der Berliner Handschrift steht sie richtig, wie hier. 100. Bei Voigt und Weller steht für sumb: „stimm“, was schon zum Reime nicht paßt. 103. Bei Weller „fleucht“ für zeucht.

Ich sprach, Genius sag besunder,
120 Wer diese große hauf mag sein
Von Volck jung alt gros unde klein.

Genius sprach, der grose hauffen
Die jn mit geschrai uberlauffen
Aus den Stetten und auf dem lant
125 Die er hat blagt mit raub und brant,
Genomen jn schaf kue und pferdt
Mit krieg verderbt oben auf erdt,
Brantschatzt darnach auch erst verbrant
Und gar mit unfürstlicher hant
130 Jr vil gehencket on verschultt,
Deß schreiens rach mit ungedult
Zu got im himel uber jn.

Nach dem kamen wir weiter hin
An das hellwasser Stix zu thal
135 Darbei stund ein unzelig zal
Zerhackt, verwundt noch also blutig
Todlich blaich, traurig und unmutig,
Wie ghenckte köpf warn jr anblick,
Mancher het noch am halß ein strick
140 Und stunden da aller gestalt
Wie man das wütend here malt.

Als nun der geist zu jnen trat
Hin an des hellwassers gestat
Zu hand der blutig hauffen schrir,
145 We we uns ewiglich und dir,
Jm Würgen seind wir erwürgt worn
Und nun ewig mit dir verlorn.
Der Geist biß seine zen zusamen
Und thet echzigen und grißgramen,
150 Gantz stilschweigent unter jn stan,
Sahs mit zornigen augen an.

Ich sprach, Genius sag durch gott,
Wer ist die gros blutige rott.

Er sprach, das ist die ganze sumb
155 Die in den Kriegen kamen umb,
Kriegsvolck aus allerlei geschlecht
Als Adel reutter und lantzknecht
Die er zu thiranney vermont,
Geistlich und weltlich nit verschont,

---

126. Genommen ihnen. 143. Höllwasser: Styx.

160 Er blündert clöster kirchen und stifft,
Er vil mördens unglück anstifft
In dem deutschen lant hin und wider
Bis man jn etlich mal legt nider
Da er disen haufen verlur,
165 Erstochen und erschossen wur,
Schau der selben sel alda sten
Und der gleichen sambt allen den
Knechten lies henken one recht
Lont jn wie der teufel sein knecht.
170 Schau diese haben all gewart
Auf des Kriegsfürsten himelfart,
Mit jm zu farn in himel hoch
Gleich wie ein kue in ein meußloch.
In dem da fur daher Caron
175 Mit seim schif der hellisch Schifman
Das er die seel nach der geschicht
Für uber in die hell für gricht.
Als nu der fürst eintreten wolt
Da sagt zu jm Caron, du solt
180 Eintreten in das schif zu mir,
Bis du geleget hast von dir
All unart sünd und untugent
Die du bißher nibst all dein jugent
Wann dis Schifflein thu ich dir sagen
185 Kan solchen last gar nit ertragen,
Darumb würf solch laster unghener
An dem gestat in dises feuer.

Zu hand ich ein groß feuer sach
An dem gestat, dem trat ich nach,
190 Das ich da alle ding mocht sehen.
Der fürst thet sich zum feuer nehen
Und schütt sein drunkenheit darein,
O wie ward ein gestanck von wein,
Het schir erlescht das feuer groß,
195 Nachdem von jm ins feuer schoß
Sein thirannischer trutz und frevel,
Das prennet gleich wie pech und schwefel
Warf darein sein gotslestrung auch,
Bis auf gen himel ging der rauch,
200 Stürtzt auch darein sein neid und haß,
Darvon das feur erst flamen was,

---

184. Wann: weil. 192. Die Berliner Handschrift hat für drunkenheit „munkheit“, was aber zu dem Sinne nicht passen will.

Schwang auch darein sein grim und zorn
Und mainaid so er hat geschworn
Sambt schmaichlerei und hindertück
205 Untreu und der gleichen bös stück,
Davon wurd erst gemeltes feur
Noch grösser vil und ungeheur,
Das an himel aufstüben die funcken.

Nach dem so thet mich auch bedunncken
210 Wie er ins feuer werffen thet
Etlich schmachbücher die er het,
Davon hört ich das feuer schmatzn
Ser greulich funcken und auffspratzn
Von seinen unverschembten lügen
215 Die ein blinder het greiffen mügen,
Damit zu schützen fürstlich ehr
Und sich selber verkleiner mer.
Nachdem warf er darein on zal
Laster hie ungenent zumal
220 Als mord brant mörderei und raub,
Hochmut zauberei und unglaub
Wurden an dem gestat verbrent.
Als nu solches als ward vollent
Nachdem der geist trat in das schif
225 Traurig uber das wasser tief
Zufaren für das hellisch gricht,
Mich aber daucht in dem gesicht
Wie das jenseit des Wassers ston
Am gestat manch herrlich person
230 Als gros mechtig herren und fürsten
Die nach seiner zukunft war dürsten,
Schreit, kum her du bist ein rechter
Landfridlicher Tiran und Echter,
Und stunden doch sam in unmut
235 Bis uber furen in dem blut,
Die winckten jm nüber zu jn.

Ich sagt, Genius sag den sin,
Wer sind jene mechtigen herrn,
Die an dem gestat stehn von fern.

240 Er sprach, ist Dionisius
Sein son und Aristinus

---

214. Weller hat für unverschämten: schendlich großen. 219. Weller hat für ungenent: ungemein. 233. Echter bedeutet hier natürlich: Geächteter.

Cleomenus und Phalaris
Nicorates und auch Nubis
Nero Heliogabalus
245 Dominianus Julianus
Comotus und Caligula,
Dergleich ander Tirannen da,
Die all vergossen menschenblut,
Welche auch alle in unmut
250 Auch vor ettlichen hundert Jarn
Hieher sindt gen himel gefarn,
Da wartens all sein in gemein
Und der ganzen gesellschaft sein.

Nach dem ersach ich das hellhaus
255 Gros weit erschröcklich uberaus
Welliches hett wol tausend pforten
Und zugeng gar an allen orten,
Nach dem sach ich das gros hellthor
Offen und hoch hangen darvor
260 Cerbrem den grossen hellhunt
Mit seinem weit drifachen schlunt,
Der heulet dobt und wüttet fast
Freut sich des zukünftigen gast
Und auch der ander seelen meng
265 Die man fur uber mit getreng.

Da sagt ich zu Genio da,
Wie gern wolt ich mitfaren da
Wie Damancius und Minos
Sprechen urtheil dem hauffen gros
270 Davon ich hab in meinen tagen
Gelesen vil und hören sagen
Von diesem hellischen gericht.
Genius sprach, mit nichten nicht
Wünsch dich zu dem blutigen haufen,
275 Thu von der hell aufs weitest laufen,
Daran ist weder freud noch wun,
Sie sehen weder Mon noch Sun,
Müssen ewig im finstern sein
On erlösung in qual und pein.

---

243. Weller hat für Nicorates: Unirates, und für Nubis: **Unbis**. 246. **Comotus** soll wohl Commodus heißen; Weller hat: Cauvetus. 250. **Berliner Handschrift**: vor ettlich und hundert Jaren. 264. Weller: vielen meng. 268. **Unter Damancius ist** natürlich Rhadamanthys zu verstehn. Weller hat: **Wie Herrn Damantius** . . .

280 Indem sah ich das hellisch feur
Mit finstern rauch gar ungeheur
In dem gantzen hellischen haus
Oben zum gibel schlagen aus,
Das laut praslet knalzet und kracht —
285 Darvon ich plötzlich auf erwacht;
Da war mein herz und gemüet stecken
Vol wunders angst und sorg und schrecken
Kunt lang zu mir selb kumen kaumb,
Dacht, was bedeut nur dieser traumb.

290 Nachdem det man nach kurtzen tagen
Im gantzen land warhaftig sagen
Margraff albrecht verschiden wer
Den sibenden dag im Jener.
Nit wais ich ob mir das gesicht
295 Sein himelfart hat untericht
Oder ob der traum on gefer
Die selbig nacht sey kumen her.
Das las ich weiser leut ausprechen
Ich kan es selber nit ausrechen
300 Das mir kein ungunst daraus wachs
Pey den Merckischen, wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis 1557
am 6. tag February
300 vers *).

---

284. Die Berliner Handschrift hat zwischen dieser und der nächsten Verszeile: Beschluß. 285. Von hier ab bis zum Schlusse haben wir das zweite Fragment von der Handschrift des Dichters selbst. 286 u. 287. Weller:

Da war vil wunder forcht und schrecken
Mein hertz und gemüet also stecken

291. Margraff Albrecht ist in der Handschrift des Dichters ausradiert (vgl. 10. Kap. S. 306). 293. wer und Jener gehört zu den Hans Sachs'schen Reimwillkürlichkeiten. 294. Weller hat „Geschicht" für Gesicht. 298 u. 299. Weller hat das Reimwort umgekehrt: rechen und aussprechen. 300. Die Abschriften und Drucke haben: „unwill" für ungunst. 301. Auch „Merckischen" ist in der Handschrift ausradiert.

*) Es sind thatsächlich 301 Verse, weil einmal (in Vers 107—109) ein dreifaches Reimwort gebraucht ist, wodurch die ungerade Zahl entstand.

V.

Der wunderparlich traumb von meiner lieben abgeschiden gemahel kunigund Sechsin*).

Anno 1560 am 19. Juni.

Als man nach Cristi gepurt war
Zelen funfzehen Hundert jar
Vnd neunzehen vürwar ich sag,
Eben an Sant Egidi tag,
5 Wart mir zv ainr gemahel geben
Junckfraw kungund Crewzerin eben,
Die ainig Dochter vnd erb allein
Peter Crewzers zw wendelstain
Am perg, der vor siebenze jarn
10 Sambt Seiner gmahel verschieden warn,
Den Got genad in Ewikeit.
Am neunten tag het ich hochzeit,
Von der mir in zwölff jarn sint worn
Zwen sun vnd fünff dochter geporn,
15 Welche all sind mit dot verschieden
Vnd pey got ewig sind ze frieden.
Doch von meinr ersten dochter eben
Hab ich 4 euencklein im leben.
Nun diese mein gmahel vürwar
20 Het ich fast ain vnd virzig jar

---

*) Nach der Handschrift im 14. Spruchbuch, welches bis vor kurzem im Besitze des Grafen Par in Wien gewesen, und 1893 in den Besitz der Stadtbibliothek in Nürnberg gekommen ist. Gedruckt in der Nürnberger Ausgabe drittes Buch 1561, erster Teil. Von den sehr zahlreichen Varianten in dem gedruckten Gedicht sind hier nur die wesentlichsten angemerkt.

Ganz lieb vnd trew gar eren wert,
Wolt got das ich sie solt auf ert
Gehabt haben pis an mein Ent,
Got aber selb hat das gewent.
25 Als man nach Cristi gepurt war
Zeln funfzehundert Sechzig jar
Da pegab sich, leider ich sag,
An vnser frawen verkündung tag,
War der 25 tag des merzen
30 Thet sie in einer seitten schmerzen
Ein wetag vnd darnach im herzen
Aber in solcher wetag schmerzen
Heimsuchen wir der Ertzte rat
Doch folget keiner der ksundheit dat,
35 Derhalb wart sie vor irem ent
Versehen mit dem sacrament.
Jr schmerz nam lenger herter zw,
Stund offt auff vnd het nirgent rw,
Etz welt sie dort izund da liegen,
40 Die kranckheit det ir angesiegen
Vnd in der driten nacht verschied,
Der Sel geb got dort ewig fried.
Nach dem wart auch nach zwayen tagen
Der leib dahin gen grab getragen
45 Mit der Deutschen psalmen gesang.
Ach Gott, erst wurt meim herzen pang
Weil ich mein gmahel nit mehr het.
Wo ich ansach die selben stet,
Daran sie war gstanden vnd gsessen
50 O so thet sich mein hertz den fressen,
Der gleich wo ich ir kleider sach
Wurt ich geleich von herzen schwach,
Das ich mein gmahel auserkorn
So schwind vnd gehling het verlorn
55 Der ich erst gar notürftig war,
Weil ich in Sechs vnd Sechzigst jar
Gieng sie mit Acht vnd funfzig was
Erst alt, derhalb ich vbermaß
War im herzen pekümert hoch.
60 Oft daucht mich auch, sie lebet noch

---

27. Im Druck: für war ich sag. 33. Im Druck von 1561: Versuchten, statt heimsuchen. 38. 1561: wenig ruh. 42. 1561: Der Sel bey Got wohnt in dem fried.

Etwan pey iren freundin wer,
In iren gscheften hin vnd her.
Wenn ich mich den pedacht, das sie
gestorben wer vnd nit mer hie,
65 So wurt mein hertzenleid mir new
Wan ich mich zv ir alle trew
Versach, vür all menschen auf ert
Pesorgt mich vor ir keinr geferd,
Recht lieb vnd trew ich von anfang
70 Pey ir erfund ir leben lang,
Sie war ganz hewslich frü vnd spat,
Zug all Ding rechter zeit zv rat
Doch etwan heftig war mit worten
Pey dem gesind, das an vil orten
75 Varlessig war, nit arbeitsam,
In summa all ir ding das kam
Dem ganzen haushalten zv gut
Derhalb mein herz war in unmut,
weil ich die gmahel nicht mer het,
80 mein herz oft nach ir sewfzen thet,
Dag vnde nacht ich ir nach dacht.
Nun pegab sich in ainer nacht,
Das ich in den gedancken dieff
Meiner verschiden gmahel entschlieff.
85 Da daucht mich, ich sech aller ding,
Wie zu mir in die kamer ging
Mein liebe gmahel zu mir her,
In weis ganz züchtiger geper,
Von der mein herz erfrewet wur
90 Vnd gechling in dem pet aufuer
Vnd wolt sie mit eim kues umfahen,
Als ich ir aber wolte nahen,
Wich sie von mir gleich einem schatten
Vnd sprach zv mir nach disen daten:
95 Mein Haus, das mag nit mer gesein,
Ich pin nit mer, wie vorhin dein.
Da fiel mir erst ein gwis vnd clar,
Das sie mit dod verschieden war,
Derhalb mich gleich ein forcht durch schlich
100 Jedoch ir trew die tröstet mich,
Gedacht, ir geist ist kummen her,
Zv dröften mich in meiner schwer.

---

79. In 1561: Weil ich die treuen. 84. In 1561: Ihrenthalben gar hart entschlief. 92. In 1561: kam so nahen.

Vnd det mich ir zwkunfft erfrewen
All mein vnmut thet sich zerstrewen
105 Vnd sprach: O dv abgschiedner geist
Vergangner zeit dw noch wol weist,
Als dein leib lag in krankheit schwer,
tröst ich dich, sagt wie Cristus wer
Vür aller menschen sünd gestorben
110 pey Got genad vnd hueld erworben
Umb sunst aus lauter parmherzikeit.
Auf diesen Hailant diese zeit
Soltstw dich herzlichen verlassen,
Hoff dw habst das thun aller masen.
115 Der geist mir antwort an dem ort:
Ich hab auf das gwis gottes wort
In starckem glauben vnd vertrawen
Thun von grund meines herzen pawen,
Darin pin ich auch abgeschieden
120 Vom leib vnd pin auch wol zw frieden
Und pin schon in Ewiger rw,
Kein zweiffel setzet mir mer zw
leb nun in höchster Sicherheit
Vnd wart ewiger Selikeit
125 In frolockung mit Senen gros
Mit Lasaro, in Abram schos,
Mit gewisser starcker hoffnung
Auf die letzten auferstenng,
Das sel vnd leib den widerumb
130 Clarifizirt zv samen kumb,
Da an vns genzlich wirt erstat
Was Cristus vns verheisen hat.
Mich daucht, ich fragt in wunder gros
Sag mir, wo ist Abraham Schos?
135 Vnd was die Selen darin thun,
Was sie haben für frewd vnd wun
Pis auf den letzen jüngsten tag!
Der Geist antwort, o auf dein frag
So kan ich dir kein antwort geben,
140 Wan kein mensch in dem Zeitling leben
Mit nichte die ding mag verston
Noch weniger reden darfon,

---

105. In 1561: Und sprach, o du seliger geist. 108. In 1561: Tröst ich dich — wie daß Cristus wer. 112. In 1561: in der Zeit. 113. In 1561: herzigklich. 125. In 1561: Und freuden gros. 138. In 1561: Da sprach der Geist.

Was Got mit sein seligen thw
Welche sindt in Ewiger rw,
145 Sie perüert mer kein leiplikeit,
Sint ganz aus aller stat vnd zeit
In Got als aus erwelte gaist,
In himlicher frewd aller meist,
Darin in den ist ewig wol;
150 Nit weiter ein mensch dencken sol
Pis das er nach seim zeitling dot
Auch dahin kummen wirt durch Got
Auß gnaden zv ewiger rw,
Auf solichs solt auch warten dw,
155 Wan es wirt dir das ende dein
Fert auch nit lang austendig sein,
Den wirst mit geistling augen sehen
Ding die ich dir nit kan verjehen,
Die kein aug hat gesehen vor,
160 Auch hat gehort kein leiblich or
Vnd ist in keins menschen herz kumen,
Was den gotseligen vnd frumen
Got hat dort ewicklich perait
Für wunne, frewd vnd selikeit.
165 In dem der geist von mir verschwand.

Der peschlus.

Da aufferwachet ich zehant
Gros forcht vnd frewd mich da peston,
ach (ich) lag vnd dem gesicht nach son
in frewd vnd herzlich grosem wunder
170 Vnd gedacht mir heimlich pesunder
An Meister Linhart Nunnenpecken
Mein Lehrmaister der mich det schrecken
Vor zweinzig jarn mit gleichem traumb
Nach seinem dot, der ich auch kaumb
175 Mein lebenlang vergessen mag,
Als ich ains nachts auch schlieff vor tag
Wie ich in pat in traumes gsicht,
Das er mir geb klaren pericht,

---

143. In der Handschrift hieß es erst: „mit sein auserwelten"; das Wort „auserwelten" ist gestrichen und dafür „seligen" geschrieben. In 1561 steht: auserwelten. 149. Darin in den: ihnen denn. 150. In 1561: Solichs ein mensch gedenken sol. 155. Wan: weil. 156. Fert: ferner. 157. verjehen: erzählen, berichten. 166. Die Überschrift „Der peschluß" fehlt in 1561. 168. Nachsann; in 1561: Ich lag und disem traum nachson. 177. in pat: ihn bat.

Wie es zu ging in jenem leben,
180 Det er mir gleiche antwort geben,
Sprach, das du fragst, lest sich nit reden
Noch aufsprechen zwischen vns peden
Pis do ain mal kumbst selb da hin
Aus gnaden, den wirstw erst in,
185 Was Got sein auserwelten geit
Nach dem ellent in Ewikeit.
Nachdem auch der selb geist verschwund
Ich erwacht auch vnd mannig stund
Seit her dem selben traumb nach son,
190 Denck gwis das kein mensch wissen kon,
In diesem geprechlichen leben,
Was Gott dort ewigclich thw geben
Den auserwelten in seim reich,
Wie denn Cristus selb saget gleich.
195 Drumb sol wir seim wort herzlich glauben,
Der hoffnung vns nit lassen rauben
Solch fürwitzig leiblich gedancken,
Got vertrawen on alles wancken
Der selb wert vns nach disem leben
200 Durch vnsern heiland Cristum geben
Aus gnad das himlisch vaterland,
Dahin helff vns got allensandt,
Da vns ewig frewd auferwachs
Nach seinem wort, das wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis 1560
Am 19 tag Junii
202 *).

---

183. In 1561: auch kombst dorthin. 191. In 1561: zergengklichen, für: gebrechlichen.

*) Die Zahl soll die Zahl der Verse angeben, doch hat Hans Sachs diesmal zwei Verse zu wenig gerechnet, da es 204 sind.

VI.

Das „Valete“ oder „Summa all meiner Gedicht“.

Hans Sachs hatte dieses Gedicht zuerst unter dem zweiten Titel und mit dem Datum 1566 in sein letztes (18.) handschriftliches Spruchbuch eingetragen, hinterher aber die Jahreszahl in 1567 verändert und auch sonst nachträglich ein paar auf die Zeit bezügliche Änderungen gemacht. Gleich nach seinem Tode 1576 erschien es unter dem Haupttitel „Valete“ ꝛc. als Einzeldruck in zwölf Blättern 4⁰, und dieser Ausgabe liegt im wesentlichen der nachfolgende Text zu Grunde, weil jene Ausgabe von 1576 nach Vergleichung mit der Handschrift sich als viel zuverlässiger und besser erweist, als der im fünften Buche der Gesamtausgabe enthaltene Text. Von den bemerkenswertesten Abweichungen ist in den Anmerkungen Notiz genommen, auch in jenen wenigen Fällen, in denen das „Valete“ mit der Handschrift nicht übereinstimmt. Auch das Einrücken jeder zweiten Verszeile, sowie im allgemeinen die Orthographie ist nach dem „Valete“ beibehalten, letztere allerdings mit Beseitigung der ganz willkürlichen und wechselnden Anwendung kleiner Anfangsbuchstaben bei Hauptwörtern, und anderer Ungleichheiten in der Schreibweise:

(Haupttitel:)

Valete

Des Weitberümbten Teutschen Poeten Hans Sachsen zu Nürnberg, Darin er selbs, im 71. Jar seines alters, sein leben und inhalt, anzal und ordnung aller seiner Gedicht, reimenweis verfaßt, gestellt und beschrieben, im Jar nach Christi Geburt 1567.

Vorhin nie im Truck außgangen.

Mit Römischer Key. Mey: Freyheit, in sechs Jaren nit nachzudrucken. Gedruckt zu Nürnberg, durch Katharinam Gerlachin, und Johans von Berg Erben M.D.LXXVI.

Summa all meiner Gedicht vom 1514. Jar biß ins 1567. Jar*).

Als man zelt vierzehundert Jar
Und vierundneunzig Jar fürwar,
Nach des Herren Christi Geburt,
Ich Hans Sachs gleich geboren wurt,
5 Novembris an dem fünften Tag
Daran man mich zu tauffen pflag
Eben geleich grad in dem herben
Grausam und erschröcklichen Sterben,
Regiret in Nürnberg der Statt.
10 Den Brechen auch mein Mutter hat
Und darzu auch der Vatter mein,
Gott aber verschont mein allein.
Siebenjärig darnach anfieng
In die lateinisch Schule gieng,
15 Darin lernt ich Puerilia,
Grammatica und Musica
Nach schlechtem Brauch derselben Zeit;
Solchs alls ist mir vergessen seit.
Neunjärig aber dreißig Tag
20 Ich an dem heißen Fieber lag.
Nachdem ich von der Schule kam,
Fünfzehjärig, und mich annam,
Thet das Schuhmacher Handwerck lehrn,
Mit der Handarbeit mich zu nehrn
25 Daran da lernet ich zwei Jar.
Als mein Lehrzeit vollendet war,
Thet ich meinem Handwerk nachwandern
Von einer Statt zu der andern,
Erstlich gen Regenspurg und Braunau,
30 Gen Salzburg, Hall und gen Passau,
Gen Wels, Münichen und Landshut,
Gen Oetting und Burckhausen gut,
Gen Würtzpurg und Franckfurt, hernach
Gen Cobleutz, Cölen und gen Ach,
35 Arbeit also das Handwerk mein
In Bayern, Francken und am Rein.
Fünf Jare lang ich wandern thet
In dise und vil andre Stät.

*) So in der Handschrift; im Valete: von vierzehen jaren an bis auf das 1568.

17. Im Valete: „nach ringem Brauch“, — beides so viel, wie: nach dem allgemeinen Brauch auch der geringeren Stände. 23. lehrn: wie häufig für lernen. 29 und 30. Im 5. Buche heißt es zuerst Passau und dann Braunau.

Spiel, Trunckenheit und Buhlerei
40 Und ander Kurtzweil mancherlei
Ich mich in meiner Wanderschafft
Entschlug, und war allein behafft
Mit herzenlicher Lieb und Gunst
Zu Meistergsang der löblichn Kunst,
45 Für all Kurtzweil thets mich aufwecken.
Ich hett von Lienhardt Nunnenbecken
Erstlich der Kunst einen Anfang;
Wo ich im Land hört Meistergsang
Da leret ich in schneller Eil
50 Der Par und Thon ein großen Theil.
Und als ich meines Alters war
Fast eben im zweinzigsten Jar,
Thet ich erstlich mich unterstan
Mit Gottes Hilff zu dichten an,
55 Mein erst Par im langen Marner,
Gloria patri Lob und Ehr,
Zu Münichen, als man zelt zwar
Fünfzehundert vierzehen Jar,
Half auch daselb die Schul verwalten,
60 Thet darnach auch selber Schul halten
In den Stäten, wo ich hin kam,
Hielt die erst zu Frankfurt mit Nam,
Und nach zwei Jarn zog ich mit Glück
Gen Nürnberg, macht mein Meisterstück.
65 Nach dem ward mir vermähelt drin
Mein Gmahel Kungund Creuzerin,
Geleich an Sanct Egidi Tag,
Am neunten Tag der Hochzeit pflag,
Als man gleich fünffzehundert Jar
70 Darzu neunzehen zelen war,
Welche mir gebar sieben Kind,
Die all in Gott verschieden sind.
Und als man fünffzehundert Jar
Und auch sechtzig Jar zelen war,
75 Am 16. Tag Marcij im Fried
Mein erster Gemahel mir verschied.
Als man zelt ein und sechtzig Jar
Am zwölften Augusti fürwar

40. Im 5. Buch: Thorheit für Kurtzweil. 47. Im **Valete: Erstlich ein gar** geringen Anfang. 50. Im 5. Buch: Bar für Par. 55 und 56. **Hans Sachs reimt** hier: Ehr auf Marner. 59. D. h. die Singschule. 72. **Im Valete: die all mit** Tod abgangen sind.

Wurd mir wider verheirat da
80 Mein andre Gmahel Barbara
Harscherin, und am Erichtag
Nach Sanct Egidien ich sag
War mein Hochzeit fein schlecht und still,
Mit der leb ich, so lang Gott will.
85 Als man aber zelet fürwar
Geleich fünffzehen hundert Jar
Und sechs und sechtzig, in dem Meyen
Am ersten Tag thet mich erfreuen
Meine Gedicht, Sprüch und Gesang,
90 Die ich het dicht vor Jaren lang.
Da inventirt ich meine Bücher,
Ward gar ein fleißiger Durchsücher,
Der Meistergsang Bücher zumal
Der warn sechzehen an der Zal,
95 Aber der Spruchbücher der was
Siebenzehne die ich durchlas,
Das achtzehend war angefangen
Doch noch nit volendt mit Verlangen,
Da ich meine Gedichte fand
100 Alle geschriben mit eigner Hand,
Die vier und dreißig Bücher mit nam,
Darin summiret ich zusamm
Erstlich die Meistergsang fürwar,
Der von mir sind gedichtet par
105 In diesen zwei und fünffzig Jarn,
Darin vil Schriftlicher Par warn
Auß alt und neuem Testament,
Auß den Büchern Mosi vollendt,
Auß den Figurn, Prophetn und Gsetz,
110 Richter, Künigbücher, zu letz
Den ganzen Psalter in der Summ,
Der Bücher Machabeorum,
Und die Sprüch Salomo hernach,
Und auß dem Buch Jesus Syrach

---

80. Im Valete: Mein anders Weib, hieß Barbara. 87. In den anderen Drucken steht: sieben und sechzig, und lauten die Verse: Und sieben und sechzig, ich sag — Januarij am ersten Tag — So aber fehlt dem ganzen Satze der Abschluß. 105. In den anderen Drucken: drei und fünfzig, nach der Datierung von 1567. 108. Im Valete: Ans den fünff Büchern Mosi. 111. Im Valete: Und der Psalmen ein große Summ. In der Handschrift heißt es: Und der Psalmen ein michle Sum.

115 Epistl und Evangelion,
Auch aus Apocalypsis schon,
Auß den ich allen vil Gedicht
In Meistergsang hab zugericht
Mit kurzer Glos und jr Außlegung
120 Auß guter Christlicher Bewegung,
Einfeltig nach der Schrifft Verstand,
Mit Gottes Hilff nun weit bekandt
In Deutschem Land bei Jung und Alten,
Darmit vil Singschul werden ghalten
125 Zu Gottes Rhum, Lob, Preis und Glori
Auch vil warhafft weltlich Histori,
Darinn das Lob der Gutn erhabn
Und der Argen Lob tieff vergrabn,
Auß den Gschichtschreibern zugericht,
130 Auch mancherley artlich Gedicht
Auß den weisen Philosophis,
Darinn ist angezeiget diß,
Wie hoch Tugend zu loben sey
Bey menschling Gschlecht, und auch darbey
135 Wie schendlich sein die groben Laster
Alles Unglückes ein Ziechpflaster;
Dergleich vil poetischer Fabel
Welche sam in einr Parabel
Mit verborgen verblümbten Worten
140 Künstlich vermelden an den Orten,
Wie gar hochlöblich sey die Tugend
Beide bey Alter und der Jugend
Dergleich wie Laster sind so schendlich.
Darnach sind auch begriffen endlich
145 Schulkunst, Strafer, Loica, Renck,
Auch mancherley kurtzweilig Schwenck,
Zu Fröligkeit den Traurign kommen,
Doch alle Unzucht ausgenommen.
In einer Summa diser Par
150 Der Meistergesang aller war
Eben gleich zwey und viertzig hundert
Und fünff und sibntzig außgesundert;

---

121. Im Valete: „Einfeltig nach meinem Verstand". 131. In der Handschrift steht:

Auß den weisen Philosophi,
Darinn ist angezeiget, wie
Hoch die Tugend zu loben sey.

134. Im Valete und den anderen Drucken: Bey Menschlichm gschlecht. 138. Im Valete: „gleich" für sam.

Waren gsetzt in zwey hundert schönen
Und fünff und siebntzig Meisterthönen,
155 Darunter sind dreyzehen mein.
Solchs war alles geschriben ein
In der sechzehn Gsangbücher Sum.
Die achtzehen Spruchbücher num
Ich auch her in die Hände mein,
160 Darinn durchsucht die Gdicht allein,
Da fund ich frölicher Comedi
Und dergleich trauriger Tragedi
Auch kurtzweiliger Spil gesundert,
Gerad achte und zwey hundert
165 Der man den meisten Theil auch hat
Gespilt in Nürenberg der Statt,
Auch andern Stätten nach und weit,
Nach den man schicket meiner Zeit.
Nach dem fand ich darinnen frey
170 Geistlich und Weltlich mancherley
Gespräch und Sprüch von Lob der Tugend,
Von guten Sitten für die Jugend
Auch höflicher Sprüch mancherley
Auß der verblümbten Poetrey
175 Und auch von manchen weisen Heiden
Von der Natur artlich bescheiden,
Auch mancherley Fabel und Schwenck,
Lächerlich Possen, seltzam Renck,
Doch nit zu grob und unverschembt,
180 Darvon man Freud und Kurtzweil nembt,
Jedoch darbey das Gut versteh
Und alles Argen müßig geh.
Diser Gedicht ich allersand
Tausend und sieben hundert fand;
185 Doch ungeferlich ist die Zal
Auß den Gedichten überal.
Vor drey Bücher außgangen sind
Im Druck, darinnen man jr find
Acht und achtzig Stück und sibn hundert
190 Darob sich mannich Mann verwundert,
Auch ist das viert Buch bstellt zu drucken
Helt in bey fünffthalb hundert Stucken.

---

164. In den anderen Drucken: Der war gleich achte und zweihundert. 176. Im Valete: Von der Natur fein unterscheidn. 191 u. 192. In den anderen Drucken heißt es fälschlich:

Auch ists viert und fünf Buch zu drucken
bestellt, die bei etlich hundert Stucken :c.

Auch spruchweis all meiner Gedicht
    Werdn in der Zeit kommen ans Licht.
195 Auch fand ich in mein Büchern gschriben
    Artlicher Dialogi siben,
Doch ungereimet in der Pros,
    Gantz deutlich frey ohn alle Glos.
Nach dem fand ich auch in der Meng
200 Psalmen und ander Kirchengseng,
Auch verendert geistliche Lieder,
    Auch Gassenhauer hin und wider,
Auch Lieder von Kriegesgeschrey,
    Auch etlich Bullieder darbey,
205 Der aller sammen ich vernum
    Drey und sibentzig in der Sum,
In Thönen schlecht und gar gemein,
    Der Thön sechtzehn mein eigen sein.
Als ich mein Werck het inventirt,
210 Mit großem Fleiß zusam summirt
Auß den Sprüchbüchern umb und umb,
    Da kam mir Summa Summarum
Von Gsang und Sprüchen ausgesundert
    Sechs tausend Stück darzu einhundert
215 Und siebenzig Stück an der Zal
    Aus allen Büchern überall,
Ohn die, so waren kurtz und klein,
    Der ich nit het geschriben ein
Aber hie angezeigte Gdicht
220 Sind allzumal dahin gericht,
So vil mir außweist mein Memori,
    Zu Gottes Preiß, Rhum, Lob und Glori
Und daß sein Wort werd ausgebreit
    Bei Christlicher Gmein ferr und weit,
225 Gsangweis und gereimpten Worten,
    Und in Deutschland an allen Orten,
Bey Alter und auch bey der Jugend,
    Das Lob aller Sitten und Tugend
Werd hoch gepreiset und berümbt,
230 Dagegen veracht und verdümbt

207. Das heißt: nicht in Meisterliedertönen. 213 u. 214. So übereinstimmend im Valete und in der Handschrift. In den anderen Drucken heißt es:

Aus Gsang und Sprüchen mit Gelück
Sechstausend acht und viertzig Stück.

230. Verdümbt oder vertümbt: verdammt, verurteilt.

Die schendlichen und groben Laster,
Die alls Übels sind ein Ziechpflaster,
Wie mir deß auch nach meinem Leben
Mein Gedicht werden Zeugnuß geben.
235 Wann die gantz Sum meiner Gedicht
Hab ich zu eim Bschluß zugericht
Im letzten Alter, als ich war
Gleich alt ein und siebentzig Jar
Sechs Monat weniger fünf Tag.
240 Darbey man wol abnemen mag,
Daß der Spruch von Gedichten mein
Gar wol mag mein Valete sein
Weil mich das Alter hart verirt,
Mich drückt, beschwert und carcerirt,
245 Daß ich zu Ruh mich billig setz
Und meine Gedicht laß zu letz
Dem gutherzigen gmeinen Mann,
Mit Gottes Hilff sich besser darvon.
Gott sei Lob, der mir sandt herab
250 So miltiglich die schönen Gab
Als einem ungelerten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kan,
Daß mein Gedicht grün, blüh und wachs
Und vil Frucht bring, das wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis 1566
am 1. Tag Maij *).

---

235. Wann: Weil, warum. 238 u. 239. So übereinstimmend im Valete und in der Handschrift. In den anderen Drucken steht:

Gleich alt zwey und sibentzig Jar,
Zwei Monat und etliche Tag.

250. Die anderen Drucke haben fälschlich:

So miltiglich die Gottes Gab.

*) So in der Handschrift. In diesem Schlußdatum ist die Jahreszahl nicht wie vorne in 1567 verändert worden; dem „Valete" ist kein Datum hinzugefügt.

VII.

Kleinere lyrische Gedichte

aus des Dichters Handschriften.

Außer in den Meisterliedern hat Hans Sachs die lyrische Strophenform nur sehr selten in seinen Gedichten angewendet. Die nachstehenden Proben lassen aber seine hohe Begabung auch für diese Dichtungsform so entschieden erkennen, daß ihr Abdruck aus den Handschriften wohl gerechtfertigt ist. In ihrer leichten und gefälligen Form haben die beiden ersteren (seinem handschriftlichen 5. Spruchbuch entnommenen) Gedichte etwas Übereinstimmendes darin, daß ein jedes nur aus einer Rede und Gegenrede, in übereinstimmender Zahl der Verse, besteht und dadurch die Strophenform erhält. Von dem ersten, „Die zwei Liebhabenden mit dem Tod", das von dem im ersten Buche der Nürnberger Ausgabe (1558) unter gleichem Titel abgedruckten Gedicht völlig verschieden ist, existiert zwar ein späterer Einzeldruck (mit dem S. 354 wiedergegebenen Holzschnitt); aber erstens ist der Text der Handschrift ein viel besserer, und dann ist in dem alten Einzeldruck das Gedicht mit einem andern („Ermahnung des Todes") verschmolzen, das in der Handschrift als selbständiges Gedicht steht. Bei dem ersteren Gedichte ist die Strophenform noch dadurch bemerkenswert, daß bei jeder Strophe (wie in seinen Schauspielen bei den Aktschlüssen) die letzten drei Verszeilen einen Dreireim bilden. Von dem höchst charakteristischen „Pfeifer und Lautenschlägerin" ist mir kein Druck bekannt. Das dritte Gedicht ist schon als Akrostichon interessant; es ist zwar nicht das einzige, aber durch Innigkeit des Ausdrucks das beste der Art.

Um diese lyrischen Proben beim Leser leichter einführen zu können, gebe ich sie nicht in der alten Orthographie, ohne daß aber im Wortlaut etwas darin verändert ist.

Die zwei Liebhabenden und der Tod.

(1543.)

Die zwei Liebhabenden sprechen.

O grimmer Tod, wie kummst so bald,
Wir sind der Jahr doch nit zu alt,
Wir sind noch unbereit zum Sterben,
O Tod, lass uns ein Frist erwerben,
Und lass uns noch ein zwanzig Jahr,
Dann wolln wir uns bereiten gar
In ein busfertig christlich Leben.
Du findst der Alten viel daneben,
Krank und schwach, betrübt und gefangen,
Die selbst nach dir haben Verlangen
Und dir rufen in ihren Schmerzen.
Wir sind ja noch zwei junge Herzen,
Wollen die Welt noch helfen mehren
Und stellen nach Frummkheit und Ehren,
Weich, thu auf diesmal von uns kehren.

Der Tod antwortet.

Wolauf, wolauf, an meinen Tanz
Helf eilend, daß der Ray werd ganz.
Ich nehm die Jungen wie die Alten,
Die Schönen wie die Ungestalten,
Die Gsunden, Kranken, Reich und Armen,
Ihr keines thu ich mich erbarmen,
Auf Erden ich niemands verschon,
Frölich, traurig, Weib und Mann*),
Ihr keinen ich nie überließ;
Doch ist Zeit und Stund ungewiß,
Dess sollt ihr euch haben versehen,
Jetzt thu ich ungewarnet nähen;
Ihr sollt mein gwart han vor viel Tagen,
Euch hilft kein Weinen, noch kein Klagen,
Ich muß euch's hülzen Glächter schlagen**).

*) Hans Sachs schreibt hier des Reimes wegen Mon für Mann.

**) Das hülzen (hölzerne) Gelächter, das Holzschlaginstrument (vergl. S. 354).

Pfeifer und Lautenschlägerin.

(1543.)

Der Pfeifer spricht.

Ich pfeif gar frisch das frölich Wesen,
Weil ich gut Kronen auserlesen
Mit mir heraus von Mailand bracht.
So schlemm und praß ich Tag und Nacht
Und halt dich frei, du schönes Weib,
Du erfreust mir das Herz im Leib,
In deinem Dienst dien ich auf Glück,
Du schlägst zumal viel guter Stück,
Lieblich und freundlich bist du mir,
Drum ich dich also schmück und zier.
Doch wenn ich nimmer Pfennig hab,
So hab ich Sorg, ich sei Schabab*)
Und muß danach pfeifen dafür,
Der Strohsack liegt mir vor der Thür.

Die Lautenschlägerin spricht.

So kann ich wol Fortuna schlagen
Mit dir ein freies Mütlein tragen,
Die Quintsaiten**) dir lieblich klingen,
Bis ich das Geld von dir kann bringen,
Röck, Schauben***), Kleinod, Speis und Trank;
Bald dein Beutel verliert den Klang,
Daß dir die Saiten drin abspringen,
Kronen und Batzen nimmer klingen,
Mein Lauten nimmer zu bsaiten hast,
Dann wirst du ein unwerter Gast
Und wird ganz heiser dir dein Pfeifen;
Dann thu ich zu eim andern greifen,
Es thu dir gleich wol oder weh,
So schlag ich dir das Vacate†).

---

*) Schabab, von abgeschabt, aufs Nichts heruntergekommen.
**) Quintsaiten, von der Cither, Quinterne genannt.
***) Schaube, Oberkleid.
†) Vacate, von vacat, leer, ausgebeutelt.

Ein schönes Buhllied einer ehrlichen Frauen,

mit einem Namen in den Anfängen*).

(1568.)

Mir liebt im grünen Maien
die frölich Summerzeit,
in der sich thut erfreuen
mit ganzer Stetigkeit
die allerliebst auf Erden,
die mir im Herzen leit.

Ach Mai, du edler Maien,
der du den grünen Wald
gar herrlich thust erfreuen
mit Blümlein mannigfalt**),
darinnen thut spazieren
mein Feinslieb wolgestalt.

Gott, du wöllest mir geben
in diesem Maiengrün
ein frölich gsundes Leben,
dazu die Zart und Schün,
die du mir hast erkoren,
die mir ihr Lieb vergünn.

---

*) Akrostichon, auf den Namen Magdalena; eines der zierlichen Hochzeits- und Liebeslieder, die der vierundsiebzigjährige Dichter noch auf Bestellung oder auf Wunsch für Andere schrieb. Es steht in seinem handschriftlichen letzten (18.) Spruchbuch.

Das reizende Lied ist schon von F. G. W. Hertel in seiner Mitteilung über die Zwickauer Handschriften (1853) abgedruckt worden, aber mit einigen falsch gelesenen Stellen, für deren Berichtigung nach meiner eigenen Abschrift ich Herrn Prof. Edm. Goetze verpflichtet bin. — In der von L. Uhland herausgegebenen Sammlung „hoch- und niederdeutscher Volkslieder" (1844) finden wir ein Lied, dessen drei erste Strophen mit denen des Hans Sachsischen Gedichtes übereinstimmen. Da aber die Quellen, die Uhland für sein Volkslied anführt, nicht so alt sind, wie das Hans Sachsische Gedicht, so wäre es auch wohl möglich, daß dieses das Original war, und daß erst nach ihm das Lied im Volksmunde die Umgestaltungen erfahren hat. Aber auch wenn dies nicht angenommen werden dürfte, so würde doch die Art, wie er das Volkslied benutzt hat, sein eigenes Verdienst nur wenig schmälern. Ganz abgesehen von den Änderungen, die für das Akrostichon auf den Namen Magdalena auch für die drei ersten Strophen nötig waren, zeigen die anderen sechs Strophen mit dem Volkslied (das deren 14 hat) nicht die geringste Übereinstimmung mehr.

**) In der Handschrift steht auch hier schon „wohlgestalt", was aber zweifellos ein Schreibversehen war.

Darum du grüner Maien,
wann ich an die gedenk,
die mein Herz thut erfreuen,
der ich viel Seufzen senk,
dieweil ich leb auf Erden
mein Herz nit von ihr wenk*).

Ich halt an Treu und Ehren,
mein allerhöchster Schatz,
und lass dich nit abkehren
des schnöden Klaffers Schwatz,
gieb ihren falschen Zungen,
in deim Herzen kein Platz.

Lieb, ich wollt Gott mein Herze
künnst sehen in dem Grund,
wie das in Liebesschmerze
von dir ist worden wund,
thu das mit eim Wort trösten,
so wird mein Herz gesund.

Ewig wollt ich mich freuen,
wenn ich dein eigen wär,
und dir dienen in Treuen,
deshalb fürcht kein Gefehr,
nichts ich, denn Ehr und Glücke
von Gott und dir begehr.

Nach Silber und nach Golde
thu ich nit sehnen mich,
als der, die ich herzholde
hab, zu der mich versich
aller Lieb, Treu und Ehren,
weil ich leb auf Erdrich.

Ich thu von mir nit kehren
in Liebes Anefang,
Hoffnung thut mich ernähren
forthin mein lebenlang,
viel tausend guter Nachte
wünsch ich dir mit Gesang.

---

*) wenk, für wankt oder weicht.

VIII.

Aus dem handschriftlichen Generalregister.

Das von Hans Sachs selber geschriebene Generalregister über seine sämtlichen Lieder und Gedichte bildet einen der Foliobände, welche sich in der Ratsbibliothek zu Zwickau befinden. Das Register ist 1560 von ihm angelegt, hat aber späterhin noch Nachträge erhalten. Auch ist dem Register selbst dann noch die Schulordnung der Nürnberger Meistersinger (Anhang II), sowie das Verzeichnis seiner Bibliothek hinzugefügt. Das erste Blatt enthält die

Vorred ueber das register der 16 puecher maister gesangs meiner gedicht.

Anno Salutis 1560 als ich mit gottes hilff gleich schrieb und dichtet an dem sechzehenden puech der maister gesang Und mir gleich mein liebe gemahel verschied Am 17 tag marcj wurd ich gleich hernach Dichtens und schreibens vertroffen. Weil mich auch das alter mit 66 jaren weniger 6 monat schwer gefesselt und uberladen hat, gedacht ich forthin mein zeit mit rue zefertreiben und durchsuechet meine sechzehen puecher maistergesang so ich angefangen hat zw dichten Anno (?) im 13 jar meins alters im 1519 jar (?) mit hilf gottes dis volendet in diesem 1560, meines alters im 66 jar.

In diesen letzten zwei Zeilen hatte er sich offenbar mehrfach verschrieben. Es folgt danach eine Spezifizierung der verschiedenen Gattungen in den Meistergesängen: Alt und neu Testament, Psalmen, weltlich Histori, Lohn der Tugend und Straf der Laster, Schulkunst 2c.,

„höflicher Par, auch Fabel, Schwenk und Stampanei, Freud und Frölikeit („doch ohn alle Unzucht") . . . .

Vnd diser Par aller in den 16 puechern sind in Summa aller 4272, die sint gesetzt in 272 tönen . . . Got sei ewig Lob.

Auch hab ich (in) plüender jugent etliche Buelidelein gedicht in kurzen höfflichen dönlein*), der sind in der Zal 26. Der sind 21 in meinem ersten gesang puech begriffen, die andern in meinem letzten Sechzehenden puech angehangen, auf das sie auch in gedechtnus pleiben und Zeugnus geben die lieb so ich zu deutscher poeterey getragen hab. Dergleichen hab ich vor vil jaren Etlich weltliche und Bebstische lieder Cristlich und geistlich verendert. Der sind 8 in meinem ersten gesang puech, dergleichen auch 2 Sambt 13 psalmen so ich gesangs weis gesetzet hab, in den Kirchen und Cristlicher versamlung zu singen, welche ich auch hinden angehangen hab in diesem meinem Sechzehenden und letzten puech (angehangen hab), daß also aller meiner lieder so ich gedicht hab sint in Suma 4323, Got dem herren sey lob und Er in Ewikeit Amen.

a) Seine dramatischen Dichtungen.

Danach folgt eine Vorrede über seine (bis dahin vollendeten) 14 Bücher Spruchgedichte („meiner gepunden gedicht allerley Art"). Da seine sämtlichen dramatischen Stücke darin bereits enthalten sind, so möge hier das Verzeichnis derselben vollständig und nach seiner Schreibweise wiedergegeben werden**). Die von ihm vorgesetzten Zahlen weisen auf das handschriftliche Buch hin, in welchem sie stehen. Einige der hier verzeichneten Stücke, die meisten aus der dritten Kategorie der Fastnachtspiele, sind ungedruckt geblieben und von den handschriftlichen Folianten sind bekanntlich mehrere verloren gegangen. Wie sorgfältig er in dem Verzeichnen seiner Werke verfuhr, kann man daraus erkennen, daß er bei jedem Stücke nicht nur die Zahl der Akte***) und der in dem Stücke agierenden Personen angiebt, sondern auch (in der letzten Zahlenreihe) die Summe der Verse eines jeden Stückes.

Erklärungen sind nur da hinzugesetzt, wo seine Angabe nicht deutlich ist.

---

*) In den sogenannten „Hoftönen".

**) Nur die Eigennamen haben hier der besseren Verständlichkeit wegen große Anfangsbuchstaben erhalten.

***) Die ersten drei Stücke haben noch keine Aktteilung, auch bei einigen späteren fehlen die Angaben der Akte.

Register der Tragedi.

Buech.		Act.	person.	Vers.
1	Lucrecia die romerin mit Sexto		10	400
2	Virginia die romerin die keusch		24	500
„	Caron mit den abgestorben Selen		11	368
5	Gismunda mit Guisgardo	5	11	500
„	Lisabetha mit Lorenzo	(5)		590
6	Die sechs kempfer	(4)		742
„	Die Enthaubtung Johannis		5	468
„	Jocasta die unglückhaft künigin	5	13	700
„	Der reich Sterbet Man (Hecastus)	5	17	1284
7	Judit mit Holoferne	5	12	888
„	Jeremias der prophet	5	12	776
„	Absalon der aufrürisch	5	14	700
„	Künig Rehabeam mit sein ret	5	7	562
„	Lasarus wirt auferweckt	5	9	386
„	Falsch kaiserin mit dem graffen.	5	9	666
„	Der ritter von purgund	5	11	698
„	Künig Ysboset wirt umpracht	5	11	602
„	Künig David lest sein volk zelen	3	13	530
8	Die pelegerung Samaria	5	14	700
„	Belegerung Jerusalem K. Sennach (Sennacherib)	5	11	700
„	Herodes mit Sein Sün (Der Wüterich Herodes) .	5	15	858
„	Die kintheit Mosi	5	14	662
„	Tristrans mit Ysalden	7	23	1240
„	Fortunato mit dem wünschhuet	7	22	1132
„	Priester Ely mit Seinen Sünen.	5	10	660
„	Die opferung Ysaac	3	9	522
9	Clitemestra die mördrisch küngin	5	14	750
„	Achilles mit Polixena zerstörung troja	5	9	1158
„	Rosimunda die falsch künigin	5	10	814
„	Alcestis die getrew fürstin	3	7	500
„	Agatocles mit Clinia	3	5	478
„	Das kebsweib (des Leviten)	5	5	474
10	Die zerstörung Jerusalem	6	17	1000
„	Herzog Wilhelm mit Agley	7	21	1020
„	Der Jepte (Jephta)	3	11	512
„	Der Simson	5	17	852
„	Die Melusina	7	25	1124
„	Die Thamar	3	9	702
11	Die Machabeer	7	27	1060
„	Die vier liebhabenden (Die vier unglückhaft liebhabenden Personen)	7	16	1100
„	Hagwartus mit seiner Signe.	5	13	812
„	Aritophila mit dem thirannen	5	11	770

Buech.		Act.	person.	Vers.
11	Die kindheit Cristi (Entpfengnus und geburt Johannis und Christi)	9	24	1100
„	Künig Saul mit David	7	21	1070
„	Gepurt, leben und ent könig Cirj	7	19	1170
„	Tiranney küng Saul und sein ent	5	14	800
„	Der hüernen Sewfried	7	14	1132
12	Nabot und küng Ahab	5	17	782
„	Phebus mit Daphne	3	9	566
„	Passion Cristj	10	31	1586
„	Das jüngst gericht	7	34	1746
13	Abraham mit Lot	7	21	1332
„	Alexander magnus	7	21	1410
„	Der got Bel mit den pfaffen	3	8	368
„	Die fraw Beritola	7	17	?
„	Pura die martirin	3	8	470
„	Ptholomeus der thirann	5	13	1001
14	Cleopatra die kunigin egipti	7	12	1260
„	Romulus und Remus die prüeder	7	28	1180

(Beim Romulus und Remus ist erst Buch 16 angegeben, dann ausgestrichen. Dann sind quer an den Rand nachträglich zwei Stücke eingeschrieben:)

17	7 Act 25 perf. Theseus mit dem Minotaro	1229
„	5 Act 10 perf. (Unleserl.) mit Lucrecia (erst Melusina)	1228

Das register der Comedj.

Buech.		Act.	person.	Vers.
2	Pallas die Göttin mit Venerj	3	12	776
„	Der Henno	5	10	720
„	Judicium Paridis	5	15	738
„	Disputacio von mesie (Die Disputation über den Messias)	(1)	12	284
„	Plutus der got der reichtum	4	12	732
„	Der Thobias	5	14	834
„	Die Stulticia	(1)	28	692
3	Die Hester mit dem künig Ahasvero	(1)	13	632
„	Jupiter der got mit Junoij der göttin	(1)	5	806
„	Alter und jugent		5	1000
5	Die Violanta	6	63	586
„	Griselda die geduldig	5	13	810
„	Thitnis gisipus die zwen getrew (Titus und Gisippus)	5	10	632
6	Hiob der geduldig	5	19	700
„	Die zwen prueder Luczen (Die Bearbeitung der Menächmen des Plautus)	5	10	700

Buech.		Act.	person.	Vers.
6	Genura die unschuldig	5	9	700
„	Geschöpf und fal Ade (Geschichte der Schöpfung und Adams und Evas)	3	11	1000
„	Die küngin aus frankreich	5	13	765
„	Jacob und Esaw	5	6	660
„	Circes mit Ulise	5	8	714
„	Das gericht Salomonis	5	8	700
„	Küng aus frankreich mit dem k. (König Dagobertus aus Frankreich)	5	12	706
7	Bianceffora (Florio und Bianceffora)	7	15	1114
„	Die kaiserin mit den ausezig (Die unschuldig Kaiserin von Rom)	5	12	824
„	Jona der prophet	4	10	510
„	Waldpruder mit dem engel	3	5	400
8	Der alt purger mit 3 Sünen (Der alt reich Burger)	5	5	732
„	Ritter Galmi mit der Herzogin	7	12	1054
„	David mit Abigail	5	8	500
„	David epruch mit Batsaba	5	9	668
„	Mucio Scevola der roemer	5	10	645
„	Die ungleichen kinder Eve	5	19	906
9	Der falsch Schnelmeister (Camillus mit dem untreuen Schulmeister)	3	11	384
„	Persanes die künigin mit Ar. (Aristoteles)	3	7	556
„	Die Irfart Ulissi	6	14	1378
10	Die vertrieben frumb keiserin	6	21	1022
„	Die schön Magelona	7	19	1030
„	Der Gideon	5	16	648
„	Der verloren Sun	5	9	888
„	Hugo Schapler	7	18	1310
„	Des Marschalks Sun (Der alt Marschalk 2c.)	5	10	860
„	Fraw Maria mit dem Doctor (Die schöne Marina 2c.)	3	5	684
„	Künig Darius mit den kemerling	3	5	580
„	Kaiser Julianus im pad	5	9	874
11	Josua mit den 5 künigen	7	22	1056
„	Elisa mit dem olkrug	3	7	430
„	Olbie mit Arte (Olivier und Artus)	7	14	1222
„	Der jüngling im kasten	3	10	560
„	Der weltlich verloren sun	3	10	666
„	Jael mit Sissera	4	9	531
„	Marina der K. dochter aus Fra. (Frankreich)	7	17	1278
„	Daniel mit sein gesellen	7	15	1250
„	Mephiboset kunig Saul Sun	(1)	4	346
12	Pontus mit seiner Sedeina	7	13	1338
„	Andromeda mit Perseo	5	9	888
„	Hester gancz H. („Die ganze Histori der Hester")	7	23	1384

Buech.		Act.	person.	Vers.
15	Die zwölff argen künigin	(1)	14	647
„	Die zwölff durchleuchting frawen	(1)	14	524
14	Herzog Wilhelm von Orlienz	7	25	1260
„	Küng Sedras mit Helebat	7	23	1234
„	Küng Artaxerxes Unglück	7	24	1206
15	Küng Andreas von Ungarn	7	12	1100
17	Therencij mit Traso und Thies (Thais, nach Terenz)	4	—	1206
„	Judicium Paridis	3	—	266

Volget das register der Fastnachtspil*).

Buech.		person.	Vers.
1	Von der Liebe streit (Eigenschaft der Lieb)	4	372
„	Frau Venus hoffgesind	13	216
2	Reichtum wider armut (Klag, Antwort und Urteil ꝛc.) . .	3	364
„	Das pos weib (Von einem bösen Weib)	5	476
3	Buler, spiler und drinker	4	494
„	Der ungeraten Sun	3	362
„	Der milt und karg	3	506
„	Der füerwitz mit dem Eckhart	3	422
„	Die sechs armen klagenden	6	266
„	Die rockenstuben	5	216
„	Das narrenschneiden	3	380
4	Das pachen holen im deutschen hoff	3	384
„	Die fünf elenden wandrer	6	326
„	Der heuchler und war freund	3	390
„	Der dolpen Fricz (Das Krapfenholen)	3	324
5	Der schwanger pauer	5	314
„	Die laster arzney	5	306
„	Der deuffel mit dem alten weib	4	322
6	Der kauffmann mit dem deufel (und den alten weiben) .	5	322
„	Der nasentanz	9	330
7	Der gestolen fasnacht hon (hahn)	4	312
„	Der farent schüler ins paradeis	3	320
„	Nicola der jung kauffman	4	386
„	Frau warheit mit dem pauren (Frau Warheit will niemand herbergen)	3	318
„	Der kuedieb mit dem pauern	4	354
„	Die zwen purger mit Salomo (Von Joseph und Melisso)	3	430
„	Der abt im wildpad	5	336
„	Der pös rauch	3	300
„	Die drey Studenten (ist nicht vorhanden)	5	410

*) Die Fastnachtspiele sind sämtlich einaktig; nur bei ein paar Stücken, die er sonst als Komödien bezeichnete, hier aber eingeordnet hat, sind die Akte angemerkt.

Buech.		person.	Vers.
7	Der got Apollo mit fabio	4	438
„	Der halb freunt und der heuchler	5	396
„	Der geizhunger	5	386
„	Der podenlos pfaffensack (ist nicht vorhanden)	5	300
„	Das kelber prüten	3	330
„	Die spech puelerey	4	378
„	Der paurn knecht wil zwo weiber	4	306
„	Der farent schüler mit dem deufel (dem Teufelsbannen)	4	316
„	Das hais eyssen	3	300
8	Die ferschwezet pulschafft (Verschwatzt Bulschaft)	17	547
„	Der partekensack	4	400
„	Der gstolen pachen	4	332
„	Der paur im fegfeur	6	400
„	Die listig puelerin	5	333
„	Küng Alexander mit Diogenj	3	322
„	Der Eyffrer hört sein weib peicht (Der groß Eyfferer)	4	344
„	Das weib im prunnen	3	330
„	Der thirann Dionisius	4	336
„	Reichstags Deutschlands (nicht vorhanden)	6	242
„	Das pos weib mit wort, würz und stain (... gut zu machen)	3	374
„	Der verdorben edelman im pet	7	340
„	Eulenspigel mit den plinden	9	400
„	Die ungleichen kinder Eve (Das kürzere Spiel: Wie Gott ꝛc.)	11	420
„	Der kezermaister mit dem suppenkessel	5	432
„	Der pauer mit dem plerr	3	280
„	Der schalkhaftig pauren knecht (nicht vorhanden)	5	312
„	Die pürgerin mit dem pfaffen (Verschlagen Kupplerin mit dem Thumbherrn)	3	354
„	Alt Cuplerin mit dem dumherrn	5	426
9	Eulenspigel mit der kellnerin (Pfaffenkellnerin)	4	362
„	Der rosdieb zu fünsing	4	366
„	Der dot man wur lebendig	4	330
„	Das wainent huentlein	4	386
„	Der wol erzaust alt Buler (Der alt Buler mit der Zauberei)	4	432
„	Wunderlich man geschlacht zu machen	3	380
„	Das munket weib (Der liderlich Mann mit dem munket Weib)	4	380
„	Pfarrer mit den Eprecher pauern	4	350
„	Der kremers korb	6	326
„	Sant Petter mit sein freunden	4	380
„	Der kampff armut mit glueck	5	434
„	Der plint mesner mit dem pfafen	3	372
„	Der dot im stock	4	326
„	Thalles mit Solone disputacion (Disputation zweier Philosophen . . .)	5	400
10	Das pelz waschen	4	400

Buech.		person.	Vers.
10	Lucius Papirius mit den weibern	6	390
„	Die frumb schwiger kupelt ir dochter (Die kupplet Schwieger…, nach der Handschrift bei Edm. Goetze gedruckt)	4	408
11	Der neidhart mit dem feyel (hat 3 Akte)	8	508
„	Der deuffel nam ain alt weib	5	424
„	Eulenspiegel mit dem duech (Eulenspiegel mit dem blauen Hostuch)	4	330
12	Der Got mit dem wuecher (aus der Handschrift bei Edm. Goetze gedruckt)	4	284
13	Herman mit dem saffran (Der Bauer mit dem Saffran)	4	356
„	Der schwanger pauer mit dem fuel (Füllen)	4	350
14	Klas schellentaus (Der verspielt Reutter)	5	400
„	Die zwen rauffenden gefatern (Die zwen Gefattern mit dem Zorn)	4	324
„	Der doctor mit der (großen) Nasen	4	334
„	Francisca kom zweier pueler ab (Die jung Witfrau Francisca…)	7	468
„	Esopus mit Xanto (Esopus der Fabeldichter. Hat 5 kurze Akte)	8	640

b) Das Register über seine Meisterlieder.

Die dazugesetzten Zahlen bedeuten die Zahl der Lieder, die Hans Sachs in dem genannten „Ton“ geschrieben. In der Handschrift ist immer vor dem Ton die Zahl seiner Verse (d. h. in jeder Strophe) gesetzt. Es möge dafür hier nur im allgemeinen angegeben werden, daß von den „alten“ Meistern der überlange Ton Regenbogens die meisten Verszeilen in der Strophe hat, nämlich 58, während der kürzeste Ton die „Hönweis“ Wolframs mit 8 Verszeilen und der kurze Ton Regenbogens mit 7 Verszeilen ist. Von den Nürnberger Liedern haben die längsten Strophen: Michel Vogels überlanger Ton mit 105 und Caspar Peczen überlanger Ton mit 108 Verszeilen. Das Mittelmaß der Strophenlänge ist 18—22 Verszeilen. Von den Tönen des Hans Sachs hat der kurze Ton 13, der überlange Ton 66 Verse.

Das register über die 16 puecher meister gesangs meiner gedicht.

	Lieder
Hofton Danhewsers	30
Verkerten ton Michel **Peham**	17
Hagelweis **Huelzings**	15
Rorweis **Phalgen von Straspurg**	26
Pflugthon **Sighart**	25
Sueffen thon **Harders**	28
Langen thon **Mayenschein**	23
Gsangweis Albrecht **Leschen**	18
Zirkelweis Leschen	15
Fewerweis Leschen	14
Guelden thon **Canzlers**	24
Langen thon Canzlers	10
Langen thon **Münch v. Salzpurg**	5
Corweis Münch von Salzpurg	26
Hofton **Brenbergers**	12
Engelweis **Müllers von Ulm**	3
Schneeweis Müllers von Ulm	5
Unpekanten thon **Neßlers** v. Speir	12
Linden thon Jeronim. **Traibolt**	10
Gulden tagweis Jeronim. Traibolt	1
Langen thon Caspar **Singers**	11
Schlechter ton Caspar Singers	10
hellen thon Caspar Singers	3
lieben thon Caspar Singers	12
Freyen ton Caspar Singers	7
kleweis Walter **Wenckens**	10
Saphica	1
Langen thon **Park** (Panz?) zu Frankfurt	5
langen thon Jacob **Klibers**	10
krönten thon Raphael **Dullers**	22
neberkrönten Dullers	1
langen thon Caspar **Otendörffer**	1
jüngling weis Caspar Otendörffer	10
langen schlagweis Caspar **Wirt**	5
Schrotweis Martin **Schroten**	9
Narrenweis Schroten von Aug.	4
Newen thon Onophery **Schwarzenpach**	4
Morenweis Onophery Schwarzenpach	3
kleweis Onophery Schwarzenpach	2
parat weis Onoph. Schwarzenp.	3
graben (grauen) thon Onophery Schwarzenpach	1
Meien plum weis Schwarzenpach	1
hohen thon Onoph. Schwarzenp.	2
frolichen morgenweis Onophery Schwarzenpach	1
Crewz ton Onoph. Schwarzenp.	2
Überlangen thon **Seb. Wild**	1
Gulden schlagweis Seb. Wild	1
krönten thon Seb. Wild	1
wilden thon Seb. Wild	1
nasen gsangweis Seb. Wild	1
junckfraw weis Seb. Wild	1
Jungen thon **Michel Francken**	12
Gulden Crenzweis Michel Francken	1
Steigweis **Hans Pogners**	12
Freud weis **Hans von Maincz**	15
kelber weis Hans **Heiden**	16
Münnich weis Paul **Kreling**	2
Erwelten thon Math. **Schneiden**	1
losen thon Jorg **Gerhart**	1
hohen gartweis Jeron. **Schmid**	20
Newe plum weis **Paul Schmid**	1
Hohen Knaben weis Paul Schmid	6
verschiden thon Paul Schmid	3
Hohen linden weis H. **Ratgeb**	1
Zank weis Lorenz **Wesels**	1
Heuffling weis **Adam Puschmann**	3
kurzen amsel weis Ad. Puschm.	1
klingenden thon Adam Puschmann	2
in drei Tönen (8 par)	8
in drei Tönen	1
1 par in 11 (2?) thönen	1
in drei überlangen thönen	1
in drei überlangen thönen*)	1

Hierauf folgen die thön der Nürnberger Dichter:

	Lieder
Fritz **Ketner** parat reyen	14
Osterweis Ketners	19

*) Diese fünf letzten gesondert angegebenen Nummern waren solche Lieder, deren jede Strophe nach einem andern Ton gedichtet war.

	Lieder
Überlangen thon Michel Vogl	1
Ein Par in drei tönen M. Vogl	1
langen thon **Hans Vogl**	8
Überlangen thon Hans Vogl	5
Engelweis Hans Vogl	48
Scherz thon Hans Vogl	16
Sauer weis Hans Vogl	13
Suessen thon Hans Vogl	15
Vogel weis Hans Vogl	12
glas weis Hans Vogl	11
lilgen weis Hans Vogl	19
reben weis Hans Vogl	23
Schwarzen thon Hans Vogl	28
Frischen thon Hans Vogl	14
Strengen thon Hans Vogl	8
Hunds weis Hans Vogl	8
gesungen thon Hans Vogl	11
Jungkfraw weis Hans Vogl	6

	Lieder
Schalweis Hans Vogl	7
klagweis Hans Vogl	8
Verwirten thon Hans Vogl	6
kurzen thon Hans Vogl	23
Drei par in 3 thönen Hans Vogl	3
Silber weis **Hans Sachsen**	48
Guelden thon Hans Sachsen	43
hohe perck weis Hans Sachsen	14
morgen weis Hans Sachsen	23
Gesang weis Hans Sachsen	56
kurzen thon Hans Sachsen	50
langen thon Hans Sachsen	40
Newen thon Hans Sachsen	92
Bewerten thon Hans Sachsen	71
klingenden thon Hans Sachsen	64
Überlangen thon Hans Sachsen	21
Spruchweis Hans Sachsen	51
Rosen thon Hans Sachsen	122

Verzeichnis „etlicher puelieder

so ich in meiner jugend gedicht hab in kurzen hof dönlein“:

Im Hofton Prenbergers 2, in der Hofweis Hans Sachsen 1, Senweis Hans Sachsen 2, Traurweis Hans Sachsen 1, Freudweis H. S. 2, Trostweis H. S. 1, klagweis H. S. 1, in einer frembden dagweis 1, Summer weis H. S. 1, Rosenweis H. S. 1, Laid weis H. S. 1, Dagweis H. S. 1, Scheidweis H. S. 1, Herzweis H. S. 2, Verwegen weis H. S. 1, Meidweis H. S. 1, Dienstweis H. S. 1, Eweis H. S. 1, im frembden thon H. S. 1, im thon ich klag den tag 1, im thon mag ich unglück nit widerstehn 1, in ein (?) thon 1, in eim eigen thon 1, in eignem thon 1, in der Thollner melody 1.

Dann folgt das Register „etlicher Lieder geistlich verendert“, dann 13 Psalmen, im Ton „nun freut euch liebe Cristen gemein“. — Dann noch nachträglich: „mer geistlich und kriegslieder“, darunter auch zwei „Hochzeitlieder“ und zwei „puellider“.

c) Die Bibliothek des Hans Sachs,

aus seinem i. J. 1562 selbst geschriebenen Verzeichnis, eingetragen in das handschriftliche Generalregister seiner sämtlichen Dichtungen. Wie das Ganze hier in buchstäblicher Genauigkeit wiedergegeben ist, so gehören ihm auch die für die alphabetische Ordnung vorgesetzten Buchstaben.

Die Anmerkungen sind nur bei solchen Angaben gemacht, die einer Erklärung bedürfen und nicht schon im Text oder in den Anmerkungen dazu erläutert sind.

Anno Salutis 1562 am 28 tag Januarij meines alters im 67. Jar hab ich Hans Sachs dise meine puecher inventirt vnd ain ides puech Sunderlich verzaichnet nach dem A B, C wie wol oft mer puecher den ains zw samen eingepunden sent in ain puech.

A. Apuleus mit dem guelden Esel.
Alanus von der menschwerdung Cristi.
Alten weisen Exempel puch[1].
Antomey puech von glidern des menschen.

B. Bibel das erst dail witenberger druck.
Bibel das ander dail witenberger druck.
Bibel das new thestament.
Brandanus was er auf dem mer für wunder erfaren[2].

C. Concordanz uber die ganz Bibel.
Cronica der Nürnberger gros kobergers[3].
Cronica vber ganz Deutschlant Sebastian Franken.
Cronica denmarck, Schweden vnd nortwegen Alberti Crantz.
Cronica der Augspurger.
Cento Novella Johannij Bocacij.

D. Das erst gesamelt puch der Sermon vnd Tractetlein 40 stück[4].
Das 2 gesamelt puech der Sermon doctor martinij 10 stück.
Das 3 gesamelt puech helt innen 39 stück.
Das 4 gesamelt puech helt innen 19 stück.
Das 5 gesamelt puech der Sermon helt 51 stück.
Das 6 gesamelt puech allerley matery 21 stück.
Dares phrygius die zerstörung tria[5].
Das erst puech meiner gedicht allerley matery 376 stück.
Das ander gedruckt puech meiner gedicht helt 318 stück.
Das drit gedruckt puech meiner gedicht 102 Comedy[6].

---

1) Das Buch der Weisheit oder der alten Weisen. Ulm 1484. 2) Reisebeschreibung des heiligen Brandan, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 3) Soll heißen: die Nürnberger große Chronik Schedels, von Koberger gedruckt. 4) Vergl. S. 136. 5) Die dem Dares phrygius zugeschriebene Bearbeitung „de excidio Trojae". (tria für Troja ist natürlich nur verschrieben.) 6) Es sind dies die drei ersten Bücher der gedruckten Ausgabe seiner Dichtungen.

E. Esopus Seine 4 puecher und ander fabel auserhalb[7].
Ewlenspigel mit seiner Schalckheit.

F. Franciscus petrarcha von paiderley glück und unglück 2 puch.
Franciscus petrarcha gedenck puech 4 puecher.

G. Gesta romanorum der römer gemain geschicht puch[8].
Gart der gesuntheit oder natur puech 4 puecher.

H. Homerus die irrfart ulisij 24 puecher.
Herodotus der kriechisch geschicht schreiber 9 puecher.
Herodianus der gschichtschreiber remischer kaiser 8 puecher.
Hueberinus von Zorn und guete gottes.
Herzog ernst nach der alten peschreibung puech[9].

J. Justinus der geschicht schreiber die anfang der küngreich 44 puecher.
Johannes Bocaciy die 99 durchleuchting frauen[10].
Johannes Bociy von den unglückhaftigen person 9 puecher[11].
Jesus Sirach gereimet durch herr Sebastian grosen.

K. kurze kriegs ordenung.
kaiserin von rom vertriben.
kunst puech von rossen, varben und krankheiten[12].

L. Ludovickus Vartomanus der lant farer[13].

M. Maister gesang das erst puch meiner gedicht 50 par.

(Hiernach folgen jedes der anderen 15 Meisterlieder-Bücher unter einander aufgeführt, jedes mit Angabe der Zahl der Lieder)[14].

Meistergesangpuch von frembden gedichten 398 par[15].
Melusina ein verteutscht französisch gedicht.
Mörin vom Venusperg[16].

N. Natürlich weisheit der alten 4 puecher.
Natur puch Fisch, Fegel, tier und Edelgestein[17].
Natur puech das klain.
Narren Schiff doctor Sebastian prant.

---

[7]) Die Steinhöwelsche Übersetzung des Esop enthielt auch noch andere Fabeln. [8]) Die Gesta romanorum waren schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts in deutschen Übersetzungen erschienen. [9]) Das beliebte Volksbuch. [10]) Des Boccaccio „Berühmte Frauen" und [11]) des Boccaccio Buch Vom Glückswechsel. (Bocij ist verschrieben.) [12]) Unverständlich. [13]) Reisebeschreibung. [14]) Die Gesamtsumme derselben ergiebt etwas weniger als die in seinem Valete angegebene Zahl. [15]) Es ist dies seine i. J. 1517 angelegte erste Sammlung (vergl. S. 100). [16]) Die „Mörin" von Hermann von Sachsenheim, seit 1512 wiederholt erschienen. [17]) Aus Plinius' Naturgeschichte.

O. Ovidius von verenderung der gestalt [18].
Ovidius von der lieb arzney [19].

P. psalter ausgelegt durch Pomeranum.
plinius von der natur menschen thier und fisch 5 puecher [20].
plutarchus von den 46 durchlewchting mennern.
plutarchus von den gueten sitten. 21 puecher.
pandeckt puechlein der heiligen Schrift otto prunensis.
postil des advent ausgelegt doctor martinus luters.
psalter gsangweis sambt andern kirchen gesengen [21].
prediger Salomonis ausgelegt durch Doctor Johann Brenzen.

R. Rethorica tewtsch formular zw schreiben.
Rechenpuecher 3 von aller art rechnung.
Rollwagen und zwo garten gselschaft und 3 Comedi [22].
Register all meiner gedicht gesang Comedi und Spruch.

S. Seneca von guetten Sitten 46 puecher.
Schwetonij tranquillus von 16 kaisern 12 puecher [23].
Sabellij Exempel puech von Cristen Juden und Haiden.
Schiltperger ein landfarer [24].
Schimpf und Ernst [25].
Sews (?) ain Municheray.
Spruch puech das erst . . . .

(Folgen hinter einander seine eigenen Handschriften der „Spruchbücher" von 1 bis 14. Später nachgetragen sind dann noch die Bücher 15 bis 18.)

Sebastians prant Fibel [26].
Schuldpuecher zwai das alt und new.

T. thuernierpuech anfang wie vil gehalten sint [27].
thurckischer kaiser Ankunft und Herkummen.

---

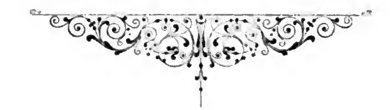
18 u. 19) Ovids Metamorphosen und „Remedia amoris". 20) Von Plinius' Naturgeschichte waren zuerst 1509 die ersten fünf Bücher in Straßburg erschienen. Dann gab H. von Eppendorf 1543 die Bücher 7—11 (Straßburg) heraus. 21) Unter der Bezeichnung „gesangweis" erschienen 1538 die Psalmen von J. Dachser, Gamersfelder u. A. 22) Von J. Wickrams Rollwagenbüchlein erschien der erste bekannte Druck 1555, von J. Frey's Gartengesellschaft die erste Ausgabe 1556. Die „drei Comedi" waren jedenfalls dessen drei zusammen gedruckten Stücke. 23) Suetonii Kaiserbiographien. 24) Beliebte Reisebeschreibung Schildbergers. 25) Die Schwanksammlung Pauli's, vergl. das 11. Kapitel und Anmerkungen dazu. 26) Wohl verschrieben für: Fabel. 27) Quelle für sein Gedicht: Ursprung und Ankunft des Turniers.

V. Valerius maximus der römisch gschichtschreiber 9 puecher.

W. Wanderschaft umb heilligen grab und land.
Weltpuech Sebastian francken.

X. Xenophontes drey puecher vom küng Cirus.

Z. Zwölff artickel des glaubens auf papistisch.



Anmerkungen, Ergänzungen und Nachweise.

Zu dem Titelbild.

Das dem Buche vorgesetzte Bildnis des Hans Sachs ist die Wiedergabe eines Kupferstiches von Lucas Kilian, aus dem Jahre 1623. Der Kupferstecher hat dazu offenbar das Herneisensche Bildnis (vergl. das 12. Kapitel) oder die danach gefertigte Radierung von Jost Amman als Vorbild benutzt, aber in ganz freier und künstlerischer Weise behandelt. Außer dem kleinen oben in der rechten Ecke des Bildes stehenden lateinischen Spruch, „Also achtet Gott die demütigen Seelen in der Welt", hat das Bildnis noch zwei poetische Unterschriften, eine lateinische und eine deutsche. Die lateinischen Verse (Hexameter) besagen: Gott habe aus einem Schumacher einen Seher (Vatem) und großen Dichter gemacht. Man möge hieraus erkennen, welche Wunder Gott vollbringt, indem er nicht des Standes der Person achte, sondern auch dem schlichten Handwerker wohlklingende und herzliche Worte in den Mund lege. Dann folgen noch in den altdeutschen Reimpaaren zwölf deutsche Verszeilen, die schon vorher andern Bildern des Dichters beigefügt waren und die beginnen:

Also war ich Hans Sachs gestalt
Gleich ein und achtzig Jahre alt u. s. w.

Die Überschrift des Bildes, das hier genau in der Größe des Originals wiedergegeben ist, lautet: Eygentliche Contrafactur deß Sinnreichen und weitberühmten Hanssen Sachsens, Fürnemmen Teutschen Poetens, seines Alters ein und achtzig Jahr.

Zum ersten Kapitel.

S. 6. Der hier abgebildete Schutzheilige St. Sebald befindet sich auf einem Altarbild von Michael Wohlgemuth, und zwar auf einem Seitenflügel des Pergenstorferschen Altars, neben dem heiligen Georg. Das Bild ist gegenwärtig im Germanischen Museum.

S. 7. Das Rathaus. Das älteste Rathaus befand sich nicht auf dem jetzigen Platze desselben, sondern stand am Hauptmarkt und zwar an dem südlichen Teil desselben. Es war zugleich Lager- und Verkaufshaus für die Tuchmacher: daher stammt auch die noch jetzt vorhandene Tuchgasse. Im Jahre 1332 scheint das Gebäude für baufällig erkannt worden zu sein, denn es wurde in auffälliger Weise plötzlich vom Rate aufgegeben, indem derselbe seine Amtsthätigkeit teils in das Ulrich Hallersche Haus verlegte, teils in bestimmte Räume des Augustinerklosters; und auch am Weinmarkt scheinen Häuser interimistisch für die Ratsgeschäfte benutzt worden zu sein. Erst 1340 konnte dann das neue am Salzmarkt gegenüber dem Chor der Sebalduskirche gelegene Rathaus bezogen werden, wo bis dahin ein langes dem Kloster Heilsbronn gehörendes Haus sich befand. In den untersten Räumen des Rathauses wurden auch die „Lochgefängnisse“ für Untersuchungsgefangene sowie die Folterkammer eingerichtet. Sehr eingehende Nachrichten über die älteste Geschichte des Rathauses wie über alle späteren Neu- und Umbauten findet man in dem vorzüglichen Werke des städtischen Archivars Ernst Mummenhoff: „Das Rathaus in Nürnberg“, mit Unterstützung der Stadt vom Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg, mit vielen Abbildungen (Nürnberg, J. L. Schrag, 1891).

S. 7. Die gänzliche Verweisung der Juden aus der Stadt geschah erst anderthalb Jahrhunderte später. Der Beschluß dazu war 1498 gefaßt und verkündet worden, und um Lichtmeß d. J. 1499 wurden die Juden unter bewaffnetem Schutze hinausgeführt.

S. 8. Der „schöne Brunnen“ hat seitdem mannigfache Umgestaltungen erfahren. Da er zu Anfang dieses Jahrhunderts zu verfallen drohte, ließ ihn König Ludwig I. als Kronprinz durch Albert Reindel ganz neu, aber im Geiste des alten Werkes herstellen. Auch für die Steinbildnisse blieben die S. 8 u. 9 genannten im wesentlichen, mit geringen Veränderungen, beibehalten. Neuerdings hat man wieder eine gründliche Renovierung beschließen müssen.

S. 11. Mit der Belehnung des Grafen von Zollern 1191 wurde die Trennung der schwäbischen und fränkischen Linien der Zollern (sie werden auch als Grafen von „Zolre“ erwähnt) vollzogen. Die ersten Burggrafen zeichneten sich: „Wir Friedrich von Gottes Gnaden Burggraf von Nürnberg“, oder auch „Fridericus prefectus de Nurembere“.

S. 12. Nach dem deutschen Kriege von 1866 ist dem König von Preußen das Recht des „Mitbesitzes“ an der Burg, als des Stammsitzes der Hohenzollern, durch König Ludwig II. zugesprochen worden.

S. 15. Daß auf diesem Bildnis des Kurfürsten von Brandenburg derselbe vor einem Betpult dargestellt ist, erklärt sich daraus, daß dies Bild zu einem alten Altarschrank gehört, auf welchem, wahrscheinlich erst in späterer Zeit, die Bildnisse des Kurfürsten und seiner Gemahlin, der „schönen Else“, in den beiden unteren Ecken der Haupttafel hinzugesetzt wurden. Diese aus der Kirche von Kadolzburg stammende Altartafel wurde, nachdem sie durch die Bemühungen des Grafen Stillfried ans Licht gebracht und dort von dem preußischen Kronprinzen Friedrich gesehen war, diesem von der Gemeinde 1873 zum Geschenk gemacht und befindet sich seit 1883, nach sorgfältiger Restaurierung in dem Berliner Hohenzollernmuseum zu Monbijou.

S. 16. Johann Huß war selbst 1414 auf seiner Reise nach Konstanz auch nach Nürnberg gekommen. Er soll daselbst eine Erklärung über sein Vorgehen haben anschlagen lassen, welche Billigung fand.

S. 20. Rosenplüts Gedicht ist zwar später (1490) mit vielen Veränderungen gedruckt worden, aber in seiner ursprünglichen Fassung wurde es erst in unserer Zeit nach den älteren Handschriften von dem verdienstvollen nürnbergischen Historiographen K. M. L. Lochner („Der Spruch von Nürnberg des Hans Rosenplüt", Nürnberg 1854) veröffentlicht. — Im „Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung" (Wien 1873) wird in einer Studie über Rosenplüt von C. Wendeler bezweifelt, daß die (S. 20 zitierten) Verse, in denen er sich als fahrenden Wappendichter bezeichnet, auf ihn persönlich Anwendung finden sollten, indem er in der von ihm geschilderten Unterredung mit einer Zwergin dies nur fingiert habe. Ich kann nicht finden, daß die für solche Auffassung vorgebrachten Gründe stichhaltig sind.

S. 20. Der in dem Rosenplütschen Gedicht so hochgerühmte Nürnberger Musiker und Organist Konrad Paumann war später nach München gekommen und ist daselbst verstorben. An der südlichen Langseite der Münchener Frauenkirche befindet sich an der Außenmauer neben einer Thür seine Grabtafel, die ihn, vor der Orgel sitzend und von verschiedenen Musikinstrumenten umgeben, darstellt. Die darüber befindliche verwitterte Inschrift besagt: „Anno 1473 an S. Pauli Bekerungs Abent ist gestorben und hie begraben der kunstreichist all Instrument und der Musica Maister Cunrad Pawmann ... von Nurnberg und plinter geboren".



Konrad Paumann.

S. 23. Die Ansicht von Nürnberg im 15. Jahrhundert ist nach einem Stiche wiedergegeben, dem ein Bild von Michael Wohlgemuth zu Grunde liegt. Das Original ist aber kein selbständiges Bild des alten Meisters, sondern bildet nur den landschaftlichen Hintergrund eines Altarbildes, am Krellschen Altar im äußersten Chorteile der St. Lorenzkirche. Es scheint, daß diese Ansicht Nürnbergs, die in dem Stiche sehr vervollständigt wurde, die älteste vorhandene ist. Pleydenwurfs Holzschnitt in der Schedelschen Weltchronik mag wohl ungefähr gleichzeitig entstanden sein, kann aber in seiner unkünstlerischen und perspektivisch ganz unmöglichen Zeichnung kaum in Betracht kommen.

S. 26—28. Zu Behaims Globus. Die Erdkugel des Martin Behaim, welche in Nürnberg noch heute, seit vierhundert Jahren, aufbewahrt wird, ist mit Gradnetz noch nicht versehen, während der nur ein Jahr später entstandene Globus von Laon ein solches schon besitzt. (S. Günther: „Martin Behaim".) Von den Arbeiten, nach denen Behaim die kartographische Darstellung auf

seinem Globus konstruierte, erstattet er in einer am Wendekreis des Steinbocks hinlaufenden Inschrift selbst Bericht. Danach waren Ptolomäus, Plinius, Strabo und für das östliche Asien Marco Polo die Quellen, aus denen er schöpfte. An einer anderen Stelle des „Apfels“ wird noch als Gewährsmann „der wurdige Doctor und ritter Johann de Mandavilla“ angeführt. — Über den Anteil, den der Nürnberger Rat an der Herstellung dieses Globus gehabt, geben die Eintragungen in den Rechnungsbüchern der Losunger Auskunft, welche Petz in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Nürnbergs“ (6. Heft) veröffentlicht hat. Auch in diesen Ratsakten wird der Globus stets als der „Apfel“ bezeichnet. So heißt es in einer Notiz aus dem Jahre 1494: .... „mitsampt den 24 fl. 5 lb. nov. 9 fl. 2 hl. für den apffel der **mappa mundi** so her Merten Peham zugericht hat“. Aus anderen Rechnungsnachrichten ersieht man, daß an der technischen Herstellung auch der bekannte Mechaniker und Künstler Glockenthon der ältere beteiligt war. Eine spätere Eintragung, vom 16. Oktober 1510, meldet uns über die Herstellung des messingenen Horizontalringes: „Item 1 lb. nov. 10 hl. für einen großen messen rink umb die **mappa**“. — Außer dem Globus lieferte Martin Behaim für den Rat auch noch eine Weltkarte zum Aufhängen, wie es in den Rechnungsbüchern heißt: „ein getrukte **mapa mundi**, da die gantze welt ina wegriffen ist, die da wol dint zu dem apffel und in die kantzley gehenkt wirtt“ ...

Bei seiner jetzigen Beschaffenheit wird das Studium des Globus dadurch erschwert, daß die ursprünglichen Farben desselben durch das Alter mehr oder weniger in ein schmutziges Braun übergegangen sind. Dennoch hat F. W. Ghillany noch 1852 in seinem bedeutenden Werke „Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim“ denselben in zwei Planigloben aufs genaueste und vollständigste, auch mit den Farben, in seiner natürlichen Größe dargestellt. In den kleinen Skizzen, die der Leser bei uns im Texte (S. 29) findet, sind einzig die Umrisse der Weltteile berücksichtigt, ohne die vielen erläuternden Aufschriften, wie ohne die Flüsse, Ländernamen u. s. w. und ohne die sehr zahlreichen Bilder von Schiffen, Menschen, Tieren und märchenhaften Geschöpfen, die nach damaliger Sitte in die Länder wie in die Wasserflächen hineingezeichnet und mit Farben versehen sind. Am reichsten damit ausgestattet sind Afrika und die westliche Hälfte der Kugel. Auch die Legenden, die in das ethnographische Gebiet gehören, sind hier besonders ausführlich. Am längsten sind die Textstellen bei den Inseln Zanzibar, Java **minor**, Seylan (Ceylon) und der östlich gelegenen **Insula Candye.** Auf der Insel Ceylon steht die Schrift: „Seylan eine der besten Inseln in der welt ...“ An einem südlichen Küstenstrich sowie an einer daran gelegenen Insel heißt es: „das volk dises konigreich und landes geht nacket und betet einen ochsen an“. An der Stelle des Südpols der Kugel ist das Nürnberger Wappen, und zwar das mit dem Jungfrauenadler, zu sehn, wie auch über den ganzen Globus Fähnchen mit den Farben der verschiedenen Nationen verteilt sind.

Daß übrigens die damaligen Nürnberger Verwandten des großen Seefahrers keineswegs stolz auf ihn waren, ersehen wir aus einer spaßhaften Stelle in dem Briefe seines Bruders Wolf, der aus Lyon am 22. November 1491

an seinen Vetter in Nürnberg schreibt: er erfahre aus seinem Briefe, daß sein Bruder Mertheim (Martin) „noch zu Nurmbergk sei und sei noch im Haus und führ ein seltsames wesen. Das hör ich gar ungern, man sagt hie zu Lyon von ihm, daß ich michsen (mich seiner) schem, ich wollts gar gern, daß wir ganz ledig von ihm werden".

S. 31. Regiomontanus (mit eigentlichem Namen Johannes Müller, geboren in Königsberg in Franken) blieb nicht lange in Nürnberg. Nachdem er hier seine astronomischen Ephemeriden und andere Werke in seiner eigenen Druckerei hergestellt hatte, wurde er 1475 durch den Papst Sixtus IV. nach Rom berufen; er starb aber bald darauf, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben. Ob er, wie behauptet wurde, in Folge des gegen ihn erwachten Neides vergiftet worden sei, ist unerwiesen.

S. 34. Die lateinische Ausgabe der Schedelschen Chronik hat dieselben Holzschnitte, wie die deutsche, doch sind sie besser gedruckt. Der Titel der gleichzeitigen deutschen Ausgabe lautet:

„Das Buch der Croniken vnd geschichten mit figuren vnd pildnussen von anbegin der welt bis auf dise vnsere Zeit." — Erst auf der letzten Seite des Buches sind dann die näheren Angaben gemacht: „Hie ist entlich beschlossen das Buch der Croniken vnd gedechtnuß wirdigern geschichten von anbegynn d'werlt bis auf dise vnßere zeit von hohgelerten mannen in latein mit großem fleiß vnd rechtfertigung versammelt. vnd durch Georgium alten deßmals losungschreiber zu Nürmberg auß denselben latein von maynung zu maynung vnnd beyweylen (nit on vrsach) außzugsweise in diß teutsch gebracht. vnnd darnach durch den erbern vnd achtpern Anthonien koberger daselbst zu Nürmberg gedruckt. auf anregung vnd begern der erbern vnd weysen Sebalden schreyers vnd Sebastian kamermaisters Burgern daselbst. vnd auch mit anhangung Michael wolgemutz vnd Wilhelm pleydenwurffs maler daselbst auch mitburger die diß werck mit figuren wercklich gezirt haben. Volbracht am xxiij tag des monats Decembris Nach der gepurt Cristi vnßers haylands Mcccc.xciij.jar".

Das Buch erschien noch in verschiedenen Drucken. Die Ausgabe von 1496 (Augsburg, Hans Schönsperger) hat kleineres Folioformat und durchgehends nur verkleinerte Nachbildungen der früheren Holzschnitte.

S. 35 u. 36. Plinius Secundus in seiner Naturgeschichte giebt allerdings einige derartige Märchen von wunderbaren Menschen fremder Länder zum besten. Im 5. Buche, das von dem Innern Afrikas handelt, sagt er u. a.: „Den Blemmyern sollen die Köpfe fehlen, Mund und Augen aber auf der Brust stehen. Die Satyren haben außer ihrer Gestalt nichts Menschliches an sich; die Aegipanen sind so gestaltet, wie man sie gewöhnlich abbildet" (d. h. mit zottigen Bocksbeinen). „Die Himantopoden haben krumme Füße und können sich nur durch Kriechen fortbewegen."

S. 37. Das Bildnis des Markgrafen Casimir ist aus dem Werke: „Brandenburgischer Ceder-Hein, Worinnen des durchleuchtigen Hauses Brandenburg Aufwachsen und Abstammung . . ." durch Joh. Wolfgang Rentschen. Baeutr 1682.

S. 38. Nach der Wagenburg-Ordnung aus d. J. 1430 mußte jeder Streitwagen mit fünf starken Pferden bespannt sein, und hatte eine Besatzung von einundzwanzig Mann, darunter die Büchsenschießer, Armbrustschützen u. s. w. Fünf solcher Streitwagen bildeten ein „Glied", fünf Glieder bildeten einen „Bund" und vier Bund (also hundert Wagen) eine „rechte Schickung". Eine neuere Wagenburg-Ordnung rührte von Albrecht Achilles aus d. J. 1462 her. Doch mögen auch diese Verhältnisse für die Nürnberger nicht maßgebend gewesen sein.

S. 39. Pirkheimer hatte schon in dem unglücklichen Kriege des Kaisers Max gegen die Schweizer dem Kaiser als Hauptmann der Nürnberger Truppen 400 Mann Fußvolk und 60 Reiter zugeführt und scheint dabei sich ganz tüchtig gezeigt zu haben. — Bezüglich der wegen der Flucht der Nürnberger 1502 gegen ihn gerichteten Beschuldigungen ist zu beachten, daß Pirkheimer wegen seines herrischen und heftigen Wesens in Nürnberg viele Gegner hatte. In einem an Anton v. Kreß von ihm geschriebenen lateinischen Briefe verteidigt er sich lebhaft gegen jene grundlose Beschuldigung und spricht sich dabei sehr bitter gegen den Nürnberger Rat aus, gegen dessen Beschlüsse er häufig vergeblich opponierte und aus dem er deshalb später auch ausschied.

S. 41. Das Kunz Haßsche „Gedicht der loblichen Stadt Nürnberg von dem Regiment, Gebot und Satzung eines erbarn weisen Rats" erschien in demselben Jahre (1490), in welchem auch erst der ältere Rosenplütsche Spruch von Nürnberg durch den Druck verbreitet worden war. Nach dem im Germanischen Museum befindlichen Exemplar ist es in neuerer Zeit von Dr. K. A. Barack wieder herausgegeben worden (Nürnberg 1858), mit sehr dankenswerten erläuternden Anmerkungen.

S. 44 u. 45. Die beiden in Stein gehauenen Nürnberger Wappen befanden sich an der einstigen Bastei am Wörther Thor; ein drittes war der deutsche Reichsadler. Da die Bastei in neuerer Zeit abgetragen wurde, sind die Wappenbilder nach der Burg geschafft worden. — Das ursprüngliche und eigentliche Nürnberger Wappen, das in alter Zeit von der Bürgerschaft als Stadtwappen gebraucht wurde, ist dasjenige, welches auf der linken Seite den halben Adler auf goldenem Felde zeigt, auf der rechten Hälfte des geteilten Schildes die schrägen Streifen der Nürnberger Stadtfarben, weiß und rot. Man hat dies Wappen als das der Reichsvogtei erklärt und seinen Ursprung


Das Adlerwappen vom Rathaus.

auf den Kaiser Konrad III. 1140 zurückgeführt, für welche Annahme jedoch die Beglaubigung fehlt. Das zweite Wappen ist der sogenannte „Jungfrauen-

adler", auf welchem der Adler auf blauem Felde Kopf und Brust einer Jungfrau hat, und ist dies Wappen, das zuerst Mitte des 13. Jahrhunderts vorkommt, noch heute im Gebrauch und findet sich gleichfalls an sehr zahlreichen Gebäuden in Stein gehauen. Auf einer Urkunde v. J. 1243 hat es als Stadtsiegel die Unterschrift: **Sigillum universitatis civium de Nurenberch.** Ein drittes Wappen, das aber selten vorkommt, hat den einköpfigen Adler auf goldenem Felde. Es soll ursprünglich das Wappen des Reichsschultheißen gewesen sein und wurde ehedem von der Stadt als Gerichtssiegel gebraucht, mit der Umschrift: **Sigillum judicii Nurenberch.** Eines der wenigen Steinbilder dieses Wappens befindet sich am älteren Teil des Rathauses, Ostseite, in nebenstehender Form. Eine der vorzüglichsten Zeichnungen der ersteren und verbreiteteren Wappen hat das im 7. Kapitel (S. 189) mitgeteilte Titelblatt.

Zum zweiten Kapitel.

S. 47. Die „Kotgasse", in der das (nicht mehr vorhandene) väterliche Haus des Hans Sachs war, ist die heutige Brunnengasse, die auf der westlichen Seite der Lorenzer Kirche parallel mit der Karolinenstraße nach dem S. Lorenzer Kirchplatz führt.

S. 51. Das Originalgemälde dieses Jugendbildes von Dürer ist im Besitze des Herrn Eugen Felix in Leipzig. Ein gleiches Bildnis soll sich im Königl. Museum zu Madrid befinden, aber mit anderer Altersbezeichnung.

S. 56. In seiner eigenen im Jahre 1567 verfaßten „Summa all meiner Gedicht" (s. im Anhang) bezeichnet Hans Sachs die Anfangsgründe seines genossenen Schulunterrichts als **Puerilia.** Wenn er in einem anderen Gedicht „Die Werke Gottes sind alle gut" berichtet, daß er außerdem auch Rhetorik, Logik, Philosophie, Griechisch u. s. w. gelernt habe, so ist dies nicht wörtlich zu nehmen, denn er machte häufig von der poetischen Licenz Gebrauch, das, was er über andere erfuhr, auf sich persönlich anzuwenden.

S. 57. Auch an diesem bairisch-pfälzischen Kriege war der jugendliche Götz von Berlichingen Teilnehmer, aber in einer für ihn sehr unglücklichen und denkwürdigen Weise, denn hierbei geschah es, daß er seine Hand einbüßte. Ein ganz seltsames Geschick war es, daß er, der auf bairischer Seite stand (nicht aus Politik, sondern durch zufällige Umstände veranlaßt), dennoch diesen schweren Verlust gerade durch die Nürnberger erlitt. Er erzählt in seiner Lebensgeschichte, wie er bei Landshut scharmützelte und dabei mit den Nürnbergern zusammentraf, die aber „ihr Geschütz in Feind und Freund richteten". Dabei ward ihm durch die Kugel von einer Feldschlange sein Schwertknopf so getroffen, daß ihm der „halbe Teil" in die Armschienen schlug und ihm das Gelenk über der Hand zerschmetterte. — Bemerkenswert in seinem Berichte darüber ist noch der Umstand, daß er nach seiner Verwundung von Landshut

aus Irrtum in das Lager des Stegreifritters und Plackers Christoph v. Giech gekommen war, mit dem er zwei Jahre vorher bei Nürnberg auf gleicher Seite gestanden, und der ihn jetzt überaus herzlich aufnahm.

S. 61. Daß die Stadt Hall, die Hans Sachs unter den von ihm besuchten Städten nennt, das im Unter-Innthale unweit Innsbruck gelegene Hall sei, ist sehr unwahrscheinlich, da es zu weit ab von seinen Wegen liegt. Edmund Goetze in seiner Lebensbeschreibung (Bamberg, 1890) kombiniert, daß mit dem genannten Hall das heutige Reichenhall gemeint war, das erst später als das „reiche Hall“ bezeichnet worden sei. Nun giebt es zwar noch ein kleineres Hall in Österreich, zwischen dem von Hans Sachs besuchten Wels und Steyer gelegen, und es könnte also auch dies gemeint gewesen sein. Aber die Annahme Goetzes hat viel für sich und erscheint um so berechtigter, als Hans Sachs bei Herzählung der verschiedenen Städte dieses Hall unmittelbar nach dem benachbarten Salzburg nennt.

S. 65. Wenn Hans Sachs in vielen seiner späteren Gedichte allerlei Dinge erzählt, die er in dieser oder jener Stadt erlebt habe, so ist daraus nicht immer zu entnehmen, daß er selbst dort war, denn er kleidete auch ältere Anekdoten und Schwänke in die Form persönlicher Erlebnisse. Wenn er daher auch aus Innsbruck erzählt (in dem 1537 geschriebenen Gedicht „Die unnütz Frau Sorg“), wie er daselbst beim Kaiser Maximilian als ein „Waidmann“ gewesen sei, so gehört dies ebenfalls nur zu den erlaubten dichterischen Freiheiten. Auch noch andere Städte, wie z. B. Lübeck und Osnabrück, hat er zum Schauplatz erzählender Gedichte und persönlicher Erlebnisse gemacht, ohne dort gewesen zu sein. Die Städte, die er wirklich auf seiner Wanderschaft besucht hat, sind von ihm selbst alle genannt, und danach haben wir uns zu richten.

S. 66. In seiner „Summa all meiner Gedicht“ berichtet Hans Sachs: er habe in München, da er eben im zwanzigsten Jahre war, mit Gottes Hilfe „zu dichten angefangen“: sein erst „Bar“ (Meisterlied) sei „Gloria patri Lob und Ehr“ gewesen im „Ton des langen Marner“. Daß er dann nochmals ausdrücklich das Jahr 1514 dafür angiebt, dürfte uns an der Richtigkeit seiner Angaben nicht zweifeln lassen, wenn dem nicht entgegenstände, daß er selbst für seine beiden ersten Meistertöne das Jahr 1513 bezeichnet hat. Diese Angabe machte er bereits in seinem zweiten handschriftlichen Meisterliederbuch am Schlusse desselben bei Mitteilung der Gesangsnoten seiner ersten neun Töne. Über dem ersten Ton steht: „Die Silberweis, zw praunaw im 1513“ und dann folgt: „Der gülden Ton zw ried im 1513 jar“. Wenn man den Widerspruch damit erklären wollte, daß er in München 1514 sein erstes Lied nach einem fremden Ton (im „langen Marner“) gedichtet, so konnte er trotzdem nicht sagen, daß er damit erst zu „dichten angefangen“, denn die schon 1513 erfundenen eigenen Töne begriffen ja selbstverständlich auch den von ihm gedichteten Liedertext in sich. Und daß er diese doch viel wichtigeren Proben seiner Dichtkunst in der „Summa“ gar nicht erwähnt, kann nur als ein Gedächtnisfehler angesehen werden, denn man hat zu bedenken, daß er die Angaben in seiner „Summa“ erst in seinem 73. Lebensjahre schrieb (1567),

während die Jahreszahl für seine ersten beiden Meistertöne bereits 1528 angegeben war, da er also die Zeit der Entstehung noch viel frischer im Gedächtnis haben mußte, als es vierzig Jahre später der Fall sein konnte.

S. 67. Noch im 15. Jahrhundert erschien das Decamerone in der Verdeutschung (wahrscheinlich von Steinhövel) unter dem Titel „Cento Novelle“ (Ulm, 1472), dann 1490 in Augsburg, und danach in mehreren Auflagen in Straßburg.

S. 67. Eine Anregung zu der sonderbaren Erfindung in seinem Kampfgespräch von der Liebe mag ihm wohl die Kenntnis von Niclas v. Wyle's „Translatzion oder Tütschungen . . .“ gegeben haben, wovon 1510 ein neuer Druck in Straßburg erschienen war. Von dem furchtbaren Schwulst in Wyle's Erzählungen, nach Aeneas Sylvius und anderen, konnte er sich kaum angezogen fühlen; aber die erste der Erzählungen betont wiederholt mit großer Umständlichkeit, daß die Liebe mehr Bitterkeit als Süßigkeit enthalte, mehr Leiden als Freuden. Obwohl nun Hans Sachs aus der Handlung der Geschichte von Euriolus und Lucrezia absolut nichts benutzt hat, so mag doch eben die so umständlich erörterte Tendenz ihn zu seinem Gedichte angeregt haben, was um so glaublicher durch einen anderen Umstand wird. Wyle's Geschichten haben zwar keinen besonderen Titel, wohl aber im Anfang des Buches eine kurze Inhaltsangabe. Für die erste Geschichte ist darin ganz besonders die „Eigenschaft der Lieb“ betont, und diesen Titel hat bald danach Hans Sachs seinem zweiten Fastnachtspiel gegeben, das den Inhalt seines früheren Kampfgespräches nur dialogisiert wiederholt.

S. 74. Wagenseil hat in seiner (erst 1697 erschienenen) Schrift von der Meistersinger „holdseligen Kunst“ neben mancherlei Irrtümern auch den Namen Ketner in Kotner verwandelt, während bei Hans Sachs wie auch in allen alten Meisterliederbüchern der Name Ketner lautet. Auch Richard Wagner hat jenen Irrtum aus Wagenseil aufgenommen. Bei der treffenden Charakteristik seiner liebenswürdigen Gestalt des Hans Sachs fällt solch ein Nebenumstand gar nicht ins Gewicht, hier aber mußte der richtige Name Fritz Ketner hergestellt werden.

Zum dritten Kapitel.

S. 75. Des Handwerks seines Vaters erwähnt Hans Sachs einmal in einem viel später geschriebenen Gedichte, in dem Schwank „Über die Ursachen der Feindschaft zwischen den Schneidern und der Geis“ (geschrieben 1556, Nürnberger Ausgabe, zweites Buch, 4. Teil). Es handelt sich darin um einen von Salzburg nach Kitzfeld gezogenen Schneider, der von dem Edelmann und Pfleger wegen eines Unterschleifes durch eine ihm zuerteilte Geiß gestraft wird. An die Erzählung fügt dann der Dichter den Schluß:

Doch sag ich diesen Schwank vertraut
Dem löblichen Handwerk der Schneider,
Deſſ ich mein Lebtag war kein Neider,
Zu einem Scherz und guten Schwank.
Bitt wöllens mir nit zu Undank
Aufnehmen, weil vor manchem Jahr
Mein Vater auch ein Schneider war.
Daß Glück und Heil reichlich erwachs
Dem Handwerk, wünschet ihm Hans Sachs.

S. 76. Nürnbergisches Handwerksrecht des 16. Jahrhunderts. Nach archivalischen Quellen bearbeitet von D. J. Stockbauer. Nürnberg 1879. Herausgegeben vom Bayr. Gewerbemuseum in Nürnberg.

S. 79. Jakob Baechtold in seiner vortrefflichen „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz" (1889—92) sucht aus verschiedenen Umständen nachzuweisen, daß Gengenbachs „Gauchmat" später erschienen sein müsse und daß er hier der Nachahmer des Hans Sachs war. Wenn auch manches in den Baechtoldschen Argumenten dafür zu sprechen scheint, und wenn ich auch gern dem Nürnberger Dichter den Ruhm der Originalität gönne, so kann ich doch aus mancherlei Gründen nicht recht daran glauben. Hans Sachsens Spiel ist ungleich frischer und auch vor allem reicher in der Behandlung des Stoffes, als das Gengenbachsche. Es ist aber stets anzunehmen, daß der Nachahmer den Stoff eher bereichert als verringert hat. Hans Sachs hatte aber auch noch eine andere Quelle zu seinem Spiele, in der „Mörin" von Hermann von Sachsenheim. Hans Sachs hat die „Mörin", die schon 1453 geschrieben war und 1512 in Straßburg neu gedruckt wurde, selbst besessen. Der Dichter derselben erzählt darin, wie er zur Venus und dem bei ihr weilenden Danheuser in den Venusberg kam, dort von der Venus wegen seiner Unbeständigkeit in der Minne angeklagt, aber vom treuen Eckart verteidigt ward. Obwohl in der Ausführung des Themas ganz abweichend von der „Mörin", sind doch auch in den einzelnen Verspartien deutliche Anklänge, die H. Drescher in seinen verdienstvollen „Studien zu Hans Sachs. I. Hans Sachs und die Heldensage" hervorgehoben hat. H. Drescher macht es auch sehr wahrscheinlich, daß Gengenbach in den einleitenden Versen zu seiner „Gouchmat", in denen er sich gegen ein unlängst ausgegangenes Gedicht, das die „Unkeuschheit der Lieb" verteidigt, eben die „Mörin" gemeint habe.

S. 87. Dr. Scheurls Hochzeit mit Katharina Fütterin ist in dem Pfinzing-Löffelholzischen Stammbuch von Dr. Scheurl selbst aufs umständlichste mit Nennung aller dabei beteiligt gewesenen Personen beschrieben. Das Dokument ist in neuerer Zeit in den „Mitteilungen für die Geschichte der Stadt Nürnberg" (3. Heft) abgedruckt.

S. 84—90. Die hier mitgeteilten Trachten bei Hochzeiten und Tanzbelustigungen sind, mit den darunter stehenden Versen, nach den großen Holzschnitten in dem Weigelschen „Trachtenbuch" (Nürnberg, Anno 1577) verkleinert wiedergegeben

S. 91. Der hier abgebildete und besonders im 17. Jahrhundert berühmte Spruchsprecher hieß Wilhelm Weber, und Wagenseil in seiner Schrift über die Meistersinger berichtet über seine Kenntnisse und seine Geschicklichkeit viel Rühmendes: Er habe „den Josephum, Virgilium, Ovidium und Plinium (nach den damaligen deutschen Übersetzungen) fast ganz im Kopfe gehabt". Von seiner Schlagfertigkeit erzählt er, daß einmal bei einer Hochzeit es sehr lustig und lärmend zuging, und als dabei auch einige Gläser zerbrochen wurden, habe der Spruchsprecher seinen Stab geschüttelt und improvisiert:

Paulus schreibt an die Epheser:
Seid lustig, brecht aber keine Gläser!

S. 92. Hans Sachs betitelt den erst 1562 geschriebenen Schwank von dem Spruchsprecher: „Fatzwerk wider die Handwerker", und es möge hierbei bemerkt werden, daß das von Hans Sachs häufig gebrauchte Wort fatzen im Oberdeutschen soviel wie spotten, zum Narren halten, Possen treiben bedeutet. Wie viele andere derartige Ausdrücke ist auch dieses Wort dem Italienischen — **facezia**: Scherz, drolliger Einfall — entlehnt. Die aus dem Zeitwort fatzen gebildeten Wörter waren Fatzwerk, Fatzer, auch Fatzmann u. s. w. — In einer gewissen Beziehung dazu steht auch das Neu-Berlinische „Fatzke".

S. 97. Veit Hirschvogel war der ältere dieses Namens. Die Kunst des Glasmalens war auch auf seine beiden Söhne übergegangen, von denen besonders Augustin Hirschvogel (geb. um 1504) zu großer Berühmtheit kam und nicht nur im Glasmalen, sondern auch im Zeichnen und Formen, Emaillieren und Ätzen ausgezeichnetes leistete, dabei auch in den mathematischen Wissenschaften sehr kundig war.

— Nach einer Mitteilung von Chr. G. Murr (Journal zur Litteratur und Kunstgeschichte, 1. Teil 1798) wäre früher zwischen dem Pfarrhof und der Moritzkapelle (also über die Straße hin) ein „Schwibbogen" gewesen, an dem ein 18 Zentner wiegendes messingnes Kruzifix hing. Seit 1543, da dieser Schwibbogen abgetragen wurde, sei das Kruzifix „über dem ehemaligen Beinhause" befestigt worden.

Zum vierten Kapitel.

S. 98. Die Urkunde, betreffend die Überweisung des väterlichen Hauses in der Kotgasse (jetzt Brunnengasse) an Hans Sachs ist von dem ehemaligen Archivar K. Lochner in dem „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" (Bd. 14, 1867) mitgeteilt. Hans Sachs erhielt danach von seinen Eltern, dem Schneider Jorg Sachs und dessen Ehefrau Christine, das Haus bei seiner Verheiratung mit Kunigund Creutzer, „weyland Peter Creutzers und Kunigund seiner Ehwirtin seligen nachgelassen Tochter", ausdrücklich als Heiratsgut.

S. 100. Die erste Sammlung von Meisterliedern, eigener und fremder, die Hans Sachs bereits 1517 angelegt hatte, befindet sich auf der Berliner Königl. Bibliothek und gehört zu den wichtigsten Urkunden für die Geschichte der Nürnberger Meistersinger. Es ist ein starker Quartband von 479 Blättern nebst Einleitung und Register. In die obere linke Ecke der Titelseite ist geschrieben **H. S. 24.** Die Einleitung beginnt:

„In dem süßen Namen unsers Heil machers Ihesu criste und Seiner gebenedeiten Mutter Marie. ist dis puch mit Meister gesang angefangen. als man zalt **Anno Salutis** 1517 Jar auff den Tag Sancta Margarete der heiligen Jungfrauen, und sein in dissem puch pegriffen In der Sum 398 gutter pewerter par. Der Meist Teil gab reich. auch verporgen künst. schulkunst. history. und stampaney. und under dissen paren sint vil schoner neuer par . . . . . . welches puch Ich Hans Sachs mit grosser mü und emsigem Fleiß zw sam gesamlet hab. aus mengem gutten puch . . . ."

Unter einem bewährten („pewerten") Par ist dasjenige zu verstehen, was von den Singschulen geprüft und eingetragen ward. (Über „Stampanei" und andere Ausdrücke vergleiche man das 9. Kap. und die Anmerkungen dazu.) Von Hans Sachsens eigenen Liedern nach seinen Tönen sind darin: 3 Lieder in der Silberweis, 1 in dem gülden Ton, 2 in der hohen Bergweis (er schrieb anfänglich stets „überhohe" Bergweis), 3 in der Gesangweis (er schrieb damals noch „Unser lieben Frauen Gesangweis) und 3 in der hohen Tagweis. Nach fremden Tönen sind von ihm Lieder darin: In Marners langem Ton, im Frauen Ehrenton, Frauenlobs güldem und langen Ton, Nachtigals geschiden Ton, Müglings kurzem Ton, Muscatblüts langem Ton, Hans Folzen freiem Ton, Six Beckmessers Kerweis (oder Korweis). Die Lieder fremder Dichter, die Hans Sachs hier sammelte, sind in der Zahl weit überwiegend: unter ihnen ist Nunnenbeck mehrfach vertreten, auch mit Liedern in Hans Sachsens Silberweis. Gesangnoten enthält die Sammlung keine, doch hat Hans Sachs bei den Liedern stets das Ende der Stollen und des Abgesang durch ein Zeichen angemerkt. — Etwa das letzte Drittel des starken Bandes ist von fremder Hand geschrieben. Das Buch ist in Hans Sachsens Verzeichnis seiner Bibliothek (s. Anhang IX. c) als darin befindlich angeführt, war später in Nürnberg in der Ebnerschen Bibliothek und ist von dort in den Besitz des ehemaligen preußischen Ministers v. Nagler und von diesem in die Berliner Königl. Bibliothek gekommen. — Eine zweite handschriftliche Liedersammlung, die sich in der Berliner Königl. Bibliothek befindet, ist bis zum Bl. 180 von Hans Sachs geschrieben, danach in einem zweiten Teil (wie im Buche angegeben) von dem Meistersinger Wildenauer fortgesetzt, für den Hans Sachs auch die Sammlung angelegt hatte. — Auch die Königl. Bibliothek in Dresden, die besonders reich an Handschriften der Meistersinger ist, besitzt derartige Liedersammlungen.

Ganz neuerdings ist in der Nürnberger Stadtbibliothek eine solche Sammlung von Meisterliedern gefunden worden, die ganz und gar von der Hand des Hans Sachs herrührt und auch fast nur seine eigenen Lieder enthält. Der 327 Blätter starke Quartband ist aus dem Jahre 1549 und von Hans

Sachs (wie die Einleitung sagt) für den Schlossergesellen und Meistersinger Bartl Weber geschrieben. Es sind im ganzen 221 Lieder in 121 Tönen von 47 verschiedenen Meistern, auch wieder mit den Tönen von Frauenlob, Regenbogen u. s. w. beginnend. Der Band ist insofern besonders von Wichtigkeit, als wir aus den einleitenden Worten des Bartl Weber, die aber auch von Hans Sachs geschrieben sind, schließen müssen, daß dieser solche Liedersammlungen für Andere gegen Bezahlung schrieb.

S. 103. Über die Bedeutung des Wortes Bar oder Par (für die Meisterlieder) sind die Meinungen verschieden. Daß das Wort in Verbindung stehe mit Bardiet und Barden ist wohl ausgeschlossen. Selbst Grimm giebt nur unsichere Erklärungen darüber, die nichts weiter als Vermutungen sind. Das Richtigste wird wohl die Ableitung von dem lateinischen par sein, denn die Gleichheit der verschiedenen Strophen, in den Maßen wie in den Reimstellungen, berechtigt vollkommen zu dieser Erklärung, die meines Wissens zuerst Franz Schnorr von Carolsfeld in seiner Schrift: „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs“ (1872) gegeben hat. Daß aus dem Par später Bar geworden, will bei der willkürlich wechselnden Anwendung des P und B dagegen nichts bedeuten.

S. 105. Ich habe die erste Strophe der „Schulkunst“ von 1515 nach der Original-Handschrift des Dichters (aus dem erwähnten ersten Liederband) wiedergegeben, nur — der besseren Verständlichkeit wegen — mit einigen Veränderungen in der Orthographie. Goedeke in seiner Sammlung hat dasselbe Lied nach einer viel späteren Abschrift mitgeteilt, die aber vom Original erheblich abweicht, auch nicht die Sonderstellung der einsilbigen Schlagreime berücksichtigt.

S. 109. Hans Sachs, in seinen Angaben über die ersten neun von ihm erfundenen Töne (im 2. handschriftlichen Meisterliederbuch) datiert seinen sechsten Ton, den „kurzen“, aus Landshut und zwar aus dem Jahr 1519. Er muß deshalb seit seinem ersten Besuche auf der Wanderschaft dort dauernde Verbindungen mit den Meistersingern angeknüpft haben und noch nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wiederholt dort gewesen sein. Denn auch schon aus dem Jahre 1517 sind einzelne seiner Meisterlieder („Der englische Gruß“) aus Landshut datiert.

S. 116 u. 117. Die beiden auf diesen Seiten befindlichen Darstellungen von Nürnberger Turnierkämpfern sind einem handschriftlichen Bande entnommen, der sich in der Privatbibliothek des Freiherrn v. Lipperheide in Berlin befindet.

Zum fünften Kapitel.

S. 130. Der Teil des Rathaus-Saales, welcher die auf die Rechtspflege bezüglichen allegorischen Malereien enthält, war früher von dem Hauptsaal, über die ganze Breite desselben, durch ein prachtvolles messingnes Gitter abgegrenzt, ein spätes Werk Peter Vischers, welches leider ganz abhanden gekommen ist. Bei dem Übergange Nürnbergs an Bayern 1806 wurde das Gitter öffentlich versteigert und von einem gewissen Fränkel erstanden, der den größten Teil des Kunstwerkes nach Frankreich als altes Metall verkaufte. Drei Gitterthüren wurden in Nürnberg eingeschmolzen, alles andere in Lyon.

S. 131. Das Alter der erwähnten, auf einer schön geformten Erztafel gegossenen Inschrift über einer Thür im Rathaussaal ist nicht genau festzustellen. E. Mummenhoff in seinem Werke über „Das Rathaus in Nürnberg" vermutet nach den verschlungenen Initialen der gotischen Schrift, daß ihr Ursprung nicht weiter zurückreiche, als bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, macht aber darauf aufmerksam, daß schon zur Zeit des ersten markgräflichen Krieges, also Mitte des 15. Jahrhunderts, eine Erwähnung des Spruches, in etwas veränderter Form, vorkomme. Vor dem Ausbruch jenes Krieges schrieb nämlich der Markgraf Albrecht Achilles an den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein sehr unmutig über ein Schriftstück, das Nürnberg an den Pfalzgrafen gesendet hatte, und bemerkt dabei: Unmöglich könne das auf dem Rathaus zu Nürnberg gemacht sein, „wann das wäre, hätt vielleicht ihr einer des Rats über sich gesehen, da steht geschrieben:

Eins manns rede, ein halbe rede,
Man sol sie verhören bede".

Es mußte dies also doch auf eine schon früher dagewesene Tafel Bezug haben, wenn auch die geringe Abweichung im Wortlaut des Verses, den der Markgraf aus dem Gedächtnis zitiert, noch kein Beweis dafür ist, daß der Vers nicht schon ursprünglich so wie auf der vorhandenen Tafel gelautet habe.

S. 131. Der „englische Gruß" in der Lorenzkirche ist wohl die bekannteste von den Holzskulpturen des Veit Stoß. Der Charakter und Lebenswandel dieses Künstlers scheint weniger rein gewesen zu sein, als der seiner großen Zeitgenossen Dürer, Vischer und Krafft. Aus den Malefizbüchern wird die folgende Eintragung mitgeteilt: „Anno 1503 am St. Barbaratage wurde Veit Stoß, ein künstlicher Bildhauer allhier, wegen falscher Briefe durch die Backen gebrannt". Übrigens hatte er bis zu seinem Tode 1533 ein eigenes Haus im Prechtlergäßchen bewohnt.

S. 136. Die Nachricht von der in dem Besitz des Hans Sachs gewesenen Schriften Luthers gab uns zuerst Salomon Ranisch, der höchst verdienstvolle erste Verfasser einer biographisch-kritischen Schrift (1765) über Hans Sachs. Seine Angabe, daß der Band 40 Nummern enthalten habe, bestätigt, daß dies die

erste Sammlung derartiger Schriften war, denn in dem von Hans Sachs selber geschriebenen Verzeichnis aller seiner Bücher ist die erste Sammlung bezeichnet als: „Das erst gesammelt puch von Sermon und Tractätlein, 40 Stück". Die zweite Sammlung umfaßt 10 Schriften, dann folgte noch eine 3., 4. und 5. Sammlung.

S. 140. Über des Dr. Eck und des Johann Cochläus Beziehungen zu Nürnberg ist schon bei Gelegenheit der Mitteilungen über die Hochzeit Scheurls Erwähnung geschehen. G. Ephr. Lessing in seiner Rettung des Cochläus („aber nur in einer Kleinigkeit") entlastet denselben von dem ihm gemachten Vorwurf: er sei es gewesen, der erst nach Luthers Tod es verbreitet habe, daß die ganze Reformation nur durch den Neid des Augustiners gegen die Dominikaner (wegen des Ablaßkrames) entstanden sei. Dagegen beginnt Lessing seinen Nachweis von der schon viel früher verbreitet gewesenen Verdächtigung mit den Worten: „Ich gestehe es gerne, daß Cochläus ein Mann ist, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kann. Er hat sich gegen unsern Vater der gereinigtern Lehre nicht als einen wahrheitsliebenden Gegner, sondern als einen unsinnigen Lästerer erwiesen. Er hat von 1521 bis 1550 fast kein Jahr verstreichen lassen, ohne eine Schmähschrift wider ihn an Tag zu bringen, welche alle von den römischen Glaubensgenossen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälschungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren seine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, so ungerecht sie auch waren. (Lessing, Lachmann-Maltzahnsche Ausgabe, 4. Bd.) — Cochläus (Dobeneck) war auch der Verfasser einer gegen Luther gerichteten 1531 erschienenen Komödie: „Bockspiel Martin Luthers".

S. 141. Zwei der Nachdrucke von der „Wittenbergisch Nachtigall" erschienen in dem für die Reformation so thätigen Zwickau, ein anderer in dem sächsischen Städtchen Eilenburg. Von demjenigen Nürnberger Druck, den wir für den ersten halten müssen — obwohl er ohne Angabe des Jahres und Ortes —, lautet der Titel in buchstäblicher Genauigkeit:

Die Wittenbergisch Nachtigall
Die man yetz höret überall.

Dann ein großer Holzschnitt und unter diesem das Bibelwort: „Ich sage euch, wa diise schweygen, so werden die stayn schreyen Luce 19". — Am Schlusse des ganzen Gedichtes steht:

Christus amator
Papa peccator.

Die Schrift in Quartformat hat 12 Blätter, wovon auf das Gedicht selbst 20 Seiten kommen. Die Randglossen enthalten Bibelstellen und andere Erläuterungen.

S. 143. Hans Sachs hatte in demselben Jahre die Wittenbergische Nachtigall auch als Meisterlied behandelt (es steht in seinem handschriftlichen zweiten Meisterliederbuch). Da das Lied nur die Unterschrift trägt: „gedicht im 1523 jar", so ist hier schwer zu sagen, welches von beiden zuerst entstand. Aber aus inneren psychologischen Gründen muß man annehmen, daß er zuerst das

große und inhaltvolle Gedicht schrieb und daß er dann erst für die Meistersingschule das Thema, aber nur in ganz allgemeinen Zügen und in knapper Form, auch als Lied behandelt hat, dem er die Überschrift gab: „Das walt Gott“.

S. 143. Von der „Disputation zwischen einem Chorherren vnd Schuhmacher“ sind alle mir bekannten Drucke mit der Jahreszahl 1524 versehen. Ein anderer Druck, als der hier vorliegende, stimmt zwar mit dem ersten fast genau überein, doch ist an dem Holzschnitt eine kleine Verletzung wahrnehmbar, woraus hervorgeht, daß es eine zweite Auflage war. — Ein dritter Druck hat im Titel eine andere Teilung der Zeilen; er beginnt auch „Disputacion“ u. s. w.; der Holzschnitt ist neu und nicht so gut wie in den ersten beiden übereinstimmenden Drucken. — Ein vierter Druck — „Disputacion zwischen ainem Chor | herren vnnd Schüchmacher . . .“ stimmt mit 3 am meisten überein, hat aber einige Druckfehler. — Ein fünfter, „Disputatio zwischen eynem Chor | herren . . .“ ist gedruckt „zu Eylenburgk durch Nicolaum Widemar“, und hat einen noch schlechtern Holzschnitt, als 3 und 4. — Bei allen Ausgaben steht am Schlusse:

Paulus
Ir Bauch ist Gott.

Nur in 2 steht darüber nicht Paulus, sondern: Philip 3. — E. Weller („Der Volksdichter Hans Sachs“) führt außer diesen Ausgaben noch sieben andere Drucke (darunter ein niederdeutscher) an.

S. 149. Es möge hier bemerkt werden, daß die scharfen Zurechtweisungen, welche Hans Sachs den unduldsamen und auch einen schlechten Lebenswandel führenden Lutheranern erteilt, von späteren Gegnern der Reformation nicht unverwertet geblieben sind. So werden in Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte die obigen Sätze des Hans Sachs angeführt, um die Ursachen des Verfalles der Reformation aus ihren eigenen Schriftstellern darzuthun.

Zum sechsten Kapitel.

S. 159. Die Augustiner Kloster-Kirche gehörte nicht nur zu den schönsten der älteren Kirchen, sondern war auch nach ihrem Stil eine der interessantesten. Daß dieselbe 1816 gänzlich abgetragen wurde, wobei auch ein Sakramentshäuschen von Adam Krafft spurlos verschwunden sein soll, gereicht der damaligen Stadtregierung nicht zum Ruhme.

S. 160. Im St. Katharinen-Kloster starb 1595 die letzte Priorin und hinterließ nur noch eine Nonne, die sich dann in ein anderes Kloster begab. Erst

1615 wurden an Sonn- und Feiertagen wieder Mittagspredigten darin gehalten, während die Meistersinger nach Aufgeben der Marthakirche ihre Singschule hineinverlegten.

S. 165. Andreas Osiander, mit eigentlichem Namen Hosmann, war der Sohn eines Schmiedes und im Ansbachischen Gunzenhausen 1498 geboren. Er hatte erst in Ingolstadt, dann auch kurze Zeit in Wittenberg studiert und wurde schon in seinem 22. Lebensjahre in Nürnberg als Lehrer der Theologie und Mathematik am Augustiner-Kloster angestellt. Im Jahre 1522 wurde er Prediger in der Lorenzkirche, als erster lutherischer Geistlicher Nürnbergs. 1522 ward er vom Rate nach Schwabach zu einer Kirchenvisitation gesendet, 1533 entwarf er mit Brenz die Kirchenordnung, welche der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach gemeinsam mit Nürnberg annahm. Er hatte sich 1537 nach Schmalkalden zu dem Fürsten- und Religionstage, und zwei Jahre später nach Frankfurt zum Convent begeben.

Nachdem es ihm in Folge des vom Nürnberger Rate angenommenen Interims unmöglich geworden, in seiner Stellung an der Lorenzerkirche zu verbleiben, begab er sich auf Einladung des Herzogs Albrecht von Preußen, der ihn auch in Nürnberg hatte predigen gehört, nach Königsberg, wo er eine Professur und Pastorat erhielt.

S. 166. Tittmann in der Einleitung zu seiner Auswahl der Spruchgedichte sagt von Osianders Weissagung vom Papsttum: „In der That benutzte er einen Druck der „**Vaticinia Joachimi**“ (**Bononiae 1516**). Das Exemplar, welches als Grundlage dem Dichter gedient hat, mit den von der Hand des ersten eingeschriebenen Versen, befindet sich in Wolfenbüttel. Eines der Bilder ist geändert…“

S. 167. Der beschlagnahmte erste Druck der Weissagung vom Papsttum hat sich meines Wissens nur in dem Exemplar erhalten, das sich in der Nürnberger Stadtbibliothek befindet. Nach diesem Exemplar sind von mir sowohl die Textauszüge wie auch die beiden Holzschnitte getreu wiedergegeben. Der ganze Titel des ersten Druckes lautet:

Eyn wunderliche Weyssa-
gung von dem Babstumb, wie es yhm bis
an das endt der welt gehen sol, jn figuren
oder gemäl begriffen, gefunden zu Nürmberg
ym Cartheuser Closter, vnd ist seher alt.

Eyn vorred, Andreas Osianders.
Mit guter verstendtlicher außlegung, durch
gelerte leut, verklert. Welche Hans Sachs
jn teutsche reymen gefasst, vnd darzu gesetzt hat
ym M.D.xxvij. Jar.

Die dritte und vierte Seite enthält die „Vorred“, unterzeichnet: Andreas Osiander prediger zu Nürmberg bey S. Laurentzen. Am Schlusse der 1. Seite des letzten (18.) Blattes:

Gedrückt durch Hans Guldenmundt.

Die Blätter sind mit A bis E bezeichnet; doch hat D nur zwei Blätter, wonach E mit vier Blättern folgt.

Der zweite Druck hat neu gefertigte aber viel schlechtere Holzschnitte, sonst nur Abweichungen in der Orthographie, und am Ende der letzten Seite steht statt der Angabe des Druckers: Gott gebe Besserung den seinen.

Noch andere Ausgaben erschienen ebenfalls ohne Angabe des Druckortes und mit noch schlechteren Holzschnitten.

— In dem nämlichen Jahr, da die „Weissagung vom Papstum“ erschien, ließ Osiander noch eine andere Schrift drucken: „Sant Hildegardten Weissagung über die Papisten“, ohne Angabe des Druckortes, aber mit der Jahreszahl 1527. Auch hierbei zählte er in dem Vorwort eine Menge von Weissagungen aus der Geschichte her und meinte dabei: daß stets, wenn Gott „seinen Zorn anzeigen und etwas Großes thun will“, er zuvor Creaturen weissagen und warnen ließe, „wiewohl es wenig hilft“. Es seien auch noch mehr Weissagungen über die Papisten vorhanden, „dieweil aber Nürnberg mit Namen darinnen genannt wird, haben wir's, um Neid, Haß und allerlei Unwillen zu verhüten, wollen länger liegen lassen“. — Diese Rücksicht war ihm wohl durch die üble Aufnahme geboten, welche die „Weissagung vom Papsttum“ fand, wie man in der Folge sehen wird.

S. 173. Der wegen der „Weissagung vom Papstthum“ dem Hans Sachs (sowie auch dem Osiander und dem Buchdrucker Guldenmundt) vom Rate erteilte Verweis ist verzeichnet in den Ratsakten, die das Königl. Kreis-Archiv in Nürnberg aufbewahrt. Der betreffende Fall ist enthalten in dem 13. Bande des Ratsbuches der Reichsstadt Nürnberg. Der Randtitel dazu auf dem Blatt 256 lautet: „Das gedruckt Büchlein mit den Bildern“, und als Referenten dieser Angelegenheit sind bezeichnet: „Burgermeister Herr Merten Gender vnnd Herr Christoph Fürer. Quarta den sechsten Marcy 1527“. — Der Eingang lautet:

„Item nach dem dise tag ein gedrückt Buechlin mit Bildern den fal des Babstumbs anzeigend, wie sich der ereigt, vnd was gestallt desselben besserung wider erscheinen sol, zu feylem kauff auff den markt vertriben worden bey welchen figuren, etliche außlegung unter Herr Andreas osianders namen, auch etlich Reymen des Hanns sachs schwster gemacht, welichs alles Hanns güldinmundt verfertigt . . . . . . das dises buechlin mehr eyn anzündung vnd verbitterung des gemeynen mans, denn etwas anders verursach“.

Nachdem die wegen dieses Büchleins gegen Osiander und gegen den Buchdrucker Guldenmundt erlassene Verwarnung mitgeteilt ist, heißt es in den Akten weiter:

„Item Hanns Sachssen schuester ist gesagt, es sey dise tag ein buechlein ausgangen on wissen vnd willen eines erbern Raths. Welichs besser vnterwegen gelassen were, an solchem büchlin habe er die Reymen zw den figuren gemacht. Nun sey solchs seyns ampts nit, gepürt Jme

auch nicht. Darumb eins raths ernster bevelch, das er seins handtwercks vnnd schuechmachens warte, sich auch enthalte eynich büechlin oder Reymen hinfür außgen zulassen, ein erber rath werd sunst ir noturfft gegen Ime handeln. Vnnd umb dise geübte Hanndlung woll ein rath die straff dißmal bey sich behalten, doch mit eyner offenen Handt, die nach Irer gelegenheit fürzunemen".

Zum siebenten Kapitel.

S. 176. Die Verse, die Hans Sachs auf den Tod Dürers schrieb, lauten nach seiner eigenen Eintragung in das 18. Spruchbuch:

Schau an, ob du erkennen wilt
Das oben abconterfeit Bild,
Ist Albrecht Dürer der berümbt
Maler zu Nürnberg hoch geplüemt,
Deß Hand hat übertroffen weit
All ander Meister seiner Zeit;
Auch nit allein in dieser Kunst,
Sunder in dergleich Künsten sunst.
Deß war er bei Fürsten und Herrn
Ehrlich gehalten nah und fern
Und bei all künstlichen Werkleuten
Die noch sein Kunst loben und dreuten,
Und der gebrauchen als ein Grund
Wie seine Werk geben Urkund,
Die man noch hat in großer Acht.
Auch hat er von der Kunst gemacht
Etlich Bücher in seinem Leben,
Die seiner Kunst groß Zeugnuß geben,
Dardurch ein Namen hat erworben.
Dieser künstreich Mann ist gestorben,
Gleich sechs und fünfzig Jare alt,
Als man nach Cristi Geburt zalt
Fünfzehundert acht und zweinzig Jar
Am sechsten des Maien fürwar.

Anno Salutis 1528 den 14. Tag Mai.

Eben diese Verse, nur mit ein paar Druckfehlern, stehen auch unter dem (S. 176 verkleinert wiedergegebenen) großen Holzschnitt, aber ohne den Namen des Hans Sachs. Daß der Holzschnitt selbst noch von Dürer herrührt, ist übrigens sehr fraglich. Erstens fehlt ihm sein bekanntes Monogramm, und dann ist auch die ziemlich rohe Ausführung des Holzschnittes von der Manier Dürers entschieden abweichend. Derselbe wird wohl von dem auf dem Blatte als Drucker angegebenen „Wolff Drechsel, Formschneider" herrühren, der vielleicht eine von Dürer entworfene Zeichnung dazu benutzen konnte.

S. 177. Dürers Grab erhielt zuerst von Pirkheimer die einfache und bezeichnende Inschrift:

Quicquid Alberti Dureri mortale
fuit, sub hoc Conditur Tumulo
Emigravit. VIII. Idus Aprilis.
M. D. XXVIII.

Als der Maler und Kupferstecher Sandrart in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich in Nürnberg niederließ, fand er es für nötig, bei Erneuerung des Grabsteins noch zwei sehr wortreiche Inschriften, eine lateinische und eine deutsche, hinzuzufügen, die sich auf einer Bronce-Tafel unter dem Freyschen Wappen befinden, mit der Jahreszahl 1681.

S. 178. An den Pilgerfahrten, welche im 15. Jahrhundert nach Jerusalem zum heiligen Grabe unternommen wurden, hatten sich ganz besonders auch viele Nürnberger Patrizier beteiligt. Die nahen Handelsbeziehungen zwischen Nürnberg und Venedig waren darauf jedenfalls nicht ohne Einfluß. Außer den vielen aus dem Geschlechte des genannten Ketzel gehörten sie meist den berühmtesten unter den Geschlechtern an: den Haller, Lochner, Pfinzing, Stromer, Volkamer, Tetzel, Muffel, Pömer, Löffelholz, Tucher, Kreß.

S. 181. In den neueren Werken über A. Dürer hat man sein Weib Agnes von dem auf ihrem Gedächtnisse lastenden übeln Ruf zu befreien versucht. Man wird M. Thausing in seinem zurückhaltenden Urteil über die gegen sie gerichteten schweren Beschuldigungen beipflichten müssen, wogegen Anton Springer in seiner lebhafteren Verteidigung der Frau doch gar zu wenig positives zu ihren Gunsten vorbringt. Jedenfalls aber war Pirkheimer in seinem Hasse gegen die Frau ein viel zu leidenschaftlicher Ankläger, als daß man nicht in seinen Beschuldigungen die argen Übertreibungen erkennen sollte.

S. 182. Nicht nur Melanchthon, sondern auch Luther selbst nahm fortdauernd den innigsten Anteil an dem Gedeihen des Nürnberger Schulwesens. Ein paar Jahre nach der durch Melanchthon vollzogenen Eröffnung des Gymnasium **Aegydianum** in Nürnberg hatte Luther seine im Druck erschienene Predigt „Daß man Kinder zur Schule halten soll“ dem ihm befreundeten Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler gewidmet und in der Einleitung sich aufs wärmste über die musterhaften Schuleinrichtungen Nürnbergs wie überhaupt über die Stadt ausgesprochen. An einer anderen Stelle verglich er Nürnberg mit der Sonne, die über Mond und Sterne leuchte, und nannte es „das Auge und Ohr Deutschlands“.

S. 189. In dem „Lobspruch der Stadt Nürnberg“ ist in der Stelle, da Hans Sachs das umsichtige Regiment der Stadt und die Weisheit des Rates preist, der Grundgedanke wohl derselbe wie im ältern Gedicht von Kuntz Haß. Dennoch wird man aus einem Vergleiche die Selbständigkeit des Hans Sachs auch hier erkennen. Die Verse von 596 ab lauten bei Haß:

Frew dich, du keyserliche Stat,
Daß du sollich Regirer hast,
Und die dem Burger als dem Gast
Reich und Armen, Jung und Alten
Geleichen Schutz und Schirm halten.
— — — — — — — — — — —
O Nürmberg du schöner Sal!
Wer kann dein Statut vergelten?

Er ist nit weis, der dich thut schelten.
Behüt dich Gott vor falschen Zungen,
Weisheit ist in dir entsprungen,
Recht als ein Rosengart geblümt,
Vor andern Städten hoch berühmt
Darum lob ich die Regauden,
Die Statuta unter Handen
Regiren so aus großer Kunst,
Sie strafen nit nach Lieb und Gunst,
Gerechtigkeit bleib unversehrt,
Darum ihn'n Gott ihr Weisheit mehrt,
Daß sie leben als die Alten,
Ihr Gebot sie selber halten — u. s. w.

S. 198. In der „Klagred der neun Musen oder Kunst über gantz Teutschland" verlegt Hans Sachs die Begegnung mit den Musen nach dem Schwarzwald. Sie waren, wie er berichtet, gekleidet „nach heidnischer Art",

In Seyden doch alt und besudelt,
Auffgeschürtzt, zerflambt und zerhudelt,
Ganz magrer leib, blaycher antlitz . . u. s. w.

Anfangs, so erzählen sie ihm, hätten sie viel Kunst und Weisheit verbreitet, so daß aller Winkel voll Gelehrten waren, überall freie Künstler und sinnreicher Handwerker ohne Zahl —

Der Bücher sumb ist auch nit klein
Nun sind all künst worden gemein
Und worden unwerd und veracht.
Ich sprach, so merk ich wol, es macht,
Das man an euch verfürwitzt hat.
Sie sprach: ja recht, auch eins noch gaht
Das man sucht wollust, gwalt und pracht,
Was darzu fürdert hat man acht.
Ich sprach: was fürdert dann darzu.
Sie sprach: das Geld, ach merk doch du,
Wie wucher und betriegerey
So unverschembt in Teutschland sey;
Wer Geld hat, der hat was er wil,
Derhalb so gilt die kunst nit vil —

Auf des Dichters Einwand erwidern sie, es gäbe allerdings noch manche verständige Leute, die die Musen in Ehren halten, aber das seien nur wenig, und diese würden „als Fantasten verspott und verlacht". Die Musen wollen daher lieber Deutschland ganz aufgeben und zurück nach Griechenland, wo sie „vor etlichen hundert Jahren in hoher Ehr gehalten waren".

Das im Jahre 1534 geschriebene Gedicht steht in der Nürnberger Gesamtausgabe I. Buch, 4. Teil.

Zum achten Kapitel.

S. 216. Die Urkunde über den Hauskauf i. J. 1542 ist von K. Lochner im Schnorr'schen Archiv f. d. Litt.-Gesch. III. 1874 mitgeteilt. Es werden darin mit großer Umständlichkeit die an dem Verkauf beteiligten Personen aufgeführt, im ganzen zwölf Namen, welche „vor sitzendem Gericht öffentlich bekannt haben", daß sie . . . . . „die Behausung und Hofrait allhier in sanndt Sebaldspfarr an der Spitalgassen vornen im Eingang gegen Mittentag warts zwischen Peter Wellners Schneiders und Jorgen Hagen Schusters Heusern gelegen und hinten am Kappenzipfel stoßend, wie die samt dem Höflein daran auch den Tull (Tüll, Bretterzaun) und Ausgang . . . . . mit allen ihren Rechten und Gerechtigkeiten . . . . . zu einem aufrichtigen entlichen festen und unwiderruflichen Kauf für frei lauter unverpfändt und unverkomert aigen Recht und redlich verkauft und zu kaufen gegeben hetten Hansen Sachssenn dem Schuhmacher, Burgern allhie, Kunigunden seiner Hausfrauen und ihren Erben . . . . . und umb und für solch Haus hatte ihnen ernannte Kaufere also par gegeben und bezahlt Sechshundert und zehen Gulden an guter grober Münz abgeredter Kaufsumma, die sie auch empfangen und unter einander vertheilt hätten, und sagten und zelten die Kaufer derselben quitt frei ledig und loß".

S. 220. Zu den älteren Vorbildern des Hans Sachs für die „Wolfsklage" gehört auch ein Gedicht seines älteren Nürnberger Landsmannes Hans Rosenplüt. Das Gedicht, „Die Klage vom Wolf am Hage", ist mitgeteilt von C. Wendeler im „Archiv für deutsche Sprache und Dichtung" (Wien 1873). Rosenplüts Dichtung entbehrt aber durchaus der bei Hans Sachs so köstlichen Satire und des schalkhaften Humors in den zahlreichen Zeitbeziehungen.

S. 225. Die großen mit Holzschnitten gezierten Einblattdrucke kommen viel seltener vor, als die kleinen Quartausgaben der Hans Sachsischen Gedichte, was schon durch den Charakter des fliegenden Blattes zu erklären ist. Eine außerordentlich reiche Sammlung davon, wohl die reichste, besitzt die Herzogl. Bibliothek in Gotha. Sie enthält nicht nur zahlreiche Hans Sachsische Dichtungen, sondern überhaupt sehr viele andere derartige Druckerzeugnisse aus dem 16. Jahrhundert. Eine große Anzahl von den Original-Holzstöcken aus dem 15. und 16. Jahrhundert besaß H. A. v. Derschau; sie sind wiedergedruckt in „Holzschnitte alter deutscher Meister in den Original-Holzplatten, gesammelt von Hans Albrecht von Derschau". Herausgegeben von Rud. Z. Becker in Gotha. Eine Auswahl derjenigen, welche zu den großen Einblattdrucken Hans Sachsischer Gedichte gefertigt wurden, gab R. Z. Becker in Gotha heraus in: „Hans Sachs im Gewande seiner Zeit" (Gotha 1821). Die sämtlichen Original-Holzplatten sind in neuerer Zeit in den Besitz des Berliner Museums (Kupferstichkabinett) gekommen.

S. 239. In dem fliegenden Blatt (Einblattdruck) hat das Gedicht auf die Gefangennahme des Kurfürsten Johann Friedrich nur 120 Verse, in der Handschrift dagegen 122. Die zwei Verse mehr enthalten aber den Schlußreim mit des Dichters Namen und sind eben deshalb aus Vorsicht im Drucke weggelassen. In der Handschrift lauten die fünf letzten Verse:

Dis ist aufs kürzt furm, weis und art
Des frummen kurfüersten gefencknus,
Got der wol wenden all bezwencknus,
Das frid im Deutschen lant erwachs:
Das wünscht von herzen uns Hans Sachs.

Anno Salutis 1547 Am 4. tag augusti.

In dem Einblattdruck mit dem großen Holzschnitt „Die Niederlag und gefengknus . . .“ lauten hingegen (mit der Weglassung des Namens Hans Sachs) die Schlußverse:

Diß ist aufs kürtzt form, weiß und art
Die gefencknuß Hertzog Hansen genandt
All Ding die stent in gottes Handt. Amen.

Unten steht: Zu Nürnberg durch Steffan Hamer, Brieffmaler auf der Schmelzhütte.

S. 240. In der „Geschichte des Interim zu Nürnberg“ von C. Chr. Hirsch, Diakon an der Pfarrkirche zu S. Lorenzen in Nürnberg (Leipzig 1750), ist das nachstehende Gedicht als „Ein schön Lied **autore D. Andreas Osiandro**“ abgedruckt. Die Strophen 2, 3 und 4 beziehen sich auf die drei Theologen, welche das Interim ausgearbeitet hatten: den Bischof von Naumburg Pflug, den Titularbischof von Sidon Michael Helding und Johann Agricola, des brandenburg. Kurfürsten Joachim II. Hofprediger.

Im Ton: O Herre Gott, dein göttlich Wort rc.

1. Das Interim ich nicht annimm, und solt die Welt zerbrechen,
drei Schelmen Mann es gmachet han, das wird Gott an ihnn rächen,
wol hir und dort, weil sie groß Mord in Deutschland wollen stiften,
viel Herzen rein der heilgen Gmein mit falscher Lehr vergiften.

2. Der erste: Pflug hat sein nicht Fug, wär wol daheime blieben,
Sein Lehenherr ein solche Mähr von ihm hat frei geschrieben,
wie er der Pflicht und Treu entwicht, sei treulos an ihm worden,
darum er sein ein Bischof sein soll in dem Schelmen-Orden.

3. Der andre will zu Sidon still ein Bischof sein genennet,
wiewol er hat dieselbe Stadt sein Lebtag nie erkennet,
schwur doch ein Eid ohn alles Leid, wolt sie den Glauben lehren,
hat deß kein Sinn, kam nie dahin, die Schelmen hilft er mehren.

4. Der dritte Gauch, ein feister Bauch, Eisleben, will nit büßen,
wiewohl er frei sein Ketzerei hat widerruffen müssen.
War im Arrest verstricket vest, ist dennoch draus entlauffen,
darum er solt ohn alles Gold ein Schelmen-Pfand ihm kauffen.

5. Der Papst der ist der Antichrist, ist wahr und nit erlogen,
er hat uns lang mit hartem Zwang um unser Geld betrogen,
die Gwissen gar in große Gfahr mit Menschen Lehr gehetzet,
die Seel dazu in groß Unruh durch Menschen-Tand gesetzet.

6. Nun seht euch für, ist vor der Thür das Papstum ungeheure,
wer das annimmt, bald der hinschwimmt ins Schwefels Pfuhl und Feure,
da leidt er Qual ohn alle Zahl, ohn End und alle Maßen,
o Herre Gott in solche Noth uns nimer kommen lassen.

S. 242. Im Jahre 1546 erschien, ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes, ein Gedicht: „Ein Ermanung an Keyserliche Mayestat, des Evangeliums halben, in seinen Erblanden . . . .“ E. Weller hat dasselbe in seiner vortrefflichen Hans Sachs-Bibliographie mit angeführt, ohne Angabe von Gründen, nur mit dem Bemerken: „Ohne des Dichters Namen“. Es existieren von diesem auf 13 Quartseiten gedruckten Gedichte sehr zahlreiche Auflagen. Die Berliner Königl. Bibliothek besitzt allein acht verschiedene Drucke. Bei genauer Prüfung kann ich mich nicht dazu verstehen, das Gedicht unserm Hans Sachs zuzuschreiben. Es stimmt weder in der ganzen dichterischen Anlage und Form, noch in der Ausdrucksweise zu seiner Art und auch in der Behandlung der Versform weicht es gänzlich von seiner Methode ab. Die Verslängen sind nämlich hier ganz willkürlich gewählt, jenachdem der Verfasser sie kürzer oder länger brauchte, die richtigen sogenannten Knittelverse. Das kommt bei Hans Sachs niemals vor. Er hat zwar in keinem seiner Gedichte den Rhythmus beachtet, sehr genau aber stets die Silbenzahl. Wenn er die Verse von acht und neun Silben als Grundform nahm, so blieb er dieser Form getreu, auch wenn er ganz gegen den Rhythmus schrieb oder sich durch Zusammenziehen von Silben half. Verse, wie sie in der „Ermanung an K. Mayestat“ stehen:

Wöllen mit Gewalt Gottes wort verdringen,
Besorgen sie werden nichts gutes daraus bringen,

dann wieder ganz kurze Verse, wie: „Mit sampt seiner Büberei“ u. dgl. m. widersprechen gänzlich der Hans Sachsischen Behandlung des Verses.

Zum neunten Kapitel.

S. 246. Der vereinzelte Fall einer rühmenden Erwähnung des Hans Sachs von einem seiner gelehrten Zeitgenossen ist von A. Englert in Seufferts Vierteljahrsschrift, 5. Bd. 1892, mitgeteilt worden. Der Rechtsgelehrte Ulrich Sitzinger, der nur vorübergehend in Nürnberg gewesen war, schrieb 1565 aus Sulzbach an Peter Agricola einen lateinischen Brief, in dem Hans Sachs als „Saxo noster“ mit Bezugnahme auf die bereits erschienenen ersten drei Bücher

seiner Gesamtausgabe mit Worten der höchsten Anerkennung erwähnt wird. Die interessante Briefstelle lautet in der Übersetzung: „Neulich war ich recht kopflos, daß ich Dich nicht verstand, als Du den Nürnberger Dichter nanntest. Aber bald nachher, ehe ich von Dir erinnert wurde, fiel mir unser Sachs ein. Wahrlich, ich stehe nicht an, ihn keinen Reimschmied, sondern einen berühmten und beredten Dichter unserer Sprache zu nennen, sowohl wegen der Anmut seines Geistes, wie um der Mannigfaltigkeit der Dinge willen, die er behandelt hat. Und gewißlich enthalten seine Schriften, von denen es jetzt schon drei stattliche (justa) Bände giebt, mehr Lehrhaftes und Weises (plus doctrinae et sapientiae), als viele Schriften dieser Zeit, sogar von jenen Autoren, die da glauben, daß sie unter die Weisen und Gelehrten gerechnet werden".

S. 250. Der ganze Mythus von den „zwölf alten Meistern", ihrer Anklage durch die Mönche, sowie ihrer Verteidigung und Rechtfertigung durch Kaiser Otto I. ist schon im 16. Jahrhundert als unhaltbar nachgewiesen worden, und zwar in einer Schrift von Cyriacus Spangenberg „Von der edeln und hochberümbten Kunst der Musica . . . auch wie die Meistersenger aufkommen" ꝛc. Diese Abhandlung existierte nur handschriftlich und ist erst neuerdings (1861) durch den Stuttgarter Litt. Verein gedruckt worden.

Schon Spangenberg hatte darauf hingewiesen, daß die zwölf alten Meister gar nicht zusammen gelebt haben, einige von ihnen sogar erst 300—400 Jahre nach Kaiser Ottos Zeit. Spangenberg sagt, es seien wohl einige ältere Lieder vorhanden, in denen diese zwölf namhaft gemacht worden, aber diese Lieder seien ohne Zweifel von guten, einfältigen Leuten gemacht worden, „die darvon kein gründlichen Bericht eingenummen" und verschiedene Historien durch einander gemengt haben. Er sucht den Ursprung in der Zeit des Landgrafen Hermann von Thüringen, in welche Zeit denn auch Meister Klingsohr, Wolfram von Eschenbach, Heinrich Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinhardt, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen gehören. Frauenlob aber ist erst 1318 in Mainz gestorben und zu seiner Zeit lebte auch Barthel Regenbogen, ein Schmied. Zu welchen Zeiten die anderen Genannten: Marner, Mügling u. s. w. gelebt haben, kann Spangenberg nicht mit Gewißheit sagen.

Was den Marner betrifft, der als ein Schüler Walthers von der Vogelweide bezeichnet wird, so möge hier an einige Mitteilungen erinnert sein, die G. E. Lessing aus den Handschriften der Wolfenbütteler Bibliothek über die Minnesänger macht. (Lachmann-Maltzahnsche Ausgabe, Bd. 11.) Er führt dabei ein Gedicht des Trimberg (um 1300) an, worin der besten Dichter des 13. Jahrhunderts rühmend gedacht wird. Nächst Walther v. d. Vogelweide, Reimar, Konrad von Würzburg u. a. wird darin ganz besonders auch Marner besungen, der übrigens außer den Minneliedern auch sehr viele Spruchgedichte schrieb.

In denselben Notizen über die Minnesänger, bei Erwähnung eines Gedichtes von Barthel Regenbogen (um 1325), bezeichnet Lessing denselben auffälliger Weise als einen Schneider, was wohl nur ein Druckfehler sein kann, da Regenbogen selbst in einem Gedichte sich als Schmied bezeichnet hat.

S. 252. Aus der Zahl der Minnesinger, von denen die Meistersinger zahlreiche Töne (bestimmte Versformen mit der dazu gehörenden Melodie) als Muster übernahmen, oder doch die Liedformen ihnen zuschrieben, mögen hier besonders genannt sein: Frauenlob, der Marner, Regenbogen, Meister Stolle, Muscatblüt, Mügling, Kanzler, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Tanhuser, Konrad von Würzburg, Gottfried von Straßburg, Meister Poppe, Klingsohr u. s. w. Von allen diesen und noch anderen enthält die große Sammlung von Fr. H. von der Hagen („Minnesinger. Deutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahrhunderts" 2c.) zahlreiche Lieder, die uns den Stoff zu Vergleichen mit den späteren Meisterliedern bieten. Außerdem ist auch auf die äußerst umfänglichen Mitteilungen in H. Kurz' „Geschichte der deutschen Literatur" (erster Band) zu verweisen.

Bei der Mehrzahl der Minnelieder sind die Strophen ungleich, sowohl in der Zahl der Verse, wie in den wechselnden Verslängen. Manche Lieder aber haben auch übereinstimmenden Strophenbau, so z. B. der „lange Ton" Frauenlob's. Wir erkennen aber schon hier, daß diese ursprüngliche Liedform nicht dem Versbau entspricht, wie sie von den Meistersingern mit „Frauenlobs langem Ton" bezeichnet ist. Bei den Meisterliedern hat Frauenlobs langer Ton 23 Verse in der Strophe, beim echten Frauenlob nur 19, die aber in jeder der Strophen genau übereinstimmen und auch übereinstimmend mit den Meisterliedern beginnen. Es möge hier als Beispiel die erste Strophe eines der echten Lieder in Frauenlobs langem Ton folgen:

Maria, muoter Gotes, thoter, lebent brut
ich man dich trut
an Gabrieles gruezen,
do du Got den suezen
naem in din leben; ich man dich ouch an daz antwurt buezen:
„ich bin ein dirn in Gotes gunst, mueter sins willen erschiene!"
ich man dich, vrowe, an die geburt ane under wegen
do du dem degen
gaeb in den tempel schone
Herrn Simeone
ich man dich ouch der marter sin, unde der tropfen vrone,
die bluetik var din ougen triben, we! uz dem herzen schine
die tropfen in der ahte min,
ich man dich der urstende sin,
des kindes din,
der vröuden sin,
do dir sin himel vart wart schin,
unt daz dich Gott ouch nam darin,
der aller vröuden bis gemant: hilf mir von sünden pine!

Die zweite Strophe von gleichfalls neunzehn Versen entspricht der ersten in allen ihren wechselnden Verslängen wie auch in den Reimstellungen aufs genaueste.

Beim Meister Stolle, der ebenfalls bei den Meistersingern hochgeschätzt war, ist es besonders auffällig, daß alle seine Lieder in der Form des Sonetts geschrieben sind. Daraus ergaben sich nun für die Meistersinger ganz ungezwungen der Stollen und Gegenstollen, während die daran sich schließenden sechs Verszeilen zum Abgesang gewandelt wurden. Aber auch hier erkennt man die Abweichungen von dem Vorbild, denn der von den Meistersingern gebrauchte „Alement-Ton des Stollen" weicht nicht nur in der Silbenzahl der Verse, sondern auch in den Reimstellungen von dem echten Alementton ab.

Dem Meister Stolle nahe verwandt in den Versformen ist der Kanzler, der zwar mannigfaltiger in der Erfindung dieser Formen ist, aber in jedem seiner Töne an der Regelmäßigkeit des Strophenbaues festhält. Man wird aus der nachfolgenden ersten Strophe eines seiner Lieder auch die Meisterliedform mit Stollen, Gegenstollen und Abgesang erkennen:

(Die erste Strophe) Ich hab mich underwunden
ze singen ob ich mak
ze tihten truwe ich vinden,
des wisent mich din buoch.
  Noê mit schanden vunden
wart, da er trunken lak
von drien sinen kinden;
dem einen wart der vluoch:
  Kam saut sin vater blozen
mit spot in schalle er schrei
„seht nur den trunken bozen!
sin wisheit ist enzwei".
Sem unt Japhet die beide
im leiten über ir kleit,
in tet sin schame leide,
da huop sich edelkeit.

Man sieht hier, wie die vier Verse im Gegenstollen ihre Bindungen mit den vier ersten Versen haben, wonach dann im Folgenden (Abgesang) neue Reimstellungen beginnen. Jede der folgenden fünf Strophen ist sowohl in den Verslängen wie in der Verteilung der Reimbindungen mit denen der ersten Strophe genau übereinstimmend.

Der „Tanhuser" hat zwar häufig einen ordentlichen Strophenbau und regelmäßige Wechselreime, geht aber doch in den meisten Liedern mit dem Gebrauch der vereinzelten oft unverhältnismäßig langen Verszeilen sehr weit, und für die Form der Meisterlieder finden wir bei ihm die wenigsten Berührungspunkte.

Um so mehr ist dies bei Regenbogen der Fall, bei dem wir auch mehrfache Tonbezeichnungen finden, außer dem langen Ton den Briefton und den grauen Ton. Im Briefton beginnt ein Lied in sehr langen Verszeilen:

Ein rich gewalt ik hoher künik was hie be vor,
der heizet in der schrift Nabuchodonosor,
do der gestarp, do trat in das künikliche spor
Evilmerodach, der was sin sun, hört wie ez im ergienge.
u. s. w.

Im „grauen Ton“ beginnt das Lied:

Ich Regenbogn
ich was ein smit — u. s. w.

Daß hier in der Folge das zweite Reimwort seine Bindung erst in der neunten Verszeile erhält, und so übereinstimmend in jeder folgenden Strophe, zeigt uns schon die weitgehenden Verskünsteleien, die gerade von den Meistersingern so lebhaft aufgefaßt wurden. Aber in der Regelmäßigkeit des Strophenbaues zeichnete sich Regenbogen vor allen aus. Eine besonders beliebte Versform ist diejenige der dreiteiligen Strophe, von der hier ein Lied als Beispiel folgen mag, welches von den drei Ständen, dem Ritter, Pfaffen und Buman (Bauer) handelt:

Ir pfaffen und ir ritter, tribet von iu nit,
ir prüevet anders grozer ungenade zit.
ir sult gedenken rehte, wiez um iu lit.
Der pfaffe, ritter, buman, die drie, die sölten sin gesellen:
Der buman sol dem pfaffen und dem ritter ehrn
so sol der pfaffe den buman und den ritter nehrn
vor der helle, unt sol der werde ritter wern
dem pfaffen und dem buman, die in tuon iht wellen.
Nu dar, ir edelen werden drie gesellen;
stol unde swert, welt ir ein ander helfen wol,
so wirt diu Kristenheit von iu genaden vol.
stol unde swert, der pfluoc tuot allez, daz er sol,
sit ir mit triu ein ander bi, iuch kan nieman gevellen.

Auch Marners Strophenbau ist sehr mannigfaltig; einige Lieder haben lange, andere sehr kurze Verszeilen. Von den letzteren möge hier einer in der ersten Strophe angeführt sein, weil darin wiederum die spätere Form der Meisterlieder vorgebildet ist, indem man die beiden Stollen und den Abgesang unterscheiden kann:

Ich künde in dem dome:
Der tack vil schone
wil uf sin;
swer tougen minne,
der beginne
wachen, das ist zit
Ich höre uf den zwien
singende schrien
vogellin;
der tag will nahen,
hinan gahen
sol, swer tougen lit.

Ich warne also,
sprach der wahter in sorgen
„der merker dro
lit in slafe verborgen.
uf dirre mure
stan ich mit trure
sere;
waz sol ich mere
vriend unt viende sagen,
wan: ez weil schier tagen.

Die anderen beiden Strophen stimmen in dem Maß der Verse wie auch in den Reimstellungen genau mit der ersten Strophe überein. (Die Teilungen der Strophe in ihre verschiedenen Glieder sind erst hier in obiger Wiedergabe hinzugefügt. In den Originalen sind sie zuweilen nur durch die größeren Anfangsbuchstaben, oft aber auch gar nicht markiert.)

In den hier gegebenen Beispielen aus den Liedern der späteren Minnesinger habe ich ausdrücklich nur solche gewählt, bei denen die Vorbilder oder Anknüpfungspunkte für die Meisterlieder mehr oder weniger vorhanden sind. In der weitaus größeren Zahl der alten Lieder sind solche kaum wahrnehmbar. — Auf eine Übersetzung oder Erklärung einzelner Wörter konnte hierbei verzichtet werden, indem es hier allein auf die Versformen ankam.

S. 254. In der Mitte des 15. Jahrhunderts war der aus Schwaben stammende Weber Michael Behaim (auch Beham) einer der bekanntesten Meistersinger und Dichter. Sein Hauptwerk ist das große Gedicht über den Aufruhr der Wiener gegen Friedrich III. 1462. Eine Abschrift davon aus dem 17. Jahrhundert besitzt die Dresdener Königl. Bibliothek, in einem Quartband von 541 Seiten. In der Einleitung, an Stelle eines Titelblattes, heißt es:

„Dises puch sagt von der Zwitracht unsers Herrn Kaisers und seinem Bruder Herczog albrecht und der Lautschafft Oesterreich und abfall der von wien und stet daß man es lesen mag als einen spruch oder singen als ein Lied und Michel Beham hat es gemacht und es haist in seiner Angst weiß wan er fing es an zu wien in der purg do er in großen Angsten was. Wer es singen woll, der heb es in disen noten hie also an".

Die „Gedichte" Behaims sind neu herausgegeben von Nöldeke 1857; das Gedicht „von den Wienern" wurde 1843 durch Karajan im Druck herausgegeben.

S. 259. Nach R. v. Liliencron („Die historischen Volkslieder der Deutschen", 1869) sind im 15. Jahrhundert Melodienangaben noch sehr selten. Erst im 16. Jahrhundert wurde es mehr Sitte, beim Liede den Ton zu nennen, nach dem es gesungen werden sollte. Bei einigen gedruckten Liedern wurde dann auch handschriftlich die Notenbezeichnung beigefügt.

S. 259 und 260. Gödeke in seiner Einleitung zu der Auswahl Hans Sachsscher Meisterlieder meint zwar: daß man bei dem im allgemeinen jambischen Gang der Verse nur die Hebungen zählte, „ohne sich an den strengen Wechsel der Hebungen

und Senkungen zu binden. Wenn die Anzahl betonter Silben im Verse vorhanden war, fanden die unbetonten eine freiere Stellung, nur daß nicht mehr als zwei betonte und zwei unbetonte Silben aufeinander folgen konnten". — Ich vermag beim besten Willen nicht, dieser Ansicht des ausgezeichneten Gelehrten beizustimmen, und auch sein Vorbehalt, daß damals allerdings noch „Silben, die gegenwärtig völlig tonlos erscheinen, eine Betonung gestatteten", scheint mir doch ein gar zu unsicheres Argument dafür zu sein. Daß man allerdings auf die bei uns stets unbetonten Endsilben, wie: en, er, el u. s. w., den Reim legte, also (wie es auch häufig in den Spruchgedichten vorkommt) auf lehr, sehr oder schwer Wörter wie Bruder reimte, gehörte doch zu den Willkürlichkeiten in der Behandlung der Sprache, und zwar sowohl des Reimes wie des Rhythmus. Daß Gödekes Ansicht nicht richtig ist, geht auch daraus hervor, daß man aufs strengste die Zählung der Silben durchführte und dabei sich um Hebungen oder Senkungen gar nicht kümmerte. Man lese doch z. B. den von mir S. 107 mitgeteilten Vers „Zeit bringt Rosen" ꝛc. und finde den Rhythmus da heraus. Solcher Beispiele ließen sich aber eine Menge anführen.

S. 263. Meine in der Fußnote gemachte Bemerkung über die angeblichen Versammlungen der Meistersinger in der Vorstadt Wöhrd muß ich hier nachträglich doch ergänzen und teilweise berichtigen. Aus einem geschriebenen Zeugnis eines in Dresden befindlichen Meisterliederbuchs geht nämlich hervor, daß die Meistersinger, auch als ihre Hauptsingschule schon nach der Marthakirche verlegt war, doch auch zeitweise in der Kirche zu Wöhrd Versammlungen hatten. Franz Schnorr v. Carolsfeld („Zur Geschichte des deutschen Meistergesanges") teilt darüber mit: In der von Wildenauer geschriebenen Sammlung (begonnen 1551) befinde sich unter andern ein Lied von Balthasar Friedel „Der groß Hecht im Tutschetey" (der Dutzendteich in der Nähe von Nürnberg). Zu diesem Liede habe Friedel eine längere Note beigefügt, welche beginnt: „Mit dem obgemelten Hecht ist es also zugangen. Man hielt ein Singschuel zu Wörd, da sung man frü in der Kirchen und Nachmittag auf dem Rathaus. Nun wie man in der Kirchen ausgesungen hat". . u. s. w. Der nun folgenden sehr uninteressanten Geschichte dieses Hechtes fügt dann Wildenauer hinzu: „Also wurd dis vorgemeldt Liedlein darvon gemacht. Geschach Anno Domini 1535 am Suntag nach Pfingsten . . ."

Zwei Lieder in einer andern von Fr. Schnorr erwähnten Liedersammlung tragen die Bemerkung, daß sie 1526 im Spital (d. h. in der Nürnberger Spitalkirche) gesungen worden seien. Dies war aber höchst wahrscheinlich eine Mitwirkung der Meistersinger beim wirklichen Gottesdienst in der Kirche, wie solche Mitwirkung auch aus der Tabulatur und aus den uns überlieferten Einladungszetteln der Meistersinger hervorgeht.

S. 263. Von dem Lied „Ein Schulkunst" in Hans Sachsens „neuem Ton", das die Nürnberger Singschule zum Gegenstand hat, lautet die erste Strophe:

(Stollen) 1. Ich kam vor einen Garten, wol geziert
2. Von edeln Reben und fruchtbaren Bäumen,
3. Von guten Würzen, Blüt und Kraut,

4. Von Veiel, Klee, Lilgen, Rosen und Blume,
5. Als das Paradeis lieblich auserkoren;

(Gegenstollen) 6. Darin manniche Vogel schön quintirt
7. Zwelf Man gunden den edlen Garten pflanzen
8. Von ihn' wurd er reichlich durchbaut;
9. Sie gunden sein zu aller Zeiten warten.
10. Über Jahr diese Früchte zeitig woren.

(Abgesang) 11. Deff stund der Gart in hohem Preis
12. Und war bewahret wol vor allen Schanden.
13. Ein Jedermann der fund sein Speis,
14. Von wann er kam aus allen deutschen Landen;
15. Sein Frücht holet man auch tägleich
16. In alle Reich
17. Für Zimmetröhr, Granat und Pomeranzen.
18. Die zwölf pflanzeten ohn aufhör
19. Je länger mehr
20. Und thäten sich in Arbeit nit versäumen.

(Rückkehr zur Stollen-Melodie) 21. Indem sach ich kummen ein wildes Tier;
22. Dasselb verwüst den auserwälten Garten;
23. Alda floh jederman darfür;
24. Darburch verlor der edel Gart sein Ruhme.
25. Darnach wuchs im Garten Distel und Doren.

Man beobachte in diesem Liede (das drei solcher Strophen hat) die überaus komplizierten Reimverschlingungen. Von den 25 Verszeilen sind elf Reim-Endungen doppelt zu zählen, während die fünfte Verszeile ihre Bindung im 10. und 25. Vers erhält, und zwar so, daß das Reimwort die Schlußzeilen eines jeden Stollen und des Abgesang bildet: auserkoren, woren (für worden) und Doren (für Dornen). Ebenso weit ist der der 4. Verszeile zukommende Reim (auf „Blume") hinausgerückt, nämlich in die vorletzte Zeile des Abgesang. In gleicher Entfernung von einander stehen die Reime der 2. und 20. Verszeile: bäumen und versäumen. Besonders interessant in dem Versbau dieses „neuen Ton" ist es, daß im Hauptstollen die fünf Verszeilen unter sich noch keine Reimbindung haben, sondern von 1 bis 5 fortschreiten und daß dann auch im Gegenstollen nur für die 1., 3. und 5. Verszeile die Reimbindung gegeben wird, während er für seine beiden neuen Reimendungen (in 7 und 10) die ihnen zukommenden Bindungen erst im Abgesang erhält. Man bedenke dabei, daß in jeder der beiden folgenden Strophen diese Reimverschränkungen genau denselben Zeilen der ersten Strophe entsprechen, und man wird erstaunen müssen, wie in dieser Zwangsjacke überhaupt — gedichtet werden konnte.

S. 266. Ranisch in seiner Lebensbeschreibung des Hans Sachs (1765) teilt aus der Zeit, da die Meistersinger bereits in die Katharinenkirche gezogen waren, ein Lied mit von Wolf Bautner 1620, über welches ihm A. Will schriftliche Nachricht gegeben hat, und worin es heißt:

Weil wir nun gar ein lange Zeit
Sind bei Sanct Martha gwesen,
Und man dieselb Kirch gmeiner Stadt
Zu besserm Nutz thät wenden,
So hat ein hohe Obrigkeit
Uns diese Kirch erlesen,
Sanct Katharina an dem Ort
Unser Gsang zu vollenden.

S. 266. Die erwähnte erste (gedruckte) der Ankündigungen aus dem 17. Jahrhundert ist im Besitze des Germanischen Museums. In der Mitte des Zettels befindet sich das Bildnis des Hans Sachs und zwar derselbe Holzschnitt, den bereits das 1578 erschienene vierte Buch der alten Gesamtausgabe seiner Dichtungen auf dem Titelblatte hat, der aber auch nach der Jost Ammanschen Radierung des Herneyssenschen Bildes (s. im zwölften Kapitel) gefertigt ist. Die beiden erwähnten geschriebenen aber in den Buchstaben verzierten und unten mit kleinen kolorierten Bildchen versehenen Einladungszettel gehören der Stadtbibliothek in Nürnberg, deren höchst wertvollen Stamm die reiche einstige Privatbibliothek des um die Nürnbergische Geschichte hochverdienten Andreas Will bildet.

S. 266. Die Dresdner Königl. Bibliothek besitzt unter ihren sehr zahlreichen für die Geschichte des Meistersanges wichtigen Handschriften auch ein sogenanntes „Schulbuch" der Nürnberger Singschule, welches der nach Hans Sachs bekannteste Nürnberger Meistersinger, Merker und Schulhalter Hans Glöckler geführt, d. h. alle Eintragungen über die verschiedenen Singschulen und die dabei beteiligten Singer u. s. w. besorgt hat. Franz Schnorr von Carolsfeld hat daraus bereits 1874 im „Archiv für Litteraturgeschichte" Mitteilungen gemacht. In diesem Schulhaltungsbuch sind auch alle Aufführungen aus dem Zeitraum von 1583 bis 1594 verzeichnet, dabei nicht nur die Namen der Meistersinger beim Hauptsingen, sondern auch die Namen der Töne, nach denen sie ihre gedichteten Lieder sangen, und es waren dies fast sämtlich schon vorhandene Töne früherer Meistersinger. So hat beim Hauptsingen der Eine gesungen: „Im süßen Ton Vogel", der Andere „im Leidton Nachtigall", der Dritte „in Hans Sachsens Gesangweis" und der Vierte „in der Corweis Münchs von Salzburg". Das Schulkleinod (der David) fiel dem Ersten zu, der Schulkranz dem Dritten. Aber auch die Verleihung des Zechkranz wird dabei vermerkt. — Die eingetragenen Singer waren ihres Standes: ein Briefmaler, ein Messerschmieds-Gesell, ein Feilnhauer, Getreidemesser, Flaschner, Schwarzfärber, Barchet-Weber, Kandelgießer u. s. w.

S. 266. Aus einem der neuerdings aufgefundenen Einladungszettel zur Meistersingschule geht hervor, daß auch noch im 17. Jahrhundert ausnahmsweise die Marthakirche benutzt wurde, indem es in der Ankündigung heißt: „Wer solches hören will, der verfüge sich nach dem Betläuten zu St. Marta". — Daß aber diese Ankündigung aus dem 17. Jahrhundert stammt, läßt der Schlußsatz des Zettels erkennen: „Man wird auch vier schöne Lieder vorher

singen von der schönen Stadt Magdeburg, was sich in und nach der Belagerung hat zugetragen, wie dieselbige von dem general Tylli jemmerlich zerstört worden". — Auf demselben (handschriftlichen) Zettel sind auch die Hauptgewinne in getuschten Zeichnungen abgebildet, außer dem großen Gehäng und dem Kranz noch zwei andere Gegenstände, deren Bestimmung schwer zu erkennen ist.

S. 274. Als Beweis, wie dürftig die älteren Nachrichten über den Meistergesang sind, teilt Fr. Schnorr („Zur Geschichte des deutschen Meistergesanges") Verse aus einem zu Straßburg 1597 gedichteten Meisterliede mit. Darin werden fünfzehn Städte, in denen besonders der Meistergesang geübt wurde, mit Namen aufgeführt. Darunter befinden sich Leipzig, Dresden, Breslau, Basel, Steier, Wien, Colmar, Danzig u. s. w. Nur gerade zwei der wichtigsten, Nürnberg und Augsburg, sind unerwähnt geblieben, jedenfalls nur aus Unkenntnis des betreffenden Liederdichters.

Zum zehnten Kapitel.

Dokumente über die Belagerung Nürnbergs 1552.

Die Streitschriften aus dieser Zeit, Anklagen, Verteidigungen und Proteste, wurden damals sämtlich durch den Druck verbreitet. Einem auf die Angelegenheiten des Markgrafen Albrecht bezüglichen starken Sammelband in der Berliner Königlichen Bibliothek entnehme ich in Nachfolgendem das Wichtigste.

1. Das Schreiben des Markgrafen Albrecht, das er vor seinem gewaltthätigen Unternehmen noch am 1. März an den Rat der Stadt richtete:

„Von Gottes genaden Albrecht der Jünger, Marggrave zu Brandenburg . . u. s. w. Unsern gunstlichen grus zuvor, Ersamen weise liebe besondere, wir wöllen Euch gnediger meinung nit pergen, daß die leufd sorglich, und von unsern nachpaurn allenthalben viel aufpieten beschicht, und wir nit wissen mögen, wider wen solchs geen soll, Derhalben unsre unvermeidliche noturft erfordern will, uns auch gefaßt zu machen, da wir unverschulter ding angegriffen werden sollten, daß wir uns dennoch eins bösen nachpaurn erwhern oder aufhalten köndten, haben derhalben auch etliche Knecht anlauffen lassen. Dieweil uns aber zu solchen Knechten, an Rüstung, Hagken und Spiessen mangeln will, und uns unser Hauptleut berichten, das sie in Ewr Stat mit Kaufleuten bekant, die jnen darzu zu helfen versprochen, seindt wir doch bericht worden, das ihr under den Euern, ain verpot lassen ausgehen, niemands weder von Kriegsrüstung und anderm, verwolgen oder aber zukommen lassen, So versehen wir uns doch aus guter nachpaurschaft, solch gebot wider uns und die unsern

nit gemaint sein. Begeren derwegen gantz gnediglichen, Ihr wöllet den unsern, und sonderlichen briefszaigern, das sie möchten ein anzal Rüstung, als ein Sechs oder Achthundert Hagken und aintausend Spieß umbs gelt zu bekomen, gütlich gestatten, und auf unsere costen herausfüren lassen, Euch auch also nachpeurlich und gutwillich erzeigen, wie wir uns zu Euch günstigclich vertrösten, und es auch hinwider in disen und andern künftigen fellen, in gnaden erkennen, Und möchten Euch solchs glediger meinung nit pergen, dero gewirigen antwort begerende: Datum Craylsheim Dinstags nach Matthie 1. Martij Anno 52.

Den Ersamen und weisen unsern lieben besondern
Burgermeister und Rath der Stat Nürmberg".

(Spätere Dokumente.)

2. Bericht des Nürnberger Rates, datiert vom 5. Juni 1553 an alle Kurfürsten, Fürsten, Grafen u. s. w. des Reiches:

„Ains Erbarn Raths der Stat Nürmberg bestendiger warhaffter Bericht, der landfriedbrüchigen Empörung, vheindlicher thaten und handlungen, so Marggraf Albrecht zu Brandenburg rc. der Jünger, wider ainen Rhat und gemelte Stat Nürmberg, auch derselben Underthan und verwandten, Im 1552 und 1553 Jaren geübt hat. Mit verantwortung etlicher erdichter unerfindlicher Beschraynng und verunglimpfung der hailigen Christlichen Religion, und anderer sachen halben."

Der Rat will durch dieses gedruckte Rundschreiben durch einfache Erzählung des Sachverhaltes darlegen, welche unrechtmäßigen und ehrenrührigen Behauptungen eine von dem Markgrafen gegen Nürnberg gerichtete und publizierte Schrift enthält. Schon vor seiner letzten Gewaltthat habe der Markgraf wiederholt seinem Widerwillen gegen Nürnberg Ausdruck gegeben. So habe er nürnbergische Unterthanen, die an der Grenze seines Gebietes gewohnt, mit völlig ungesetzlichen Steuern belegt, habe solche, die sich zu zahlen weigerten, überfallen, aus den Dörfern fortschleppen und gefangen setzen lassen.

Es wird dann das (auf der vor. S. im Wortlaut mitgeteilte) Schreiben des Markgrafen beigefügt. Der Nürnberger Rat habe hierauf dem Markgräflichen Befehlshaber mündlich seine Zustimmung zu dem Einkauf der Waffen gegeben und auch dem Markgrafen selbst in verbindlichster Weise schriftlich mitgeteilt: Daß allerdings ein Verbot vom Rate ergangen sei, für jetzt keinerlei Kriegsrüstung nach außerhalb zu verkaufen. Da aber der Markgraf, wie er versichert, solche Rüstung „wider unverschuldte Verwaltigung" begehre, so wollten sie ihn an den zu machenden Einkäufen nicht hindern. (Datiert 5. März 1552.)

Obwohl nun, fährt der Rat in seinem Schreiben fort, es seit ältesten Zeiten Sitte ist, und obwohl erst in der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. es verkündigt worden, daß keine offene Feindschaft und kein Angriff erfolgen dürfe, bevor nicht der Angreifer den Grund seiner Beschwerden verkündet und, wenn keine Abstellung der Beschwerden erfolge, drei Tage vorher an den zu bekriegenden Landesfürsten, oder an die Stadt, eine förmliche „Entsagung" geschickt habe, — so habe sich doch der Mark-

graf solcher Mißachtung der Reichssatzungen schuldig gemacht, indem er „ohn alle vorgehende Entsagung, Verwahrung, Abklag und ohne geringste Anzeigung eines feindlichen Willens“ am 4. Mai ganz unvorgesehener Weise „unser Schloß und Veste Lichtenau mit neunzehn Fendlein Knechten und bis in 2000 zu Roß stark geschlagen“, die Veste nebst dem Markt und der zugehörenden Landschaft gewaltthätiger und landfriedensbrüchiger Weise eingenommen und erst am folgenden Tage ein offen Schreiben und Erklärung durch einen Feldtrummeter der Stadt zukommen lassen“.

Ferner: Der Flecken Stein sei vom Markgrafen ausgebrannt worden, wonach er am 11. Mai sein Lager vor die Stadt Nürnberg verlegt habe. Ohne Barmherzigkeit seien Männer, Weiber, Greise und Kinder aufgegriffen und hingemordet worden, und während der Belagerung „bei hundert Dörfer und Weiler, über siebenzig Schlösser und Burgerssitze, sammt etlichen Klöstern und Kirchen ausgebrannt und verwüstet worden, alle Kleinodien aus den Kirchen, sowie Glocken u. s. w. hinweggeführt, auch der Wald bei der Stadt, der nicht nur dieser, sondern vielen Fürsten und Herren Brenn- und Bauholz geliefert, an mehreren Orten angezündet, so daß an die tausend Morgen Waldes verbrannt sind“.

Im Dezember 1553 wurde die „Achtserklärung und Verrufung wider Markgraf Albrechten zu Brandenburg den Jüngern“ veröffentlicht, und zwar „von wegen und auf Erfolgen“ der Bischöfe von Bamberg und Würzburg, sowie des ehrbaren Rates der Stadt Nürnberg.

Dagegen erließ der Markgraf eine „Protestation wider die vermeinte nichtige, mit Geld erkaufte Cammergerichts-Achtserklärung ...“ „sambt angehängter Recusation wider die partheilichen Cammergerichts Urtheilen“.

Vier Jahre später, 1557, wurde noch vom Markgrafen eine neue Schrift veröffentlicht: „Erklärung des Markgrafen wegen erlaubter Defension und natürlicher Gegenwehr ...“ Originell ist hierin, daß der Markgraf die Bischöfe von Bamberg und Würzburg als „siegelbrüchige Feinde, landkundige bannierte Ächter und blutdürstige Landfriedbrecher“ bezeichnet, von Nürnberg aber nur vom „Nürnberger Pöfel“ spricht.

S. 301. Die auf dem Stiche von Lautensack von 1552 noch abgebildeten Gebäude der Vorstadt Wöhrd, die Bartholomäuskirche und das Rathaus, sind thatsächlich von den Nürnbergern selbst noch vor Wiederbeginn des Krieges 1553 zerstört worden. Aus den Nürnb. Stadtakten, den „zweiten markgräflichen Krieg“ betreffend, mögen hier einige Angaben über die von Nürnberg selbst berechneten Schäden, sowohl an der Vorstadt Wörd (Wehrde) wie an den anderen offen gelegenen städtischen Gebieten mitgeteilt werden. Sie sind enthalten in einem „Verzeichniß was ein Erber Rath zu Nüremberg aus verursachung Markgraf Albrechts Kriegsempörung vnnd zu abbruch seiner veintlichen gelegenheit umb die Statt Nüremberg hat verprennen lassen müssen“. Es heißt daselbst:

„Wehrde, ein wolerpauter beschlossener Markt ist mit Kirchen, Rathhauß, Hammerwerth vnnd Mühlwerken auch allen andern vielen gepeuen vnd wohnungen verprennt worden vnd darinnen schadens geschehen nemblich an der Kirchen umb 4000 fl., am Rathaus umb 2500 fl., Mühl vnd Hammerwerth vber 12000 fl., Bade*) umb 1000 fl., Thörthürn 1000 fl., Pfarrhof 800 fl., Frühmeßhaus 500 fl. vnd an 205 guter gepauten Heusern zu 300 fl. Werth auf wenigst angeschlagen — 61500 fl. — Item zween Burgerssitz vnnter 3000 fl. nit werth .... Gostenhof ein Markt oder Vorstat von Nürmberg gelegen, daselbst sein 142 guter Zimmer verprennt worden, davon jedes vber 300 fl. wol werth, thut 42600 fl. ...

Es folgen dann noch die Spezialisierungen weiterer Schäden an: Sanct Sebastian, Galgenhof, Rechenberg, Schopperenhof, Weiglerhof u. s. w., ferner 164 „Gärtenhäuser" .... Summa Summarum 255000 fl.

— Auch für die späteren blutigen Ereignisse, bekannt unter der Bezeichnung der „Grumbachschen Händel", lagen die Keime schon in dem Unternehmen des Markgrafen Albrecht gegen die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. Wilhelm v. Grumbach, ein fränkischer Edelmann, hatte anfänglich im Dienste des Bischofs von Würzburg gestanden, hatte dann aber beim Ausbruch jener Fehden des Markgrafen sich diesem zur Verfügung gestellt, weshalb ihm seine Güter vom Bischof mit Beschlag belegt wurden. Grumbach faßte nunmehr den Entschluß, sich des Bischofs durch einen Überfall zu bemächtigen. Er hatte dazu einen gewissen Jobst von Zettwitz sowie einige bürgerliche Strauchritter, darunter ein gewisser Christoph Kretzer, gewonnen. Am Abend des 14. April 1558 waren dieselben nach Würzburg gekommen, unter dem Vorgeben, sie seien Kaufleute, die zur Messe reisten. Nachdem sie ermittelt hatten, wann der Bischof nach seiner Gewohnheit vom Schlosse nach der Regierungs-Kanzlei reite, hatten sie sich im Walde verteilt, um ihn bei seiner Rückkehr zu überfallen. Der Bischof war nur von einigen Truchsessen, Kämmerern und Dienern begleitet, als die Räuber über ihn herfielen. Einige von des Bischofs Begleitung wurden tödlich verwundet, er selbst erhielt durch jenen Christoph Kretzer einen Schuß, konnte zwar mit seinem Pferde bis zum Schlosse gelangen, wo er aber vor Mattigkeit herabsank und bald darauf seinen Geist aufgab. Eine Verfolgung der Mörder blieb resultatlos.

Nachdem später, 1563, Grumbach Würzburg geplündert hatte, wurde er in die Acht erklärt, verband sich dann mit dem Herzog Friedrich dem Mittlern in Gotha und wurde nach der Einnahme von Gotha durch den Kurfürsten August von Sachsen im April 1567 lebendig gevierteilt.

---

*) Auf dem vollständigen Blatte Lautensacks, der Ansicht von Wöhrd, ist auch die „Badstube" bezeichnet. Die obigen Auszüge aus den Stadtakten verdanke ich der Güte des Herrn Stadtarchivar Dr. Mummenhoff in Nürnberg.

Zum elften Kapitel.

S. 317. Das sogenannte „Fechthaus“ auf der Insel Schütt in Nürnberg wurde erst 1628 eröffnet. Es war ein sehr großes offenes Amphitheater mit Galerien an drei Seiten. Es diente auch zu Schaustellungen wilder Tiere und später wurde es für lange Zeit zu Schauspielaufführungen benutzt. (Das angeblich schon 1550 entstandene „Theater der Meistersinger“ ist eine in die Theatergeschichte gebrachte Fabel, wie ich schon wiederholt nachgewiesen habe.)

S. 332. Zu den Dichtungen von Adam und Eva. Der Artikel im Morgenblatt (1808, Nr. 278) giebt über die Aufführung einer denselben Stoff behandelnden Komödie die folgende alte Notiz darüber wieder: „In den Pfingstfeiertagen den 11., 12., 13. Mai 1516 sind die Ludi solennes so man zu Freiberg (der bekannten Gebirgsstadt in Sachsen) gehalten auf öffentlichem Markte mit großer Pracht und Kosten agirt worden, da denn der Herzog Georg zu Sachsen, neben seiner Gemahlin und ganzer Hofhaltung, wie auch viele andere hohe und niedrige Standespersonen zugegen gewesen und zugesehen ....“ „Den ersten Tag ist die Geschichte gespielt worden von dem Fall der Engel, von Erschaffung und Fall der Menschen, von Ausjagung derselben aus dem Paradiese und von den ungleichen Kindern Adams und Eva, wie sie Gott der Herr angeredet und examinieret.“ Die Personen dieses Tages seien gewesen: „Gott, Raphael, Michael, Gabriel, drei Engel, Cherub, auch ein Engel Luzifer, Belial, Satan, drei Teufel, Adam, Eva, die Schlange, Abel, Seth, Jared, Henoch, Methusalem, Lamech, sechs gehorsame Adamssöhne: Kain, Datan, Achem, Nabal, Esau, Nimrod: sechs ungerathene Kinder, samt dem Ehrenhold“. — Es wird hinzugefügt, daß auf dem Markte „auf einem aufgeschlagenen Palaste“ öffentlich agiert worden sei, daß die Personen sich vorher auf dem Niedermönchen Kirchhof gesammelt, dann mit der Priesterschaft in ihrem Meßgeräte zum Schauplatz gezogen sei, und daß alles „sehr prächtig und ansehnlich zugegangen“.

Der Stoff, welcher sowohl nach den Namen der Personen wie nach dem Titel auf jenes uns nicht überlieferte Spiel zurückgeführt werden müßte, ist von Hans Sachs in verschiedener Weise viermal bearbeitet worden, zuerst in einem Meisterlied vom Jahre 1546, dann in zwei dramatischen Spielen aus dem Jahre 1553, und endlich nochmals als erzählendes Spruchgedicht im Jahre 1558. — Nur in dem größern dreiaktigen Spiel nennt er eine bestimmte Quelle, nicht aber ein älteres dramatisches Spiel, sondern Melanchthon. Er bezeichnet sein Stück im Prolog des Ehrenhold als

> Ein Comedi und lieblich Gedicht,
> Das ursprünglich hat zugericht
> Im Latein Philipp Melanchthon,
> Und nun zu gut dem gmeinen Mon
> Auch in teutsche Sprach ist gewandt ....

Dagegen sagt er in dem später geschriebenen Spruchgedicht (2. Buch, 4. Teil) in den ersten Versen nur

> Die Glehrten haben zugericht
> Vor Jahren ein lieblich Geticht . . . .

Beiderlei Hinweise des Dichters sind zutreffend. Melanchthon erzählt die Geschichte, die er auf ein nicht näher bezeichnetes lateinisches Gedicht zurückführt, in einem Briefe vom 23. März 1539, der in demselben Jahre im Druck erschien. Erasmus Alberus bearbeitete den Inhalt, in welchem besonders auch die von der Weisheit Gottes gewollte Ordnung der verschiedenen Stände betont ist, zu einem lateinischen Dialog, der dann wieder 1541 von Leonhard Jacobi verdeutscht wurde. Franz Schnorr von Carolsfeld hat besonders mit Bezug auf die Quellen die verschiedenen Behandlungen der Legende durch Hans Sachs im „Archiv für Litteraturgeschichte", 12. Bd., zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht und dabei einige Dialogstellen des Hans Sachs den entsprechenden Stellen in dem Dialog des Alberus gegenübergestellt. Ob Hans Sachs noch eine andere, ältere Quelle gekannt hat, ist bei der Gewissenhaftigkeit in allen seinen Angaben sehr fraglich. J. Tittmann macht in seiner Ausgabe der „Dichtungen von Hans Sachs" (1871) auf die Ansicht J. Grimms („Kinder- und Hausmärchen") aufmerksam, der geneigt ist, darin die Umwandlung eines germanischen Mythus zu erkennen. Für die dichterischen Arbeiten des Hans Sachs kommt dies nicht in Betracht, auch brauchen wir hier weder auf sein Meisterlied („im zarten Ton Frauenlobs") von 1546 noch auf sein Spruchgedicht von den „ungleichen Kindern Eva" (1558) näher einzugehen, das er als Schwank bezeichnet, und worin er nur die kürzere der beiden dramatischen Dichtungen mit wenigen einleitenden Versen in ein erzählendes Gedicht umgewandelt hat.

Wenn man die fünfaktige „Komödie" und das einaktige „Spiel" mit einander vergleicht, so sollte man glauben, daß die längere zuerst geschrieben sei, was aber nicht der Fall ist, denn der Dichter hat das einaktige Spiel „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet" vom 23. September 1553 datiert, das größere Stück aber vom 6. November desselben Jahres. Er hat deshalb erst bei der größern Komödie, in die er einen Teil des kleinern Spiels eingeflochten hat, im Prolog die Hinweisung auf Melanchthon gemacht. Nach diesem Prolog des Ehrenhold wird uns in einem Gespräch zwischen Adam und Eva berichtet, mit welcher Mühe sie nach dem Verlust des Paradieses ihr Leben erkämpfen müssen. Abel kommt dazu und Eva sagt ihm, er möge seinen Bruder Kain holen, von dem schon vorher Adam äußerte, er sei ein „Wüstling und böser Galgenstrick". Nachdem Adam seinem Weib (wie in dem kleinern Spiel) den bevorstehenden Besuch des Herrn angekündigt hat, lernen wir im zweiten Akt die ungleiche Gemütsart der beiden Söhne Kain und Abel erkennen. Im dritten Akte kommt nun der Herr zum Besuch. Nachdem Adam seinen Kindern geboten, sie möchten den Herrn begrüßen, folgt im dritten und vierten Akt das längere Examen der verschiedenen Kinder (sechs „gehorsame" und sechs „ungeraten Söhn"), wobei alle Sätze des

Vaterunser und der zehn Gebote kommentiert werden. Der fünfte Akt beginnt mit einem Gespräch des Kain mit dem Satan; dann folgt das Opfer Kains und Abels. Die Katastrophe wird dann sehr kurz abgemacht:

Kain. Bruder, mein Garb ist ausdroschen,
Drum mein Opfer ist erloschen,
Dein Feist's vom Schaf das flammet sehr.

Abel. In allen Dingen Gott die Ehr,
Der uns Seel, Leib, Gut und Leben
Umsonst aus Gnaden hat gegeben.

Hiernach folgt nur die kurze Anmerkung ohne Dialog: „Satan zeigt Abel zu tödten. Kain schlägt ihn nieder, der Satan hilft ihn zudecken und fleucht“.

Nachdem der Herr gekommen und auf Befragen nach dem Bruder des Mörders (wobei auch Satan wieder dem Kain ins Ohr spricht) ihm sein Verbrechen vorgehalten und ihm das Kainszeichen auf die Stirn gedrückt („daß Niemand soll erschlagen dich“) heißt es weiter:

Der Satan führt Kain ab und spricht:
Kain, thu dich an ein Baum henken
Oder in eim Wasser ertränken
Auf daß du kommst der Marter ab,
Und ich an dir ein Höllbrand hab.

Nach einem kurzen Gespräch Adams und Evas mit dem Herrn beschließt der Ehrenhold das Spiel, indem er die einzelnen Punkte darin deutet.

Man sieht, daß Hans Sachs in dieser „Komödie“ noch von den Traditionen der mittelalterlichen religiösen Spiele abhängig war, auch in der Mitwirkung des Satans, von der er sonst in nur wenigen einzelnen Fällen Gebrauch gemacht hat. Eben deshalb liegt der weitaus größere Reiz und Wert in dem einaktigen Spiel „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet“, bei dessen Beginn die Ermordung Abels schon geschehen ist, so daß dieses Spiel durch liebenswürdige Herzenseinfalt, verbunden mit fein humoristischen Zügen, auch in der Form viel geschlossener und kunstvoller erscheint. Wohl nur der stete Wunsch des Dichters, alle durch die Bibel überlieferten Begebenheiten dichterisch zu verwerten, konnte ihn bestimmen, dieses reizende Familienbild durch die größere Komödie stofflich zu erweitern.

S. 336. Die sämtlichen Fastnachtspiele des Hans Sachs sind in neuerer Zeit von Edm. Goetze nach den Originaldrucken und mit Benutzung der vorhandenen Handschriften herausgegeben worden. („Neudrucke deutscher Litteraturwerke“, Halle, M. Niemeyer, in sieben Bändchen von 1880 bis 1887.) Da Goetze sie nach der Ordnung druckte, wie sie im Generalregister des Hans Sachs von ihm verzeichnet worden sind, so befinden sich viele Stücke darunter, die in der Nürnberger Gesamtausgabe als „Spiel“ oder als „Comödie“ bezeichnet sind. Nach dem Generalregister wären es im Ganzen 85 Fastnachtspiele.

In Götzes genauem Abdruck gehen diejenigen davon ab, die in den verloren gegangenen Handschriften gestanden haben und auch in Hans Sachs' Zeit nicht gedruckt worden sind.

S. 340 ff. Pauli's Schwanksammlung „Schimpf und Ernst" erschien in Straßburg unter dem Titel: „Schimpf und Ernst heiset das Buch mit Namen durch laufft es d'welt handlung mit ernstlichen und kurtzweiligen exemplen, paraboln und hystorien nützlich und gut zu Besserung der menschen .... Und ist dies Buch gemacht worden zu Than . . . 1519". Am Schlusse: Getruckt zu Straßburg von Hans Grieninger 1522. (In Folio.) Johannes Pauli, von jüdischer Abkunft, hatte sich taufen lassen und ging in den Barfüßer-Orden, wurde Lesemeister im Kloster zu Schlettstatt, dann zu Thann, und starb 1530. Seine Sammlung enthält ungefähr 700 kleine Erzählungen, Anekdoten u. s. w., meist sehr kurz. Die nachfolgenden, als Quellen zu Hans Sachsschen Fastnachtspielen, sind nach der ersten Ausgabe von Pauli's „Schimpf und Ernst" (1522) im Wortlaut des Originaldruckes getreu mitgeteilt. Es sind dies:

(Zum fahrend Schüler im Paradeis.)

Es was ein Frau die was nit ganz witzig, sie was aber reich, und het ein Sohn gehabt, der was gestorben. Uff ein mal da was der Herr in dem Rat, da kam ein fahrender Schüler, der begehrt ein Suppen von ihr. Die Frau gab ihm zu essen und sahe das gernlin das er an hat und sprach zu ihm: Ich sehe, daß ihr ein fahrender Schüler seid, und mein Sohn ist in ein ander Welt gefahren. Habt ihr ihn nit gesehn, ihr fahrt ja weit hin und her. Er sprach: Ja, ich hab ihn gesehn und er leidet Hunger und großen Frost und läßt euch bitten, daß ihr ihm einen Pelzrock und Hemden schickt und sechs oder sieben Gulden. Die Frau sprach: gern, und nahm des Mannes Rock mit Fuchs gefüttert, doch nicht vom besten, und ein lang Hemd und drei Gulden und band es in ein Leilachen (Bettlaken) als ein Bündel und sprach zu ihm: Machet euch bald damit hinweg, ehe daß mein Mann kommt, denn er würde es euch sonst wieder nehmen, erführ er davon. Und nicht lang danach kam der Mann aus dem Rat, und die Frau sagte es ihm, wie sie ihrem Sohn etwas geschickt habe. Der Mann ward zornig, und meinte, sie hätte ihm viel Geldes geschickt, und saß schnell auf ein Pferd und eilet ihm nach, denn er meinte, er werde es ihm wieder nehmen. Da der fahrende Schüler ihn sah nachreiten, verbarg er das Bündel unter eine Stauden und lehnte sich auf ein Stecken. Da der Herr kam, sprach er zu ihm: hast du nicht einen Gesellen gesehn, der ein weiß Bündel auf dem Rücken trägt. Der fahrend Schüler sprach: Ja, er ist da über den Zaun gesprungen mit dem Bündel, sobald er euch gesehn hatte, und lauft dem Wald zu, und ihr, ihr ereilet ihn wohl noch. Der Herr fiel bald von dem Pferd herab, und gab es Jenem zu behalten, bis er wieder käme. Da der Herr dem Wald zulief und wollte jenen suchen. Dieweil nahm dieser das Bündel auf sein Rücken und saß aufs Pferd und ritt hinweg. Da der Herr Niemand fand,

ging er wieder um und will daheim reiten. Da fand er das Pferd auch nicht mehr und mußte zu Fuß heimtraben. Da er nun wieder heim kam, fragt ihn die Frau, ob er den Mann gefunden hätte. Er sprach: Ja, ich hab ihm mehr Gelds gegeben, und hab ihm mein Pferd dazu geschenkt, daß er desto eher zu ihm komme.

(Zum heiß Eisen.)

Es was ein man der het ein frawen die bulet, dem Man kam etwas für, wann der Hußvatter alwegen der letzt ist der ein Ding erfert, als Juvenal spricht. Er warnet sie offt und sprach, Frau dörffestu dich reinigen und dein unschuld zögen durch das heiß ysin, und darffest das tragen. Die fraw sprach ja, der tag ward gesetzt, in der zeit fügt sie sich zu dem priester, und beichtet und thet penitentz, und verhieß sich zu bessern. Da die Zeit kam, da trug sie ein schinysin (Schieneisen) in beiden Henden. Der Man was fro das er ein frume frawen het. Es fügt sich das sie widerum fiel in den eebruch. Der Man sprach, fraw die sachen gefalen mir nit, der ist hüt (heute) aber (wieder) hin gewesen, dieweil ich in dem Rat bin gewesen. Die Frau sprach, du bist sunst ein ysserer und unrüwig, nun stot doch noch da die schin ysin, die ich glüend getragen hab und hat mich nit gebrendt, und nam di stang ysin in ire Hend, da brandt sie das kalt ysin, das sie mordio schri und bließ in die Hend, und lieff zu dem wasser und wolt sie leschen, und die haut gieng ir ab von dem brant. Da sahe der man wol, wie frum sein frauen was, das heiß glüend ysin brant sie nit in die Hend, aber dz kalt ysin brant sie.

(Zum Doktor mit der großen Nasen.)

Es ist in Frankreich geschehen da was ein apt ein groser her, d'het ein narren, das wz gar ein früntlicher nar, der niemans betrübet, weder mit worten noch mit wercken, wie zornig man in macht. Nun fügt es sich uff ein Zeit, das der apt der her ein fremden eren man geladen het, der het gar ein fast grose nassen, als es etwan kumpt, das einer ein gebresten an der nassen hat. Da man nun also zu dem tisch saß und wolt anfahen essen, da sahe in der nar stetz an und verwundert sich ab der grosen nassen, und so er in lang angesicht, da lag er für den selbigen herren mit der grosen nassen mit den ellenbogen uff den tisch, und sprach zu dem selbigen herren, wie hastu so ein grose nassen, wie kumpt es. Ach lieber got, der gut man schampt sich und ward fast rot. Der her sprach zu den knechten, treiben den narren hinuß. Die knecht schlugen den narren zu dem Sal hinuß und sprachen. Nar, dz du die trüß müsest haben. Der nar gedacht, du hast es narlich verderbt, du must es widerumb gut machen. Da nun der nar meint, es wer vergessen, da gieng er widerumb in den sal, und nam sich nichtz an, und gieng umb den tisch herum trossen, und hindennach legt er sich aber uff den tisch und sprach. O wie ein kleins neßlin hastu, da ward d'gast noch me geschent, man treib den narren aber zu dem sal hinuß. Nach langem kam der nar widerumb wie vor, und sprach zu im. Got geb du habest ein naß oder nit, was wil ich

deiner nassen. Da het er es erst gantz verderbt. Also geschicht allen schmeichlern und kutzenstreichern, wie dem narren ist geschehen, die ein etwan loben und erheben, und meinen sie sein liebe zu haben und gunst, und je me sie in loben, je feinder er inen würt, wan sie lieben sich wie ein hund der heffen bricht.

S. 343. Aulus Gellius in seinem etwa 150 n. Chr. geschriebenen Werke: „Attische Nächte“ (noctes atticae) erzählt die Geschichte, aus der Culmann den Stoff zu seiner spaßhaften Komödie „Vom Aufruhr der ehrbaren Weiber in Rom“ nahm, im 23. Kapitel des ersten Buches, indem er sich dabei auf M. Cato beruft. Der Vorgang wird von ihm folgendermaßen berichtet:

„Früher hatten zu Rom die Senatoren die Gewohnheit, ihre Söhne, die noch das verbrämte Oberkleid trugen, mit in die Ratsversammlung zu nehmen. Als nun einst daselbst in der Versammlung eine etwas wichtigere Angelegenheit war verhandelt worden, ihre vollständige Austragung und Erledigung aber noch auf den folgenden Tag mußte verschoben werden, und man nun deshalb übereingekommen war, daß über diese wenn auch schon ziemlich erledigte Angelegenheit niemand eher etwas verlauten lassen sollte, bis darin ein bestimmter Entschluß gefaßt sein würde, so suchte die Mutter des jungen Papirius, da sie wußte, daß er mit seinem Vater auf dem Rathaus gewesen war, diesen ihren Sohn darüber auszuhorchen, was wohl die Väter in der Ratssitzung verhandelt hätten. Der Knabe antwortete, daß dieses noch ein Geheimnis bleiben solle und müsse und man darüber noch nichts dürfe verlauten lassen. Die Frau wird immer begieriger etwas von dem Sohne herauszubekommen, denn die Heimlichkeit an der Sache und die Verschwiegenheit an dem Knaben reizte ihre Leidenschaft und Neugier, ihn noch weiter auszuforschen, erst recht. Daher bestürmt sie ihn noch dringender und ungestümer mit ihren Fragen. Als nun seine Mutter immer noch nicht nachläßt, ihn zu drängen, nimmt der Knabe endlich zu einer feinen und allerliebsten Unwahrheit seine Zuflucht. Er sagt: Verhandelt wurde im Senat die Frage, ob es nicht zuträglicher und mehr zum Nutzen und Vorteil des Staates sei, daß Einer sich lieber zwei Frauen nehme, oder daß eine Frau an zwei Männer verheiratet würde. Kaum hat sie dies vernommen, wird ihre Seele mit Entsetzen erfüllt. Sie verläßt in des Schreckens Hast das Haus und hinterbringt diese Nachricht sofort allen übrigen Frauen. Tags darauf begiebt sich nun der ganze Hausfrauenschwarm nach dem Sitzungssaal des Rates. Sie zerfließen in Thränen und flehen um des Himmels Willen, daß man doch lieber gestatten möchte, daß eine Frau zwei Männer, als daß ein Mann zwei Weiber heiraten dürfe. Bei ihrem Eintritt zur Ratssitzung waren die Senatoren erstaunt über dies seltsame, ungestüme Betragen und wußten nicht, was dies Fordern und Bitten zu bedeuten habe. Nun trat der junge Papirius vor mitten unter die Senatsversammlung und erzählte ganz offen und unumwunden den Sachverhalt, wie sehr ihm die Mutter zugesetzt habe, um etwas aus ihm herauszubringen, und dann, was er selbst sich erlaubt habe, seiner Mutter zu sagen. Der Senat erteilte dem Knaben

für seine Zuverlässigkeit wie für seine Geistesgegenwart das schmeichelhafteste Lob, erläßt aber alsbald auch die Verordnung, daß künftighin Knaben nie mehr in die Senatssitzung folgen durften, mit Ausnahme dieses Einzigen, des jungen Papirius. Dieser Knabe aber bekam Ehren halber nachher den Namen Praetextatus beigelegt, weil er, obgleich noch im Jugendkleide, doch einen Beweis von seiner Vorsicht und Klugheit beim Schweigen wie beim Sprechen gegeben habe".

Diese einfache Geschichte, die hier mit den Worten des Aulus Gellius vollständig wiedergegeben ist, hat Culmann auf fünf Akte ausgedehnt. Wenn er daher manches in den Reden auch viel zu breit ausgesponnen hat, so ist doch die Komödie mit ganz entschiedenem und zuweilen derbem Humor behandelt. Übrigens geht bei ihm Frau Papiria nicht so leer aus, sondern sie wird für ihre Thorheit auf vier Tage „an die Bank" gestraft. —

Derselbe Stoff, gleichfalls nach Aulus Gellius, ist später (1551) auch in einem niederdeutschen Stück „van dem Papyrio praetextato ..." behandelt und in Lübeck aufgeführt worden.

Die Komödie des Hans Sachs „Der Knab Lucius Papirius Cursor" ist noch später geschrieben (1556) und erschien gedruckt erst im fünften Buche der Nürnberger Gesamtausgabe, 1579. Es ist merkwürdig, daß gerade Hans Sachs für sein nur einaktiges Spiel den Humor des Stoffes nicht herausgefunden hat, der doch bei Culmann so voll zu seinem Rechte kommt. Die Culmannsche Komödie ist in meinen „Lehr- und Wanderjahren des deutschen Schauspiels" (1882) eingehend analysiert.

S. 344. Die Handschrift von **Peter Probsts Fastnachtspielen und Meisterliedern** befindet sich in der **Dresdener** Königl. Bibliothek und war ursprünglich im Besitze Gottscheds. — Das Titelblatt ist mit der kolorierten Figur eines Herold, mit dem scepterartigen Stabe, geschmückt. Darüber steht auf halbrundem Bande:

> **Ein schön Buch von Faßnachtspielen und maistergsängen durch petter probst zu Nürnberg gedicht anno 1553.**

Unter dem Heroldsbild steht: Petrus Probst. Anno M. D. LIII. Das Einleitungsgedicht giebt einige gute Lehren zum Gebrauch des Buches und enthält die bei uns schon im Kapitel über die Meistersinger mitgeteilten Verse (S. 259).

Die acht darin enthaltenen Stücke sind folgende:

1. „**Ein schon Christlich Comedia von dem plint gebornen darvon der heillig Johannes der evangelist am Neunten capittel schreibt.**"
2. „**Ein schön faßnachtspil von einem mülner und seinem Weib sambt einem pfarrer und eim studenten.**"

   Das Spiel behandelt denselben Stoff wie des Hans Sachs „fahrend Schüler mit dem Teufelsbannen" (1551).
3. „**Ein ander faßnachtspil von zweyen lanzknechten sambt einem pfaffen und münchen, ein Schultes und sein knecht.**"

   Es behandelt einen Zwist zwischen zwei Landsknechten und einem Pfarrer, in Form einer Gerichtsverhandlung.

4. „Ein schon vaßnachtspil von zwaierlei ellttern die ire kinder ganz ubel erzogen und zusam verheirat haben und zuletzt ubel geratten ist."

Die Personen sind: Der Narr, der Vater, die Mutter, der Sun, die Dochter.

5. „Ein vaßnachtspil von einer Bauren heirat mit der bösen Elsen."

Das Spiel ist stellenweis etwas derb im bäurischen Geschmack, hat übrigens nichts mit des Schweizers Niclaus Manuel „Elsli Tragden-knaben" gemein. Die böse Else ist hier die zänkische und grobe Mutter der Braut.

6. „Ein kurzweillich faßnacht spil vom kranken Baurn und einem Doctor sambt seinem knecht."

Es ist dadurch bemerkenswert, daß unter den Namen der Personen außer Kunz Flegel und anderen auch bereits Hainnz Wurst vorkommt.

7. „Ein kurzweilig faßnacht spil vonn zweyen mendern sambt iren Weibern, welche gefattern mit einander waren, der erst genant Selten Reich, sein frau die schnapergeut, der ander unfleis, sein frau die filschick sambt der selttenn Reichs mait der greth fürwiz und der Unfleis knecht, hans pirler genannt."

Nach mehreren Meistergesängen folgt dann noch ein nachträglich (erst 1556) eingeschriebenes Spiel:

8. „Ein kurzweillig vaßnacht spil von eim freyhirten und einer guten metzen sampt einem Doctor priester und einem Wirt."

S. 345. Wenn Hans Sachs sagt, daß er die meisten Schauspiele „selbst habe agiren und spielen helfen", so meint er damit nicht, daß er selbst darin agiert habe, sondern, daß er die Leitung der Aufführungen gehabt, oder, wie wir heute sagen würden, daß er die Stücke in Szene gesetzt habe. Aug. Hartmann in seinen publizierten „Regensburger Fastnachtspielen" (München 1893) führt denselben Ausdruck „agiren und spielen helfen" von dem Regensburger Volksdichter Steffan Egel, aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, an, wobei diese Worte durchaus nur auf die Thätigkeit des Dichters als Regisseur zu deuten sind.

Zum zwölften Kapitel.

S. 366. Der dritte Band der Nürnberger Ausgabe seiner Dichtungen erschien in demselben Format, wie die beiden ersten Bücher, deren Titelblätter im 11. Kap. in Facsimiles mitgeteilt sind. Der Titel dieses dritten Bandes ist ebenso umständlich wie die früheren:

Das dritt und letzt buch. Sehr Herrliche Schöne Tragedi, Commedi und schimpf Spil, Geistlich und Weltlich, viel schöner alter warhafftiger Histori, auch kurtzweiliger geschicht auff das deutlichst an Tag geben. Welche Spil auch nit allein gut, nutzlich und kurtzweilig zu lesen sindt, sonder auch leichtlich aus disem Buch spilweis anzurichten, weil es so ordenlich alle Person, gebärden, wort und werck, außgeng und eingeng aufs verstendigst anzeiget, durch alle Spil, der vormal keins im Truck ist außgangen, noch gesehen worden. Durch den sinnreichen und weit berümbten Hansen Sachsen ein liebhaber teutscher Poetrey, in diesem seinem dritten und letzten Buch mit fleiß zusammen getragen.

Getruckt zu Nürmberg bei Christoff Heußler. M. D. LXI.

Nach der Vorrede des Verlegers Georg Willer folgt das Vorwort des Hans Sachs. Nachdem er mit Berufung auf einen Spruch des „weisen Heiden" Seneca über die Ruhe des Gemüts sein Bedürfnis nach dieser Ruhe auseinandergesetzt hat, weil auch „das schwer Alter seinen Fuß je länger kräftiger in mich setzet", fährt er fort: „Weil ich aber noch aus allen meinen Gedichten mir bisher vorbehalten, den meisten Theil meiner Comedi, Tragedi und Spiel und die weder in das erst noch ander Buch zu trucken hab wöllen geben, sonder mir als ein besondern lieben heimlichen schatz behalten wöllen, weil ich sie den meisten theil selb hab agiren und spielen helffen", so habe er diese Schauspiele, „welche in der Zahl sind 120", gleichfalls dem ehrbarn Jörg Willer, Druckherrn zu Augsburg, zum Druck übergeben. Nach seinen weiteren Bemerkungen über die dreierlei Gattungen der Stücke und über ihre Herrichtung zum Spielen (wie es vorn im Text mitgeteilt ist) fügt er noch über die Schauspiele hinzu:

„Welche auch zum Theil vorhin in etlichen Fürsten und Reichstetten, mit freuden und wunder der zuseher, gespilt worden sind. Also gutherziger Leser, hast du mich gar mit allen meinen Werken, mancherlei Art der gebunden Gedicht, so ich ungefährlich in 47 Jahren gemacht hab, in der summa 788 doch nur so viel mich dienstlich und nützlich gedunkt haben, in truck zu geben, darzu sind hier ausgeschlossen die bar der teutschen Maistergesang, der auch in der Summa sind 4270 bar, welche auch nit in truck zu geben sind, sonder die Singschul mit zu zieren und zu erhalten . . ." Datum 1561, 16. August.

Der Band enthält, außer dem am Schlusse des ersten Teils gedruckten Gedicht über den „wunderlichen Traum von seiner Gemalin Kunigunde", nur Schauspiele, und zwar 42 Tragödien, 33 Komödien, 3 Stücke, die als „Spiel" bezeichnet sind, und 24 Fastnachtspiele.

S. 368. Heinrich Steinhöwel, dem auch die früheste Verdeutschung von Boccaccios Decamerone („Hie hebt sich an das puch von seinem meister in greckisch genannt decameron, daz ist cento novelle in welsch . . .") mit Bestimmtheit zugeschrieben wird, beschäftigte sich, als er in Ulm als Arzt lebte, auch mit der Herausgabe anderer Werke Boccaccios. Die Übersetzung der „berühmten Frauen" ist im Vorwort von ihm aus Ulm 1473 datiert. Der mir vorliegende Augsburger Druck vom Jahre 1541 hat den Titel:

„Ein Schöne Cronica oder Hystoribuch, von den fürnämlichsten Weybern, so von Adams zeyten an gewesst, was guttes oder böses ye durch sy geübt, Auch was nachmalen guttes oder böses daraus entstanden. Erstlich durch Joannem Boccatium in Latein beschriben, Nachmalen durch Doctorem Henricum Steinhöwel in das Teutsch gebracht, Allen frommen Weybern zu einer Eer und exempel fürgemalt, Und den bösen zu einer besserung und warnung, Mit schönen Figuren durchauß geziert, Gantz nutzlich, lustig und kurtzweylig zu lesen."

Der Titelholzschnitt zeigt drei vornehme Frauen an einem behangenen Tische sitzen. Das Register zählt die hundert Frauen in alphabetischer Ordnung her, von Agrippina bis Zenobia.

S. 376. Die Hans Sachsischen Verse zu Jost Ammans Holzschnitten aus dem Fronsbergerschen Kriegsbuch stehen noch nicht in der Folioausgabe des Kriegsbuches selber, das zuerst, seit 1555, in einzelnen Abteilungen, dann als Ganzes in drei Teilen von 1571—1573 erschien. Die Bände enthalten außer den zahlreichen Holzschnitten auch viele große Kupfertafeln.

Aus jenem großen Kriegsbuch ist dann die kleinere in Quartformat gedruckte Ausgabe gemacht worden, welche nichts weiter aus dem Fronsbergerschen Werke enthält, als 48 Holzschnitte, zu deren jedem Hans Sachs die darauf bezüglichen Verse gemacht hat. Von dieser Ausgabe ist mir nur ein einziges Exemplar bekannt. Dasselbe befindet sich in der Dresdener Königl. Bibliothek, ist aber defekt, hat ein unvollständiges Titelblatt mit dem Bildnis Karls V., und die sämtlichen Bilder mit den Versen sind aufgeklebt; das Schlußblatt aber zeigt ebenfalls Verlag und Druck von Sigmund Feyerabend und Simon Hüter an. Auch in der Monographie von C. Becker „Jobst Amman" (Leipzig 1854) wird diese Ausgabe nur nach einer schriftlichen Mitteilung erwähnt, ohne daß Becker selbst sie kannte. Doch berichtet er, daß in einem alten Frankfurter Meßkatalog (von 1500—1602) angezeigt ist: „Figuren auß dem Kriegsrecht Fronspergers, in ein Tabulam verfasset. Frankfurt a. M. 1565".

Außer dem Titel- und Schlußbild enthält die Separatausgabe 46 Holzschnitte, einzelne Figuren der verschiedenen Kriegsämter und Chargen, sowie verschiedene Gruppenbilder, deren letztes das von uns auf S. 377 abgedruckte ist. Erst in diesen dazu befindlichen Versen ist der Name Hans Sachs im Schlußreim enthalten.

— Von der Beschreibung aller Stände sind verschiedene Ausgaben bekannt. Gleichzeitig mit einer lateinischen Ausgabe erschien die erste deutsche mit den Hans Sachsischen Versen unter dem Titel:

„Eygentliche Beschreibung Aller Stände auff Erden, hoher und Nidriger, Geistlicher und Weltlicher, Aller Künsten, Handwercken und Händeln ꝛc. vom größten biß zum kleinsten, Auch von jrem Ursprung, Erfindung und Gebreuchen. Durch den weitberümpten Hans Sachsen ganz fleißig beschrieben und in Teutsche Reimen gefasset, sehr nutzbarlich und lustig zu lesen, und auch mit künstreichen Figuren, deren gleichen zuvor niemands gesehen, allen Ständen, so in disem Buch begriffen,

zu ehren und wolgefallen, Allen Künstlern aber, als Malern, Goldschmieden etc. zu sonderlichem Dienst in Druck verfertigt. — Gedruckt zu Frankfurt am Mayn. M.D.L.XVII."

Unter der Widmung an den Goldschmied „Wenzel Gomnitzer" steht das Bildnis Jamnitzers in Holzschnitt, in dessen Umrahmung er Wenzel Jamitzer genannt ist, mit dem Zusatz: aetatis suae 59. Anno.

Weder aus dem Kriegsbuch noch aus der Beschreibung aller Stände sind die Hans Sachsschen Verse in die Nürnberger Gesamtausgabe gekommen.

S. 381. Die Handschriften des Hans Sachs haben ihre besonderen Schicksale gehabt, über die hier in Kürze berichtet werden mag. Aus des Dichters eigenen Mitteilungen in seinem „Valete" wissen wir, daß er im Ganzen vierunddreißig starker geschriebener Bände seiner sämtlichen Gedichte hinterlassen konnte. Davon waren 16 Bücher Meisterlieder und 18 Bücher Spruchgedichte. Von diesem ganzen Schatze, der schon im Anfange des 17. Jahrhunderts von Nürnberg weggekommen war, sind gegenwärtig noch zwanzig Bücher als vorhanden bekannt. Der größte Teil davon befindet sich in Zwickau in der dortigen Ratsbibliothek, einzelne Bände sind nach Dresden, Leipzig, Berlin und (erst neuerdings) nach Nürnberg gekommen, aber man konnte schon vor längerer Zeit mit Sicherheit annehmen, daß der ganze Handschriftenschatz früher in Zwickau vollständig beisammen gewesen ist. Von dem Vorhandensein einzelner Bände daselbst hatte schon Ranisch in seiner „Lebensbeschreibung" (1765) Nachricht gegeben, aber trotzdem sind sie Jahrhunderte lang fast unbeachtet geblieben, so daß sie erst vor vier Jahrzehnten gleichsam neu entdeckt werden mußten. Es geschah dies im Jahre 1853 durch den Dr. Herzog in Zwickau, Herausgeber der Zwickauer Chronik. Über diese Entdeckung hatte dann der Rektor Dr. Hertel in Zwickau in dem Schulprogramm von 1853 bis 1854 sehr eingehende Mitteilungen gemacht und dabei die Zahl der aufgefundenen Bände auf zwölf angegeben. Dr. Hertel, der übrigens irriger Weise annahm, daß diese umfangreichen Handschriften keine Autographa des Dichters seien, sondern für ihn angefertigt gewesene Abschriften, bemerkte dabei: „Wie diese Handschriften nach Zwickau gekommen sind, darüber hat weder Dr. Herzog noch ich bis jetzt etwas auffinden können. Bekannt ist jedoch, daß im 16. Jahrhundert, wo eine Haupthandelsstraße von Nürnberg über Zwickau ging, eine sehr nahe Verbindung beider Städte bestanden hat".

Dies war natürlich keine genügende Erklärung und es hat seitdem wieder beinahe vier Jahrzehnte gedauert, bis endlich vor zwei Jahren durch eine neue Entdeckung Licht in die Sache gebracht werden konnte.

Erst im Jahre 1891 brachte das Zwickauer Wochenblatt eine Notiz, welche durch Kombinierung mit anderen Umständen zur Aufklärung führen mußte. Wir wissen aus Hans Sachsens eigenen Angaben, in zweien seiner Gedichte, daß alle seine sieben Kinder schon lange vor ihm gestorben waren, und ferner, daß vier Enkel („Enenklein") ihn überlebt hatten. Diese Enkel stammten von seiner ältesten Tochter, die in Nürnberg mit dem Messerschmied

Hans Pregel verheiratet war. Jetzt hat man nun aus dem Zwickauer „Unmündigkinderbuch“ erfahren, daß in Zwickau im Jahre 1633 der Gasthofbesitzer zu den drei Schwänen Johann Pregel verstorben war, und daß in dessen Büchern, nach dem Zeugnis des Stadtvogt und Stadtschreibers, sich dreißig geschriebene Bücher in Folio und fünf geschriebene Bücher in Quart, sämtlich „Hans Sachssche Poeterei“ enthaltend, gefunden haben, außerdem noch die ersten drei Bücher seiner gedruckten Werke in der alten Nürnberger Gesamtausgabe. Jener Gastwirt Pregel war also zuverlässig der Nachkomme (vermutlich Enkel) des Hans Pregel aus Nürnberg, des genannten Schwiegersohnes von Hans Sachs, und es ist sonach mit Sicherheit zu schließen, daß dessen Enkel (wenn nicht vielleicht schon sein Sohn Jakob Pregel?) aus seines Vaters Hinterlassenschaft die sämtlichen Handschriften mit nach Zwickau genommen hatte, wo sie dann nach seinem Tode bis zum Jahre 1853, also 220 Jahre lang, fast unbeachtet gelegen haben. Freilich nicht so ganz unbeachtet, denn aus der Menge von Bänden, die mit der Zeit abhanden gekommen waren, sind mehrere durch den Antiquariatshandel (meist von Leipzig aus) an verschiedene Besitzer gelangt und sie verteilen sich jetzt auf Leipzig, Dresden, Berlin und Nürnberg, während der größere Teil in Zwickau verblieben ist, aber mehr als ein Drittel des einstigen Bestandes als verloren betrachtet werden muß. Über die in der Leipziger Stadtbibliothek wie in der Dresdener Königl. Bibliothek befindlichen Bände hatte schon 1843 Dr. Robert Naumann in einer besondern Schrift Mitteilungen gemacht, aber er wußte damals noch nicht, was für Schätze noch in dem Zwickauer Ratsarchiv verborgen lagen, denn er berichtete nur: Früher habe die Schulbibliothek in Zwickau „mehrere Bände von Hans Sachsschen Gedichten“ besessen, von denen jetzt aber nur noch ein Quartband mit Meisterliedern vorhanden sei. Daß die Sache sich anders verhielt, wurde dann zehn Jahre später durch die erwähnte Schrift des Dr. Hertel festgestellt, der bereits zwölf Bände als vorhanden angeben konnte.

Daß die Übersiedelung der gesamten Handschriften von Nürnberg nach Zwickau schon bald nach dem Tode des Dichters geschehen war, kann man daraus annehmen, daß nach der Mitteilung über die Hinterlassenschaft des 1633 in Zwickau verstorbenen Gastwirts Pregel von der gedruckten Ausgabe der Hans Sachsschen Werke nur die drei ersten Bücher sich dabei befunden haben, also diejenigen, die noch zu Lebzeiten des Dichters erschienen waren und die auch in seiner Bibliothek verzeichnet stehn. Der ganze Sachverhalt erklärt es aber endlich auch, weshalb gerade die Vaterstadt des Dichters für so lange Zeit (bis zum Frühjahr 1893) nicht im Besitze eines einzigen der von ihm hinterlassenen handschriftlichen Bände geblieben war.

Von der Gesamtheit der von Hans Sachs hinterlassenen Handschriften sind gegenwärtig noch vorhanden: neun Bücher Meisterlieder (von 16) und elf Bücher Spruchgedichte (von 18). Vermehrt wird dieser Bestand von Handschriften noch durch verschiedene Sammlungen von Meisterliedern, die Hans Sachs für andere Meistersinger zusammengeschrieben hatte, und von denen mehrere Bände sich in Dresden, in Nürnberg und in Berlin befinden.

S. 382. Erst nach dem Tode des Dichters erschienen die beiden letzten Bände der Gesamtausgabe.

Das vierdt Poetisch Buch. Mancherley artliche Newe Stück, schöner gebundener Reimen, in drey unterschidliche Bücher getheylt. Inhaltend: Tragedi, Comedi, warhaffte schöne Historien, Geistlich und Weltlich, Item: Schöne Gesprech, Mercklische Ritterliche Thaten hoher Personen, Gewaltige Kriegsübungen, Victorien und Niederlag großer Potentaten; Dergleichen auch kürtzweilige Spiel und Sprüch, Lustred und Fabeln darinnen gantz höflich, das gut und löblich, auch das arg und schendlich, erkennet wird, nützlich, ohn all ergerniß zu lesen. Durch den wolerfarnen, sinnreichen und weitberümbten Hans Sachssen, fürnemsten Teutschen Poeten, mit höchstem fleiß und lust, in diß vierdt Buch zusammen getragen, Doch alles New, und in den vorigen drey Büchern nicht gedruckt.
Mit Röm: Kay: May: Gnad und Privilegio.

Am Schluß des Bandes: Gedruckt zu Nürnberg, durch Leonhardt Heußler, In verlegung Joachim Lochners.

In der Mitte des Titelblattes, nach dem Haupttitel, befindet sich das Bildnis des Hans Sachs in Holzschnitt, augenscheinlich mit Benutzung der Jost Ammanschen Radierung des Herneyßenschen Bildes. Zu beiden Seiten des Holzschnittes stehen die Verse (natürlich nicht mehr von ihm):

Also war ich Hans Sachs gestalt
Gleich ein und achtzig Jare alt,
Zehen Wochen darzu fünff Tag
Da ich von hinn, schmertzlich mit klag
Durch die allmechtig Gottes wahl
Ward gefordert auß dem jammerthal

Und von den lieben Engeln bloß
Getragen in Abrahams Schoß.
Leb nun im frid, deß mich vergwißt
Mein lieber Heyland Jesus Christ
Im sechsundsibenzigsten Jar
Der neuntzehende Jenner war.

M. D. LXXVIII.

Die Vorrede des Nürnberger Herausgebers Joachim Lochner ist datiert: Nürnberg, 31. Juli des 1578 Jars.

Die drei Teile dieses 4. Buches (1. Schrifftlich und geistlich, 2. Histori und Geschicht, 3. Fastnachtspiele, Fabeln und Schwäuke) enthalten im Ganzen noch 8 Komödien und Tragödien und 15 Fastnachtspiele. Von den anderen Gedichten sind über 100 biblischen Stoffes, 65 historischen und verschiedenen Inhalts, und etwa 70 Schwankgedichte und Fabeln.

— Der letzte Band der Gesamtausgabe — „Das fünfft und letzt Buch“ — erschien 1579, ebenfalls im Verlage von Joachim Lochner und gedruckt von Heußler in Nürnberg.

In dem Vorwort des Verlegers wird bemerkt: Der Herausgeber habe befunden, daß der vierte Teil nicht ohne Nutz und Frucht „vieler gelehrter verständiger und auch hoher Adelspersonen“ gelesen worden, weshalb er auch diesen fünften Teil „als besonders künstliches Buch und Meisterstück, nach Hans Sachsens eigener Bekenntniß, ins Werk wollte richten lassen“.

Von dramatischen Dichtungen enthält dieser Band in seinem zweiten Teil noch acht Stücke (Comedi, Tragedi und Spiel) und im dritten Teil neun

Fastnachtspiele. — Der ganze erste Teil ist mit den 150 Psalmen, den Sprüchen Salomonis, Buch Syrach u. s. w. angefüllt; der dritte Teil enthält am Schlusse auch die „Summa all meiner Gedicht".

S. 383. Die umfassendste von den älteren Schriften über den Meistergesang ist die von Adam Puschmann: „Gründtlicher Bericht des deutschen Meistergesanges . . . zusampt der Tabulatur und beiderlei Straffartikeln, mit angeheffter Schulordnung, wes sich Merker und Singer allenthalben verhalten sollen . . . durch Adam Puschmann von Görlitz, Liebhabern dieser Kunst, zusamen gebracht". Görlitz 1571, Ambrosius Fritzsch.

Puschmanns handschriftliche Sammlung von Meisterliedern (in der Breslauer Stadtbibliothek) ist bezeichnet als „ein genotiert Buch, darinnen über 300 alte und neue schöne Meistertöne und Melodieen sind aufgenotiert und zu jeder Melodey ein geistlich Lied geschrieben". Die Sammlung, mit dem Jahre 1587 bezeichnet, enthält die Töne fast sämtlicher Meistersinger mit den hinzugefügten Noten (vergl. Anhang I).

Die Hagersche Sammlung (Königl. Dresdener Bibliothek) existiert ebenfalls nur handschriftlich: „Ein Teutsches Maisterlieder Buch. In diesem Buch sind schöne Gaistliche Lieder aus alt und Neuem Testament, Gott dem allmechtigen zu lob, Ehr und Preyß. Auch schöne weltliche lieder aus vielen Scribenten zusammen gezogen. Letzlich lecherliche Bosen (Possen) und Schwänklieder, doch nit zu grob, zu kurtzweil. Unter den gemelten liedern seind ihrer viel, da ihre Melodey in die Noten ordentlich verfaßt sein . . . Durch Georg Hager, Schumacher zu Nürnberg, auch liebhaber und befürderer der alten löblichen Kunst deß Teutschen Maister Gesangs. Anno Salutis 1600". — Die „genotierten Lieder", sagt Hager, habe er sich von Breslau (jedenfalls von Puschmann) „mit großer Müh und Unkosten bringen lassen", weil wir hier (in Nürnberg) „viele Melodey oder Tön verloren haben und abgestorben sein . . ." Ferner berichtet Hager: „ob ich wol mein singen und diese löbliche kunst von meinem Vatter seliger gelerndt hab, ist sie doch von Sachsen herkumen. Denn mein Vatter hat sein Handwerk des Schuhmachen von gemelten Hans Sachsen gelernt, so wol auch das Singen, und hernach als ich ein Knab zu meinem verstand kam, hab ich mich bei dem Hans Sachsen täglich und viel stunden finden lassen.

Beigefügt ist dem Hagerschen Liederbuch eine von dem Meistersinger und Merker Hans Glöckler geschriebene Tabulatur. In dieser sind nur 20 „Strafen" verzeichnet, alle aber mit den Erläuterungen Glöcklers (vergl. S. 268). Hager bemerkt dazu: Er habe auch Puschmanns Tabulatur dazu binden lassen, die derselbe aus der Nürnbergischen, Augsburgischen und Straßburgischen genommen hat. Obgleich Puschmann die „angeborene Nürnbergische Sprache" tadelt und auch in anderen Dingen so spitzig und scharf sei, daß seine eigenen Gedichte danach müßten gestraft werden, so sei doch seine Tabulatur in vielen Dingen auch nicht zu verachten; man möge deshalb „die zwei Tabulaturen zusammen halten".

— Joh. Christoph Wagenseils oft erwähnte und auch von Richard Wagner benutzte Schrift „Von der Meistersinger holdseligen Kunst,

Anfang, Fortübung .... Altdorf 1697" enthält sowohl Nachrichten aus den verschiedenen Tabulaturen, wie auch eingehende Mitteilungen über die Gesellschaftsbräuche der Meistersinger, ist aber nicht frei von mancherlei Irrtümern. Auch die von ihm in Noten mitgeteilten Liederproben (der gekrönten Töne von den alten Meistern) sind nur Bearbeitungen und weichen von den handschriftlich überlieferten vielfach ab. Zu den von ihm über Hans Sachs gegebenen Nachrichten bemerkt Wagenseil: des Hans Sachs Verstand habe sich weit „ultra crepidam" erstreckt.

Zu jener Zeit war eine solche Meinung über Hans Sachs unter den Einsichtsvolleren noch keine so ausnahmsweise. Aber je mehr der Meistergesang in den verschiedenen Städten in Verfall kam, um so mehr geriet auch Hans Sachs als Dichter überhaupt in Vergessenheit. Was die Meistersingekunst betrifft, so gehört die Geschichte ihres fortschreitenden Niederganges nicht mehr zum Lebensbilde unsers Hans Sachs. Aber an dieser Stelle werden einige Mitteilungen darüber wohl angebracht sein.

Schon aus der Puschmannschen Tabulatur, und mehr noch aus seinen Beurteilungen Anderer erkennt man, wie in den Meistersingschulen ein streitsüchtiges Wesen mehr und mehr um sich gegriffem hatte und die einstigen hohen Ziele der Kunst verdunkelten. Puschmann erzählt uns in seinem schon angeführten Werke, daß ihn „die Neigung zur Musica und insbesondere zum Meistergesang" bewogen hatte, zuerst in Augsburg sich darin unterrichten zu lassen. Aber erst in Nürnberg habe er durch den sinnreichen Hans Sachs „bessern Bericht des Grundes dieser Kunst erlangt" und etliche Jahre dort sich darin geübt. Er wolle denn auch von dieser hochgeehrten Kunst nicht weichen, ungeachtet „von groben und unverständigen Leuten diese löbliche und christliche Übung des Singens veracht wird". Puschmann schilt aber dabei auch wiederholt über die Neuerer oder „Klüglinge" in den Singschulen, über die „spitzfündigen und scharfen" Singer, die alles besser wissen wollen, und unter anderm auch in den Tabulaturen die Strafartikel in ungehöriger Weise vermehren, indem sie ganz unschuldige Dinge mit Strafen belegen, dabei aber in anderen Fällen manche entschiedene und verwerfliche Fehler ungestraft lassen. Über Hans Sachs äußert er sich bei dieser Gelegenheit:

„Daß ich meinen Lehrmeister und lieben Freund Hans Sachsen, von dem ich mehrertheils den Bericht dieser Kunst anfänglich bekommen, sein Gedicht nicht gerne verwerfen wollte, weil er obgemeldte figuras in seinen Gedichten oft und viel contra Prosodiae praescriptum gebraucht hat, daran zwar die Versaumniß seines Studierens in der Jugend schuld hat und hoch zu beklagen (!). Sollte ich nun seine artlichen und vielfältigen Gedicht, desgleichen ihm keiner nachdichten wird, verwerfen, wollte mir übel anstehn".

Auch an einer andern Stelle sagt Puschmann, indem er die Herausgabe seines Buches („Gründlicher Bericht") motiviert: „weil ich leider verspüre, daß diese Kunst je länger je mehr ins Abnehmen und Verachtung kömmt und zuletzt gar verlöschen würde" u. s. w.

Wagenseil konnte dessenungeachtet von der „holdseligen Kunst des Meistergesanges" noch mit Achtung, als von einer bedeutenden Kulturerscheinung

sprechen. Im achtzehnten Jahrhundert aber kommen solche Äußerungen kaum noch vor. In der zu Erfurt 1750 erschienenen Nürnberger Chronik („Joannis ab Indagine wahre und grundlegende Beschreibung ꝛc.") spricht der Verfasser mit großer Geringschätzung von den Nürnberger Meistersingern, indem er dabei spöttisch bemerkt: Wagenseil habe von ihnen viel Wesens gemacht.

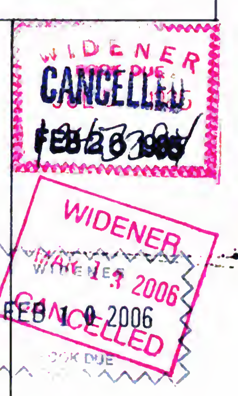
Die Mitgliederzahl der Singschulen in Deutschland hatte sich im achtzehnten Jahrhundert dermaßen verringert, daß mehrere der Schulen schon gegen Ende des Jahrhunderts eingegangen waren.

S. 388. Über die fragliche Grabstätte des Hans Sachs auf dem Johanniskirchhof bemerkt Edm. Goetze in der Biographie des Dichters (1890): „Gewöhnlich wird als sein Grab das mit Nr. 503 bezeichnete angegeben, weil auf der Metallplatte des Grabsteines die Buchstaben H. S. stehen. Zu beiden Seiten freilich sind zuckerhutähnliche Embleme angebracht, und die Inschrift sagt, daß dort ein Zuckerbäcker Hans Sachs und seine Frau begraben liegen. Indes wäre nach Nürnberger Sitte es gar nicht auffällig, daß unser Meistersänger unter demselben Steine ruhte; denn dort liegen in einem Grabe mehrere, manchmal sogar sechs Gestorbene, ohne daß ihre Namen auf der Platte verzeichnet sind".

S. 391. In der That war Hans Sachs beim deutschen Volke erst seit dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts allmählich in Vergessenheit geraten. Sein Ruhm war noch bis etwa fünfzig Jahre nach seinem Tode unvermindert geblieben. Speziell mit Bezug auf seine Vaterstadt spricht dafür zunächst der unserm Buche vorgedruckte schöne Kupferstich von Lukas Kilian vom Jahre 1623 und die ihm beigefügten Worte in Prosa und Poesie. Von der Nürnberger Gesamtausgabe erschienen neue Auflagen vom ersten Buch bis 1590, vom zweiten bis 1591, vom dritten bis 1598. Das vierte und fünfte Buch hatten zwar nicht den gleichen Erfolg, aber noch in den Jahren 1612—1616 konnte der Augsburger Buchhändler Hans Krüger einen vollständigen neuen Druck aller fünf Bücher in Kempten herausgeben. Über die verschiedenen Neudrucke seiner einzelnen Dichtungen, bis Ende des 17. Jahrhunderts, hat Albert Richter in einem Aufsatze „Hans Sachsens Fortleben im 17. Jahrhundert" (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Berlin 1893) eine gute Übersicht gegeben. Am längsten erhielten sich in der Gunst des Publikums mehrere seiner vorzüglichsten Schwankgedichte und Fastnachtspiele. Dauernder aber noch blieb der Einfluß, den Hans Sachs auf andere Dichter übte, besonders auch auf dem Gebiete des Volksschauspiels, worüber August Hartmann („Volksschauspiele. In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt", Leipzig 1880) beachtenswerte Nachweise gegeben hat.

Namen- und Sachregister.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.


WIDENER
CANCELLED
WIDENER
MAR 1 3 2006
CANCELLED
FEB 1 0 2006

